





Dr. Justus Christian Loder

Königl: Preuss: Geheimerrath und Professor der Arzneygelahrheit zu Halle.

geb: zu Riga, d. 28ten Febr. 1753.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCI. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Herrn Geh. Rath Loder zu Halle.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

zeichniß

der

im 1sten Stücke des ein und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

Prakt.

IV. Arzneygelahrheit.

d. Bürg.

V. Romane.

VI. Theater.

X. Gelehrtengeschichte.

XI. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIII. Erziehungsschriften.

Ideen

XIV. Kriegswissenschaft.

XV. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des ein und neunzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

* 3. Be-

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Kor-

8. Korrespondenz.

9. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die Lehre vom Abendmahle für Christen, die sich bey der Lehre ihrer Kirche nicht beruhigen können. Ein Dialog von einem Theologen rc. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 4 B. 8. 6 gr.

Die neue Erklärung von den Einsetzungsworten, womit der Verf. dergleichen Christen zu beruhigen denkt, ist: das habe ich dazu bestimmt, daß ihr es für meinen Leib und Blut (für die durch meinen Tod gestiftete Erlösung) annehmen sollet. Wenn man irgend einem, sagt der Verf. ein Kassenbillet in die Hand giebt, so sagt man: das sind so oder so viele Thaler. Es ist nun zwar ein bloßes Papier; aber man bekommt doch auch dafür die darauf bestimmte Anzahl Thaler. Der Sohn, der in dem sehr weitläuftig gerathenen Gespräch redend eingeführt wird, ist der Meinung, daß dieses Gleichniß hinke, und es scheint, daß er recht hat; so viel Mühe sich auch der Herr Vater giebt, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Zb.

Allgemeines biblisches Lesebuch, enthaltend den Geist und die Kraft der Bibel, für die Jugend, zum Gebrauche der Aeltern, Prediger, Lehrer und Lehrlinge, von J. L. W. Scherer.

Auch unter dem Titel:

Kleine Bibel für die Jugend, auch für Erwachsene brauchbar rc. Leipzig, bey Köhler. 1803. 326 S. 8. 1 Rh.

Daß die Bibel nach ihrem ganzen Inhalte und nach der Lutherischen Uebersetzung der Jugend nicht mit Nutzen, und selbst in religiöser und moralischer Hinsicht, nicht ohne Nachtheil in die Hände gegeben werden könne, ist eben so ausgemacht, als dieses, daß die treffenden Belehrungen, die schätzbaren Denksprüche und die lehrreichen Beyspiele, welche dieses Buch enthält, es verdienen, daß die Jugend mit denselben bekannt gemacht, und durch sie der Sinn für Religion und Sittlichkeit in ihren Gemüthern erweckt und geschärft werden. Aus diesem Grunde ist daher ein zweckmäßiger Auszug aus der Bibel, — der alles Unfruchtbare, Unverständliche und bloß auf die damaligen Zeiten, Sitten und Vorstellungsarten Passende ausschließt, und nur das Fruchtbare, Faßliche und für alle Zeiten Gültige heraushebt, und es in einer richtigen, dem Geist unserer Sprache angemessenen Uebersetzung ausdrückt, — vollkommen zu rechtfertigen; und ob wir gleich schon mehrere solche sogenannte kleine Bibeln besitzen: so kann dennoch die vor uns liegende neben jenen füglich bestehen, da sie nach einem verschiedenen Plane bearbeitet worden ist; und da man ihr selbst, in Absicht einer gedrängten Zusammenstellung, einer zweckmäßigen Auswahl und einer noch genauern Rücksicht auf das Praktische manche Vorzüge vor jenen zugestehen muß. Mehreren Abschnitten sind bald längere, bald kürzere praktische Anwendungen beygefügt; die aber, um nicht mit dem wirklichen Inhalte der Bibel verwechselt zu werden, durch beygefügte ein Zeichen von dem, was Worte der Schrift sind, hätten unterschieden werden sollen. Die erklärenden Anmerkungen, die unter dem Texte stehen, sind nur sehr sparsam angebracht, und lassen, hauptsächlich was das A. T. betrifft, Manches zu erklären übrig. Freylich hat Herr Sch. in der Vorrede diesen Vorwurf von sich abzulehnen gesucht, daß er sich, in Absicht der hier mangelnden Erklärungen auf seine übrigen Schriften, und namentlich auf sein Lehrbuch der Religionsgeschichte, und auf seine historische Einleitung zum richtigen Verstehen der Bibel beruft, und daß er zugleich erklärt: »gegenwärtiges biblisches Lesebuch gehöre in

die

die Reihe derjenigen Religions-Lehrbücher, die er sich, nach einem eigenen darüber entworfenen Plan, auszuarbeiten vorgenommen habe.« Billig aber sollte jede Schrift, wenn sie, wie es mit dieser kleinen Bibel der Fall ist, als ein für sich bestehendes Ganzes anzusehen ist, so abgefaßt seyn, daß die Leser derselben, um sie zu verstehen und mit Nutzen zu gebrauchen, nicht erst genöthigt wären, sich die übrigen Schriften ihres Verfassers anzuschaffen. — Im A. T. — die Salomonischen Schriften und das Buch Sirach ausgenommen, wo bey den erstern Döderlein's — und bey dem letztern Linde's Uebersetzung zum Grunde liegt — ist Hr. Sch., wie er sagt, meist seinen eignen Uebersetzungen gefolgt; nur kann, was den historischen Theil betrifft, von eigentlichen Uebersetzungen hier nicht die Rede seyn, da der Verf. aus jeder biblischen Geschichte das Merkwürdigste zusammengezogen, und mit seinen eigenen Worten erzählt hat. Im N. T. sind die Uebersetzungen von Michaelis, Bahrdt, Stolz, Kannabich u. a. benutzt worden. Am meisten haben wir die Stolzische Uebersetzung benutzt gefunden, welches wir zwar bey den unverkennbaren Vorzügen derselben nicht mißbilligen; dabey aber doch wünschten, daß Herr Sch. sich nicht zu genau an sie gebunden, und da von ihr abgegangen seyn möchte, wo sie den Sinn des Originals nicht befriedigend genug ausgedrückt hat. So übersetzt z. B. Hr. Sch. mit Hrn. St. πισις und πισευειν beynahe immer durch Vertrauen; eine Uebersetzung, die zwar in den Stellen, wo es nach der lutherischen Uebersetzung heißt: dein Glaube hat dir geholfen; — als er ihren Glauben sah; — und in andern ähnlichen als die allein richtige anzusehen ist; die sich aber da, wo von dem auf die Lehre Jesu sich beziehenden Glauben an ihn die Rede ist, sich schwerlich rechtfertigen läßt. Wie wenig drückt z. B. in der Stelle Joh. 3. 16. ff. das hier überall gebrauchte Wort Vertrauen den Sinn aus, der in dieser Stelle liegt! Was Jesus hier unter dem glauben und nicht glauben an ihn, — verstehe, nämlich seine Lehre für wahr und göttlich halten, und sich durch dieselbe erleuchten und bessern lassen, oder nicht; dieses erhellet deutlich aus dem ganzen Zusammenhange dieser Stelle, und hauptsächlich aus dem 19ten V. Diesem Sinn aber entspricht der Ausdruck Vertrauen keinesweges; da derselbe dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge, nur auf den guten Willen dessen, dem man vertraut, und auf die gute Gesinnung, die man von ihm erwartet, sich bezieht. Man

suche daher entweder in Stellen dieser Art jene neutestamentlichen Ausdrücke durch bestimmte, ihrem Sinn entsprechende Umschreibungen zu erklären; oder man behalte für sie die Wörter: Glaube und glauben bey, die jenem Sinne sehr nahe liegen, und ihn auch durch den eingeführten religiösen Sprachgebrauch bereits erhalten haben. — Eben so wenig können wir auch, um noch ein Beyspiel anzuführen, wo wir wünschten, daß Hr. Sch. von der Stolzischen Uebersetzung abgewichen seyn möchte, — die mit derselben übereinstimmende Uebersetzung von 1 Kor. 11, 25. billigen: »Mit diesem »Kelche nehmet ihr Theil an der neuen Religion, die durch »mein Blut gestiftet wird.« Da der Passahkelch, welchen Christus vor sich hatte, als ein Symbol der Mosaischen mit Blut sanktionirten (2 B. M. 29, 8.) Religionsverfassung betrachtet wurde: so können die Worte: τουτο το ποτηριον, η καινη διαθηκη εςιν u. τ. λ. offenbar nichts anders heißen, als: »dieser Kelch ist, oder sey von heute an für euch das »Symbol einer neuen, durch mein Blut bestätigten Religion.« Davon also, daß die Jünger erst mit diesem Kelche an der Religion Jesu Theil nehmen sollten, wobey sich nicht einmal etwas Gegründetes denken läßt, da sie schon lange vorher an dieser Religion durch den darüber empfangenen Unterricht Theil genommen hatten, — kann hier durchaus nicht die Rede seyn.

Die interessantesten Geschichten der Bibel Alten Testaments. Nacherzählt, erläutert und praktisch gemacht von M. Wilhelm Gottlieb Georgi, Archidiakonus zu St. Maximus in Merseburg. Halle und Leipzig, bey Ruff. 1803. 246 S. 8. 16 gr.

Auch diese Schrift hat die Absicht, den lehrreichen Inhalt der Bibel A. T's. von Allem, wodurch er für den ungelehrten Leser derselben unverständlich und selbst oft anstößig wird, zu entkleiden, und ihn in einer unsern Begriffen und unsrer Art, diese Begriffe auszudrücken, angemessenern Gestalt darzustellen; und auch über diese Arbeit kann die Kritik im Allgemeinen kein ungünstiges Urtheil fällen, da die Grundsätze von denen der V. bey der Darstellung dieser biblischen Geschichten ausgeht, größtentheils richtig u.

dem

dem Gesichtspunkte angemessen sind, aus welchem der historische Theil des A. T's nach damaliger Denkart und Sprache, verglichen mit der unsrigen, betrachtet werden muß. Nur wäre zu wünschen, daß Hr. G. diese richtigen Grundsätze überall im Auge gehabt, und daher manchen nach alttestamentlichen Begriffen gebildeten Ausdruck nicht beybehalten; sondern ihn mit einem andern, unsrer Denkart entsprechenden und dadurch verständlichern vertauscht haben möchte. Hierher gehören z. B. die Redensarten: »das Wort des Herrn geschah zu ihm; — er erhielt den ausdrücklichen Befehl von Gott.« u. a., die, ohne weitere Erklärung, bey dem Leser, für den diese Geschichten geschrieben sind, theils irrige, theils undeutliche Vorstellungen erzeugen müssen. — Unrichtig heißt es: (S. 35.) Gott habe dem Abraham die wiederholte Verheissung gegeben, »daß in ihm und durch Einen seiner Nachkommen alle Völker der Erde sollten gesegnet werden.« Daß dieses nur durch Einen geschehen solle, davon sagt die hieher gehörige Stelle 1 B. M. 22, 18. die von Abrahams Saamen und folglich von seiner Nachkommenschaft spricht, — kein Wort. Und wenn Paulus Gal. 3, 16. aus der einfachen Zahl des Wortes: Saame folgert, daß dasselbe auf Einen, nämlich auf Christum sich beziehe: so nöthigt diese, selbst durch den biblischen Sprachgebrauch, nach welchem das genannte Wort immer als ein Kollektivum gebraucht wird, hinlänglich widerlegte, Paulinische Deutung jener alttestamentlichen Stelle den Uebersetzer und Erklärer derselben keinesweges sie anzunehmen; und schon Hieronymus ad h. l. verwarf sie deshalb geradezu, und sah sie für das an, wofür sie angesehen werden muß, nämlich für eine argumentatio κατ᾽ ανθρωπον; wobey sich dieser Kirchenvater die etwas starke Bemerkung erlaubt; »Paulus qui omnibus omnia factus est, ut omnes lucri faceret, — — Galatis quoque, quos paulo ante stultos dixerat, factus est stultus.« — Unter den praktischen Bemerkungen, die an diese biblischen Erzählungen meistens geknüpft sind, befinden sich manche, deren Richtigkeit und Allgemeingültigkeit wir nicht unterschreiben können. So z. B. S. 37. wo es heißt: »Nirgends mehr Abneigung »gegen die Pflichten des Wohlwollens, der Behülflichkeit, als »unter Blutsfreunden, besonders alsdann, wenn Aufopfe»rung nöthig ist. Eher und leichter findet der Bekümmerte »unter Menschen, die er nicht kannte, die durch keine beson»dern Verhältnisse zu ihm hingezogen werden, Rath, Trost,

 »Bey-

»Beystand, als unter seiner Familie, u. s. w.« So sehr dieses auch zuweilen der Fall seyn mag: so möchte doch die Erfahrung zu viele Beweise vom Gegentheile aufzuweisen haben, als daß so etwas im Allgemeinen mit Grund behauptet werden könnte.

Ueber die Taufe. Eine freymüthige Untersuchung, veranlaßt durch Vorgänge des Zeitalters. (Mit dem Motto:) Paulus: Christus hat mich nicht gesandt, zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen. 1 Kor 1, 17. Leipzig, in Kommission bey Fleischer dem Jüngern. 1802. 164 S. 8. 1 Rk.

Das Resultat dieser Schrift ist kein andres, als dieses: daß die Taufe als eine unnütze von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit abgewichene, und auf unsre, von christlichen Aeltern gebornen Täuflinge durchaus nicht passende Handlung, gänzlich abzuschaffen sey: eine Behauptung, die, bey einer richtigern, unbefangenern Ansicht der Sache, sich wohl schwerlich rechtfertigen läßt. Denn so gewiß auch in unsern Tagen über die absolute Nothwendigkeit der Taufe unter den Vernünftigdenkenden nur eine verneinende Stimme seyn wird: so folgt daraus noch nicht, daß eine Handlung abzuschaffen und für zwecklos und unnütz zu halten sey, durch welche die moralisch-religiöse Bestimmung eines Kindes feyerlich erklärt, und sonach den Eltern und Erziehern desselben das Bildungsgeschäfft, welches ihnen in dieser Hinsicht zukömmt, angewiesen wird. Mag dabey immer das Taufen selbst, das Besprengen mit Wasser, als Nebensache angesehen werden: so wird damit der Hauptsache, auf die es, wie gesagt, bey dieser Handlung ankömmt, und die an jenen Ritus geknüpft ist, nichts von ihrem Werthe benommen. Uebrigens aber ist dieser Ritus, gegen den der Verf. so sehr eifert, doch in der That ein eben so einfaches als Bedeutungsvolles Symbol für das letzte und höchste Ziel, welches die christliche Religion im Auge hat, nämlich Reinheit des Herzens und der Sitten, so daß derselbe dem genannten Hauptzweck jener Religionshandlung vollkommen entspricht, und sich damit schicklich vereinigen läßt. Freylich muß

muß auf dieses Alles durch den Gebrauch zweckmäßiger Tauf-formulare hingewiesen, und in denselben alles vermieden werden, was zu ungegründeten, vernunft- und schriftwidrigen Vorstellungen von der Kraft und dem Nutzen der Taufe führen kann. Und dieß ist es, worin wir daher dem Verf., der diese Handlung, wenn sie ja beybehalten werden sollte, zweckmäßiger eingerichtet zu sehen wünscht, vollkommen beystimmen; wobey wir aber auch bemerken, daß diese gewünschte Einrichtung schon in mehreren, vielleicht in den meisten Ländern des protestantischen Deutschlands statt findet; welches wir hauptsächlich darum bemerken, weil der Verfasser zu glauben scheint, daß jene Vorstellungen von den übernatürlichen Wirkungen der Taufe noch immer die herrschenden sind, und der Art, wie diese Handlung verrichtet wird, noch überall zum Grunde liegen, durch welchen angenommenen Fall der bestreitende Inhalt dieser Schrift und der Wunsch ihres Verfassers, statt einer solchen Taufe lieber gar keine zu haben, sich um so leichter erklären läßt.

Gp.

Was muß der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen? abgesehen von dem, was der Staat thun kann (und soll). Von C. Fr. L. Simon, Candidaten der Theologie in Merseburg. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 14½ B. 8. 14 gr.

Rec. kann nicht sagen, daß er in dieser Schrift etwas gefunden hätte, was nicht schon oft und besser gesagt worden wäre, als es hier gesagt wird. Die Gelegenheit dazu hat die von der asketischen Gesellschaft in Zürch aufgeworfene Frage des nämlichen Inhalts gegeben; allein die Beantwortung enthält mehr als die Frage; sie zeigt auch, was der Prediger wissen muß, weil der Verf. der Meinung ist, daß ein großer Theil der Geistlichen sich die sie treffende Verachtung durch ihre Unwissenheit zuzieht. Ueberhaupt scheint das Bild, welches der Verf. hier von den Predigern aufstellt, aus einem nicht eben zu den besten gehörenden Kreise von Landpredigern abgezogen zu seyn. Auch ist es offenbar übertrieben, wenn der Verf. S.

14 sagt: alle Ursachen, welche das Ansehn und die Achtung der Religionslehrer und ihres Standes geschwächt, und namentlich in unsern Tagen ihren Werth so tief herabgesetzt haben, können liegen entweder in der Schlechtheit des Objekts ihrer Funktionen; oder in der Schlechtheit des Subjekts, (welches nach der Meinung des Verf. hier der Fall ist,) das dem Objekte, Falls es ehrwürdig ist, nicht gewachsen ist. Denn der Verf. hatte ja vorher selbst zugegeben, daß es noch andre Ursachen außer diesen gebe, und sie der Reihe nach angezeigt. Dabey enthält diese Schrift Manches, welches gar nicht hierher gehört z. B. was eigentlich Religion ist, ja sogar auch Manches was offenbar falsch ist. Denn man kann ein sehr würdiger und nützlicher Prediger seyn, wenn man gleich nicht die Moral auf das Kantische Principium bauet. Endlich ist sie mit vieler Weitschweifigkeit geschrieben. Man siehet also, daß der Verf. besser gethan hätte, die Beantwortung dieser Frage Andern zu überlassen.

Cz.

Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christlichen Predigtamts. Ein Leitfaden akademischer Vorlesungen von D. A. H. Niemeyer. Halle, im Waisenhause, 1803. 12¼ B. 8. 14 gr.

Der Verf. hat durch sein Amt veranlaßt verschiedene Lehr- und Handbücher für diejenigen, welche sich dem Studium der Theologie und der Pädagogik widmen, herausgegeben, welche von vielen in den Vorbereitungsjahren und auch bey ihrer Amtsführung genutzt worden sind. Da er nun diese Handbücher bey einer jeden neuen Ausgabe vermehrte, und jedesmal die Literatur hinzufügte: so bekam besonders das Handbuch für christliche Religionslehrer, welches vier Auflagen erlebt hat, am Ende mehr die Einrichtung oder die Gestalt eines Handbuchs zum privat Gebrauch, als eines Leitfadens zu akademischen Vorlesungen. So wie er nun vor einiger Zeit einen besondern Leitfaden der Pädagogik und Didaktik (einen Auszug aus seinem größern Werke) herausgegeben hat: so erscheint nun hier ein ähnlicher Leitfaden der Homiletik, Pastoraltheologie und Liturgik, in welchem er, wie er in der Vorrede sagt,

überall auf die ausführlichere Behandlung der Gegenstände in seinen zu diesem Zweck herausgegebenen und hier besonders angezeigten Schriften verweiset, die man über die Sache weiter nachlesen kann.

In der That findet man hier auch alles das, was in jenen Schriften enthalten ist, nur kurz zusammengezogen, und man kann nicht läugnen, daß die gegenwärtige Schrift zu Vorlesungen auf Universitäten allerdings brauchbar und nützlich ist. Wenn aber in einem solchen Leitfaden außer den deutlichen und bestimmten Begriffen, welche darin durchaus herrschen müssen, Kürze und dabey Fruchtbarkeit des Ausdrucks Hauptsachen sind: so ist Rec. der Meinung, daß der gegenwärtige Leitfaden doch noch vielleicht etwas zu wortreich sey, und wenn einzelne weniger erhebliche Sachen und Erläuterungen, welche bey dem Lesen darüber leicht hinzugesetzt werden können, weggeblieben wären, vielleicht auf die Hälfte der Bogenzahl hätte eingeschränkt werden können. Dadurch würde diese kleine Schrift nicht nur wohlfeiler (worauf man bey der Menge der Theologie-Studierenden, die nicht in den besten Glücksumständen sind, doch auch Rücksicht zu nehmen hat); sondern auch noch nützlicher geworden seyn, weil es dem Anfänger dadurch leichter wird, das Ganze gehörig zu übersehen.

Zb.

Ueber die besten Mittel, die ärmern und niedern Volksklassen mit dem Inhalt der heil. Schrift bekannter zu machen. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von H. Hesse, reformirtem Prediger zu Burg-Steinfurth. Münster, bey Wolbek. 1803. 11 B. 8. 12 K.

Man kann nicht läugnen, daß in dieser Schrift, um dem gemeinen Mann die Bibel achtungswerth zu machen, ihm das Lesen und Verstehen derselben anzupreisen, und die gehörige Benutzung aller Gelegenheiten dazu zu empfehlen, viel Gutes und Nützliches gesagt worden ist. Indessen ist es doch bloß das

schon Bekannte und Gewöhnliche. Auch darf man wohl nicht fordern oder erwarten, daß der Verfasser, der Prediger Krom zu Lonnen, bey seinem Zweck tief in die Materie eindringt. Er hätte aber doch wohl über die Wundergeschichten, welche auch selbst bey den Evangelisten so häufig vorkommen, etwas für den gemeinen Mann Belehrendes sagen sollen, um dem Mißbrauch vorzubeugen, der sonst so leicht davon gemacht wird. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind theils ergänzend, theils erläuternd. Sie sind aber bisweilen unnöthig und überhaupt so häufig angebracht, daß sie bisweilen den Leser stören. Wenn übrigens der religiöse Sinn wieder bey dem gemeinen Mann herrschend werden soll, worin beynahe alle Vernünftige und Gutgesinnte einig sind: so muß auch die Bibel die zum Theil verlorne Achtung wieder erlangen, und wie sonst in den Familien gelesen werden; aber freylich unter den Modifikationen, welche in dieser Schrift angegeben werden. Da nun eine gute Uebersetzung hierzu sehr dienlich ist: so hat der Herausgeber dieser Schrift von der Bergpredigt Jesu eine solche Uebersetzung angehängt. Er hat sich darin vor dem zu vielen Modernisiren gehütet, den Sinn ziemlich gut getroffen, und sie läßt sich auch sehr gut lesen.

W.

Vom himmlischen Sinne in der christlichen Moral, oder wir sollen schon hier für eine andere Welt leben. Eine moralisch-religiöse Abhandlung in vier Vorträgen von Heinrich Grapengießer, des Predigtamts Kandidaten. Berlin, bey Decker. 1804. 104 S. gr. 8.

Der Verf. sucht durch diese Vorträge, die in Predigtform für ein gebildetes Publikum ausgearbeitet, aber nicht wirklich gehalten sind, seine Qualifikation zu einem Predigeramte zu beurkunden, welches hiedurch hinlänglich geschehen ist, und versteht unter himmlischem Sinn den steten Hinblick auf eine bessere Welt, der unser Leben auf dieser Welt begleiten muß, um den moralischen Charakter, die eigentliche Würde des Menschen, standhaft zu souteniren, und allen seinen Pflichten in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens zu genügen.

Er

Er glaubt, daß vorzüglich der Stand der Religionslehrer zu unsrer Zeit dieses Sinnes bedürfe, und äussert sich darüber sehr treffend in der Vorrede S. 10. »Ein Amt nämlich, wie »das eines Religionslehrers, welches durchaus nicht um des »Lohnes willen verwaltet seyn will, bey welchem der innere »Eifer die oft fehlende äußere Aufmunterung ersetzen muß; »ein Amt, welches in dem Reiche des Unsichtbaren, in dem »großen Felde der Gesinnungen arbeiten heißt, also drückend »und niederschlagend seyn müßte, wenn man die Wirkungen »desselben innerhalb der Erfahrungen und Gränzen dieses Er»denlebens mit Gewißheit finden wollte; ein Amt endlich, »welches nur allein durch die häufige Gelegenheit, die es dar»bietet, Gutes zu thun, und durch das Bewußtseyn innerer »Würde für geringe bürgerliche Ehre schadlos halten kann: »ein solches Amt scheint mir einen gewissen himmlischen Sinn »von denjenigen zu fodern, welche bekannt mit den Pflich»ten desselben, es zu übernehmen den Muth haben.« Daher bereuet der Verf. die Stunden nicht, die er auf die Ausarbeitung dieses Gegenstandes gewandt hat, und bittet nur wegen der öffentlichen Mittheilung derselben um Entschuldigung. Dieser bedarf es so sehr nicht, als es vielleicht des Raths eines guten Freundes bedurft hätte, nicht gerade über einen und denselben Gegenstand vier Vorträge zu entwerfen, welche eine große Gedankenfülle und Kunst erfodern, wenn sie gleich interessant werden sollen; sondern lieber mehrere Gegenstände zu wählen, wobey ein größeres Ideensystem an den Tag gelegt werden konnte. Sonst ist die Eintheilung der Abhandlung in folgende vier Theile oder Predigten recht gut: 1) Was es heisse für eine andere Welt leben. 2) Wie es geschehe. 3) Warum es geschehen müsse. 4) Welche selige Folgen es habe. Es ist vorzüglich die dritte Predigt, die dem Rec. gefallen hat, und die hier beobachtete Manier wird seinem Urtheile nach diejenige seyn, die der Vf. zu verfolgen hat. Rec. wählt daraus eine Stelle zur Probe, ohne gerade darnach zu suchen, damit man desto sicherer einen Schluß auf das Ganze machen könne. S. 66. „Sollte aber „dieses Geständniß eines Paulus, sollten die Klagen anderer „Tugendfreunde über das Mangelhafte ihrer Tugend uns nicht „kalt für das Gute machen, unsern Eifer für die Tugend „schwächen, da sie von den Sterblichen nie ganz, nie voll„kommen erreicht wird? So würde, so müßte es seyn, m. B. „wenn das Grab das Ziel der Tugend, die Verwesung ihr

„Lohn

welche Hr. G. hier abhandelt, sind zwar mit ziemlicher Wärme und Deutlichkeit vorgetragen, und zeigen schon durch ihre Wahl, daß er es wohl versteht seinem Texte immer eine praktische Ansicht abzugewinnen; sind aber doch nicht über die materiale Begründung erhoben, wornach Alles bloß seiner Folgen wegen gethan oder unterlassen werden soll, und auf die hohen, den Geist zum Unendlichen erhebenden Vernunftaussprüche nicht geachtet wird, welche durch Religion einem reinen Gemüthe, das über die Befangenheit eines gemeinen Interesse erhaben ist, erst die rechte Bürgschaft seiner unendlichen Würde gewähren, und auch in die Darstellung helleres Licht und edleres Feuer zu bringen pflegen.

Die hier ausgeführten Materien sind: I. Am Fest des Johannes des Täufers. 1) Der Segen Gottes über gerechte Haushaltungen. 2) Das Benehmen des Christen, bey fremdem und eigenem Glück und Segen. 3) Pflicht der Aeltern gegen ihre Kinder. 4) Die Demuth des Johannes bey seiner Größe. II. Am Feste des h. Johannes des Evangelisten. 1) Von der Pflicht seine natürliche Gemüthsart zu verbessern. 2) Von der starken Liebe. 3) Von eben derselben. 4) Von der Keuschheit. 5) Einfluß der Keuschheit auf ein gesundes und vergnügtes Leben. III. Am Feste des h. Johannes von Nepomuck. 1) Von der Verschwiegenheit. 2) Von der Sorge für einen guten Name(n). 3) Wie sich der Christ einen guten Name(n) erwerben soll. 4) Von der Achtung gegen die Priester. Als Probe hebt Rec. bloß aus der letztern eine Stelle aus. S. 264 heißt es: »Wer sind denn diejenigen zu unsern Zeiten, welche die Priester des Herrn für »niedere und entbehrliche Geschöpfe ansehen, und immerdar ihren tollen Geifer gegen sie aussprudeln? denen der Jude, »welcher ihnen borgt, der Knecht, der zu ihren bösen Absichten dient, und der Hausgötze, der ihre Leidenschaft befriedigt, viel wichtigere Personen, als die Priester sind? Sind »es eben diejenigen, welche die Religion selbst als einen unerträglichen Zwang verschreien und abwerfen, und ärger als »die Heyden lediglich nach sinnlichen Trieben und Gelüsten »leben? Der gute und rechtschaffene Christ hingegen richtet unablässig sein Augenmerk auf seine eigenen Wege, prüfet sein »Herz und seinen Wandel, und bestrebt sich nach Jesu Beyspiel täglich besser und vollkommener zu werden. Daher hat »er weder Zeit noch Lust diejenigen zu beobachten, zu beschnar-

»chen und durchzulassen, welche seine Führer auf der Bahn »des Heils entweder wirklich sind oder doch seyn könnten.« Sollte nicht der Zuhörer hier selbst eine gereihte Empfindlichkeit vermuthen, wo er die eigne Sache mit solchen Ausdrücken führen hört? Und muß dieses nicht selbst schon einen Verdacht dagegen bey ihm erregen? Gewiß ist Behutsamkeit in solchen Fällen am meisten nöthig, wo selbst der gerechte Eifer so leicht den Schein der Parteylichkeit anzunehmen pflegt. Am besten hat Rec. die Predigt von der Pflicht der Aeltern gegen ihre Kinder gefallen.

Nr. 2. gehört mit dem vorhergehenden im Durchschnitt unter eine Kategorie; ob es sich gleich in manchen Stücken noch etwas vor demselben heraushebt. Auch hier sind es vorzüglich materiale Grundsätze, welche zur Sittlichkeit helfen sollen, und bloße Sache des Reflectionsvermögens, was Religion heißt; doch erhebt sich der Verf. bisweilen, dahingerissen von dem höhern Wesen seines Gegenstandes, unwillkührlich auf einen Standpunkt, von wo aus alle beschränkte Auffassung verschwindet, und die Ahndung des Allgemeinen sich in unverkennbarer Würde ankündigt; auch ist die Sprache überhaupt nicht nur lebhafter und reiner; sondern auch gewählter und vielleicht in manchen Stellen nur zu malerisch. Um so mehr fallen einige kleine Eigenheiten auf, z. E. daß der Verf. immer thuen, für thun schreibt, oder statt des Fürworts das, immer das Verbindungswort daß gebraucht, was kein Druckfehler seyn kann, da es öfters als nur S. 102. so vorkommt, wo es z. E. heißt: »das Bild, daß der Geist Gottes mit einem Zuge deutlich genug entwirft rc. Daß inzwischen H. B. wenn seine äußere Beredsamkeit nur in etwas seiner hier vorliegenden Arbeit entspricht, bey seinen Zuhörern Beyfall finden und also seine Versicherung, daß es nur deren Wünsche seyen, die ihn zur Herausgabe derselben bewogen hätten, wahr seyn möge, ist wohl zu glauben. Schön und offen erklärt er sich auch über die Frage, die zu verschiedenen schiefen Urtheilen Anlaß geben könnte: Warum gar keine Predigten auf die Festtage Mariens aufgenommen word n? daß er freymüthig genug sey schriftlich zu bekennen, was er an manchen dieser Tage über Aelternfreuden bey der Geburt eines Kindes, über die Reinheit des Ehebettes, über den Werth einer unbefleckten Reinigkeit rc. gepredigt habe; daß er alles, was er gesagt habe, sich zu verantworten

worten getraue; aber davon ein besonderes Bändchen christl. moralischer Vorträge an den Festtagen Mariens drucken zu lassen willens sey. Den Inhalt aller in diesem Bande enthaltenen Predigten hier anzeigen zu wollen, würde zu weitläuftig seyn; besonders da es dem Verf. nicht allemal gelungen ist, seinen Hauptsatz bestimmt und kurz genug auszudrücken. Unter die ausgezeichnetern gehören nach der Meinung des Rec. vorzüglich die zweyte Predigt: über die Tugend befördernde Lehre der Religion, daß die Menschen noch nach ihrem Tode fortwirken; am Gedächtnißtage der Verstorbenen. Offenb. Joh. 14, 13. und die dritte Predigt: über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Am Festtage der h. Catharina. Matth. 15, 4. worin sich besonders der unbefangene Priester in einem schönen Lichte zeigt, der nicht bloß die Heiligkeit seines ehelosen Standes preist, und das Verdienst des andern Geschlechts nicht nur in klösterlicher Aufopferung anerkennt; sondern mit Unpartheylichkeit, und Weltkenntniß sein wohlthätiges Eingreifen in den Gang der großen Maschine, Welt genannt, darstellt, und seine schöne Bestimmung daraus herleitet. Um vom Geiste des Ganzen eine Probe zu geben, schreibt Rec. daher eine längere Stelle ab. Der Vf. fängt diese Predigt folgendermaaßen an: „Fleiß und Treue „in dem Berufe, kluges Nachdenken über seine Pflichten, anhaltende Aufmerksamkeit in Beobachtung derselben, Weisheit und Stärke, die Hindernisse in Erfüllung der Berufspflichten kennen zu lernen und sie zu übersteigen; und dieses „alles deswegen thun, damit man sich immer mehr veredle, „seine Mitmenschen glücklich mache und seinen Gott verherrliche; dieß begründet unsere Verdienste (da) hier, und giebt „uns Anspruch auf die Belohnung in der Ewigkeit. Diese „Veredlung seiner selbst und Beglückung seiner Brüder ist allen denen möglich, die nach ihren Geistesanlagen und Körperkräften als Obrigkeiten und Lehrer, als Gelehrte und „Kaufleute, als Bürger und Künstler der Gesellschaft unentbehrlich und nützlich sind. Wie aber soll demjenigen und „zwar dem größern Theile des weiblichen Geschlechts, der der „Regel nach selten zu einem öffentlichen Amte gelangt, und fast „nie zu einer selbstständigen Lebensart bestimmt (? sollte doch „wohl nur heißen, gewidmet oder gelassen?) ist, sollte dem „Weibe es versagt seyn, an den Verdiensten hienieden und „an den Belohnungen jenseits Antheil zu nehmen? Die heutige Feyerlichkeit erinnert uns freylich an ein Weib, die mit „ihrer

„ihrer Weisheit die Weisheit der gelehrtesten Helden demü„thigte“, (wo spricht das Evangelium davon? War es nöthig, um die Mutter Jesu zu loben, ihr noch erst angedichtete Eigenschaften beyzulegen? Kaum sollte man glauben, daß der Verf. noch sehr an den Legenden der Tradition hienge; allein er zeigt dieses auch S. 194, wo er mit so vieler Umständlichkeit von Josephs Tode spricht) „die alte und neue Geschichte „nennt uns Fürstinnen, Heldinnen und Lehrerinnen, welche „durch ihren Geist, Festigkeit und Weisheit dem Throne Eh„re machten, auf dem sie saßen und den Posten zierten, den „sie begleiteten. Allein die natürliche Bestimmung des weib„lichen Geschlechtes, ist weit stiller und geräuschloser, als die „Unternehmungen des öffentlichen Lebens; aber nichts desto „weniger von außerordentlicher Wichtigkeit. Möchte man es „nie übersehen, daß die Geschicklichkeit zu einem öffentlichen „Amte und der Muth in Erfüllung der dabey nöthigen Pflich„ten ohne die Tugend eines Weibes selten errungen werden. „Möchte der Mann es niemal(s) ungerecht verkennen, daß „alle die Vorzüge seines Verstandes, alle die Stärke seines Her„zens nichts anders als Folgen der oft nur zu beschwerlichen „Arbeiten und der gemeiniglich unbekannten Tugend des weib„lichen Geschlechtes sind“ u. s. w.

Eb.

Ausführliche Beleuchtung der Ideen und Grundsätze der Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichts, auf besondere Veranlassung von J. B. Graser, Licentiaten der Gottesgelahrheit und zweytem Direktor der ehevorigen erzbischöflichen Pagerie. Salzburg, bey Mayr. 1803. VIII u. 268 S. gr. 8. 1 Rthlr.

Die Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichts ist von einem andern Mitarbeiter an unserer Bibliothek (Bd. 57. St. II. S. 301 ff.) mit gerechtem Beyfall angezeigt worden. Sie kündigte einen Geist an, der das Wesen der Religion überhaupt mit Energie aufgefaßt, der die Gründe derselben aus der moralischen Natur des Menschen deduciren gelernt, der sich bis zu der tiefen Ueberzeugung hin-

 durch

durch gearbeitet hatte, daß alle wahre Religion eine praktische Tendenz haben, und daß jedes Dogma und jeder Ritus, in so fern diese Tendenz dadurch gehindert wird, entweder abgeschafft oder umgeformt werden müsse. Der Verf. zeigte mit ruhmwürdiger Freymüthigkeit, daß der bisherige Religionsunterricht in mancher Hinsicht gar nicht geeignet gewesen sey, der Unsittlichkeit, dem Unglauben und Aberglauben zu wehren, und daß daher besonders jetzt, da der Geist der Zeit sich zur Unsittlichkeit und zum Unglauben hinneige, ohne darum dem Aberglauben überall seiner Macht zu berauben, eine Reform des Religionsunterrichtes unter die dringendsten Bedürfnisse der Christengesellschaft gehöre. Es war natürlich, daß er dabey Manches, was den Freunden des religiösen Mechanismus und den blinden Eiferern für kirchliche Observanz und Orthodoxie sehr theuer ist, von Seiten seiner Zweckwidrigkeit darstellen, und hierdurch eine Sensation machen mußte, die nicht überall zu seinem Vortheil sprach. Aber zu bedauern ist es, daß er darauf, wie es scheint, mit Aengstlichkeit Rücksicht genommen, und es für nöthig gehalten hat, theils eine Apologie seiner Grundsätze zu schreiben; theils aber auch sich selbst wegen einzelner Fehler in der Darstellung seiner Ideen anzuklagen.

Warum genügte es ihm nicht, in der Hauptsache von der gleichstimmigen Denkungsart aller vernünftigern Religionslehrer überzeugt worden zu seyn? Warum untersuchte er nicht in der Stille den Grund oder Ungrund der widrigen Urtheile seiner Antagonisten, und beruhigte sich übrigens mit den günstigern Urtheilen, die auch im ersten Abschnitte der vorliegenden Schrift (S. 8-76.) wieder abgedruckt sind? Warum wenigstens war es ihm nicht hinreichend im zweyten Abschnitte (S. 76-81.) die Behauptungen seiner Gegner im Allgemeinen aufgeführt, und sich demnächst (S. 82 ff.) darüber mit Offenheit erklärt zu haben? Warum widmete er sogar den ganzen fünften Abschnitt (S. 175-257.) einem Augsburgischen Zeloten, der doch weiter nichts als seine eigene Bosheit, seine Ignoranz und Ungeschliffenheit beurkunden konnte? Man sieht ja doch das letztere schon aus folgenden wenigen Worten desselben: »Das ganze Werk« (die Prüfung des kath. prakt. Religionsunterrichts nämlich) »zielt auf Hohn »und Sturz der Religion. Wie sich doch die gottlose Weis»heit widerspricht! Die Kinder der Finsterniß strampfen mit

»teufli-

»teuflischem Ingrimm wider die Mittel zum Ziele. — Es »ekelt diese starken Geister vor der Abrödtung, wie dem Hunde vorm Stecken. Die Misbräuche wachsen aus der guten »Sache, wie die Milben aus dem besten Käse.« Warum glaubte der Verf. sogar mit einem so gemeinen Schildknappen noch eine Lanze brechen zu müssen?

In der That, es wäre zu wünschen, daß er sich lieber ganz ruhig verhalten, und nur mit der weitern Verfolgung und Ausbildung seiner Ideen beschäfftigt haben möchte. Auch die Freunde der Wahrheit würden vielleicht zufriedner mit ihm gewesen seyn. Diese können nun die Frage, ob er alle Beschuldigungen seiner Gegner bündig widerlegt habe, geradezu weder verneinen noch bejahen. Nicht verneinen — denn die Grundideen, von denen er ausgeht, haben und behalten ihre Vollgültigkeit, und alles, was nicht mit ihnen bestehen kann, muß fallen; nicht bejahen — denn oft läßt er von seinen Principien ab, und giebt zu, was er vermöge dieser Principien nicht kann; noch öfter tritt er auf einen höhern Standpunkt, als seine Gegner, und erscheint nun, wie einer, der über ihren Köpfen hinweg in die Luft streichet, oder er verbindet mit den Worten ganz andere Begriffe, und vertheidigt nun seine Begriffe, ohne diejenigen seiner Gegner zu treffen.

So z. B. ward ihm der Einwurf gemacht, daß die positive Religion mit seinem Systeme nicht bestehen könne, und er antwortet: »Vernunftforderung und Wille Gottes, Autonomie und göttliche Gesetzgebung sind eins und dasselbe. (S. 144. 146. 153) »Religion folglich, in wie fern sie in »der vernünftigen Natur des Menschen gegründet aufgefun»den wird, kann nie entbehrt, nie abgewiesen werden, es sey »denn, der Mensch wolle mit sich selbst in Widerspruch fallen. »(S. 147.) Man will nur die Vernünftigkeit der Religion »gezeigt wissen; wie kann man aus einem solchen Bestreben »Gefahr für die Religion ahnen? (S. 143.) In wie fern »übrigens der Mensch bey seiner Autonomie im Erfinden und »Urtheilen niemals (?) weder sich selbst ganz allein, noch Andern seines gleichen trauen kann«, (das ist doch aber nun ein höchst unglückliches In wie fern, wodurch die Autonomie einen empfindlichen Stoß bekommt) »ergreift er die »göttliche Gesetzgebung, wenn er sie glaubwürdig in der Ge-

»schichte als göttliche Offenbarung näher bestimmt auffindet, »mit Freuden als untrügliche Norm, und wenn er nun so die»sen göttlichen Gesetzen folgt: so wird sein vorgegangene Mo»ral und Vernunftreligion positive Religion.« (S. 153.) Sollte dieß wohl der vollständige Begriff seyn, den man mit positiver Religion zu verbinden hat? Verstehen nicht wenigstens die Gegner, welche das Positive dem Natürlichen entgegen setzen, noch wohl etwas Anderes darunter? Und hätte nicht diesen zum Troste wohl gezeigt werden können, daß die Menschheit überhaupt eben sowohl einer positiven Religion, als einer positiven Rechtsordnung bedürfe?

Eben so sagte man, der Verf. suche die Dogmatik zu verdrängen, und nur die Moraltheologie gültig zu erhalten; und er antwortet: »Ich erkläre öffentlich, daß ich die Ver»drängung der Dogmatik für den widersinnigsten Gedanken »an und für sich, und diesen Gedanken für das Merkmal ei»nes sehr begränzten Kopfs halte. — Auch in dem Syste»me der Vernunftreligion ist der Glaube die Seele der Reli»gion. Auch in diesem Systeme giebt es Dogmata oder be»stimmte theoretische Lehrsätze, noch mehr oder noch bestimm»ter, als in dem Systeme einer geoffenbarten Religion. So»bald man also Jesu Religion als wahre Religion voraussetzt, »was in der Prüfung rc. geschieht: so kann man die Dog»matik nie verdrängen wollen, ohne sich selbst obige Beschul»digungen zuzuziehen.« (Daß hier einige Mittelglieder übersprungen sind, ist offenbar. Der Verf. setzt die christliche Religion als die wahre voraus, und kurz vorher unterscheidet er die Vernunftreligion von der geoffenbarten. Unter welche Rubrik gehört also die christliche? Aus dem Zusammenhange sollte man schließen, daß er sie mit der Vernunftreligion für identisch halte, weil er in dem Systeme der letztern noch bestimmtere theoretische Lehrsätze zu finden glaubt, ungeachtet er oben gesagt hatte, daß die göttliche Gesetzgebung als göttliche Offenbarung näher bestimmt werde. — Die Beschuldigung, daß er die Dogmatik verdrängen wolle, war freylich sonderbar. Aber das Raisonnement, das er ihr entgegensetzt, ist nicht bündig, und, so fern die Dogmatik der Gegner noch wohl etwas mehr umfaßt, als die Dogmen der Vernunftreligion, auch nicht adäquat. Doch — die Beschuldigung, so allgemein hingeworfen, war auch kaum einer andern Antwort werth.) »Ich ersuche nur die Freunde der Re»ligion

»ligion — fährt der Verf. fort — noch einige Zeit Geduld zu »haben. Es wird zuverläßig auch noch eine Begründung der »Dogmatik unternommen werden, in wie weit sie inner»halb der Gränzen des Verstandes liegt. Denn auſ»serhalb derselben muß der Christ sich an die Offenbarung und »der Katholik an die Entscheidung seiner Kirche halten.« (Ob der Verf. hier wohl konsequent seyn mag? Ob er wohl seinen vorhin angedeuteten Begriff von Offenbarung und positiver Religion festgehalten hat? Ob das wohl seine Meinung ist, daß Offenbarung und kirchliche Entscheidung ein Heraustreten des Christen und des Katholiken aus den Gränzen des Verstandes erfordern? Und was heißt das? heißt es: der Mensch als Christ oder Katholik muß sich der Leitung der Vernunft entziehen, und blindlings glauben? oder Offenbarung und Kirche lehren eine Dogmatik, welche gar nicht auf vernünftigen Gründen ruht? Und — darf die Kirche wohl noch etwas Anderes lehren, als die Offenbarung? (vergl. S. 210 ff.) Uebrigens ist hier auch der Ausdruck verfehlt. Eine Dogmatik innerhalb der Gränzen des Verstandes wäre wohl eigentlich nur das, was Kant die Metaphysik der Natur nennt, und demnächst sollte es auch heissen: der Christ muß sich an die Offenbarung, und als Katholik zugleich an die Entscheidung der Kirche halten. Wie Vieles hier sonst noch unbestimmt geblieben sey, bedarf keines Fingerzeiges.) »Meine Moral »und meine Dogmatik gehen von Einem Stamme aus, und »sind nur als Wissenschaften oder nur objektiv getheilt; »subjektiv sind sie unzertrennlich, oder — der Glaube ist ein »Handeln, und das Handeln ist ein Glaube.« (S. 168 f.) Letzteres in der Sprache der neuesten Philosophie ausgedrückt, kann allerdings einen recht schönen Sinn haben. Der Verf. will, daß die ganze Dogmatik praktisch sey, daß alles religiöse Denken, mit dem religiösen Leben zusammenfließe; er hat Recht. Aber schwerlich werden die Gegner sich dadurch widerlegt finden. Diese denken sich Dogmatik und Moral abgesondert. Bey ihnen giebt es auch ein Glauben, das nicht ein Handeln ist, und ihnen wenigstens eben so viel gilt, als das Handeln; und dieser Glaube ist es, den sie für gefährdet halten. Daß die Gefahr nichts weniger, als — gefährlich sey, können sie nicht einsehen, entweder, weil ihr Kopf überhaupt zum tiefern Nachdenken nicht organisirt ist, oder weil er vom Herzen zu weit absteht, und sich in ihm schon Grundsätze eingewurzelt haben, neben denen jene Einsicht nicht

aufkommen kann. Nie wird durch den Kampf mit solchen Gegnern etwas Bedeutendes gewonnen, und wer dennoch sich auf den Kampf einlassen will, muß auch den Muth haben, ihre Grundsätze, sofern sie irrig sind, anzugreifen, und überall die Majestät der Wahrheit zu offenbaren.

Rec. hatte sich noch mehrere Stellen angezeichnet, die ihm zu einzelnen Bemerkungen Anlaß gegeben haben würden. Aber genug! Im Ganzen zeigt sich der Verf. von einer achtungswürdigen Seite. Das Fundament seines Lehrgebäudes liegt tief und fest. Nur auf das Feld der Polemik hätte er sich noch nicht heranslocken lassen sollen.

Sv.

Rechtsgelahrheit.

Ueber die Stimmenmehrheit bey Kriminal-Urtheilen. Von Joseph von Sonnenfels, k. k. Hofrath bey der böhm. österr. Hofkanzley und Beysitzer der Hofkommission in Gesetzsachen. Wien, bey Camesina. 1801. VIII und 122 S. 8. 12 gr.

Die Verspätigung der Anzeige der vorliegenden Abhandlung in dieser Bibliothek, hat bloß in einem Zufalle seinen Grund. Doch wird unsern Lesern auch eine Erinnerung an diese so schätzbare Schrift angenehm seyn.

Die edle Einfachheit und Bestimmtheit, der Scharfsinn und die Kraft, welche in diesem Werke eines so verdienstvollen Veteranen herrscht, erweckt eine ganz eigene freudige Empfindung. Hierzu kömmt die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, über welchen zwar schon hier und da von Juristen geschrieben worden ist; den aber noch keiner mit dem eindringenden Forschungsgeiste untersucht und beleuchtet hat, als H. von S. Sein Ideengang ist folgender. — Eine Gerichtsstelle ist eine moralische Person des Richters, die nicht anders als in dieser Eigenschaft, mithin nur in der Eigenschaft ein. Gesammtwesens (eines Ganzen) handeln kann. Die Handlungen eines Gerichtshofes sind Urtheile, und diese dürfen von dem Kriminalgerichtshofe (der sich in keiner Zwanglage zu urtheilen befinde

det, weil ihm noch der Ausspruch des non liquet übrig ist.) so lange nicht gefällt werden, als noch ein Zweifel da ist. Nun hat aber der Gerichtshof als moralische Person so lange noch gegen die Rechtmäßigkeit des Urtheils Zweifel, so lange nur noch ein Mitglied gegen das Urtheil stimmt, folglich kann das Urtheil nicht gefällt werden, und es müssen daher alle stimmen, und Stimmen-Einheit, nicht bloß Stimmen-Mehrheit dem Urtheile zum Grunde liegen. — Mit Recht verlangt Hr. von S. daß man bey Prüfung dieser Meinung von dem was jetzt besteht gänzlich hinwegsehe, weil sie nur in diesem Falle rein und ohne Medium vorgefaßter Meinung wahrgenommen und beurtheilt werden könne. Rec. läßt sich auch von einer Anhänglichkeit an das Bestehende durchaus nicht leiten; allein er findet hierbey dennoch folgende Bedenklichkeit. Der Kriminal-Gerichtshof soll so lange Zweifel gegen die Richtigkeit eines Urtheils haben müssen, so lange als noch ein Mitglied gegen dasselbe stimmt. Die Weigerung des Mitgliedes zur Einstimmung bringt also den Zweifel hervor; nicht der Grund dieser Weigerung selbst; allein offenbar kann nur der letztere über die Zuläßigkeit des Zweifels entscheiden, und die Richtigkeit des Urtheiles darf nicht bezweifelt werden, weil ein Mitglied des Gerichtshofes an derselben zweifelt; sondern weil es aus einem triftigen Grunde zweifelt. Soll also der Gerichtshof mit der Aussprechung eines Urtheiles um eines Zweifels willen entstehen: so muß dieß auch nur von dem Daseyn gültiger Zweifels-Gründe abhängig gemacht werden, weil er sonst ohne Grund zweifeln würde. Hr. von S. nimmt nun zwar S. 20 an, daß bey den Stimmführern Gleichheit an Einsichten und Rechtlichkeit vorhanden seyn müsse, wo dann die Weigerung zur Einstimmung ohne Daseyn triftiger Zweifels-Gründe undenkbar seyn würde. Allein auch unter dieser Voraussetzung hängt der Zweifel nicht von der Richtigkeit seiner Gründe; sondern von den individuellen Meinungen des nicht einstimmenden Mitgliedes des Gerichtshofes ab; und überdieß würde gerade bey diesem Falle Ungleichheit der Stimmenführer an Einsichten oder Rechtlichkeit bewiesen seyn, weil hier ein Mitglied etwas einsieht, was (um eine gewisse Zahl anzunehmen,) die 9 übrigen Mitglieder nicht einsehen. Auch dürfte, wenn von der Einführung der Stimmeneinheit in den Gerichtshöfen die Rede seyn soll, die Forderung gleich großer Einsichten und gleicher Ge-

rechtigkeitsliebe bey mehreren Individuen, schlechterdings nicht zu befriedigen seyn.

Möchte es doch Hrn. von Sonnenfels gefallen, auf diese und andere Einwürfe, die ihm hiergegen in gelehrten Zeit. und besondern Schriften gemacht worden sind, zu antworten und so diesen wichtigen Gegenstand in noch helleres Licht zu setzen.

Gn.

Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze, insonderheit über Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit. Erster Theil. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bey Kummer. 1801. 724 S. 8. Zweyter Theil. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1801. 720 S. 8.

Die Güte dieses Werks, obwohl ihm noch hie und da strengere juristische Critik zu wünschen wäre, erprobt sich durch die schnell auf einander erfolgten Ausgaben, von welchen die drey ersteren in den Jahren 1783, 1786 und 1793 erschienen, deren jede auch wirkliche wesentliche Verbesserungen und Zusätze erhalten hat. Laut der Vorrede, wie wir es auch bey dem Nachschlagen mehrerer Stellen gefunden haben, hat diese vierte Ausgabe nebst häufig vorkommenden einzelnen Berichtigungen und Zusätzen, besonders mit Rücksicht auf neuere Litteratur, mehr als siebzig neue Anmerkungen, und zwey neue Formularien erhalten; besonders ist der zweyte Theil durch Bearbeitung der Lehren von Transakten und Kompromissen, welche vom 9ten bis 20sten §. des zweyten Hauptstücks der fünften Hauptabtheilung gehen, vermehrt worden.

Merkwürdige Rechtssprüche der Hallischen Juristenfakultät, herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein. Fünfter Band. Berlin, bey Nikolai. 1802. 304 S. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Von

Von den zwey und zwanzig in diesem Bande enthaltenen Rechtsfällen sind siebzehen von dem Herausgeber, und die übrigen fünf von Hrn. Konopack; die erstern größtentheils aus dem Kriminalrecht. Der erste enthält ein schiedsrichterliches Erkenntniß über einen Jurisdiktionsstreit, in welchem die Lehre von der Kollision des Gerichtsstandes des begangenen Verbrechens mit dem persönlichen Gerichtsstande des Verbrechers, besonders bey den auf der Gränze begangenen Verbrechen erörtert wird; besonders wird hier ausgeführt, daß da der Thäter nicht in einem fremden Gebiet sich aufgehalten; sondern vom Gebiet seines Wohnorts aus die Nachbaren beunruhigt, hier nicht sowohl Rechtspflege und Gerichtsbarkeit, als vielmehr Schutz gegen auswärtige Feinde eintrete; auch werden gute Regeln über die Verbindlichkeit zu Auslieferung der Verbrecher angegeben. II, VI, VII. VIII. betreffen Tödtungen; im zweyten Fall, in welchem der Thäter mit zehnjährigem Zuchthaus und sechs Jahre lang alljährlicher empfindlicher Züchtigung am Tage des Verbrechens bestraft wird, nimmt der Verf. Anlaß, gegen ihm gemachte Vorwürfe von zu grosser Gelindigkeit in Hinsicht auf Todesstrafen sich zu rechtfertigen; allein besonders bey diesem Fall dürfte nach den Grundsätzen der neuern Praxis ihm schwerlich dieser Vorwurf von irgend Jemand gemacht werden, wo Trunkenheit und Zorn zusammenwirkten, daß der Thäter, dessen Absicht zu tödten nicht erwiesen war, die mit seiner Handlung verbundene Gefahr nicht beurtheilen konnte; Nr. VI. wird eine Ehefrau, welche aus Lebensüberdruß ihr zweyjähriges Kind getödtet, mit sechsjährigem Zuchthaus, jedoch ohne Züchtigung, bestraft. Nr. VII. wird eine wahrscheinlich aus Unvorsichtigkeit begangene Tödtung, wo auch der Thäter zu Ergreifung der Pistolen sehr gereitzt worden war, mit sechsmonatlichem Gefängniß bestraft; in Nr. 8. wird auf eine Tödtung, wo ein Dolus unwahrscheinlich, ein hoher Grad von Kulpa aber offenbar war, vierjährige Zuchthausstrafe erkannt. Im IIIten Fall, wo ein der Brandstiftung im geringen Grad Verdächtiger von der Instanz freygesprochen wird, wird eben diese Lehre sehr gut erläutert. Der IV. und Xte Fall betreffen den Kindermord oder Verdacht wegen desselben; im vierten wurde die Inquisitinn nur deßhalb von der Todesstrafe freygesprochen, weil einiger Zweifel war, ob ihr Kind durch die von ihr in dieser Absicht unternommene Handlung sein Leben verlohren habe; gleichwohl wird gegen sie funfzehnjährige Zucht-

haus-

Handarbeit nebst einer ihren Leibeskräften angemessenen Züchtigung erkannt; im Xten Fall, weil das Leben des Kindes nur auf einem unsichern Geständniß beruhte, wurde zehnjährige Zuchthausarbeit nebst öffentlicher empfindlicher Züchtigung erkannt. Im Vten Fall wird ein Inquisit, welcher einer mörderischen Mißhandlung und versuchten Raubs, besonders durch die Aussage des Beraubten sehr verdächtig, auch schon zu sechsjähriger Strafe verurtheilt war, von der Instanz, jedoch mit einem weitläuftigen Anhang freygesprochen. Für das gelehrte Publikum interessant ist der XIte Fall, in welchem die Deputirten der Ritterschaft der Grafschaft Lippe Detmold von Hr. Superintendent Passavant zu Frankfurt am Main verlangen, daß er den Verfasser eines Aufsatzes in den Schlözerischen Staatsanzeigen eidlich angeben solle; allein sehr gründlich wird es ausgeführt, daß Hr. P. hierzu nicht verbunden sey, und besonders gezeigt, daß obgleich in der Regel ein jeder gezwungen werden kann, eidliches Zeugniß abzulegen, doch Niemand gezwungen werden könne, Geheimnisse zu offenbaren. Im XIVten Fall wird ein Schullehrer, welcher zwey Knaben übermäßig gezüchtigt hatte, nebst Ersatz der Schäden und Kosten, und Bedrohung der Kassation um 100 Thaler gestraft. Wegen der Zeitumstände wichtig ist der XVIte Fall, welcher die Aufschrift hat: **Verbindung des Ernstes mit der Schonung bey Verbrechen, welche der Geist der Zeit veranlaßt**; die Bauern einiger Orte verabredeten sich, und rottirten sich zusammen, um die Abführung ihrer bey der Landmiliz befindlichen Söhne und Angehörigen zu verhindern, worüber es zu einer Schlägerey kam; von den beyden Inquisiten wurde der eine, welcher bey der Schlägerey selbst thätig mitgewirkt hatte, zu vierjähriger, der andere, welcher abwesend mitgewirkt hatte, zu achtzehnmonatlicher Zuchthausarbeit, beyde jedoch mit Abrechnung des bisher erlittenen Arrests verurtheilt. Im XVIIten Fall waren aus der Kämmerey einer Stadt Depositengelder und andere Dinge von Werth entwendet worden; allein aus der geführten Untersuchung ergab sich gegen Niemand ein gegründeter Verdacht; die Depositarien, deren jeder zu dem Depositenkasten einen besondern Schlüssel hatte, so daß keiner ohne den andern ihn eröffnen konnte, wurden von der Instanz freygesprochen, den Beschädigten ihre Klage wider sie vorbehalten, und zur weitern Untersuchung gegen sie mancherley Vorschriften, und andere Verfügungen gemacht. XIX. Da die Zunftgenossen des

Fleisch-

Fleischhauerhandwerks einem vermeinten Selbstmörder aus ihrer Zunft das ehrliche Begräbniß verweigerten, wurde der Obermeister mit vierzehntägigem, die andern Meister mit achttägigem Gefängniß so bestraft, daß sie die drey ersten und die drey letzten Tage mit Wasser und Brod gespeist werden sollen. Besonders ist bey den Fällen X. XVI. XVII. und XIX. auch der Kostenpunkt richtig. Minder interessant sind die Fälle aus dem bürgerlichen Recht; im IXten Fall wird eine Weibsperson zum Abzugsgeld von einer verglichenen Summe schuldig erkannt; obgleich sie zuvor von den ihr gereichten Alimenten und Zinsen dazu nicht verbunden war, der XIIIte betrifft die Anfechtung einer Schenkung wegen verletzten Pflichttheils; bey Lebzeiten des Schenkenden konnte sie nicht Statt haben, im XV. wird auf Bezahlung eines Wechsels erkannt; obgleich der Schuldner auf eine vermuthliche Novation der Wechselschuld sich berief. Die XVIII. Ausführung zeigt, wie eine im J. 1679 von der Limpurgischen Landeskasse gemachte Schuld von 1000 Thlr. jetzo in Preußischem Kurant zu bezahlen sey? Nach Dec. XX. ist die Ehe mit der Witwe des Bruders, welcher keine Kinder hinterlassen; obgleich eines vor ihm gestorben war, erlaubt. Der XXIste Fall erläutert die Lehre von Verbindlichkeit der Christen gegen Juden aus einer aussergerichtlichen Verbindung; die letzte XXIIste Entscheidung beruht allein auf der Auslegung sehr undeutlich abgefaßter Aufsätze. Mit diesem Band, in welchem fünf Ausführungen von Konopak, die übrigen alle vom Herausgeber sind, schließt sich diese schätzbare Sammlung, zu welcher Rec. allein noch ein gutes Sachregister von einem Sachkundigen verfertigt wünscht.

R.

Von dem peinlichen Gerichtsstande geistlicher Verbrecher in Deutschland, und der gesetzlichen Verfahrungsart gegen dieselben. (Landshut, bey Krüll.) 1802. 8. 5 Bog.

Die ganze Schrift enthält weiter nichts, als eine kurze trockene Inhaltsanzeige von einigen Römischen, Canonischen und alten deutschen Gesetzen, nach welchen Geistliche gemeiner Verbrechen wegen vor den weltlichen Richterstuhl gezogen;

vor-

vorher aber erst ihres Amtes entsetzt seyn müssen. Ob man an dem Wohnorte des Verf. hieran noch zweifelt, weiß Rec. nicht. Sollte dieß der Fall seyn: so könnte die Herausgabe dieser Schrift, allerdings nicht gemißbilligt werden; immer aber wird sie für den Verständigen ganz ohne alles Interesse bleiben müssen; zumal da sie auch ohne alle Rücksicht auf die über denselben Gegenstand von Sibrand, Hellfeld, Majer und Hellbach u. s. w. herausgegebenen Schriften abgefaßt ist.

Gn.

Ohnmaaßgebliche Bemerkungen über die Unzweckmäßigkeit der Todesstrafe bey Diebstählen: die dermalige Verfassung der sogenannten Zuchthäuser: die freye Konkurrenz in Betreff der Viktualien. Von Franz Paul Döhner. München, bey Lindauer. 1801. 32 S. 8.

Nennte der Titel diese Bemerkungen oberflächliche: so wären sie immer noch nicht genau genug bezeichnet; denn sie sind noch überdieß ganz alltägig, unzureichend und in einem ganz undeutschen Style vorgetragen. Rec. enthält sich daher auch jeder genauern Angabe; doch kann er nicht unbemerkt lassen, daß dieß Werk auch voll von ganz kleinlichen Deklamationen sey z. B. S. 9. »Wächst der Schauer nicht? wenn man dahin [zum Richtplatze] selbst unsere sanftere Hälfte (Frauenzimmer) gebuzt [sic] (wie zu einem Fest) wallen sieht, hört, wie sich oft die Seufzer der Liebe mit dem Todesstöhnen des Gerichteten vermengen. Wenn man im nach Hause gehen bald da, bald dort von redlichen guten Menschen hört, wohl dem, der so stirbt wie er, er ist itzt im Himmel.« Auch liest man hier von einer Schädelstadt, von Zudrängen des Aberglaubens, schröcklichen Gefühlen, von Steigen voll Aeuden u. s. w.

Fw.

Die Wahrheit vor Gericht. Ein Unterricht zur Prüfung der Behauptungen und Ablaugnungen im

Proceße. Vom Legationsrath J. Fr. Reitemeier in Frankfurt a. d. Oder. Daselbst, in der akademischen Buchhandlung. 1802. XVI und 112 S. 8. 9 R.

Der Titel dieser Schrift läßt theils eine Darstellung dessen, was vor Gericht als wahr angenommen werde; theils eine Untersuchung über die Verbindlichkeit zur Wahrheitsaussage vor Gericht erwarten. Sie hat bloß die erstere zum Gegenstande, und handelt im ersten Abschnitte unter dem Titel, Angabe der Partey im Proceße, von den rechtlichen Vermuthungen für oder wider eine gewisse Behauptung; im zweyten von dem gemeinen Beweise, welcher in den Befundbeweis, vom Gegenwärtigen, und in den historischen Beweiß, vom Vergangenen eingetheilt wird. Der Verf. hatte hierbey den Zweck diese Lehren mehr als bisher geschehen, zum Gegenstand der wissenschaftlichen Behandlung zu erheben, und bringt daher auch S. XI. d. Vorr. nicht mit Unrecht einige Vorlesungen auf Universitäten über sie in Vorschlag. Das Ganze enthält nur die Hauptgrundsätze jener Lehren, weil der Verf. wie uns wahrscheinlich ist, die vorliegende Schrift selbst zu einem Lehrbuche bestimmt hat, wo also die Ausführungen der einzelnen Sätze, den Vorlesungen selbst vorbehalten bleiben sollen. Der Vortrag ist kurz und bündig, die Materie zwar nicht neu; aber in der Regel sehr richtig und der mit Geschmack und Auswahl geschehenen Zusammenstellung wegen sehr brauchbar, und in der That zu Vorlesungen geeignet. Hier und da haben uns einige Sätze nicht an ihrem rechten Orte zu stehen geschienen; auch können wir einige Behauptungen nicht unterschreiben, z. B. S. 32, »Wer sich in der Ausübung einer unerlaubten Handlung befunden hat, der hat die Vermuthung wider sich, daß ein bey solcher Gelegenheit entstandener Schade durch seine Schuld verursacht worden sey«: denn wenn die unerlaubte Handlung keine unmittelbare Wirkung auf den Schaden verräth: so hat eine solche Vermuthung gar keinen Grund; — oder S. 41. »Schwache Anzeigen, die mit einander übereinstimmen, können eine Wahrscheinlichkeit bilden und mehrere Wahrscheinlichkeiten eine Gewißheit«; laßen wohl zehn unsicher gehende Uhren mit Gewißheit auf eine bestimmte Zeit schließen? — oder S. 48. »Bey der Schätzung »des Schmerzengeldes wird auf den Grad der ausgestande-

nen

nen Schmerzen und (?) auf den Betrag der Kurkosten (?) gesehen.« u. a. dergl. Strengere Ordnung würde vorzüglich dem Kapitel: gemeine Folgerungen S. 40. u. f. zu wünschen seyn. Indessen wird man dieß Werk, Mängel dieser Art ungeachtet, mit Vergnügen lesen; Rec. möchte es insbesondere in die Hände angehender ausübender Rechtsgelehrten wünschen, für welche es in der That keine zweckmäßigere Anleitung zur richtigen Erkenntniß und leichtern Erlernung der hier behandelten Gegenstände giebt, als dieses Werk liefert.

Gn.

Repertorium der in den seit 1790 erschienenen praktischen juristischen Sammlungen befindlichen rechtlichen Aufsätze und Fälle für Rechtsgelehrte und Geschäfftsmänner. Von D. C. G. Rößig, des Konsistorii zu Leipzig Beysitzer, ordentlichem Professor des Natur- und Völkerrechts rc. Leipzig, bey Joachim. 1802. XII und 316 S. 8. 1 Rl. 12 gr.

Ein Repertorium dieser Art ist allerdings etwas Brauchbares, und in wie fern bis jetzt noch keins dergleichen vorhanden ist, in so fern mag das vorliegende wohl unter die brauchbaren Werke gerechnet werden. Im übrigen trägt es alle Spuren der den Repertorien gewöhnlichen Eilfertigkeit, des Unfleißes und Mangels an Kritik an sich. Daß verschiedene Citate unter falschen Rubriken stehen, wie z. B. von Suggestivfragen unter Inquisit, von dem Umfange des richterlichen Amts bey Sicherstellung der von einem Testator — über die Jahre der Minderjährigkeit einschränkenden Bedingung unter Testament, u. s. w. mag hier ungerügt bleiben. Wir wollen hier nur einige gröbere Fehler in Anschlag bringen. So hat sich der Verf. nicht die Mühe genommen, den Gegenstand des anzumerkenden Rechtsfalles oder Aufsatzes kurz und seinem Hauptcharakter nach zu bezeichnen; sondern bloß die Titel derselben abgeschrieben, so wie er sie in den Sammlungen selbst fand, aus den sie genommen sind. Daher die lateinischen Titel, z. B. »Debitor post cessionem nominis factam, ipsi tamen non denunciatam, an creditori cedenti recte volvere

vere queat, etiamsi nomen cessum esse aliunde resciverit. Kind. II. 279.« ferner die übermäßige Länge der Titel z. B. bey dem Artikel Inhibition, Jurisdiktion, Religion u. s. w. Sehr sonderbar klingen z. B. folgende Titel S. 171. unter Lehrkontrakt, »Ein Lehrbursche der Trompeterkunst »klagt auf Aufhebung des Lehrcontraktes. Clapr. II. 717.« S. 238, unter Scharfrichter, »Martert durch Bosheit oder Versehen einen Missethäter lange. Klein A. IV. 15.« S. 244. unter Schwängerung, »Ein Hauslehrer stirbt, um Ruhe für einer Kammerjungfer und ihrer Tochter zu haben, als Feldprediger, und erscheint als Dorfprediger wieder vor dem Kammergericht. Klein. A. III. 139.« S. 269 unter Theater: »Proceß des Schauspieler Vogels zu Manheim. Wassenthr. d. Grf. III. 281.« S. 270. unter Todtschlag: »Ein Schuster tödtet seine Frau in der Hitze der Ungeduld mit dem Wurfe eines Schuhmachermessers. Klein A. VI. 225.« u. dergl. m. Auch sind viele Materien unter lateinischen Rubriken aufgeführt; obgleich für sie deutsche Namen vorhanden sind, z. B. arrha, assessores judiciorum, clericus, cognitor, condominium, donatio, emigratio, filius, foeminae, invasio, pax Ryswicensis, seditio, solutio, sponsalia u. s. w. Dieß alles giebt dem Werke eine über die Gebühr weitläuftige und eben nicht geschmackvolle Form. Sehr unbequem ist es aber beym Gebrauche, daß die Citate gar nicht gehörig zusammengestellt sind z. B. unter Appellation, Beweis, Bürge, *concursus creditorum*, Diebstahl, *donatio*, (Ehe, Eheberedung und Ehebette,) (Erbantheil, Erben, Erbeinsetzung, Erbfolge, Erbrecht und Erbschaft,) Eyd, Hypothek, Legat, Mord, Testament, Todtschlag u. s. w. Ganz verwandte Aufsätze und Fälle sind hier von andern fremdartigen getrennt, eine Eigenschaft des Werkes, welches das obige Urtheil gar sehr bestätigt.

Dk.

Franz Xaver Gmeiners, K. K. Lehrers der Kirchengeschichte zu Gräz, Kirchenrecht. Dritte vermehrte, und verbesserte Auflage. Gräz, bey Tusch. 1802. 2 Bände. 362 und 398 S. 8. 3 Fl. 30 Kr.

Diese wirklich sehr verbesserte Auflage des zuerst im Jahre 1780, und zum zweytenmal im Jahr 1790 herausgekommenen

nen Kirchenrechts, s. im 97ten Band der A. D. B. S. 81. enthält im ersten Theil das öffentliche, im zweyten das Privatkirchenrecht. Unter dem erstern versteht der Vf. die Grundsätze über das Verhältniß der Kirche zum Staate, so wie das innere Verhältniß der Obern und Untergebenen in der Kirche gegen einander. Der Verf. sucht das System des orthodoxen Katholicismus philosophisch und historisch zu begründen. Nachdem er die Nothwendigkeit einer positiven Religion als Bedingung der Glückseligkeit bewiesen hat, zeigt er, daß Offenbarung durch Wunder deren Kriterium sey; die untrügliche Auslegerinn dieser Offenbarung kann kein einzelner seyn; sondern allein die Kirche, und zwar die lehrende Kirche, d. h. die Bischöfe, auf welche der Geist der Wahrheit von ihrem Stifter, durch dessen unmittelbare Nachfolger, die Apostel, übergegangen ist. Dem Römischen Bischof, Pabst, als Nachfolger Petri, stehen diejenigen Rechte zu, welche zur Erhaltung der Einheit in der Kirche selbst unumgänglich nöthig sind; der Verf. neigt sich hier ganz zum Episkopalsystem, und seiner Wahrheitsliebe, die sich unter der Josephinischen Regierung so laut äußerte, bleibt er auch jetzt getreu; Isidor's Dekretalbriefe erkennt er für untergeschoben; er kennt die Wichtigkeit der Uebereinstimmung der Kirchenrechtslehre mit den unveränderlichen Grundsätzen des Naturrechts; er räumt der höchsten Staatsgewalt wenigstens in der Anwendung das Recht der Oberaufsicht über die Kirche ein; wiewohl dieß mit dem von ihm aufgestellten allgemeinen Satz nicht übereinstimmt: »daß die bürgerliche und geistliche Macht wechselseitig von einander unabhängig seyen«, welcher Satz freylich bey der Anwendung nothwendig auf Widersprüche führen muß; auch verdient das, was er S. 315 ff. über die Unzweckmäßigkeit der Folter gesagt hat, vollkommenen Beyfall.

Handbuch des sächsischen peinlichen Processes, von D. G. L. Winkler, außerordentlichem Professor der Rechte zu Leipzig, bey Martini. 1802. XII und 164 S. gr. 8. 1 Rg. 15 gr.

Dieses gut ausgearbeitete Werk, worin der durch seine Anleitung zum sächsischen Injurien-Processe. Leipzig 1801 (recensirt im 72 Bande der N. A. D. B. S. 303.) bereits bekann-

te Verfasser die Grundsätze von dem peinlichen Proceß überhaupt, von der peinlichen Gerichtsbarkeit, dem Gerichtsstand, von der äußern Form des Gerichts, die Umstände, unter welchen eine Untersuchung statt findet, und die Hülfsmittel, um den Verdächtigen vor das peinliche Gericht zu bringen, abhandelt, ist für ein Handbuch des peinlichen Rechts in manchen Materien nur zu kurz ausgefallen. Außer einigen wichtigen Fragen, die wegen dieser Unvollständigkeit unbeantwortet bleiben, z. B. wie unterscheidet sich eigentlich Denuntiation von der Anklage? Was sind die Folgen der ersten für den Denuntianten, wenn Denuntiat nicht überwiesen wird; oder wenigstens kein vollständiger Beweis gegen ihn zu Stande gebracht werden kann? Welches ist die höhere Instanz bey Aussprüchen der Bergämter? (wo das Oberbergamt zu Freyberg hätte angeführt und beschrieben werden sollen) sind wir nur auf sehr wenige Stellen, die einer Verbesserung bedürftig wären, gestoßen. Unter die letztern gehört die unrichtige und ohne Beweis aufgestellte Behauptung des Verf. im 33sten §. daß in der Regel die Vermuthung für die obere Gerichtsbarkeit sey; der Satz im 59sten §. daß den Kindern der Dienstboten der Soldaten das forum militare zustehe, gilt wenigstens nur, so lange dieselben bey ihren Aeltern leben, und von deren Oekonomie nicht getrennt sind. Von der Verfassung und dem Geschäfftsgang der Militärgerichte und des Oberbergamts in peinlichen Sachen, hätte Rec. in diesem Werke genauere Belehrung erwartet und gewünscht; vielleicht wird der Verf. dessen Bestreben, seinem Werk die größtmögliche Brauchbarkeit zu geben, bey Ausarbeitung dieses ersten Bandes sichtbar ist, diese kleinen Lücken bey der Fortsetzung desselben noch ergänzen.

Wr.

Das natürliche Privatrecht, von Franz von Zeiller, Beysitzern der k. k. Hofkommission in Gesetzsachen, Nied. Oestr. Appellationsrathe und Professor der Rechte an der Universität zu Wien. Wien, 1802. gr 8. 2 Fl.

Der Verfasser, welcher bisher seine Vorlesungen über das Naturrecht nach Martinis Lehrbuch hielt, fand als ein Schü-

ler der neuern kritischen Philosophie u. als Selbstdenker, wie er sich wenigstens durch manche in diesem Lehrbuch aufgestellten neuen Behauptungen (deren Richtigkeit durchgängig zu erweisen jedoch Rec. nicht übernehmen möchte) zeigt, nach und nach so viele Zusätze und Veränderungen zu jenem Lehrbuche nöthig, daß daraus das gegenwärtige Werk entstand. Er unterscheidet hier absolutes und hypothetisches Privatrecht, jenes als den Inbegriff der angebohrnen, dieses der erworblichen Rechte; letztere gründen sich nach dem Verf. entweder auf Zueignung, oder auf Verträge.

Rec. zweifelt, ob sich hieraus die Rechte der älterlichen Gewalt, die der Kinder gegen ihre Aeltern deduciren lassen, und wenn auch der Satz des Verf.: Consensus facit nuptias, naturrechtlich wahr wäre: so ist doch wenigstens zwischen Aeltern und Kindern der Konsens nicht der Grund der gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten.

Die Behauptung, daß der Eintritt in den rechtlichen Zustand (Staat) allein durch die Moral geboten werde; daß also kein rechtlicher Zwang, sondern bloße willkührliche Gewalt den Eintritt des einzelnen in die Staatsgesellschaft nothwendig mache, und die Bedingung der Fortdauer des Staats sichere, würde der Verfasser, wenn er die Folgen, zu welchen dieselbe nothwendig führt, bedacht hätte, schwerlich aufgestellt haben; ohnehin ist der Beweis des Gegentheils, daß nämlich auch das Rechtsgesetz den Eintritt in einen rechtlichen Zustand gebiete, von ihm nicht widerlegt worden. Eben so wenig läßt sich seine Behauptung, daß die Verletzung der Pflichten gegen sich selbst an sich nicht ungerecht sey, rechtfertigen.

Ueber den Begriff des Privatrechts hat Rec. vergeblich eine deutliche Erklärung gesucht; auch kann er es nicht ganz billigen, daß der Verf. das natürliche Privatrecht abgesondert bearbeitet hat; wenigstens würde es unzweckmäßig seyn, die Vorlesung über das Naturrecht auf diese Art in zwey besondere Vorlesungen über natürliches Privat- und natürliches Staatsrecht, welche vielleicht gar von zwey verschiedenen Docenten vorgetragen würden, zu zertrennen.

Eine neue Auflage dieses Werks, welche vielleicht nicht lange mehr ausbleibt, wird zeigen, in wie ferne der verdienst-
volle

volle Verfasser, welcher im Fortschreiten zur Wahrheit nicht stille zu stehen gewohnt ist, seine Ideen über die hier berührten Materien inzwischen berichtiget hat.

Ha.

1. Praktisches Handbuch zum Gebrauche bey Rittergutskäufen und Pachtungen für Gelehrte und Ungelehrte. Von dem Advokaten L. A. Kermes, zu Leipzig. Leipzig, bey Richter. 1802. 432 S. gr. 8. 1 Rg. 18 gr.

2. Kurze und Praktische Anweisung zu Fertigung und Abfassung aller Arten von Kauf- und Pachtanschlägen, ingleichen der bisweilen vorkommenden Gegenanschläge. Zum Gebrauche für Gutsbesitzer, Beamte, Gerichtsverwalter, Advokaten, Notare, Gutspächter, u. s. w. Von demselben. Leipzig, bey Tauchnitz. 1802. 215 S. 8. 20 gr.

3. Praktischer Kommentar über sämmtliche, die gesetzliche Allodial- Heergeräths- und Gerade-Erbfolge betreffende Chursächsische Verordnungen, nebst angehängtem Gerade- und Erbstückenverzeichnisse. Zum Gebrauche für theoretische und praktische Rechtsgelehrte, so wie auch Rechtsstudirende auf Universitäten, von Demselben. Leipzig, bey Reinicke. 1803. X u. 330 S. 1 Rg. 14 gr.

Der eigentliche Zweck, den sich der Verf. nach seiner vorläufigen Erklärung bey der Abhandlung Nr. 1. vorsetzte, bestehet darinne, den Leser mit denjenigen rechtlichen Grundsätzen bekannt zu machen, deren Wissenschaft ihm bey Güterkäufen und Güterpachtungen nicht nur im höchsten Grade nützlich, sondern auch zugleich ganz unentbehrlich ist; die vorliegende Schrift enthält daher 1. Belehrungen über das, was bey einem jeden solchen Geschäfft überhaupt zu beobachten ist, damit

selbiges nach den Rechten bestehen kann. 2. Die Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung der über diese Geschäffte zu fertigenden Aufsätze, 3. Die Erörterung der aus jedem Gutskaufe oder Pachte für beyde Theile entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten.

Die Belehrungen über das, was bey solchen Geschäfften in rechtlicher Hinsicht zu beobachten ist, sind ihrer Weitschweifigkeit ungeachtet, etwas mager ausgefallen, und enthalten für den, der einige rechtliche Kenntnisse besitzt, wenig Neues; für einen Layen aber nichts Vollständiges; Rec. führt zum Beleg dieses Urtheils nur Folgendes an; S. 4 - 7. handelt der Verf. davon, daß man mit Minderjährigen ohne Einwilligung ihrer Vormünder nicht sicher einen Kaufkontrakt abschließen könne, und daher die ausdrückliche Einwilligung der Vor- und Obervormünder im Voraus zu erlangen suchen müsse, »weil sodann der mit dieser Einwilligung versehene Kauf »oder Verkauf allerdings für vollkommen gültig und rechts»beständig angesehen werden muß, und doch wenigstens nicht »von dieser Seite einer nachherigen Anfechtung ausgesetzt ist.« Hier hat der Verf. ganz aus der Acht gelassen, daß nach dem gemeinen Recht sowohl, als nach den meisten deutschen statutarischen Rechten auch die Einwilligung und ein Dekret der Obrigkeit praevia causae cognitione zur gültigen Veräusserung der Güter von Minderjährigen erforderlich ist, was er doch nachher S. 18. selbst für nothwendig erklärt. Bey den Mündigerklärten unterscheidet der Verf. nicht, ob sie in Ansehung des Heurathens, oder der Vermögensverwaltung für mündig erklärt worden sind; den Begriff eidesmündig, der einigemal vorkommt, hat er ganz unerklärt gelassen. Ueberhaupt sind die Sätze ganz unordentlich untereinander geworfen, unbestimmt und selten zwischen wesentlichen und willkührlichen Vorschriften der gehörige Unterschied gemacht. Unter die nützlichen Klauseln für den Verkäufer rechnet der Vf. ganz richtig 1) den Vorbehalt des Eigenthums mit 2) der clausula constituti possessorii, 3) die vorbehaltene Hypothek, 5) die Wechselklausel, 6) den kommissorischen Vertrag, 7) das pactum addictionis in diem, 8) das Vorkaufsrecht, 9) den Vorbehalt des Wiederkaufs und andere; zu den für beyde Theile vortheilhaften Klauseln aber die 3) Eidesklausel; dagegen hat er die Betheurungsklausel bey fürstlichen, freyherrlichen u. s. w. Ehren, die Konventionalstrafe, den ausdrücklichen Verzicht

des

des beneficii divisionis für die Erben des Käufers, und manche andere oft sehr nützliche Klauseln übergangen; auch scheint dem Rec. die von ihm angeführte 4te Klausel »vermittelst deren der Käufer sich ausdrücklich verbindlich macht, das verkaufte Gut oder Grundstück nicht eher wieder an einen Dritten »zu verkaufen, als bis zuvor sämmtliche darauf noch haftende rückständige Kaufgelder gehörig bezahlt und abgetragen »worden sind« ganz entbehrlich und unnütz zu seyn; eben so ist in der Regel (wenigstens für diejenige Parthey, welche keinen Betrug beabsichtigt) der von dem Verf. unter den für beyde Theile nützlichen Bedingungen, 1) angeführte Reukauf, und 2) der Verzicht auf die Ausflüchte der List, des Betrugs, des Irrthums, der Verletzung über oder unter die Hälfte theils unnütz; theils können sie oft sehr schädlich seyn, ohne daß der Verf. auf die daraus zu befürchtende Gefahr seine Leser aufmerksam gemacht hätte. Den größten Theil des Werks nehmen die Formulare von Kauf- und Pachtverträgen, Grundanschlägen, Nutzungsanschlägen u. s. w. ein. Rec. erinnert, um diese Recension nicht zu weit auszudehnen, nur noch in Ansehung des S. 103. ff. vorkommenden Kaufvertrags Folgendes: der Verf. hat hier den veralteten unzweckmäßigen Eingang »zu wissen, daß« beybehalten; bey der Weitschweifigkeit des Formulars sind doch einige wesentliche Umstände, z. B. wer die Kosten des Kaufvertrags tragen müsse, und manche nützliche Klauseln, z. B. der Vorbehalt des Eigenthums, die Wechselklausel, die Konventionalstrafe u. s. w. übergangen; dagegen aber die für den, welcher bona fide handelt, nach dem Obigen oft gefährlichen Verzichte ohne Anstand aufgenommen.

Gegenwärtiges Buch bedarf demnach, ehe es neben andern über diese Materie vorhandenen brauchbaren Schriften empfohlen werden kann, noch mancher Revision.

Des Verf. Absicht bey dem zweyten Schriftchen ist aus dem umständlichen Titel genug ersichtlich; da ein solcher Anschlag gewöhnlich den Grund des folgenden Kauf- oder Pachtvertrags abgiebt, und auch bey über angebliche Verletzungen entstandenen Streitigkeiten von besonderer Wichtigkeit ist: so glaubte der Verf. dem Publikum durch diese Schrift einen besondern Dienst zu erweisen. Unter Kaufanschlag versteht er einen solchen schriftlichen Aufsatz, worin 1) die allgemeine

Beschaffenheit einer zu verkaufenden Sache in physikalischer und rechtlicher Hinsicht, 2) die Stücke, welche dazu gehören, 3) die auf der Sache haftenden Beschwerden und Abgaben, und 4) der Werth sowohl des Ganzen überhaupt, als auch der einzelnen Theile insbesondere genau angegeben und bestimmt werden. Pachtanschlag ist ihm ein solcher schriftlicher Aufsatz, worin 1) alle die Nutzungen, welche pachtweise überlassen werden sollen, nach ihrem natürlichen Betrage und wahrem Werthe genau angegeben, hiernächst 2) sämmtliche davon jährlich zu leistende Beschwerden und Abgaben, und der zu Erhaltung der Wirthschaft jährlich erforderliche Aufwand umständlich verzeichnet, und hierauf 3) zwischen dem Hauptnutzungsertrage und dem Hauptbetrage der davon zu entrichtenden Ausgabe die nöthige Vergleichung angestellt werden. Gegenkauf- oder Pachtanschlag nennt der Verf. einen solchen schriftlichen Aufsatz, worinnen man Punkt für Punkt seine Erinnerungen gegen die Ansätze des Kauf oder Pachtanschlags zu erkennen giebt. Die meistens trivialen Bemerkungen, welche der Verf. bey der Anweisung zu Fertigung dieser Anschläge vorbringt, werden dem, welcher nicht zuvor schon, mit solchen Geschäfften umzugehen, praktisch versteht, von wenigem Nutzen seyn. Das Brauchbarste an dem ganzen Werke sind wohl die demselben angehängten Formulare zu Kauf- und Pachtanschlägen, welche wenigstens wegen der Vollständigkeit der Rubriken einem Unerfahrnen Nutzen gewähren können. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. unsere bey seinem im Jahr 1801 herausgegebenen praktischen Handbuch für Kapitalisten ꝛc. im 75sten Band der N. A. D. B. geäußerten Bemerkungen besser zu benutzen sich hätte angelegen seyn lassen; da er dieß nicht gethan hat: so gilt unser dort über seine Art, eine rechtliche Materie für das große Publikum zu bearbeiten im Allgemeinen gefälltes Urtheil, auch von den beyden gegenwärtigen Schrifften.

In Nr. 3. handelt der Verf. nach einigen vorläufigen Bemerkungen über das Recht der Erbfolge überhaupt I. von der gesetzlichen Allodialerbfolge, II. von der gesetzlichen Heergeräthserbfolge, III. von der gesetzlichen Geradeerbfolge. Wiewohl Rec. zweifelt, daß den aus dem Mangel einer vollständigen und zusammenhängenden Gesetzgebung über diese Materien entstehenden Schwierigkeiten in Ansehung Chursachsens durch die gegenwärtige Schrift, auf einmal gänzlich abgeholfen

sen sey, wie sich der Verf. rühmt: so kann er doch derselben alle Brauchbarkeit nicht absprechen, da die hierher einschlagenden Chursächsischen und gemeinrechtlichen Verordnungen ziemlich vollständig aufgenommen sind. Von der an dem Vf. sonst getadelten unlogischen Zusammenstellung der Materien, weitschweiffigen und doch oft undeutlichen Art sich auszudrücken, und unreinen Sprache finden sich auch hier manche Proben; so folgen die Bemerkungen über die gesetzliche Allodialerbfolge überhaupt, erst auf die Ausführung der gesetzlichen Allodialerbfolge insbesondere; so heißt es in dem Abschnitt über das Verdienst, Karenz und Gnadenjahr der Geistlichen S. 198. »Wenn die Witwe kurz nach ihrem Ehemanne ver»stirbt: so wächst alsdann die ihr diessfalls zukommende »Portion den Kindern zu; jedoch aber gehet selbige nicht auf »die Erben der Kinder über. Das verdiente Jahr aber hin»gegen erstrecket sich allerdings auch auf die Erben« und S. 9. S. 38 und 49. »Von der Erbschaft der Blutsver»wandte rc.«

1. Versuch einer gemeinfaßlichen Deduktion des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des Wissens, als Grundlage zu einem künftigen System der Philosophie des Rechts. Von K. F. W. Gerstäker, Rechtsconsulenten zu Leipzig. Rostock und Leipzig, bey Kühn. 1803. XII. 170 S. 8. 16 gr.

2. Metaphysik des Rechts, von Demselben. Erfurt, bey Rudolphi. 1802. gr. 8. 20 gr.

Nr. 1. ist zwar die erneuerte Auflage des zu Breßlau im J. 1801. unter demselben Titel herausgekommenen Werks; da wir aber dasselbe noch nicht angezeigt haben, und diese merkwürdige Schrift als Vorläufer von Nr. 2. anzusehen ist: so zeigen wir billig hier beyde zugleich an. Der Verf. leitet die Gültigkeit des Rechts aus der Unmöglichkeit her, sich ohne dasselbe zur Bestimmung des menschlichen Daseyns der Selbstbeherrschung (Sittlichkeit) zu erheben. Seine Absicht ist, zu beweisen, daß die moralische Freyheit des Willens nur durch Wirken in der Sinnenwelt nach und nach erworben werden könne, und daß sie ohne dieses ein bloßes Phantom sey. Die

Ueberzeugung des Verf. in Ansehung der höchsten Gründe des Wissens, welche er dem System der Rechtsphilosophie zum Grunde legt, ist nach seiner eigenen Aussage Vorrede S. X, der richtig verstandene kritische Idealismus. Das Raisonnement des Verf. ist im Wesentlichen Folgendes: Aus der blossen Darstellung des Rechtsbegriffs leuchtet dessen Gültigkeit noch nicht ein, und wenn dieser den Menschen gebietet, bey ihrer Thätigkeit in der Sinnenwelt einen bestimmten Umkreis der äußern Wirksamkeit ihrer Mitmenschen als Gränze anzuerkennen: so bleibt immer die Frage übrig, warum denn eine solche Gränze anerkannt werden müsse? Die Beantwortung dieser Frage ist der Zweck einer Einleitung zur philosophischen Rechtslehre und der gegenwärtigen Schrift. Zu dem Ende wurde folgender Weg eingeschlagen: 1) hat der Verf. aus mannichfaltigen Aeußerungen des gemeinen Verstandes über rechtliche Verhältnisse, die Bestandtheile des demselben vom Rechte dunkel vorschwebenden Begriffs aufzufassen, und in einen Allgemeinbegriff zu vereinen gesucht, 2) glaubte er zu den höchsten Gründen des Wissens emporsteigen und aus diesen die Nothwendigkeit (Realität) des Rechts, mithin zugleich den Umfang und die Merkmale seines Begriffs ableiten, sodann 3) den in dieser Höhe gefundenen Begriff mit demjenigen, wovon die Untersuchung ausgieng, vergleichen, und für jeden in den letztern aufgenommenen Bestandtheil den Beweis aus dem erstern führen zu müssen.

Der aus den sehr faßlich und überzeugend vorgetragenen Sätzen des gemeinen Menschenverstands über Recht zusammengesetzte Allgemeinbegriff ist folgender: »Recht ist die Unabhängigkeit desjenigen äussern Wirkens eines Menschen »vom wirklichen, oder doch möglichen Zwange seines Mitmen»schen, durch welches in die bestimmte Sphäre der äussern »Wirksamkeit des letztern nicht selbst gewaltsam eingegriffen »wird.« Nach einer etwas weit ausgeholten Darstellung der höchsten Gründe des Wissens erklärt der Verf. S. 125 ff. den Begriff der moralischen, der physischen, und der rechtlichen Freyheit; da das Daseyn der letztern die Bedingung der erstern, die erstere aber zu Erreichung des Zwecks der Menschen nothwendig ist: so muß ein Zwangsrecht existiren, wodurch wir Eingriffe in die Sphäre unserer rechtlichen Freyheit abwenden können. Das Recht ist die unentbehrliche Bedingung, ohne welche keine Erhebung zur moralischen Freyheit möglich ist.

Der dritte Abschnitt enthält den Beweis der Richtigkeit des aus Urtheilen des gemeinen Verstandes entwickelten Rechtsbegriffs; der durch die Deduktion begründete Satz: »Niemand »darf in den Kreis der äußern Wirksamkeit eines Mitmenschen, »den er, ohne Verletzung des von andern bereits eingenommenen Gebietes in der Sinnenwelt behauptet, wider seinen »Willen einwirken« stimmt mit dem aus den Urtheilen des gemeinen Menschenverstandes zusammengesetzten Rechtsbegriffe in allen Merkmalen überein.

In Nr. 2. wiederholt der Verf. die als Hauptmomente zur vollständigen Deduktion des Rechtes aufgestellten 3 Sätze 1) Sittlichkeit und Recht sind wesentlich verschieden; dieses ist die nothwendige Bedingung der Ausführbarkeit von jenem 2) Sittlichkeit ist der Endzweck des Daseyns. 3) Aktives Streben nach wechselseitiger Veredlung ist die Pflicht aller Menschen als Glieder eines Vernunftganzen; sie müssen also dasjenige unterlassen, wodurch für ihren Nebenmenschen der Umkreis seiner rechtlichen Freyheit (d. i. die Möglichkeit der Verfolgung seines Zwecks, der Realisirung der absoluten Einheit in sich selbst) beschränkt würde. Die von der Vernunft bestimmte Unabhängigkeit des mit dem Willen eines vernünftigen Wesens ohne gewaltsame Verletzung seiner vernünftigen Mitwesen physisch verbundenen Gebiets der Sinnenwelt von ihren gewaltsamen Beschränkungen, ist dem Vf. die Bedingung des Rechts, und er kennt nur den Zustand ohne Verträge, und den aus Verträgen entspringenden Zustand als die zwey wesentlich verschiedenen Rechtsverhältnisse. Um das bey jedem Wechsel der Verhältnisse bestehende allgemeine Merkmal, woran die rechtliche Gränze der äussern Freyheit jedes einzelnen bestimmt unterschieden werden kann, anzugeben, stellt er den Satz auf: das Recht ist ursprünglich begränzt, nicht unendlich. Der Umfang jedes Rechtsgebiets aber reicht so weit, als der Leib eines freyen Willens, und der Kreis derjenigen äußern Objekte, den er auf eine allgemein erkennbare Art in physische Gemeinschaft mit sich bringt und erhält.

Das Uebrige dieser zwey wichtigen, und von philosophischem Scharfsinn sowohl als einer sehr faßlichen Darstellungsgabe des Verf. zeugenden Schriften leidet keinen Auszug; Rec. bemerkt daher hier nur noch folgende von dem Verf. gefunde-

ne Resultate, welche auf den eigenthümlichen Weg, den derselbe bey seinen Untersuchungen eingeschlagen hat, aufmerksam machen werden. Nach ihm giebt es kein Zwangsrecht, um andere in den Eintritt in die Staatsgesellschaft zu zwingen; das Staatsrecht gründet er bloß auf Vertrag: Verletzungen der Persönlichkeit in seiner eigenen Person, eben so Verletzungen der Persönlichkeit eines Andern, wenn sie mit dessen Willen geschehen sind, gehören nicht ins Rechtsgebiet. Die Richtigkeit der ganzen Deduktion, und des darauf begründeten Systems, (so wie die Behauptung des Verf. daß er den kritischen Idealismus zum einzigen Führer genommen habe) zu prüfen, würde uns hier zu weit führen; bey der einfachen und anziehenden Darstellungsgabe, und der unbefangenen und bescheidenen Sprache des Verf. wird es schwerlich einer unserer Leser bereuen, durch eigene Prüfung sich hierüber zu belehren. Von dem Verf. hoffen wir, daß er bey dem jetzt Gethanen nicht stehen bleiben; sondern seine eigenen Sätze einer wiederholten strengen Prüfung unterwerfen, und das Resultat derselben dem Publikum seiner Zeit vorlegen werde.

Wr.

Arzneygelahrheit.

Beyträge zur Anatomie und Physiologie der Thiere, von Dr. *I. A. Albers*. *Erstes Heft.* Mit 1 Kupfertfl. Bremen, bey Seyfert. 1802. 118 S. 4. 1 Rh.

In einem anspruchslosen Ton übergiebt der Verf. diese Beyträge dem Publikum, welche für jeden Freund der vergleichenden Anatomie Interesse haben werden. Man findet hier 1. Die Zergliederung des Seehunds, bey welcher der Verf. mehrere Vorgänger hatte, welche er fleißig benutzte, z. B. Blumenbach. Wo diese ihn verließen, vermißt man eigne sorgfältige Zergliederungen. Die Beschreibung des Knochenbaues ist von D. Treviranus dem jüngern. Die Blinzhaut wird hier membrana nictitans genannt, da sie doch nictans heißt,

heißt, wie man bey gelehrten Anatomen, z. B. Morgagni, finden wird. 2. Vom Auge, Herzen und Zungenbein des Eisbärs. 3. Zergliederungen einiger Vögel, von Falken, Enten und a. Nur einzelne Bemerkungen, bey welchen Cuvier verglichen ist. 4. Bemerkungen über den Bau des Vogelauges. Von der durchsichtigen Hornhaut, Sklerotika, Home's elastischen Band und dem Knochenring, mit vieler Sorgfalt und Ausführlichkeit. Ueber den Knochenring mehrerer Vögel. 5. Vom Nutzen des Augenringes. Er ist im Grunde eine Fortsetzung der knöchernen Augenhöle, welche bey Vögeln unvollkommen ist. Er besteht aus mehreren, bisweilen 15, kreisförmig liegenden Knochenstücken; welche aber die Thiere keinesweges verhindern, nahe sowohl als entfernte Gegenstände, vermittelst der Pressung des Auges durch Muskeln, gleich deutlich zu sehen. 6. Versuche über das Athemholen der Vögel. Viele Vögel haben Oel und einen röthlichen Brey in ihren Knochenhöhlen. Der Verf. unterband, nach J. Hunter, einem Hahn die Luftröhre, und steckte die Röhre eines Troikars in eine in dem Unterleib gemachte Oeffnung. Man hörte die Luft durch die Röhre des Troikars deutlich aus- und einströmen. Er brachte verschiedene Gasarten, vermittelst eines Glaskolbens, in dessen Oeffnung der durchgesägte Oberarmknochen befestigt war, und fand, daß durch kohlensaures Gas ein Hahn in 5 Minuten, eine Ente in 7 Minuten getödtet wurden. Stickgas tödtete eine Ente in 3 Minuten. Ein Hahn befand sich im Sauerstoffgas 2 Stunden hindurch vollkommen munter. Eine Nebelkrähe behielt in demselben 1 Stunde lang ihre völlige Kraft, kohlensaures Gas tödtete sie darauf in 4 Minuten. Salpeterstoffgas tödtete eine Dohle in wenig Minuten. Bey diesen Versuchen wurde jedesmal die Luftröhre unterbunden. Der in kohlensaurem Gas blau gewordene Kamm des Hahns wurde im Sauerstoffgas hochroth, welches Hr. A. als einen Beweis gegen Priestley anführt, daß das Sauerstoffgas durch Häute wirke. Ein anderer interessanter Versuch (welchen weiter auszuführen dem Verf. zu grausam dünkte) war, daß der eine Armknochen eines Hahns an einen Kolben mit Sauerstoffgas, der andere an einen Kolben mit kohlensaurem Gas befestigt wurde. Ließ man das Thier kohlensaures Gas athmen: so kam es bald dem Tode nah. Kopf und Kamm wurden blau. Wurde dieser verschlossen, und der Kolben mit Sauerstoffgas geöffnet: so erhielt das Thier in wenig Minuten seine vorige Munterkeit wieder, Kopf und Kamm wurden wie-

der

der hochroth. — Eine Nachschrift liefert die Beschreibung eines Wurms in einem Seehunde, strongylus gigas. Die Kupfertafel stellt die Augen, Thränenwege und den Knochenring von verschiedenen Vögeln vor. Es wäre zu wünschen, daß sich der Verf. der Homonymien, wie »der knorpelige Gehörgang, meatus auditorius cartilagineus, Grimmdarmklappe, valvula coli« enthalten hätte.

Mk.

Handbuch über die Krankheiten der Kinder, und über die physisch-medicinische Erziehung derselben bis zu den Jahren der Mannbarkeit. Zunächst für angehende Heilkünstler. Von Dr. Karl Bernhard Fleisch, ausübendem Arzte zu Cassel, u. s. w. Erster Band. Leipzig, bey Jakobäer, 1803. 8. 549 S. 2 Rh.

Der Herr Verfasser glaubte keine ganz verdienstlose Arbeit zu unternehmen, wenn er die wenigen zerstreuten Abhandlungen, Aufsätze und Winke, welche manche Aerzte über die Krankheiten der Kinder geschrieben haben, sammelte, um so eine, so viel wie möglich, vollständige, richtige und der Natur getreue Beschreibung und Geschichtserzählung einer jeden Krankheit, nebst ihren Ursachen, besonders genau die Unterscheidungszeichen anzugeben, die sie von andern, ihnen zum Theil sehr ähnlichen, trennen; dann die mancherley Gestalten, Anomalieen rc. zu bezeichnen, wodurch ihre eigenthümliche Natur und ihr Charakter oft so versteckt und verdunkelt werden. — Die Heilung derselben, so weit es möglich ist, auf richtige Anzeigen und lautere, bestätigte Erfahrungen zu gründen, und dieses ohne alles gelehrte Gepränge, Hypothesen und Theorieen, ohne sich an die gewagten Spekulationen der Neologen, (wozu auch Brown und die Erregungstheoristen ohne Grund gezählt werden) oder an den Schlendrian der alten Praktiker zu kehren, zusammen zu reihen. Dieser Zweck ist dem Herrn Verfasser in der Ausführung gelungen, und sein Buch ist eine treffliche Kompilation über die Kinderkrankheiten. Die Einleitung enthält die Geschichte der Entwickelung des neugebornen Kindes, die Ursachen der Krankheiten und der großen

Sterb-

Sterblichkeit unter den Kindern und andere beherzigungswerthe Dinge, die Rec. mit Vergnügen gelesen hat. Die Litteratur über die Krankheiten und über die physische Erziehung der Kinder ist sehr vollständig. In 46 Kapiteln sind nun folgende Gegenstände abgehandelt:

Behandlung der Kinder unmittelbar nach der Geburt; Scheintodt; Selbststillen; Ammen; künstliches Auffüttern der Säuglinge ohne ihnen die Brust zu reichen; medicinisch-physische Erziehung der Kinder; Kopfgeschwulst; angewachsene Zunge; Fehler äußerer Sinnorgane; Gehirnbruch; äusserer Wasserkopf; Froschgeschwulst; Geschwulst des Hodensacks; verschlossene Harnröhre; verschlossener After; Verrenkung und Brüche der Knochen; Nabelbruch; herunterfsteigende Hoden; Leistenbruch der Neugebornen; Kinnbackenkrampf; gespaltener Rückgrad; Gelbsucht der Neugebornen; Augenentzündung; Rose neugeborner Kinder; Muttermäler; Kolik; Schlucksen und Erbrechen; Wundwerden; Durchfall; Hasenscharte; einwärts gekrümmte Füße; Konvulsionen; rothes Ausfahren; Mitesser; Milchschorf; venerische Krankheit Neugeborner; Hinten; Schwämmchen; Verhärtung des Zellgewebes; Zahnausschlag; schweres Zahnen; Wechselfieber; Schielen; Erbrechen und Purgieren; Mundfäule und Auszehrung der Kinder.

Recensent glaubt, daß auch nicht Eine bemerkenswerthe Erfahrung unserer besten ältern und neuesten medicinischen Schriftsteller, die über die angeführten Gegenstände Monographieen oder vollständige Abhandlungen geliefert haben, dem Verfasser entgangen sey — und selten stößt man auf Stellen, die den eigensinnigen Kritiker nicht ganz befriedigen möchten. Unverkennbar ist die ausgebreitete und mit guter Auswahl benutzte Belesenheit, und der zu einer solchen mühsamen Arbeit nöthige Fleiß des Verfassers. Nur ist zu bedauern, daß ihm eigene Erfahrungen nicht in der Menge scheinen zu Gebote gestanden zu haben, um sich zu überzeugen, daß er noch zu ängstlich den Lehrbegriffen aus der Schule der Humoral-Pathologen anhängt — deren Nachtheile, in Fällen der Anwendung, sich ganz vorzüglich bey der Behandlung allgemeiner Krankheiten der Kinder von jeher gezeigt haben. Die richtige Anwendung der Brownischen Grundsätze hätte unstreitig dem Werke mehr wissenschaftliches Gepräge gegeben,

und

und es wäre den Aerzten, für die diese Kompilation bestimmt ist, gewiß nützlicher geworden. Recensent, der viele Kinderkrankheiten zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, und die ältern und neuen Theorieen der Medicin und ihren praktischen Werth am Krankenbette ziemlich genau kennen lernte, kann dem Herrn Verfasser dieß auf guten Glauben versichern. Jahn's Werk über die Kinderkrankheiten (N. A. D. B. LXXXV. B. 1 St. 1s Heft S. 47 f.) hat in jener Hinsicht viele Vorzüge. Dieses gilt aber bloß von den sogenannten innerlichen Krankheiten. Die chirurgischen Uebel, die eigentlich Kinderkrankheiten verdienen genannt zu werden, hat Herr Fleisch sehr ausführlich und gut beschrieben, und dadurch seiner Schrift einen andern Vorzug gegeben, den man in Jahn's Schrift vermißt. Beyde Schriften also zusammen genommen, werden den Kinderärzten bis jetzt vollkommen Genüge leisten.

System der gesammten Heilkunde nach der Erregungstheorie von Dr. *I. H. Müller. Erster Band.* Leipzig, bey Hinrichs, 1803. 275 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Uebereinstimmung der Brownischen Theorie mit den Gesetzen der Natur, die Wahrheit ihrer Grundsätze zu prüfen, und ihre Anwendung zu bestimmen, ist hauptsächlich der Zweck dieser Schrift. Dieser soll durch eine allgemeine Uebersicht der gesammten Heilkunde in allen ihren Theilen — Physiologie, Pathologie, Lehre von den Nahrungs- und Arzneymitteln, Diätetik, und praktische Arzneykunde — erreicht werden. Der vorliegende erste Theil, (dem noch 3 oder 4 andere nachfolgen sollen) enthält das Bekannte aus der Lehre von dem gesunden Zustande des menschlichen Körpers.

Da wir in der That noch kein allgemeines Lehrbuch der Brownischen Arzneylehre haben, welches geschickt wäre, Anfängern als Leitfaden zu dienen: so kann Recens. Herrn Müller's System der gesammten Heilkunde, als eine zu diesem Zwecke taugliche Schrift empfehlen. Die Haupterfordernisse, die man bey Büchern dieser Art voraussetzt, sind: Deutlichkeit, damit es dem Anfänger nicht schwer falle, dasjenige, worauf er vorzüglich Rücksicht zu nehmen hat, aus dem übrigen Aufällige heraus zu finden; und Kürze, damit

der

derselbe nicht über dem Lesen überflüssiger Dinge und öfterer Wiederholungen die Geduld verliere, und gerade das Wichtigste ungelesen lasse. Es ist nicht zu läugnen, daß der Vortrag unsers Verfassers in dieser Schrift, natürlich, ungezwungen, deutlich und kurz ist. Aber manche Lehrbegriffe, die doch ein Anfänger wenigstens historisch wissen muß, sind wirklich zu kurz oder gar nicht berührt worden — so wird z. B. kein Wort von dem Wasser in den Hirnhöhlen, nichts von der darauf gebauten Hypothese Kant's und Sömmerings gesagt. In die Physiologie nahm der Herr Verf. aus der Physik, der Chemie und Anatomie nur so viel auf, als nöthig war, um sich verständlich zu machen. Daß er sich bestrebte, der Natur, so viel immer möglich, getreu zu bleiben, alle weither gesuchten, gezwungenen Erklärungsarten zu vermeiden, und zu allen vorkommenden Wirkungen die gemeinsten in die Augen fallendsten, aber doch hinlänglichen Ursachen aufzufinden — dadurch zeichnet sich schon diese Physiologie von ihren ältern von Hypothesen und spitzfindigen Spekulationen strotzenden Schwestern, zu ihrem Vortheile aus. Uebrigens bringt es schon die Natur dieser Doktrin mit sich, daß auch hier bloße Hypothesen über das Athemholen, die Entwickelung der thierischen Wärme und mehrere andere Gegenstände vorkommen, ob schon der Verf. manchen scharfsinnigen Gedanken darüber vorgebracht hat. Selbst der Begriff der Erregbarkeit dient uns nur dazu, die Erscheinungen des belebten Organismus in eine bestimmtere Ordnung zu stellen, als die ältern Physiologen, aus Mangel eines solchen leitenden Princips, gethan haben.

Br.

Allgemeine Anatomie, angewandt auf die Physiologie und Arzneywissenschaft von *Xavier Bichat*; aus dem Französischen übersetzt von *C. H. Pfaff*. *Erster Theil, zweyte Abtheilung* 379 S. *Zweyter Theil, erste Abtheilung* 343 S., *zweyte Abtheilung* 302 S. Leipzig, bey Crusius. 1803. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Die zweyte Abtheilung des ersten Theils beschäfftigt sich noch mit Untersuchungen über die Systeme, welche dem Baue

 aller

aller Apparate gemeinschaftlich zukommen, und gleichsam als ursprüngliche Systeme die Grundlage aller Organe ausmachen. Gefäßsystem des rothen (Arterien) Blutes. Allgemeine Betrachtungen über den Kreislauf, Lagen, Formen, allgemeine Disposition dieses Gefäßensystems (des Lungen-Venen- und Aortensystems), Organisation, Eigenschaften, Entwickelung (der Arterien). Gefäßsystem des schwarzen (Venen-) Blutes; Lage, Formen, Eintheilung, allgemeine Disposition dieses Gefäßsystems (des Hohlvenen- und Lungenarteriensystems), Eigenschaften, Entwickelung (der Venen). Unterleibs-Gefäßsystem des schwarzen Blutes (Pfortadersystem); Lage, Formen, allgemeine Disposition, Anastomosen, Organisation, Eigenschaften u. s. w. Bemerkungen über die Bewegung des schwarzen Blutes im Unterleibe, über die Leber, über den Lauf der Galle; Entwickelung. Haargefäßsystem; allgemeines Haargefäßsystem (die letzten Arterienzweige und ersten Venenwurzeln im großen Kreislaufe); Haargefäßsystem der Lungen, (die zarten Verästelungen, welche die Lungenarterien endigen und aus welchen die Lungenvenen entspringen). Aushauchendessystem; allgemeine Disposition der aushauchenden Gefäße; Eigenschaften, Verrichtungen, Entwickelung derselben. Einsaugendes System; einsaugende Gefäße, lymphatische Drüsen; Eigenschaften des einsaugenden Systems; Einsaugung.

Auf die ganz ähnliche Weise werden dann in den beyden Abtheilungen des zweyten Theils, die in der thierischen Oekonomie nicht so allgemein verbreiteten Systeme untersucht, welche nur einigen besondern Apparaten angehören, als: Knochensystem, Knochenmarksystem, knorpelichtes System, fibröses System; (z. B. Beinhaut, harte Hirnhaut, fibröse Kapseln, Scheiden der Flechsen, Aponeurosen, Flechsen, Ligamente). Faserichtes Knorpelsystem, (gemischte Knorpeln), Muskularsystem des thierischen Lebens, des organischen Lebens, (willkührliche und unwillkührliche Muskeln); Schleimsystem, (Membranen, womit die innern Flächen der hohlen Organe überzogen sind); Seröses System, (z. B. Bauchhaut, Brusthaut, Herzbeutel, Scheidenhäute der Hoden, Arachnoiden u. d.). Synovialsystem (der Artikulationen und tendinösen Scheiden). Drüsigtes System, (worunter, ausser den Knauldrüsen, auch Leber, Pancreas, Nieren, Prostata, Hoden; nicht aber

die

die glandula thyroid. thymus, glandulae suprarenal. lymphat., und dergl. begriffen sind). Hautsystem, (Systeme dermoide, d. i. äussere Haut, oder Fell, oder Lederhaut mit ihrem Schleimüberzuge). Oberhautsystem, (äußere Oberhaut, durch äußere Mündungen sich nach Innen wendende Oberhaut, Nägel). Haarsystem.

Die Uebersetzung ist sich durchaus gleich geblieben, wie man vom Herrn Pf. erwarten konnte. Auch dafür verdient er Dank, daß er die vier Theile des Originals in zwey zusammengeschmolzen hat, und zwar durch Weglassung mancher allzuweitschweifigen und unnützen Digressionen. Indessen durfte doch nicht alles, was man noch dahin rechnen konnte, wegbleiben, weil sonst das Werk kaum mehr als ein nach einem eigenen Plane durchgeführtes Ganzes erscheinen dürfte, worauf es doch vorzüglich Ansprüche macht. Herr Pf. hat zwar hier einige schätzbare Anmerkungen mehr, als vorher, hinzugethan; doch weniger, als man wünschte. Allein wenn er jede Veranlassung zu Wiederlegungen, Berichtigungen, Erläuterungen und Nachweisungen hätte ergreifen wollen: so würden freylich die Anmerkungen den abgekürzten Text wieder überwogen haben.

Ph.

Kupfertafeln mit Erklärungen und Zusätzen zur systematischen Darstellung des chirurgischen Verbandes, sowohl älterer als neuerer Zeiten. Von J. G. Bernstein. Jena, in der academischen Buchhandlung. 1802. 182 S. 8., die Kupfertafeln 51. 4 Rh.

Beym Aufschlagen fanden wir keine eigentlichen Zusätze zur Bandagenlehre; sondern bloß die Erklärungen der einzelnen Geräthschaft. Diese nahm der Verf. aus der Menge der vorhandenen chirurgischen Schriften, wie sie ihm aufstießen, ließ die Kupfer nachkratzen, und glaubte, wie immer, durch Abschreiben und Ausschreiben, ohne Wahl, ein sehr verdienstliches Werk gethan zu haben. Nun, wir wollen ihn nicht in dem süßen Gedanken stören, (sonst ließen sich manche Be-

lege aufstellen); wir wollen ihn aber doch wohlmeinend bitten, sich endlich einmal, als Selbstdenker und Selbstverfasser, nicht als immerwährender Compilator zu zeigen! Dann erst wird sich ergeben, ob und in wie weit er unter die ehrenvolle Zahl wirklicher Chirurgen gehört; dann wird man sehen, ob er aus der Fülle der Erfahrung sprechen, oder nur den trüglichen Schein vorhalten könne. Für die Anfänger, die jene größern Werke nicht haben, nicht kaufen können, mag diese abermalige Compilation von relativem Nutzen seyn.

At.

Der medicinische Landpfarrer, oder praktische Anweisung, diejenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen; allen Herren Volkslehrern, Wundärzten und vernünftigen Bürgern, u. s. w., gewidmet, von J. Krause, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Doktor ꝛc. Zweyter Theil. Mannheim, 1804. auf VIII und 230 S. 8. 16 gr.

Auch mit folgendem Titel:

Medicinisch-praktisches Hülfs- und Hausbuch der im gemeinen Leben am häufigsten vorfallenden Krankheiten, nebst Anleitung zu ihrer Heilart; für Geistliche, Wundärzte, Landchirurgen und jeden vernünftigen Leser, von u. s. w. wie oben.

Wir brauchen von diesem Buche nichts weiter zu sagen, als daß es allgemeine Quacksalberey, die ohnedem schon häufig genug allenthalben zum größten Nachtheile des Lebens der Menschen getrieben wird, noch weiter verbreiten wird. Besser wäre es also gewesen, wenn es nicht gedruckt und ins Publikum gebracht worden wäre.

Zo.

Ueber-

Ueber die Krankheiten sämmtlicher zur Oekonomie gehörigen Hausthiere. Ein zum Behuf akademischer Vorlesungen bestimmtes Handbuch, entworfen von Joh. Dan. Metzger, K. Preuß. Geh. Rath rc. Königsberg, bey Göbbels, 1802. 200 S. 8. 12 Gr.

Wenn der Verf., der in seiner medicina ruralis sich schon als Kenner der Thierarzneykunde gezeigt hat, in der Vorrede behauptet, daß wir noch kein Handbuch hätten, das zu Vorlesungen über die Krankheiten der Hausthiere brauchbar wäre, keines, das diese in ihrem ganzen Umfange abhandelte: so ist dieses, mit Ausschluß der Erxlebenschen und Junglschen Lehrbücher, vollkommen gegründet. Man darf indessen in einem Handbuch von so engen Grenzen, wie das gegenwärtige ist, weder Vollständigkeit noch Ausführlichkeit fordern; sondern muß die Ergänzungen von dem Vortrag des Lehrers erwarten. Nur die vornehmsten und frequentesten Krankheiten sind hier abgehandelt, und die, welche nur Symptome der Hauptkrankheiten sind, sind mit Recht übergangen. Der Verf. hat die gegenwärtige Schrift hauptsächlich für gebildete Oekonomen und Landwirthe bestimmt; er wünscht, daß die Ärzte und Physici sich mit der innern Thierheilkunde beschäfftigten, und daß den eigentlichen Thierärzten nur die äusseren Operationen überlassen blieben. Nach einer Einleitung über die Ursachen der Krankheiten der Hausthiere, über die Zucht und Lebensordnung derselben und die Vorkehrungen gegen drohende allgemeine Krankheiten, werden zuerst diejenigen Krankheiten abgehandelt, welche bey allen Arten der vierfüssigen Hausthiere vorkommen. Dann folgen die besondern Krankheiten des Rindviehs, der Pferde, Schaafe, Schweine, Hunde, des Federviehs (sowohl überhaupt, als der Hühner, Tauben, Gänse und Enten), und die der Bienen. Hierauf kommen der Entwurf eines Arzneyvorraths, und die chirurgischen Heilmittel. Den Beschluß macht eine Auswahl thierarzneykundiger Schriften für Oekonomen.

In einer Schrift, wie die gegenwärtige ist, ist es eine leichte Mühe, Stoff zum Tadel zu finden. Einige Kapitel sind ausführlich und gut, andere sind zu kurz, und manches

Bemerkenswerthe ist übergangen. Rec. theilt dem verdienten Verf. einige Bemerkungen, welche er beym Durchlesen machte, mit. In dem Kapitel von der Zucht und Lebensordnung der Hausthiere findet man von der Zucht (den Geschlechtsverrichtungen und Aufziehen der Jungen) nichts. Die Kapitel „Anlagen des Rindviehs, der Pferde“ rc., wären wohl passender „Naturgeschichte und ökonomischer Gebrauch“ überschrieben. Unter den Vorkehrungen gegen allgemein drohende Krankheiten ist das tägliche Baden in fliessendem Wasser übergangen. Die Entzündung des Gehirns, oder vielmehr der Gehirnhäute, ist keine problematische Krankheit, wie sie hier angeführt ist. Daß die Lungenentzündung nicht epizootisch sey, würde Rec. nicht behaupten; denn was ist der Lungenbrand anders, als eine sehr hitzige (peracuta) Lungenentzündung? Den Milzbrand und die Pestbeulen würde Rec. unter dem letztern Namen, oder dem der Karfunkelkrankheit, zusammengenommen, und den gutartigen Zungenkrebs oder Maulseuche davon getrennt haben. Unter den Wurmkrankheiten hätte der Blasenbandwurm Erwähnung verdient; die Engerlinge nisten bekanntlich auch in der Haut und auf dem Rücken des Hornviehs und in den Kinnbacken der Schaafe. Coliken und Trommelsucht hätten verschiedene Rubriken verdient; unter die Ursachen der ersten würde Rec. auch die Einschiebung der Gedärme gerechnet haben, die bey Pferden nicht sehr selten ist; das beste Heilmittel der letztern ist, wie Chabert vortrefflich gezeigt hat, Kali. Die zur Geburt, so wie die zur Nachgeburt treibenden Mittel hätten eine kurze Erwähnung verdient. Das Kapitel von der Krätze ist unbefriedigend. Bey den Beinbrüchen kostbarer Pferde verdient die Heilung allerdings unternommen zu werden. Rec. war zweymal Zeuge von einem geheilten Bruch des Fesselbeins. Das Kapitel von der Rindviehseuche ist eben so ausführlich, als gründlich. Das Kapitel von der Druse ist ganz nach Wolstein, ohne auf Bouwinghausens Lehre Rücksicht zu nehmen. Den Strengel kann man wohl nicht ein Unvermögen zu schlingen nennen. Bey dem Koller ist das Hauptmittel, kalte Aufschläge auf den Kopf, übergangen. Wenn von Rehe und Maulsperre gesagt wird, sie hätten viel Aehnlichkeit und letztere geselle sich zu der erstern: so ist dieses nicht ganz richtig; sie gesellt sich zu Wunden und Geschwüre der äußerst empfindlichen Fleischsohle. Die Mauken und der Bauchwurm (Wurmbeulen am Bauch?) gehören

wohl nicht zu den hitzigen oder Entzündungsgeschwülsten. Von dem Dampf ist nirgends gehandelt; auch hätte bey Pferden die Mondblindheit Erwähnung verdient. Daß die Schaafpocken nur einmal ein Thier befallen, leidet wohl keinen Zweifel. Und daß die Raude bey Schaafen, so wie bey Pferden, sich auch von innerlichen Ursachen erzeugen könne, ist eben so wenig zu bezweifeln. Bey Schweinen sind Rankkorn und Hinterbrand verschiedene Uebel. Der Sitz der Borstenfäule ist nicht am Halse; auch hat Rec. den Buchweizen nirgends dagegen empfohlen gefunden, wohl aber die Buchecker, von Wolstein. Die Hunde sind zwar bey uns kein Schlachtvieh, aber bey andern Erdbewohnern. Daß sich Hund und Wolf begatten, widerspricht Buffon. Daß die Wuth bey Füchsen sich entwickelt, ist Rec. unbekannt, so wie auch, daß der Geifer bey der Hundeseuche eben so giftig werden könne, als bey der Wuth. Bey den Krankheiten der Hühner hätte die Dörrseuche noch Erwähnung verdient. Giftige Mehlthaue, die die Teiche verunreinigen, sind als Ursache der Krankheiten der Fische sehr problematisch.

Der Entwurf des Arzneyvorraths ist zu kurz und oberflächlich, ohne Rücksicht auf den Organismus der verschiedenen Thierkörper, welche vorzüglich bey den Purgiermitteln nöthig gewesen wäre. Die kräftigsten Arzneymittel, z. B. Aloe, schwarze Nieswurz, Spießglanzleber, die Quecksilberbereitungen, Goldschwefel, Honig, vermißt man. Wermuth und Salbey werden zu den (innerlichen?) zertheilenden, Enzian und Alant zu den schweißtreibenden Mitteln gerechnet. Tonische und adstringirende vermißt man ganz. Das Kapitel von den chirurgischen Heilmitteln ist zu dürftig. Das Haarseilziehen ist undeutlich beschrieben, das glühende Eisen paßt noch in manchen andern Fällen, außer dem Milzbrand. Bey der Literatur vermißt man manche der besten Schriftsteller, z. B. Wolsteins Buch von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehs, von den Krankheiten der Füllen, Kriegs- und Bürgerpferde, Bücher der Wundarzney der Thiere. Trautenbergs Buch ist ein elendes Machwerk. Von Kerstings Manuscripten ist die Sothensche Ausgabe die bessere. Daubenton und Wichmann handeln nicht von den Krankheiten der Schaafe; am besten hat dieses Germershausen gethan. Ueber den Milzbrand oder die Karfunkelkrankheit sind Adami und Gilbert

die besten Schriftsteller, über die Franzosenkrankheit Graumann.

Mk.

Anwendung des Galvanismus auf Heilung der Kranken, ein leichtfaßlicher Unterricht für Chirurgen und andere, die hierin einen solchen Unterricht wünschen. Aus des Professor Webers Zeitschrift, der Galvanismus genannt, ausgezogen. Landshut, bey Weber. 1802. 31 Oktavs. Mit 1 Kupf. 6 Kr.

Es wird hier gezeigt, wie der Galvanismus auf die Augen, auf das Ohr, auf Arm und Fuß zugleich, oder auf beyde Theile einzeln, und endlich auf das Geruchsorgan anzuwenden ist. Die Erfolge des Galvanismus von Zeit zu Zeit einem geschickten Arzte zu communiciren, ist kein überflüssiger Rath. Wir möchten hinzusetzen, daß eigentlich dieses Reizmittel beständig durch einen Arzt geleitet werden sollte.

Pw.

Intel-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Auf die Heidelberger Universität gehen als Professor der Naturgeschichte und Anatomie Herr Dr. C. G. Posselt, und als Prof. der Handlungs- und Finanzwissenschaft Herr Reinhold aus dem Hannöverschen.

Herr Dr. Heinrich Karl Jaup in Giesen, (Sohn des Herrn Geh. Raths und Vicekanzlers) ist zum außerordentlichen Professor der Rechte auf dasiger Universität und Beysitzer der Juristenfakultät ernannt worden.

Der Rektor der Stadtschule zu Bernburg, Herr Herzog, hat den Charakter eines Professors und Gehaltszulage erhalten.

Der Oberste und Direktor der Seeberger Sternwarte, Herr Franz Freyherr von Zach, ist von dem jetzt regierenden Herzog von Sachsen-Gotha, zum Oberhofmeister der verwittweten Herzoginn mit dem Range eines Generalmajors durch ein Decret ernannt worden.

Herr Dr. und Prof. Schmid zu Jena, hat durch ein Rescript des Herzogs von Sachsen-Gotha vom 14. May den Charakter eines Kirchenraths erhalten.

Der Pastor Fabricius zu Kopenhagen, ist Prof. der Grönländischen Sprache geworden.

Der ehemalige Professor zu Würzburg, Herr Dr. Bergoldt, ist Prediger zu Eystenfeld bey Würzburg geworden.

Die Kurfürstl. Hessische Societät der Alterthümer, hat Herrn Prof. Gurlitt zu Hamburg, zum Ehrenmitgliede aufgenommen.

Herr Pätz, Prof. Jur. zu Kiel, geht als Professor der Reichsgeschichte, des Staats- und Lehnrechts nach Heidelberg.

Der Direktor am Gymnasium zu Herford, Herr Dr. Hartmann, ist an Herrn Königs Stelle Lehrer am Oldenburger Gymnasium geworden.

Der Pfarrer, Dr. und Prof. der Theologie zu Strasburg, Herr Blessig, ist nach Heidelberg als ordentlicher Professor der Theologie berufen worden; hat aber diesen Ruf aus Vorliebe für sein Vaterland und Gemeinde, abgelehnt.

Der als Schriftsteller bekannte Salz-Ober-Amts-Verweser zu Ausser, Herr J. Lenoble von Edlersberg, ist K. K. Berg-Rath und Salz-Ober-Amtmann, und der durch mehrere Gedichte bekannt gewordene H. J. Hinsberg, Ober-Amtmann zu Günzburg, ist K. K. Schwäbisch-Oesterreichischer Kammer-Prokurator geworden.

Der Minister Resident Hr. v. Schwarzkopf, ist von der Kurfürstl. Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel zum Ehrenmitgliede erwählt worden.

Der als Verfasser mehrerer Predigtbücher bekannte Hr. C. V. Kindervater, Prediger zu Podelwitz bey Borna, wird an Voigt's Stelle Generalsuperintendent zu Eisenach.

Herr M. Jähse, als Philolog und Uebersetzer des Plato bekannt, ist Rektor zu Annaberg geworden.

Der Dr. der Theologie, Herr Fr. Oberthür in Würzburg, hat die schon sonst rühmlich verwaltete Professur der Dogmatik wieder erhalten.

Der auch als Schriftsteller im Fache der peinlichen Rechtsgelahrtheit bekannte Herr W. Jakobs zu Gotha, bisheri-

heriger Beysitzer des vorigen Konsistoriums, ist wirklicher Konsistorialrath geworden.

Todesfälle.

1804.

Am 14. März starb zu Leipzig, Herr C. C. Wendler, Doktor der Philosophie, Herausgeber des Hederich-Ernestischen griechischen Wörterbuchs.

Am 13. May, zu Stuttgard, der Kurfürstl. Rath, Probst und General-Superintendent zu Denkendorf, Herr Dr. J. F. Märklin im 72sten Jahre. Er hat unter andern einen Grundriß der Geschichte des alten Testaments geschrieben.

Am 6. Juny zu Heidelberg, der ordentliche Professor der Rechte, Herr Reg. Rath Kirschbaum, im 85sten Jahre.

Der bekannte politisch-historische Schriftsteller, Herr HRath E. L. Posselt in Karlsruhe, ist am 11. Jun., bey einem zu Heidelberg abgestatteten freundschaftlichen Besuche, durch einen unglücklichen Fall aus dem Fenster, ums Leben gekommen.

Am 18. Jun. zu Stuttgard, Herr J. D. Hoffmann, Kurfürstl. Geheimer Rath und ehemaliger Professor zu Tübingen, 62 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1804.

Am 16. May ward Herrn E. A. H. Kühn die medicinische Doktorwürde ertheilt, nachdem er seine Dissertation: exhibens Criseos Notionem ex mente Veterum et Recentiorum vertheidigt hatte. Herr HR. Stark, als Dekan, setzte

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens von Wien über erprobtes Rindviehpestmittel.

In den Sächsischen Provinzialblättern vom July und August 1802, finde ich eine Nachricht über Ausbruch, Verbreitung und Entstehung der Rindviehpest im Kreisamte Wittenberg und im Amte Coswig — und angewandte Mittel ꝛc. ꝛc., worinne man bald einen fremden Referenten, bald den Thierarzt selbstredend, jedoch keine mit Salzsäure kurirte Rindviehstücke findet. Es dürfte daher dem Zwecke Ihrer Blätter nicht zuwider seyn, des mit glücklicherm Erfolge in hiesigen Landen angewandten Mittels, mit gemeiner Salzsäure, die immer gut seyn, und in richtiger Ordnung gebraucht werden muß, zu gedenken. Der in der Wiener Zeitung Nr. 98, unter dem Artikel: Deutschland, angezeigten, vom Dr. Frank, Kreisphysikus zu Gnesen in Südpreußen, gemachten Entdeckung, daß die oxygenirte Salzsäure ein specifikes Heilmittel der ansteckenden Viehsäuche (Löser-Dürre) sey, verdient die des hiesigen Thierarzney-Professors, Dr. Peßina, an die Seite gestellt zu werden, der schon vor 2 Jahren auf hohen Befehl der Nied. Oestr. Regierung viele Versuche mit der gemeinen Salzsäure, und mit eben so glücklichem Erfolge, als Dr. Frank mit der oxygenirten angestellt hat, und dessen darüber herausgegebene Abhandlung: »Anleitung zur Heilung der Rindviehpest, mit der eisenhaltigen Salzsäure,« Wien, 1802 *) zu Anfang dieses Jahres von der Nied. Oest. Regierung und der höchsten Hofstelle allen Oesterreichischen Erbländern

*) Die Anleitung ist auch Auszugsweise im ökonomischen Almanach a. d. J. 1802, herausgeg. von Leopold Trautmann, Wien, bey Gaßler, und in Riems neuer Sammlung ökonomischer Schriften, (nun betitelt: Neue Beyträge zur Oekonomie ꝛc.), aufs Jahr 1803, 1. Liefr., Leipzig in der Joachimschen Buchhandlung, mit allen Tabellen der Berichte abgedruckt, und, damit diese Salzsäure immer recht gut zu erhalten sey: so hat der Herr Dr. Peßina solche selbst bereitet, und bietet sie zu diesem Gebrauche das Pfund zu 45 Kr. an, wenn man sich an ihn selbst im Thierspitale auf der Rabengasse wendet.

denen zur Richtschnur anempfohlen worden ist. Die Uebereinstimmung der Erfahrungen zweyer weit von einander entfernten glaubwürdigen Aerzte, über die Wirksamkeit eines fast desselben Mittels, scheint nicht wenig den Werth und die Vorzüglichkeit desselben, vor allen andern bisher gebrauchten Heilmitteln in dieser Pest zu bestätigen. Ob fernerhin die von Dr. Frank angerühmte, oder die vom Professor Peßina erprobte gemeine Salzsäure den Vorzug behaupten soll, wird leicht durch weitere Prüfung, zu welcher es leider in keinem Lande an Gelegenheit mangelt, und vergleichene Wirkung der beyden Arten dieser Säuren ausgemittelt werden können, welches zum Gedeihen der Landwirthschaft, und Erhaltung der so wesentlichen Hornviehzucht bald geschehen und bekannt werden möge.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In der Recension der Bachmannischen schätzbaren Schrift über Archive, Band 84. dieser Bibliothek S. 494. kömmt die Behauptung vor, „man finde in dem von Herrn Reg. Rath Bachmann angeführten seltnen altdeutschen Original-Diplom von 1286. verschiedene niederdeutsche Ausdrücke, woraus zu schließen sey, daß der plattdeutsche Dialekt ehedem viel weiter in Oberdeutschland eingegriffen als jetzt, und überhaupt eine Vermischung beyder Idiome Statt gefunden habe." Diese Muthmaaßung widerspricht meinen bey dem Studium der ältesten Schriftsprache des hohen und niedern Deutschlands gemachten Erfahrungen gänzlich, indem ich diese beyden Dialekte bereits vom Ende des achten und Anfang des neunten Jahrhunderts völlig von einander abstechend und jedes seinen reinen Charakter behauptend, finde (als wozu besonders die öftere Verwandelung des Oberdeutschen ch ins Niederdeutsche k, des Oberd. f ins Niederd. p, des Oberd. z ins Niederd. t, und des Oberd. r ins Niederd. s u. s. w. gehört, die Abweichungen der Deklinationen und Conjugationen zu geschweigen). Nun stößt man zwar im gedachten Diplom, (das auch im Rochischen allgem. liter. Anzeiger vom 1801. S. 222. ff. abgedruckt steht), auf ein dat, in der zweyten Zeile, das eigentlich dem niederdeutschen Dialekt zugehört,

außer

außer welchem alles andere oberdeutsch, oder in einzelnen Ausdrücken oberrheinisch ist; allein dieses dat kömmt mehr in Urkunden des höhern Deutschlandes ohne weitere Folge, und ohne daß der altfränkische, altoberrheinische, oder allemannische Dialekt seinen Charakter verlöhre, vor, wie z. B. in dem alten Gebet im Bragur Band 5, S. 118, welches jedoch durch die dreymal wiederholte Partikel za, zu dem Gerundium am Ende und in andern Stellen, seinen fränkischen Charakter behauptet, wofür im Sächsischen te oder to stehen müßte. Wie solche einzelne Wörter aus einem ganz verschiedenen Dialekt in den andern einschleichen, läßt sich auf doppelte Art erklären. Entweder der Ort des Aufsatzes liegt auf einer Gränze, wo die Sprache hin und her schwankt und zu Vermischungen Anlaß giebt, oder der Schreiber — meist ein Mönch — ist von Gegend zu Gegend, oder vom Kloster zu Kloster gewandert, und hat — gleich unsern Handwerksgesellen — Saxonismen mit aus der Fremde gebracht. Das Imperfectum was, eram, erat, hingegen war ehedem dem hohen und niedern Dialekt gleich eigen.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, auch von der Phrase: do der milier lif etwas zu sagen, die ich mir nicht durch quum millenarium curreret erklären kann, weil ich in dieser Erklärung keinen Sinn finde. Sollte hier von einem Jahrtausend nach Christi Geburt die Rede seyn: so müßte es heißen: do der zweete milier lif, und dann bloß 486 angehängt seyn. Nun aber steht ja noch ausdrücklich das tusund noch voran. Mir dünkt es also, daß jene Worte bloß einen Charakter des dreyzehnten Tages, oder des Dreykönigsfestes bedeuten sollen; denn bey Oberlin Glossar. t. 2. p. 1044. wird die gleiche Redensart aus einem Diplom, ohne Ort und Jahr angeführt, wo es heißt: Dornstag da die Miliern lief (wenn gleich auch hier das Wort durch annus millesimus von Lexikographen erklärt wird) aber da hier der Nachsatz von Christi Geburt fehlt, auf den sich das lief beziehen könnte, so scheint es eine eigene Benennung eines gewissen, und zwar des Dreykönigstages zu seyn. Doch muß ich hier bey diesen wenigen Gründen meiner Negative stehen bleiben, bis ich durch Auffindung einer Urkunde ähnlicher Datirung mehrere beyzubringen im Stande bin.

M***. R**.

Ein und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Geschichte der Vaccination in Böhmen; auf hohen Befehl herausgegeben von der in Schutzpockenimpfungsanstalten niedergesetzten k. medic. Policeykommission. Mit einer Vignette (enthaltend das Siegel der Kommission). Prag, bey Calve. 1804. 303 S. 8. 1 Rk.

Nirgends zeigt sich der Eifer unseres Zeitalters überhaupt und unserer Fürsten insbesondere für Humanität in größerer Regsamkeit, als bey der Kuhpockenimpfung einem unläugbar großen Geschenke der Vorsehung. Es scheint wirklich, als ob die Machthaber der Erde die Wunde, welche sie durch die Einführung und Unterhaltung der Kriege der Menschheit geschlagen haben, wieder dadurch zu heilen gedächten, daß sie die Impfung der KP. mit ungewohnter Wärme aufnahmen, und der möglichsten Verbreitung werth achteten. Gesegnet sey dieser Geist der Menschlichkeit bey jedem Regenten, gesegnet der Eifer, womit diese Entdeckung umfaßt wird; wäre auch die ursprüngliche Quelle desselben nicht so rein, als gutmüthige Schwärmer bey dem so ungewissen Glauben an Perfektibilität der Welt und des Menschengeschlechts annehmen zu dürfen wähnen! Der erhabenen und aufgeklärten Preuß. Regierung, welche das erste Beyspiel einer policeylichen Aufmerksamkeit auf die KPJ. gab, folgt, nach dem vor uns

liegenden Werke, die königl. böhmische. Außer den sehr achtungswerthen Aerzten Hrn. v. Bayer und Holly, ist es besonders der würdige Landeschef und Oberstburggraf, Hr. Graf von Chotek, welche den Ruhm sich erworben haben, die hauptsächlichsten Triebfedern bey der Einführung der KPI. in Böhmen gewesen zu seyn. Hr. D. Carl machte die ersten Versuche mit derselben, welche aber nicht gelangen; Hr. D. Mayer die ersten, welche gelangen; Hr D. Bernt ward von einigen Kaufleuten nach Bamberg geschickt, um sich Belehrung über die Vaccination zu verschaffen. Nur erst, seitdem Hr. Protomedic. v. Bayer und Hr. Prof. Holly dem Geschäfft sich unterzogen, kam es in bessern, regelmäßigen Gang. Dieß geschah mit Lymphe von D. Lehr in Frankfurt. Nun erregte die KPI. die Aufmerksamkeit der Regierung; es erschienen auch allerley Druckschriften für dieselbe, unter andern eine von D. Porges mit hebräischen Lettern für die Juden (was wir sehr billigen), die Aerzte mußten Verzeichnisse ihrer Impfungen eingeben, und man zählte zu Ende d. J. 1801 schon 1910 Impflinge. Im J. 1802 wurde bekannt gemacht, daß im allgemeinen Krankenhause alle Montage um 8 Uhr Morgens unentgeldlich geimpft werden solle. Dabey wurden die Aeltern verpflichtet, an bestimmten Tagen die Geimpften dem Impfarzte zur Ansicht zu bringen, um über den Lauf der Krankheit zu urtheilen. Die günstigste Periode für die KPI. fängt mit 1803 an, wo der vor Kurzem nach Prag gekommene Graf v. Chotek sie seines Schutzes würdigte. Es erschien bald eine Verordnung, daß Niemand als rechtmässige Aerzte und Wundärzte vacciniren, und diese genau auf den Hergang der Impfungen Achtung geben sollten. Es wurde auch zu diesem Behufe eine eigene medicinische Policeykommission niedergesetzt, welche in Kurzem in Thätigkeit war, und unter andern ihr Augenmerk auf Behinderung der bisherigen Menschenblatterninmpfung richtete. Diese ward zwar nicht ganz und unbedingt verboten; jedoch bey 50 Rthlr. Strafe nicht ohne vorherige Kenntniß des Kreisamtes, und nur unter vorsichtigen Quarantaineanstalten, entfernt von den übrigen Menschen, verstattet. Die KPI. soll nur mit ächtem Stoffe, nur von kenntnißreichen Aerzten und Wundärzten, nur mittelst stählerner Lanzetten oder platten Impfnadeln verrichtet werden. Weder die schildkrötenen, noch elfenbeinernen, oder silber-

silbernen gefurchten Nadeln verdienen einigen Vorzug. Man soll sich keiner Blasen- und Klebepflaster oder Salben bey den Impfwunden bedienen. Kein krankes Kind soll vaccinirt werden. (Hierbey findet jedoch eine verschiedenartige Ansicht der Sache statt.) Der Impfarzt soll die Krankheit gehörig beobachten, und wo möglich auch den nachfolgenden Gesundheitszustand des Impflings. Arme sollen unentgeldlich geimpft werden. (Für Wohlhabende hätte können eine billige Taxe vorgeschrieben werden.) Die Impfanstalt werde immer für Impfstoff sorgen; jedoch solle man versuchen, das aus England und Cisalpinien erhaltene KPGift auf unsere Kühe fortzupflanzen; aber dieß solle nur an einigen Kühen geschehen, und diese in abgesonderten Ställen gehalten werden, damit nicht eine neue Krankheit unter unsern Kühen verbreitet werde. Die den Aerzten und Wundärzten ertheilte Instruktion enthält die Beschreibung ächter und unächter KP. Ferner Vorschriften in Rücksicht der Wahl der Subjekte, in Betreff der Impfungsoperation und der Sammlung und Aufbewahrung des Impfstoffs. Der Stoff und Apparat zur Impfung wird den Impf-Aerzten unentgeldlich abgereicht; aber es ist nicht erlaubt, hiermit einen Handel zu treiben. Die beste Art, Stoff zu sammlen, ist, daß man reine, geschabte Scharpie (Leinwandläppchen, leinen Garn) oder wohl gereinigte (gewaschene) Baumwolle, damit tränkt. Vorschriften zur Behandlung und Beobachtung der Impflinge und Abfassung der Berichte. (Sehr lobenswürdig ist die Vorschrift, die Impflinge nicht zu sorglos zu behandeln, und eine genaue Lebensordnung zu empfehlen, wie die Kommission hier thut.) Die Geimpften sollen eine leichte Diät führen, vor Erkältungen gehütet werden, gegen heftiges Erythem wird Bleywasser, gegen schwärende Pusteln Ungu. lithargyr. oder Mercur. praecip. alb. e Ungu. rosat. empfohlen. Es wurde darauf der Befehl gegeben, daß alle Zöglinge, welche sich in einer Versorgungsanstalt des Staates befinden, geimpft würden. Auch die Kinder des Militairs wurden mit hierein begriffen. Gegen die Menschenblattern wurden strenge Maaßregeln getroffen. Sobald als bey jemand die Menschenblattern wahr genommen wurden, an demselben Tage muß es einberichtet werden; kein Blatternder darf im Publikum erscheinen, oder an Blattern Verstorbene öffentlich gezeigt werden; es soll Niemand solche Kranke unnöthigerweise

besuchen; sowohl die Subjecte selbst, die die Menschenblattern überstanden haben, als die Kleidungen derselben sollen sorgfältig gewaschen und resp. gelüftet werden, ehe sie unter Menschen gebracht werden. Es wurden auch Wiederimpfungsversuche gemacht; die Impfungen blieben aber ohne Erfolg. Es entstand nur eine leichte örtliche Entzündung. Die Zahl der in Böhmen Vaccinirten belief sich 1801 auf 1910, im J. 1802 auf 8180. Aus den zahlreichen Vaccinationsberichten heben wir nur Folgendes, als das Merkwürdigste, aus: S. 4. ein von Menschenblatterngift angestecktes Kind wurde vaccinirt, weder die Impfung noch die Menschenblatternkrankheit kam gehörig zu Stande, weder die Menschen= noch die Kuhblattern füllten sich gehörig; sondern beyde trockneten früher und schneller, als es seyn sollte, (das war also eine Bastardkrankheit, hybrid Disease.) S. 6. wurde der pustulöse Ausschlag (Pimples) mehrmals beobachtet; er dauerte 3 Tage, und vergieng ohne alle Eiterung. Auch wurden mehrere Schwächlinge geimpft, und nach der Impfung stärker und gesunder (dieß kommt in der Folge mehrmals vor; doch liest man auch Beobachtungen vom Gegentheil). S. 26. steht die Geschichte der Impfung eines Erwachsenen von ihm selbst beschrieben, welche nicht ohne Interesse wegen der deutlichern Auseinandersetzung der Krankheitsgefühle während des Verlaufs der Impfung ist. S. 36. kommt die auffallende Erklärung vor, daß Hr. Prof. Holly einigen Impflingen die Immunität gegen Menschenblatternansteckung nicht zugestehen will, ohne recht sagen zu können, warum? Nach S. 41. wird ein mildernder Einfluß der KPI. auf Keichhusten angenommen, welchen Rec. noch nicht zugeben kann. Nach S. 45. erklärt die Kommission das Impfen mit Blasenpflastern mehr wegen der nachfolgenden tiefern Geschwüre an den Impfstellen, als wegen der Besorgniß unächter Kuhpocken für verwerflich. (Wir eröffnen den Wunsch, daß die Kommission mehrere Versuche mit dieser Impfungart veranstalten möge, damit man erfahre, was an der Sache sey.) S. 53. Bey einem mit Krätzausschlag gleichsam besäeten Kinde hielten die Kuhpocken dennoch ihren richtigen Verlauf, und mit dem Abtrocknen der Kuhpocken verlor sich auch (ohne weitern Arzneygebrauch?) der Ausschlag. S. 72. Auf ein Kind mit Kopfausschlag hatte die Impfung heilende Wirkungen; allein die Kuhpocken waren falsch. S. 82. Die Kommission macht

aufs

aufmerksam darauf, daß die Kuhpockenkrankheit keinen bestimmten Einfluß auf Scharlach habe. (Es kommen mehrere Beobachtungen von komplicirtem oder nachfolgendem Scharlach vor, aus denen sich aber kein gewisses Resultat ergiebt.) S. 84. Ein Kind, geimpft den 8. May, bekam den 20. in der Periode der Eiterung eine Lungenentzündung, und starb. Der Arzt schrieb diese Krankheit der Witterung und der Unvorsichtigkeit der Kinderfrau in Rücksicht auf diese zu. Die Kommission macht hiebey die Anmerkung, daß die Kuhpockenkrankheit oft katarrhische Zufälle mache, und folglich dieser Tod wohl durch die Wirkung des Kuhpockenstoffes auf die Lungen veranlaßt worden sey. Nach S. 88. steht die Empfänglichkeit für die Kuhpocken mit der Empfänglichkeit für Menschenblattern nicht im Verhältnisse. S. 91. artet der Kuhpockenstoff leicht aus; aber sehr oft ist er auch am 10—11ten Tage zu ächten Kuhpocken noch wirksam. (Es kommen auch hierüber noch einige, zum Theil sich widersprechende Beobachtungen vor. Rec. hat oft mit später genommener Lymphe, am 9—10ten Tage, schönere vollkommnere Kuhpocken bewerkstelliget, als wenn er sie zu frühe, z. B. vor dem 7—8ten Tage nahm. Die Kommission scheint aber nach S. 251. nicht der Meinung zu seyn.) S. 101. Am 5ten Tage nach der KPI. kamen Menschenblattern zum Vorschein. Die Kuhpocken nahmen bis zum 7ten Tage den gewöhnlichen Gang, den 8ten trockneten sie ab, ohne die peripherische Röthe bekommen zu haben. Die Menschenblattern liefen sehr gelinde ab. S. 102. wird die aus Hrn. Mattuschka bekannter Schrift berüchtigte Geschichte von nachgewachsenen (kälberähnlichen) Haaren an den Impfstellen von dem Vater und Impfer (dem jüdischen Arzte) D. Porges (mirabile dictu!) bestätigt. Zum Glücke ist von diesen (fabelhaften) Haaren itzt nicht eine Spur mehr sichtbar. (Rec. kann sich aber durchaus noch nicht von der Wahrheit dieser Geschichte überzeugen, und die Herren Porges und Mattuschka mögen ihm diesen Unglauben nicht übel nehmen. Es fällt überhaupt auf, daß Hr. P. unter nur 18 Kindern, welche er geimpft hat, so viel seltene Dinge zu beobachten gehabt hat. Denn S. 103. hat er auch das herzliche sonderbare und ungewöhnliche Benehmen, also ein Benehmen sui generis, bey einem Kinde beobachtet). S. 136. Bey einem Kinde mit

nervösem Fieber giengen die Kuhpocken ihren gewöhnlichen Gang. (Diese Geschichte ist ein wenig pomphaft und ziemlich weitschweifig erzählt.) Das Kind starb. (In wie weit die KPI. Antheil an dem Fieber und Tod hatte, ist nicht ersichtlich. Die Herausgeber scheinen ihr einen größern Theil beyzumessen, als der Rec. nach seinen Einsichten thun kann.) S. 151. belegt ein Arzt die Schutzfähigkeit der Kuhpocken dadurch, daß in den Ortschaften, wo geimpft wurde, eine sehr bösartige Menschenblatternepidemie geherrscht habe, in die Häuser der Vaccinirten gedrungen sey; diese aber nicht berührt habe. S. 173 u. 175. kommen einige Todesfälle vor, deren Geschichte jedoch nicht ganz evident ist. S. 204. hält die Kommission die Affektion der Achseldrüsen nicht für ein Merkmal ächter Kuhpocken. S. 227. Es starb ein Kind, nachdem die Kuhpocken ihren ordentlichen Verlauf gemacht hatten, 5 Tage nach dem 16. Tage der Impfung, wahrscheinlich am Scharlach. Gleichergestalt starb, S. 243. noch eins am Scharlach nach überstandenen Kuhpocken. (Herrn Struvens Meinung wird dadurch sehr vernichtet!) S. 252. bekam ein Vaccinirtes den Stickhusten am 9ten Tage der Impfung. Die Kuhpocken wurden (gegen andere Beobachter) in ihrem Laufe unterbrochen. Am 17ten Tage erschien nun erst der rothe Ring um die Impfstelle. Nach S. 261. starb ein im September geimpfter Knabe im November d. J., nachdem er seit der Impfung nie gesund gewesen war (also auch einmal eine Beobachtung entgegengesetzter Art!) Unter den böhmischen Aerzten war D. Fialka der stärkste Impfer; er giebt Nachricht von 1008 Impflingen. Auch kommen bey ihm am häufigsten Pustulation und andere Ausschläge vor. Ein mit Stickhusten beschwertes Kind wurde vaccinirt, bekam die Kuhpocken richtig, und verlor alsbald seinen Husten. Eine wunderliche Geschichte steht S. 277. Ein geimpftes Mädchen entimpfte sich, (durch Kratzen?) am 7ten Tage, so daß keine Spur von Pocken mehr da war. Man impfte sie noch einmal, und siehe! gleich den Tag darauf stand eine Mutterpocke in voller Pracht (Sic!) da. S. 301. In Polna wurden 5 Kinder vaccinirt, wovon nur 2 die Kuhpocken bekamen. Von diesen ist eins am 16ten Tage der Impfung an Konvulsionen gestorben. — Dieß ist das Wesentlichste aus dieser interessanten Sammlung von Impfgeschichten. Wir wünschen dieser Anstalt

allen

allen den Fortgang, welchen ein so preißwürdiges Unternehmen verdienet. Nur durch solche Veranstaltungen kann die Sache der KPI. gewinnen, die Menschenblatternausrottung befördert, die Naturgeschichte der Kuhpocken gewisser und der manchfaltigen Verwirrung, welche bisher im theoretischen und praktischen Theile der KPI. obwaltete, abgeholfen werden. Vorzüglich wünschten wir, daß die Kommission Rücksicht auf die nothwendigen Erfordernisse einer garantirenden KPI. nähme, welche Erscheinungen als nothwendig und permanent, welche als überflüssig und variabel anzunehmen seyen, welche Einflüsse und Kombinationen andere Krankheitsreihe auf die Kuhpocken, und diese auf jene haben; wie vielerley der pustulösen Eruptionen seyen, welche man während und nach der Kuhpockenkrankheit bemerkt hat, — alles Gegenstände, welche noch bey weitem nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit untersucht, mit Genauigkeit bestimmt und zur vollendeten Gewißheit gebracht worden sind!

Mz.

Fortsetzung der Schriften über Gall's Schädel-Theorie. (Siehe 85. B. S. 289 ff. d. N. A. D. B.)

8) Beschreibung und bildliche Darstellung der von Dr. Gall im Gehirne entdeckten Organe, in welcher Form und Lage sie sich äusserlich am Schädel darstellen. Von Marcus Hagedorn, W. und A. und Geburtshelf. in Dessau. Nebst einem in Gyps modellirten Schädel. Leipzig, bey Gräffe. 1803. 89 S. 8. 3 Rthl. 4 gr.

9) Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall in Wien. Ausgestellt von J. A. Bergk. Leipzig. bey Rein. 1803. 96 S. 8. 6 gr.

10) Ueber den menschlichen Kopf, in anthropologischer Rücksicht. Nebst Bemerkungen über Dr. *Gall's* Hirn- und Schädeltheorie, von Dr.

I. D. Metzger, Königl. Preuss. Geheim. Rath und Leibarzt. Königsberg, bey Goebbel u. Unzer. 1803. 133 S. 8. 12 Gr.

11) Leichtfassliche Darstellung der Theorie des Gehirn- und Schädelbaues, und der daraus entspringenden physiognomischen und physiologischen Folgerungen des Hrn. Dr. Gall in Wien. Mit Rücksicht auf die bisher darüber erschienenen Schriften. Mit 10 Kupfertafeln. Zur belehrenden Unterhaltung für das grosse Publikum in Briefform herausgegeben, von Dr. *Franz Heinrich Martius*. Leipzig, bey Leo. 1803. 99 S. gr. 4.

Der Verfasser von Nr. 8. bringt uns im Wesentlichen nicht weiter, und wir erhalten wenigstens aus seiner Beschreibung keine andere Ansicht der Sache, als aus den angezeigten frühern Schriften über diesen Gegenstand, besonders aus der von W—r (Walther), nur daß sich Hr. H. wieder, nach Gall's Sinne, ganz an die Erfahrung hält. Die Hauptsache ist des Verfassers Unternehmen bleibt demnach die Versinnlichung oder »bildliche Darstel»lung der von Dr. Gall im Gehirn entdeckten Organe ꝛc.« wozu allerdings der mit ausgegebene, von Hunold in Gyps modellirte Schädel sehr gut geeignet ist. Denn wir wollen gar nicht zweifeln, daß nun die darauf gesetzten Nummern jene Stellen am Schädel, hinter welchen Gall die Organe selbst vermuthet, viel richtiger und genauer angeben, als die in einigen ähnlichen Schriften befindlichen kleinen, numerirten Schädelumrisse? Und hierdurch hätte denn Hr. H. eine deutlichere An- und Uebersicht wirklich gegeben; obgleich schwerlich damit auch schon eine völligere Ueberzeugung, als seine Vorgänger! Es ist aber zuviel gesagt, wenn Hr. H. dieß eine bildliche Darstellung der im Hirne entdeckten Organe selbst nennt; denn bisher ist ja immer nur von den Stellen am Schädel die Rede, welche die Organe gewisser Fähigkeiten und Neigungen verbergen sollen. Aber die verborgenen

nen Organe im Hirne selbst hat Gall noch nicht nachgewiesen. Und es ist ja eben noch die Frage, ob denn hinter jenen Knochenhügeln auch gleich ausgezeichnete Hirntheile, die man, nach einer hinlänglichen Reihe von Erfahrungen, für solche Organe halten könnte, wirklich zu finden sind? Ein kleiner Nachtrag S. 85. kann zum Beweise dienen, daß, wie man freylich schon lange glaubte, die tiefern Hirntheile im Anfange des Rückenmarks für das thierische Leben die wichtigsten seyen, deßwegen auch Gall sein Organ der Lebenskraft dorthin versetzt.

Nr. 9. ist gegen die Gall'sche Lehre oder wenigstens gegen gewisse Punkte derselben gerichtet. Die Einwendungen des Verf. betreffen nämlich, theils die Art, wie Gall das Problem, das Innere des Menschen aus dem Aeussern zu erkennen, löst; theils die Gewißheit, die diese Auflösung gewährt; theils das Verhältniß, in welchem diese ganze Lehre zu dem Intellektuellen und Moralischen im Menschen steht. Der Verf. verkennt zwar nicht das Mißliche, über eine Lehre zu urtheilen, wovon der Urheber noch nicht das Ganze bekannt gemacht habe. Allein die Basis, worauf Gall seine Untersuchungen stützt, und der Weg, auf welchen er das aufgeworfene Problem löst, seyen nun doch bekannt, und diese beyden Gegenstände könnten mit Recht in Untersuchung gezogen werden. Gut! Nur wird Gall schwerlich zugeben, daß die Lösung des Problems, das Innere des Menschen aus dem Aeußern zu erkennen, der Punkt sey, worauf Alles in seinen Untersuchungen abzielt, welchen er vielmehr bekanntlich nur als beyläufige Nebensache angesehen wissen will. Indessen hat auch dieß den Verf. wohl deßwegen nicht abgehalten, weil doch immer diese Nebensache in der Basis der Gall'schen Theorie gegründet seyn muß? Noch weniger läßt es Hr. B. gelten, daß sich Hr. Gall alles Urtheil der blossen Philosophen verbeten haben soll, weil eben Hr. B. in dieser Schrift beweisen will, daß jede Untersuchung über Erkenntniß des Innern des Menschen aus seinem Aeußern gänzlich psychologisch und keineswegs physiologisch geführt werden müsse. Nachdem somit der Verf. sein Befugniß, über Gall's Hirnlehre Einwendungen zu machen, dargethan hat: so folgen diese selbst. Nach des Rec. Dafürhalten sind sie größtentheils so be-

schaften, daß sie immerhin von jedem, der bisher an der Gall'schen Theorie Interesse gefunden hat, erwogen zu werden verdienen; wiewohl der Verf. auf der andern Seite wieder viel zu weit gehen mag, wenn er, zumal bey einem Gegenstande dieser Art, den Wahrnehmungen beynahe allen Werth abspricht.

Nr. 10. Auch von diesem Veterane mag man sich gerne über den obigen Gegenstand unterhalten lassen. Er schickt einiges Anthropologisches im Allgemeinen voraus; über die Eigenheiten und Vorzüge des menschlichen Kopfes; über die Harmonie in seinem Aeussern mit dem Innern; über seine zur aufrechten Stellung abzweckende Bildung; über Facial- Occipital- Vertikallinien; über die Modifikationen der Hauptform des Menschenkopfes in den Menschenracen; über den Sitz von vier wichtigen Sinnorganen im Kopfe; über das Organ der Denkkraft in demselben, wobey gelegentlich der Verf. seine Meinung über die Enthauptung dahin abgiebt, daß Empfindung und Gefühl wahrscheinlich sogleich verschwinden, um so sicherer, je näher vom obersten Halswirbel die Trennung geschieht.

Hr. M. kommt dann auf Dr. Gall's Theorie selbst, wobey er sich vorzüglich an dessen eigenes, an Hrn. v. Retzer erlassenes Schreiben hält, und das Fehlende zur Darstellung dieser Theorie meist aus Dr. Froriep und Villers Schriften ergänzt. Die Zweifel beziehen sich auf einige Gall'sche Hauptsätze. So behauptet der Verf. (II.) Seelenfähigkeiten haben ihren Sitz im Hirne, aber Gemüthseigenschaften oder Neigungen und Leidenschaften gehören zu den cephalergis nur mediate, nicht immediate; (III. IV.) Fähigkeiten sind zwar wesentlich von Neigungen verschieden; aber schon die Fähigkeiten haben oft so viele Analogie miteinander, daß gerade nicht eine jede eines besondern Organes bedarf, und Neigungen haben ihren Sitz (unmittelbar) gar nicht im Hirne; der (V.) Satz: daß aus der verschiedenen Austheilung und Entwickelung der Organe verschiedene Formen des Hirns entstehen, sey ohne Beweis angenommen, da man nirgends mehr Beständigkeit finde, als im Hirne; (VI.) Es habe seine volle Richtigkeit, daß der Schädel sich nach dem Hirne formt; nur habe diese Nachgiebigkeit der Knochen ihr Ziel, und erstrecke sich nicht bis ins höchste Alter, so wie auch

die

die äussere Schädelfläche der innern nicht durchaus in allen Köpfen paralel sey, und endlich sichere äussere Merkmale von einer solchen Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung fehlen. Eben so liessen sich gegen das Verzeichniß der Organe und die Zweckmäßigkeit ihrer Vertheilung gegründete Zweifel erheben. Es seyen der Organe in einem Sinne zu viel, in einem andern zu wenig. Befremdend findet besonders der Verf. ein Organ der Lebenskraft, da doch das Hirn, auch nach Gall's Meinung, nicht die Quelle der Vitalität sey, und die Lebenskraft weder unter die Seelenfähigkeiten, noch unter die Neigungen gehören. Auch die Zeugungskraft sey weder das eine, noch das andere, da die Neigung da seyn, und die Kraft fehlen könne, u. s. w. Dennoch meint der Verf., daß aus dieser Theorie, wenn sie nur freylich erst fester begründet seyn wird, sich sehr wichtige Folgerungen für die Arzneywissenschaft, Sittenlehre, Erziehung, Gesetzgebung u. s. w. ergeben dürften? Die Zeit wird es lehren!

Nr. 11. Hr. M., von dem schon unter Nr. 4. eine hieher gehörige kleine Schrift angeführt ist, tritt hier auch in die Reihe der Darsteller, und zwar für das große Publikum, weil es nun einmal mit Gall's Cephalognomik derselbe Fall sey, wie einst mit Lavaters Physiognomik, daß gern Jedermann davon unterrichtet seyn wolle. Darauf bezieht sich besonders das Eigene, was der Verf. ganz zweckmäßig hinzugethan hat, und wodurch er sich von seinen Vorgängern unterscheidet. Die Briefform wäre wohl dazu nicht vonnöthen gewesen, da sie doch nur den Verf. verleitet hat, gegen seinen schätzbaren Freund, dem er die Briefe zugedacht hat, manche unnütze Worte zu verschwenden. So legt er im 1sten Briefe seinen Plan umständlich dar, und wird doch in der Folge nicht müde, jeden Schritt, den er eben gethan hat, und weiter thun will, aufs Neue anzukündigen. Der 2te Brief enthält die Literatur, d. i. die bisher auch von uns angezeigten Schriften, und eine, wie sie Hr. M. nennt, unbedeutende Dissertation von Ambroß. Der 3te Brief giebt eine kurze, nur auch dem Laien schwerlich ganz genügende, Beschreibung des Gehirns; der 4te erläutert die Entstehung und Ausbildung der Schädelknochen; im 5ten findet man Etwas über den Sitz der Seele, und im 6ten über das

Gee

Geschichtliche von Gall's Untersuchungen des Gehirns. Mit dem 7ten Briefe beginnt die eigentliche Darstellung der Schädellehre und der Grundsätze, welche Gall für sie aufgestellt hat. Im 8ten Briefe hadert der Verf. mit Roose, Metzger, Leune, Bergk, und besonders mit letzterm ziemlich unartig, wegen der Einwendungen, welche sich diese Herren gegen Gall's Theorie zu machen beygehen liessen. Sogar seine eigenen, in der obigen frühern Schrift und zum Theil hier wieder vorgebrachten Bemerkungen will er nun durchaus nicht für Zweifel oder Einwendungen angesehen wissen; und doch, so lange nicht endlich Hr. Gall selbst hervortritt, möchten für den Grund oder Ungrund seiner Lehre Zweifel wohl ersprießlicher seyn, als die sich immer wiederholenden Darstellungen? Im 9ten bis 12ten Briefe werden endlich die einzelnen Organe selbst durchgegangen, ziemlich so, wie wir sie aus andern Schriften schon kennen; denn da dem Verf. keine neue Quellen zu Gebote standen: so hat er das Wesentliche von seinen Vorarbeitern genommen; wiewohl wenige unter diesen sind, von welchen er nicht herabwürdigend spräche. Die 5 Kupfertafeln stellen Knochenköpfe von so viel verschiedenen Seiten vor, und nehmen sich, von Arndt braun geätzt, dem Totaleindrucke nach, recht gut aus. Nur dem angehenden Arzte zur Wiederholung der Knochenlehre können wir sie nicht so wohl empfehlen, weil es ihnen dazu an der nöthigen anatomischen Schärfe und Genauigkeit fehlt. Dagegen möchten für den eigentlichen Zweck dieser Schrift die beygefügten 5 Umrißköpfe, auf welchen die Sitze der Organe nach Gall verzeichnet sind, schon hinreichend gewesen seyn, so wie diese ohnstreitig den bisher erschienenen ähnlichen, aber zu sehr verkleinerten, Figuren bey weitem vorzuziehen sind.

Ph.

Nordisches Archiv für Naturkunde, Arzneywissenschaft und Chirurgie. Herausgegeben vom Prof. Pfaff in Kiel, Dr. Scheel in Kopenhagen, und Dr. Rudolphi in Greifswalde. Kopenhagen, bey Brummer. Zweyten Bandes drittes Stück. 1801.

1801. 15½ B. Dritten Bandes erstes Stück. 1802. auf 16½ B. 8. 1 Rg. 8 K.

Das dritte Stück des zweyten Bandes enthält unter andern folgende merkwürdige Aufsätze: Herholdts Wahrnehmung einer tödtlichen Darmineinanderschiebung. Viborgs Versuche über die Heilkräfte der durch den Mund eingegebenen, und in die Adern eingespritzten Arnica. Giffvens Bemerkungen über eine mit Scirrhus verbundene Schwangerschaft. Saxtorphs Beobachtungen über die Nachtheile der zurückgelassenen Nachgeburt. Pfaffs Resultate und Versuche über die Anwendung der Elektricität der Voltaischen Säule bey Taubstummen.

Im ersten Stücke dritten Bandes sind unter andern auch lesenswerth: Boysen's Heilung eines Gesichtskrebses durch das Cosmische Mittel. Jakobsens glückliche Anwendung des Cosmischen Mittels gegen veraltete Beinschäden. Florman über die Kennzeichen des Todes vom Ertrinken. Scheel's Biographie des verewigten Saxtorphs, Beschluß davon.

Dieses Archiv rückt nur langsam weiter; für das allgemeine Publikum sollte es freylich auch interessanter gemacht werden.

Zo.

Archiv der praktischen Heilkunde für Schlesien und Südpreussen. Herausgegeben von Dr. Zadig und Dr. Friese, ausübenden Aerzten in Breßlau. Dritten Bandes viertes Stück. Mit 1 Kupfert. Breßlau, bey Korn dem ältern. 1802. in fortl. Seitenz. von 325 bis 388. 8. 10 K.

Die Einrichtung und der Werth dieses Archivs ist schon bekannt, daher wir nur auf nachstehende Aufsätze in diesem Stücke aufmerksam machen wollen. Aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen General-Chirurgus Horn sind noch etliche merkwürdige chirurgische Beobachtungen mit-

mitgetheilt worden. Ferner: etliche Bemerkungen über Herzpolypen und Aneurysmen des Herzens, durch die Leichenöffnungen gemacht vom D. Oswald. Bemerkung über eine besondere Erscheinung bey einer Struma, vom Bergchirurg. Heintze, wozu die Kupfertafel gehöret. Die Heilkräfte des rothen Fingerhuths in der Lungenschwindsucht werden vom D. Friese durch etliche Beyspiele bestätiget; auch in diesen Fällen wurde die Geschwindigkeit der Pulsschläge durch dieses Mittel sehr merklich und auffallend vermindert.

20.

Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und praktische Heilkunde. Herausgegeben von D. *Jul. Heinr. Gottl. Schlegel*, Amts- und Stadt-Physikus zu Ilmenau. Dritte Sammlung. Mit Kupfern. Iena, bey Göpfert. 1803. 187 S. gr. 8. 16 gr.

I. Gutachten über ein Heilverfahren des K. K. Berg-Arztes A** zu S** in O. St**. S. 1—103. Eine sehr detaillirte schauderhafte Geschichte, deren es leider! wohl noch viele geben mag; die aber nicht so zur Wissenschaft des Publikums kommen. Sie beweist, daß auch in den Kaiserl. Erblanden, wo man doch ein genaueres Augenmerk auf die Medizinalpolizey richtet, als in vielen andern Staaten, es unter den legitimirten Aerzten noch reißende Wölfe in Schaafskleidern giebt. Der hier vor dem gelehrten Publikum am Pranger gestellte Denunciat scheint noch ein Ueberbleibsel aus den Zeiten Brambillas zu seyn, wo der Magister der Wundarzneykunst auch das Recht zur Heilung innerlicher Krankheiten und zu ärztlichen Stellen erhielt. Wer nicht weiß, daß der H. H. ehemals eine gelehrte Reise in Steyermark machte, dem könnte es auffallen, daß von einem Physikus am Thüringer Wald dieß Gutachten über einen medizinal-polizeylichen Fall in Steyermark verlangt wurde, so kenntnißreich und scharfsinnig es auch abgefaßt ist. II. Beobachtungen von Polypen. Mitgetheilt vom Herausg. S. 114 — 172. Sie enthalten nichts Unbe-

Manntes; und das hierzu gehörige Kupfer hätte wohl erspart werden mögen. III. Ueber spastische Zusammenziehung der Gebärmutter. Von D. J. Schlegel, Arzt in Moskau. S. 114—133. Sehr interessant und lehrreich, besonders in diagnostischer Hinsicht; eine dem Werth dieses Aufsatzes zusagende Anzeige würde hier zu viel Raum einnehmen; aber auffordern muß Rec. jeden Geburtshelfer, den Aufsatz selbst zu lesen. IV. Glückliche Versuche mit dem Kreysamkraut als antisyphilitischem Mittel. Von demselben Verf. S. 134—157. Eine sehr wichtige Entdeckung in der Heilmittellehre! Der Vf. erzählt mehrere Fälle, wo er in 18—23 Tagen mit einem Absud aus einem Loth Krysamkraut in zwey Pfund Wasser bis auf die Hälfte eingekocht, und alle zwey Stunden eine halbe Tasse voll getrunken, die Lustseuche heilte, ohne daß die Kranken weder vorher noch nachher das mindeste Quecksilber genommen haben. Gewiß verdient diese Entdeckung näher geprüft zu werden, und offen gesagt, scheint dieß Mittel mehr für sich zu haben, als extr. chelidonii, das neuerlich auch als antivenerisches Mittel empfohlen würde; dem Rec. aber schon in zwey Fällen nicht zusagte. V. Unächte Schwangerschaft von Hydentiden. Von demselb. S. 158—166. VI. Geschichte einer Menschenblatter, die in einen Lippenkrebs übergieng. S. 167—169. VII. Von sechs verschluckten Blutigeln. Von demselben. S. 170—172. Man brachte die Frau in eine stark geheitzte Badstube, hielt ihr ein Stück Eis vor dem Mund, worauf die Blutigel schnell aus dem Hals heraus sich auf selbiges begaben! VIII. Glückliche Heilung plötzlich in Suppuration übergegangener Hoden. Von dems. S. 173—175. IX. Ausrottung einer großen Balggeschwulst. Von Ebendems. S. 176—178. X. Ein Stein in der Harnröhre eines 2jährigen Kindes durch den Schnitt geheilt. Von Ebendems. S. 178—179. XI. Einige Worte (des Herausgebers) an gewisse Beurtheiler dieser Materialien &c. S. 180—182. Gegen die Recension über des Verfs. in Starks neuem Archiv B. I. St. 1. 2. befindlichen Aufsatz, die im B. LXVIII. St. 2. dieser n. a. d. Biblioth. eingerückt ist, deren Vertheidigung Rec. seinem ihm unbekannten Herrn Kollegen überlassen will.

Rt.

Stoll

Stolpertus, der Polizey-Arzt im Gerichtshof der medicinischen Polizeygesetzgebung, von einem patriotischen Pfälzer. Vierter Theil. Manheim, bey Schwan. 1802. XXII. u. 176 S. 8. 14 K.

Auch unter dem Titel:

Entwurf einer Gesetzgebung über die wichtigsten Gegenstände der medicinischen Polizey, als Beytrag zu einem neuen Landrecht in der Pfalz, von Franz Anton Mey, öffentlichem Lehrer der Heilkunde in Heidelberg.

Als Materialien betrachtet, welche bey Abfassung eines Polizeygesetzbuchs besonders in Rücksicht der Gesundheitspolizey genützt werden können und sollten, verdient diese Schrift Aufmerksamkeit und Dank. Der Verf. ist auch schon als ein kenntnißreicher Arzt berühmt, dem es am Herzen liegt, die gemeinnützigen Wahrheiten der Arzneykunde zu popularisiren, und dahin mitzuwirken, daß die Gesundheitslehre eben so allgemein dem Volke bekannt und wichtig gemacht werde, als die Tugendlehre. Stolpertus ist aber in diesem Bändchen seinem Charakter nicht treu geblieben; in dem vorigen sprach er eindringend und treffend für Simplizität, Bestimmtheit und Ausführbarkeit; er suchte wichtige Punkte in der Heilkunde mehr ins Reine zu bringen und das Mögliche von dem Chimärischen abzusondern. Schade, daß er in dem vor uns liegenden Theil nicht auch denselben Weg einschlug, und in seinen Projekten zu Verbesserungen in der Ausübung der Gesundheitspolizey nicht auch das Chimärische von dem Möglichen trennte, nicht bestimmte, was Sache der medizinischen Volkserziehung, und was Sache der medizinischen Polizey sey; beyde dürfen nicht miteinander verwechselt und vermischt werden, wenn die Medizinalpolizey in ihrem hellen wohlthätigen Licht erscheinen, und sich von den Staatsmännern nicht den Vorwurf der Unausführbarkeit zuziehen soll. Was der Verf. vorschlägt, ist den Aerzten schon bekannt: sein Zweck ist, daß es endlich auch bey den Regierungen, und besonders in seinem Vaterlande zur Sprache gebracht wer-

werke; er hat es mandatmäßig vorgetragen, und seine Vorschläge zur Verbesserung der Gesundheitspolizey nach den Hauptgegenständen unter besondere Gesetze geordnet. Erstes Gesetz. Die Pflichten eines Polizeyarztes. Er soll dem Polizeyamt beysitzen, und das allgemeine Gesundheitswohl mit dem Polizeyvorsteher besorgen helfen. Dieß ist allerdings zweckmäßig und ausführbar; aber er soll auch nach einem Gesundheitskatechismus die Kinder in den öffentlichen Schulen, oder wenigstens ihre Lehrer über die zur Erhaltung der Gesundheit wesentlichen Gegenstände unterrichten; die in die Mannbarkeit eintretende Jugend vor den Gefahren der Ausschweifungen warnen; die Aeltern der zum Ehestand reifen Jugend durch Unterricht und Ermahnungen abhalten, daß weder ungesunde Töchter und Söhne, noch zu junge oder zu alte, oder durch Ausschweifungen ausgesaugte Bräutigame ehelich verbunden werden; die jungen Ehepaare über den gesunden Ehegenuß, über die Pflichten zur Zeit der Schwangerschaft, über die Verhütung des ehelichen Kindermords, über die Pflichten des Selbststillens, über das Verhalten im Wochenbette und über die physische Erziehung der Kinder belehren; er soll die auswandernden Handwerksgesellen vor den Gefahren der Gesundheit auf der Wanderschaft warnen, und den Handwerkern selbst die Gefahren ihres Handwerks und die Verwahrungsmittel dagegen bekannt machen. So gutgemeint diese Vorschläge auch sind, so unausführbar sind sie doch; wo die erforderliche Anzahl der Aerzte hernehmen, welche die dazu erforderlichen Gaben und Kenntnisse der Catechetik besitzen? wo sollen die Polizeyärzte bey ihren übrigen Geschäfften die Zeit zu diesen vielen und mannichfaltigen Unterrichtsstunden auffinden? und wie sollen dem Volke diese neuen Lehren annehmlich und wichtig gemacht werden? Der Clerus wird Alles anwenden, diesen Fremdlingen in seinem Wirkungskreis, in welchem er aus mancherley Gründen so gerne allein das Wort führt, das Leben und ihren Dienst zu verbittern. 3) Die gesunden Wohnplätze der in Gesellschaft lebenden Menschen betreffend. Niemand soll erlaubt seyn, ein neues Haus aufzubauen, oder ein altes abzuändern, bevor nicht der Plan dazu von den beeidigten, durch hinlänglichen Unterricht in der Naturlehre und Baukunst wohlerfahrnen Baubesichtigern geprüft wor-

den ist. Nicht bloß in der Naturlehre (Physik); sondern auch in der Gesundheitserhaltungskunde, müssen diese Baumeister wohl unterrichtet seyn, wenn sie der Absicht des Verfs. entsprechen sollen. Der Polizeyarzt soll sie doch auch nicht erst belehren? Der Verf. giebt auch die Gesundheitsregeln an, welche ein Hausvater in seiner Wohnung zu beobachten habe; diese Regeln sind aber kein Gegenstand der Gesetzgebung, sondern des Unterrichts. 3) Sorge für gesunde Speisen und Getränke. Die Polizey soll darauf wachen, daß die herrschaftlichen Speicher wenigstens immer auf zwey volle Jahre gefüllt seyn; die Rentkammern werden der Polizey diese Wachsamkeit schon zu verleiden wissen. Jeder Metzger soll in seiner Behausung einen kleinen Eiskeller anlegen, um im heißen Sommer das Fleisch darin aufzubewahren. 4) Sorge für gesunde Kleidertracht. Enthält wieder Vieles, welches außer dem Wirkungskreis des Gesetzgebers liegt. 5) Sorge für die Volksvergnügungen in medizinischer Rücksicht. 6) Sorge für gesunde Fortpflanzung. Es soll ohne eingeholtes schriftliches Zeugniß, des die Gesundheit des Brautpaars untersuchenden Polizeyarztes keine Ehe geschlossen werden!! Alle unfruchtbaren Eheleute sollen ein oder mehrere Waisenkinder ernähren!! 7) Sorge für Schwangere und Gebährende. Das Schicksal der unehelichen Mütter soll in Rücksicht der schuldlosen Leibesfrucht, und des dem Vaterland zuwachsenden Nutzens, (?) auf alle Art erleichtert, und ihre Schwangerschaft sowohl, als ihre Geburt, vom Polizeyamt durch erlaubte Mittel verheimlichet werden. Zur Bestreitung der Kosten für die verschiedenen vom Verf. in Rücksicht einer zahlreichen und gesunden Bevölkerung vorgeschlagenen Einrichtungen soll eine Nothkasse angelegt werden, für welche der Verf. 15 Quellen angiebt, unter welchen einige einen despotischen Anstrich zu haben scheinen; z. B. reiche kinderlose Witwen sollen jährlich fünf Gulden zahlen, (wie wenn sie ohne ihre Schuld kinderlos sind, oder arme Anverwandte haben?) Bürger, welche sich über ihren Stand zu prächtig kleiden, oder in ihrer häuslichen Einrichtung üppige Verwendungen machten, sollen 11 fl. beytragen; bey jedem Nachtball zur Faschingszeit soll jedes Tanzpaar 12 Kr. entrichten, die Auswanderer sollen von ihrem Vermögen ein halbes Procent zurücklassen; wie aber, wenn sie im Vaterland

ihr

ihr Auskommen nicht finden können? 8) Sorge für Neugeborne und ihre physische Erziehung. Wie soll die Polizey das ewige Wiegen der Kinder, besonders von unerfahrnen Geschwistern, das allein und lange Liegenlassen derselben in ihrem Unrath, das zu warme Einpacken in Federbetten und das Baden derselben in zu kaltem Wasser abstellen? Die Vorschläge des Verf. gegen das Laster der Selbstbefleckung haben größtentheils eine moralische Tendenz, liegen also außer den Ressorts der Medizinalpolicey, und viele sind unanwendbar, z. B. wie darf es den Aeltern zur Pflicht gemacht werden, die Begattungen der Thiere, z. B. des Geflügels, vor den Augen der Kinder zu verbergen? 9) Verunglückte und Scheintodte zu retten. 10) Die Besorgung der Sterbenden und Todten betreffend. 11) Verhütung epidemischer Krankheiten. 12) Sorge für öffentliche Krankenpflege. 13) Sorge für gesunde und sittliche Dienstboten. Mehrere Vorschläge sind kein Gegenstand der Medizinalpolizey; zwar hat die Sittlichkeit oder die Moralität großen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen; aber wenn Alles, was Einfluß auf die Gesundheit hat, vor den Richterstuhl der Medizinalpolizey gezogen werden sollte: so würde sie sich eines Wirkungskreises anmaaßen, der zu umfassend und eben darum schädlich seyn würde. 14) Vorkehrungen gegen Viehkrankheiten. 15) Sorge für das Medizinalwesen. Sechs Eidesformeln schliessen dieses Werkchen. Die guten und zweckmäßigen Vorschläge des Verfs. führt Rec. hier nicht an, weil sie nichts Neues enthalten, das sich besonders auszeichnete; und weil der Ruhm des Verf. schon so fest gegründet ist, daß es überflüssig wäre, ihn noch mehr ausbreiten zu wollen. Es kann dem Verf. nicht zum Vorwurfe gereichen, daß seine Vorschläge den Reitz der Neuheit nicht haben; denn die medizinische Gesetzgebung darf sich nur auf solche Wahrheiten gründen, die durch lange und mehrfache Prüfung bestätiget worden sind, die also dem ärztlichen Publikum nothwendig bekannt seyn müssen. Hätte der Verf. mit dem Scharfsinn, den er in den ersten Theilen seines Stolpertus und in andern Schriften bewiesen und angewendet hat, in diesem Entwurf einer Medizinalpolizey, sich nur auf in dieser sublunarischen Welt ausführbare Vorschläge eingeschränkt; wäre er in den

Gränzen der Medizinalpolizey geblieben, und nicht in andere Zweige der Polizey übergeschritten, und hätte er die Gegenstände der ärztlichen Gesetzgebung nicht mit Gegenständen des Unterrichtes, oder der Gesundheitserhaltungskunde vermischt: so würde seine Schrift bey den Männern, in deren Macht es steht, die Medizinalpolizey, die bis jetzt noch von den Staatsverwaltern zum Nachtheil der Kräfte und des Glücks der Staaten so sehr vernachlässigt wird, in ihre Rechte einzusetzen, gewiß großen Eindruck gemacht haben, statt daß sie selbige jetzt vielleicht mit einem ministeriellen Lächeln und dem offiziellen Ausspruch: Träumereyen, bey Seite legen. Freylich legen sie dann leider! auch das viele Gute und Treffliche, das sie enthält, mit zur Seite; aber das bringt der gewöhnliche Geschäfftsgang so mit sich.

Rt.

Praktische Abhandlung über die Augenkrankheiten, oder Erfahrungen und Beobachtungen über die Krankheiten dieses Organs, von A. Scarpa, Prof. der Anatom. und praktisch. Chirurgie zu Pavia ꝛc. Nach der französischen Ausgabe des Bürgers J. B. F. Leveillé, mit Anmerkungen und Zusätzen übersetzt von F. H. Martens, der Arzney- und Wundarzneyk. Dr., ausüb. Arzte und Geburtshelfer zu Leipzig ꝛc. Erster Theil auf 1 Alph. 3 B. Zweyter Theil auf 20 B. mit 3 Kpfrt. Leipzig, bey Graffé. 1803. 8. 3 Rthlr.

Der deutsche Uebers. versichert, daß die franz. Uebersetzung dieser Schrift mit der Urschrift des Verfs. in italiänischer Sprache genau übereinkomme, nach derselben getreu gemacht sey, und durch einige Zusätze des Hrn. Leveillé noch einen Vorzug bekommen habe; er hat sich also bey seiner Bearbeitung ganz an diese gehalten, und ist ihr durchaus gefolget. Die Schrift aber selbst hat einen solchen Gelehrten zum Verfasser, von dem man schon gewohnt ist, nichts Gemeines zu erwarten, und sie verdien-

te vor vielen andern, auch Deutschlands Aerzten und Wundärzten durch eine Uebersetzung bekannter zu werden. Manche von dem Verf. vorgetragene Lehre und Behandlung wird beym ersten Anblick auffallen; wenn man aber seine beygefügten Gründe erwogen haben wird: so wird man ihm den Beyfall nicht versagen können. Nur eins z. B. davon anzuführen: Der graue Staar wird vom Verf. gewöhnlich mit einer einfachen Nadel operirt, seine Beschaffenheit und Consistenz mag seyn, wie sie will. Die bey den Alten gewöhnliche Methode der Niederdrückung ist demnach wieder vorgezogen worden; er hat sie aber aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, da sie nach den Verrichtungen des absorbirenden Systems berechnet ist, welches man in der neuern Zeit genauer kennen gelernt hat. Wollten wir mehr auszeichnen: so würde dieß vielen Raum erfordern, welches unnöthig ist, da Wißbegierige die Schrift selbst lesen werden. Zur Uebersicht setzen wir nur den Hauptinhalt noch her. Der erste Theil bestehet aus zwölf Kapiteln, und darinnen wird gehandelt: 1) Von dem eyterartigen Ausflusse der Augenlieder und der Thränenfistel. 2) Vom Gerstenkorne. 3) Von den Balggeschwülsten der Augenlieder. 4) Von den einwärts gekehrten und das Auge reitzenden Augenwimpern. 5) Von der Erschlaffung des obern Augenliedes. 6) Von der Umkehrung der Augenlieder. 7) Von der Augenentzündung. 8) Von der neblichten Verdunkelung der Hornhaut. 9) Von dem weissen Flecke der Hornhaut und dem Leukome. 10) Von den Geschwüren der Hornhaut. 11) Vom Felle der Augen. 12) Von der Geschwulst der Thränendrüse. Der zweyte Theil enthält das dreyzehnte bis zwanzigste Kapitel. Also 13) Vom Eyterauge. 14) Vom Vorfalle der Regenbogenhaut. 15) Vom grauen Staare. 16) Von der künstlichen Pupille. 17) Vom Staphylom. 18) Von der Wassersucht des Auges. 19) Von dem schwarzen Staare und der Hemeralogie. Endlich 20) von den steinartigen Concretionen im Innern des Auges. Auf den Kupfertafeln werden einige Augenkrankheiten, und etliche Augen-Instrumente vorgestellt. Die vom Hrn. Martens versprochenen Zusätze und Anmerkungen sollen in einem dritten Theile, als Anhang nachgeliefert werden.

Zo.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Zwanzigsten Bandes drittes und viertes Stück. Von Seite 321 bis 644. Leipzig, bey Dyk. 1803. 8. 18 K.

Unter mehreren wichtigen Aufsätzen in diesen beyden Stücken, die für praktische Aerzte insonderheit lehrreich seyn werden, ist gleich der erste einer der vorzüglichsten, nämlich: Matthew Baillie neue Bemerkungen über die Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile des menschlichen Körpers. Baillie's Schrift, Morbid Anatomy, ist auch in Deutschland durch eine von dem verdienstvollen Zergliederer Sömmering, im J. 1794 zu Berlin herausgegebene, und mit vortrefflichen Anmerkungen und Zusätzen vermehrte, Uebersetzung vortheilhaft bekannt. Zu diesem, dem praktischen Arzte sehr nützlichen, Werke lieferte der Verf. selbst auch noch Zusätze, welche 1798 zu London erschienen. Diese Zusätze enthalten vorzüglich eine Nachricht von den Zufällen, die mit denen von ihm in dem ersten und letzten Werke angezeigten Erscheinungen verbunden sind. Es war zu verwundern, daß Hr. Sömmering diese Zusätze des Verf. seiner Uebersetzung der Hauptschrift nicht schon längst nachgeliefert hatte, worauf gewiß mehrere mit uns warteten: um so mehr Dank ist man nun dem Herausgeber dieser schätzbaren Sammlung schuldig, daß er solche hier, mit nicht wenigen lehrreichen Anmerkungen versehen, ins Deutsche übersetzt geliefert hat. Es wäre zu wünschen, daß die Verlagshandlung diese Zusätze auch noch für sich allein gedruckt ausgäbe, damit man sie in Büchersammlungen gleich zu der Hauptschrift mit stellen könnte. Die Semiotik der Krankheiten hat durch diese Zusätze viele Aufschlüsse erhalten, die dem beobachtenden Arzte wichtig und nützlich seyn werden. Die Theile, von welchen hier organische Fehler mit ihren Zufällen aufgeführt werden, sind: der Herzbeutel, das Herz selbst, die Brusthöhle, die Lungen, die Schilddrüse, und der Kehlkopf, die Bauchhöhle, die Gedärme, Leber, Gallenblase, Milz, große Magendrüse, Nieren und Nebennieren, Harnblase, die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, und zuletzt das Gehirn und dessen Häute. Dieser erste Aufsatz füllt allein

lein 155 Seiten. Außer diesem kommen in diesen beyden Stücken noch mehrere lesenswerthe Aufsätze vor, z. B. Chiaronti's Beobachtungen und Versuche über die Arzneykraft des Mohnsaftes. Blane's Bemerkungen über einige krankhafte Veränderungen des Gehirns, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über die Krankheiten des Kopfs. Fordyce über die Verbindung verschiedener Arzneymittel. Bell's Bemerkungen über die Rose. Dieser, besonders praktischen Aerzten, so nutzbaren Sammlung ist doch ohnstreitig eine ununterbrochene Fortsetzung immer noch zu wünschen.

Zo.

Diätetisches Lexikon. Ein Familienbuch, zu einem Rathgeber in allen, die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit betreffenden, Angelegenheiten bestimmt; von D. Ludw. Vogel, Fürstl. Schwarzb. Rudolst. Rath rc. und praktischem Arzte zu Arnstadt. Dritter Band, welcher die Seelendiätetik enthält. Erfurt, bey Keyser. 1803. 12 B. 8. 12 K.

Die beyden ersten Bände des eigentlichen diätetischen Lexikon sind bereits im B. 56. u. 70. d. N. A. D. B. angezeigt worden, wobey Manches darinne gebilliget worden ist; wo aber auch der Verf. über Mehreres zurechte gewiesen wurde. Warum aber dieser Band in die Reihe der vorigen gebracht worden, können wir nicht einsehen, da dieser nichtsweniger als die Form eines Lexikon hat; denn hier sucht der Verf. die Seelenkranken zu unterrichten, wie sie sich überhaupt in Rücksicht ihres kranken Seelenzustandes zu verhalten haben, daß sie davon wieder genesen können. Auch der Arzt wird einige Lehren finden, wie er sich bey Seelenkranken zu benehmen habe, und wie er solche behandeln solle. Dieses ist aber freylich nicht in einer bündigen Ordnung, wie es doch seyn sollte, vorgetragen worden. An den meisten Stellen ist der Vortrag zu deklamatorisch, und der Verf. scheint

sich dazu wohl geflissentlich begeistert zu haben, oder er hat, da er's niederschrieb, Rückfälle seiner vorigen Hypochondrie gehabt. In verschiedenen Abschnitten werden demnach hier aufgestellt: 1) Lebensweisheit für alle Menschen, oder die Kunst, wahrhaft glücklich zu seyn. 2) Hülfsmittel bey Mißmuth und Kampf mit Widerwärtigkeiten. 3) Hülfsmittel bey der Verzweiflung an Gottes Liebe. Und 4) Beruhigungsmittel der Todesfurcht. Hin und wieder hat sich der Verf. wohl gar aus seiner Sphäre verstiegen, da er dem Jakob Böhme folget.

20.

Lehrbuch der Physiologie des Menschen; entworfen von *I. I. Dömling* Doct. der Phil., Med. u. Chir. u. s. w. Zweytes Bändchen, specielle Physiologie Wirkungen der Reproductionskraft. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 163 S. 8. 12 gr.

In diesem Bändchen wird der dritte Hauptabschnitt von den Wirkungen der Reproduktionskraft abgehandelt, und darin A. Reproduktion des Individuums. I. Hunger und Durst. II. Speise und Trank. III. Einnehmen der Nahrungsmittel in den Mund, Kauen und Hinunterschlingen. IV. Verdauung im Magen. V. Chylifikation. VI. Resorbtion. VII. Assimilation im System der Lymphatischen Gefässe. VIII. Assimilation im Systeme der Blutgefäße. — Nach dem Verf. ist dieß Alles Produkt der eigenen Aktionen der Säfte; und der Antheil der festen Theile nur mechanische Wirkung. — IX. Blutumlauf. X. Mechanismus der Respiration mit den durch sie in der Luft und in dem Blute bewirkten Veränderungen. XI. Modifikationen und Nebenwirkungen der Respiration. XII. Sekretion — daß hierbey die specifischen Reaktionen der festen Theile zu verwerfen seyen; in diesen nur die entfernten, in den Säften selbst aber die nächsten Bedingungen der neuen Produkte liegen, und diese Bedingungen in wechselseitigen Anziehungen und Trennungen bestehen, hat der Verf. schon anderwärts darzuthun gesucht. — XIII. Nutrition — wo die anziehenden und abstoßenden Kräfte oder Wahlverwandtschaften

die doch wohl mit jenen Anziehungen und Trennungen eins sind, wieder in Zweifel gezogen werden." — XIV. Exkretion überhaupt — die Benennung: Reinigungsorgan will der Verf. gänzlich aus der Physiologie ausgemerzt wissen, was wohl ziemlich auf einen Wortstreit hinauslaufen möchte? — XV. Exkretion des Darmkoths. XVI. Hautexkretion. XVII. Harnexkretion. XVIII. Thierische Wärme. XIX. Turgor vitalis. XX. Wechsel der organischen Materie, oder Selbstreproduktion; als Resultat aller dieser einzelnen Processe. B. Reproduktion der Gattung. I. Verschiedenheit des Geschlechts. II. Funktion der männlichen Zeugungstheile. III. Funktion der weiblichen Zeugungstheile. IV. Empfängniß und Zeugung überhaupt. V. Begattung, Empfängniß und Zeugung des Menschen. VI. Frucht in der Gebärmutter. VII. Schwangerschaft und Geburt. VIII. Das neugeborne Kind. IX. Leben und Tod.

Ph.

Neues deutsches Apothekerbuch, nach der letzten Ausgabe der preussischen Pharmacopoe zum gemeinnützigen Gebrauche bearbeitet von *A. F. L. Dörffurt.* — *Zweyter Theil*, welcher die Heilmittelfertigungskunde enthält. *Erste Abtheilung.* Leipzig, bey Crusius. 1803. 964 S. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Aussergewöhnliche Geschäffte und öftere Kränklichkeiten verhinderten den Verf. an Ausarbeitung des zweyten Theils seines wichtigen Werks, und verzögerten die früher versprochene Herausgabe. Die Menge interessanter neuer Beobachtungen, die von den Chemikern fast täglich bekannt gemacht werden, und die der Verf. nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte, nöthigte ihn, um eine Unförmlichkeit der Bände zu vermeiden, den zweyten Band in zwey Abtheilungen zu bringen, und die erste allein herauszugeben. Es ist ohnmöglich, des Verfs. eifernen Fleiß und seinen Reichthum an Belesenheit und Kenntnissen zu verkennen. Er hat bey der Darstellung

der zubereiteten und der zusammengesetzten Heilmittel; seinem Plan getreu, in den Einschaltungen und den den wichtigsten Mitteln beygefügten Zusätzen eine meistens nach der Zeitfolge geordnete geschichtliche Uebersicht der stufenweisen Verbesserungen der Zubereitungsarten beygefügt, und überdieß noch manche chemische Erläuterungen und Erklärungen beygebracht; die Verfälschungsmerkmale, die Kennzeichen der Reinheit und Aechtheit, und das Verhalten gegen mehrere andere Körper angegeben; oft auch die zweckmässigste Gebrauchsart, die bey der Rezeptirung nöthigen Regeln zur Vermeidung der Zersetzungen angeführt; oft auch die ärztliche oder ökonomische, oder künstlerische Nutzbarkeit berührt. Was Rec. in seiner Anzeige des ersten Theils von diesem Werk überhaupt geurtheilt hat, (siehe B. 87. S. 362.) es sey ein großes und treffliches Aggregat von ungemein vielen nützlichen Kenntnissen und Nachrichten; könne aber wegen der vielen fremdartigen Zusätze keine Ansprüche auf die Rechte eines Landesdispensatoriums machen, gilt noch mehr von dieser ersten Abtheilung des zweyten Theils, mole ruit sua. Der gelehrte und fleißige Verf. hat die wissenschaftliche Tendenz seines Werks in diesem Band noch mehr verstärkt, und oft sehr Vieles beygebracht und angeführt, was bloß dem gelehrten Chemiker interessant seyn kann; aber vom Kreis des Wissenswürdigen für den Pharmazeutiker entfernt liegt. So scheint uns die Verfolgung der Geschichte der meisten chemischen Mittel bis zur ersten Quelle und in das kleinste Detail, in diesem Werke überflüssig zu seyn; es wäre wohl hinreichend gewesen, wenn sie der Verf. nur von dem Zeitpunkt ihrer Aufnahme in die Heilmittellehre, und nur die wichtigsten Epochen in derselben angeführt hätte; auch geht der Verf. oft zu sehr in das Detail mancher Bereitungsarten eines Mittels, die mehr einen chemischen als einen pharmazeutischen Werth haben; z. B. er füllt mehrere Seiten mit der Geschichte des Grünspan- und des Bleyzuckereßigs, der Knochensäure durch Verbrennung des Phosphors, u. d. gl. an; er verfolgt oft die reinchemische Ansicht eines Heilmittels zu weit; z. B. die umständliche Angabe der verschiedenen Meinungen über den Grundstoff der Salzsäure, der Aetherbildung u. dgl. Um die Umständlichkeit der Zusätze des Hrn. D. sinnlich zu beweisen, will Rec. nur anführen,

daß

daß sie bey der Essigsäure 22 Seiten, bey der Benzoesäure 15, bey der Zitronensäure 16, bey der Salzsäure 40, Salpetersäure 35, eben so viel bey der Phosphorsäure, der Schwefelsäure 32, bey dem Essigäther 16, dem Schwefeläther 71, der reinen Kohle 29, dem Zinnober 19. dem ätzenden Quecksilbersublimat 38, dem versüßten Quecksilber 42 Seiten einnehmen. Es ist eine große Seltenheit, daß ein Schriftsteller des Guten zu viel giebt; bey diesem Werk tritt sie aber unverkennbar ein; für gelehrte Chemiker, und Pharmazeutiker ist es ein äußerst brauchbares, treffliches Repertorium; aber für den Apotheker von gewöhnlicher Art und Kunst, wird es ein Labyrinth seyn, in welchem er, wenn er sich hineinwagt, sich nicht zu finden weiß; und wenn er aus Vorgefühl, er möge sich darin verirren, an der Aussenseite stehen bleibt: so wird er den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Rec. will hier nicht untersuchen, ob die Succow-Hahnemannschen Pflanzenbenennungen den Vorzug vor andern verdienen; nur bemerken, daß sie noch nicht gewöhnlich genug sind, um in ein Dispensatorium als Hauptnamen aufgenommen zu werden, und um die Ingredienzen der Formeln damit zu benennen. Ysopenisopkraut, Virginienosterluzeywurzel, Roßkastanienschalrinde, Zaunlatichkraut, und so viele andere muß der gewöhnliche Apotheker gewiß erst im Register nachschlagen, wenn er wissen will, welche Pflanze sie anzeigen sollen. Auch sucht der gute Wille des Verf. Alles zu verdeutschen, Wörter, die nicht nur den schlichten Apothekern unverständlich seyn werden; sondern bey denen sich auch gelehrte Männer erst über die Bedeutung derselben besinnen müssen; z. B. Benediktkolbblumendickauszug, Fieberkleezotenblumendickauszug, Seereisenbaumsblätterdicksaft, Salzigtsauereisenoxydammoniak, Salzigtsaureätzquecksilberoxydsublimat, Salzigtsauerkupferoxydsalmiak, u. dgl. Solche ellenlange Wörter geben nur Anlaß, die Verbesserungen unsrer Sprache zu verhöhnen, und schrecken das Auge vom Lesen der Schriften zurück, worin sie oft vorkommen. Es hat allerdings seinen großen Nutzen, daß der Verf. die Nomenclatur der chemischen Mittel so vollständig als möglich aufgestellt hat; aber wenn die Vermehrung derselben so fortsteigt, als sie seit der ersten Terminologie der Antiphlogistiker gestiegen ist: so wird die Chemie ein wahres Thürmlein zu Babel;

jede

jede neue Hypothese bringt auch einen neuen Namen, und leider! wenn auch die Hypothese in ihr Nichts zurückfällt: so bleibt doch der Name. Es giebt chemische Arzneymittel, deren Namen alle zu wissen, schon ein gutes Gedächtniß erfordert; wahrlich, diesem lächerlichen Gevatterkitzel so vieler chemischen Schriftsteller sollte endlich Maaß und Ziel gesetzt werden! Mit Vergnügen und mit Dank muß Rec. aber noch bemerken, daß der Verf. in diesem Theil sich öfter als Pharmazeutiker zeigt, der selbst ein chemischer Arbeiter ist, und uns nicht bloß Früchte seiner Gelehrsamkeit; sondern auch seine eigene Erfahrung mittheilt. So gern Rec. alle Resultate und Bemerkungen hier anführte, die dem Verf. seine eignen Versuche und Beobachtungen darboten, und auch überhaupt das auszeichnete, worin Herr D. mit dem Verf. seiner Urschrift der preuß. Pharmakopoe nicht gleicher Meinung ist: so verbietet es doch der Raum, und er muß sich begnügen, hier nur Einiges davon anzugeben, um zu zeigen, daß er das treffliche Werk gelesen, und daß es verdient, mit Fleiß studiert zu werden. Doch wird sich Rec. dabey mehr auf solche einschränken, die dem Apotheker interessant sind. Den selten gebräuchlichen Gewürzeßig, der insgemein von einer Nachfrage bis zur andern schon verdorben ist, glaubt Verf. würde eine auf der Stelle bereitete Mischung aus einem Theil Gewürztinctur und zwey Theilen koncentrirten Eßig, nach zweckdienlicher Verdünnung füglich ersetzen. Um einen immer gleichstarken und auch wohlfeilen Bleyeßig zu dispensiren, kocht der Verf. reine Mennige oder reines Bleyweiß mit aus Branntweinsnachgang bereiteten ungefärbten Eßig aus, und dünstet die helle ungefärbte Bleylauge, in einem bleyernen Kessel so weit ab, bis sie, nach dem Erkalten in mittlerer Temperatur, gegen das Wasser 1, 250 spezifisches Gewicht erhält. Da die Zitronen- und die Gallussäure eingeschaltet sind: so vermißt Rec. die Ameisensäure; zumal da sie neuerlich einen besondern Ruf erhalten hat; vielleicht wird sie in der Folge beym Spirit. formicar. noch nachgeholt. Die vom Verf. angegebene Bereitungsart der Gallussäure weicht von der Fiedlerischen ab; doch bekennt der Verf. selbst, daß sie noch ihre Schwierigkeiten habe. Nach Hrn. D. Meinung haben die Verf. der preuß. Pharmakopoe den ehemaligen spiritus salis

acidus

acidus darum acidum muriaticum, oder vollkommene Salzsäure genannt; eine Benennung, die von Gren und mehreren andern Chemikern der oxygenirten Salzsäure acidum Salis dephlogisticatum beygelegt wird, weil sie den höheren Grad ihrer Säuerung für eine ganz eigene neue Verbindung dieser Säure mit dem Sauerstoff ansehen, da die übrigen Säuren in diesem Zustande feuerbeständiger sind; diese aber sich flüchtiger zeigt, und den aufgenommenen Sauerstoff so leicht an andere Körper wieder absetzt. Um die Salzsäure ganz von Eisen und von den übrigen Verunreinigungen zu befreyen, findet der Verf. das in der Urschrift vorgeschriebene nochmalige Abziehen derselben über Kochsalz nicht hinreichend; sondern empfiehlt, nach Fischers Rath, sie noch durch blausaures Kali zu fällen und dann zu rektificiren. Schon 1800 schlug Hr. D. im Wittenbergischen Wochenblatt die dephlogistisirte Salzsäure den Aerzten als Vorbauungsmittel gegen die Hundswuth vor; ist dieser Vorschlag schon irgendwo durch die Erfahrung geprüft? Der Verf. meint die in der preuß. Pharm. aufgenommenen Bereitungsarten der Phosphor- und der Bernsteinsäure, ohngeachtet er selbst zugesteht, daß durch sie keine reinen Säuren erhalten werden, seyen für die ärztlichen Zwecke hinreichend, weil erstere für das ärztliche Bedürfniß einen hinlänglichen Grad der Reinheit habe, und weil die Wirksamkeit der letztern sich vorzüglich auf das ihr anhängende brenzelichte Oel gründe; Rec. wünscht nicht, daß der Gedanke, das ärztliche Bedürfniß erfordere nicht immer die höchste Reinheit oder Aechtheit des chemischen Mittels, herrschend werden möge: die Pharmazie würde bald wieder auf ihre vorige Stufe zurücktreten; denn bekanntlich waren viele chemische Heilmittel, als sie in die Heilkunde aufgenommen wurden, zufolge des damaligen Standpunktes der Chemie, nichts weniger als rein, z. B. die Schwefelsäure, die Salzsäure, das versüßte Quecksilber, der weisse Quecksilberniederschlag, der Schwefeläther, der versüßte Salpetergeist, das Kajeputöl, die Bleymittel ꝛc. und die Aerzte erreichten doch durch sie die Zwecke, aus welchen sie von ihnen gegeben wurden; wozu also, möchte man fragen, die jetzt erforderliche kostspielige und mühsame Reinheit derselben? Indessen hoffte Rec. die Anhänger der Hypothese vom chemischen Lebensprozeß werden die Reinheit der chemischen Heilmittel ge-

gen

gen diese Einwürfe des rohen Empirism aufrecht erhalten. Zur Bereitung des Vitriolgeistes sollte das spezifische Gewicht des Vitriolöls etwa zu 1, 100 oder 102 festgesetzt werden. Der Geschichte der verschiedenen Bereitungsarten der Weinsäure hat Hr. D. eigene praktische Bemerkungen beygefügt, die hier zu viel Raum einnehmen würden; aber ihrer Wichtigkeit wegen Aufmerksamkeit verdienen. Die Bildung des Essigäthers gehe, wenn man die dazu eingelegte Mischung nicht zum schwachen Wallen kommen ließe, nur unvollkommen und äusserst langsam vor sich. Die Vorschrift der preuß. Pharmac. zum Eisensalmiak habe doch den Fehler, daß das Mittel nicht allemal von durchaus gleichem Gehalt am Eisensalz ausfälle; der Verf. mischt von seinem in einem eingeschalteten Artikel angegebenen ferrum muriatosum sublimatum einen Theil in zwey Theilen Wasser aufgelöst, zu funfzehn Theilen Salmiak, und läßt die Mischung wieder eintrocknen, und erhält dadurch einen sich immer völlig gleichförmigen Eisensalmiak, der 1/16 seines Gewichts salzigsaures Eisenoxyd enthält. Um den ungewissen Gehalt des Kirschwassers an bittern Mandelstoff auszuweichen, solle man von einem Theil Bittermandeln, die man mit 24 Theilen Wasser zu einer Milch angestoßen hat, 16 Theile überziehen. Hr. D. redet den künstlichen Mineralwassern sehr das Wort. Das Aufblähen des Silbersalpeters beym Schmelzen sey keine sich allemal ereignende Erscheinung, und die schwarze Farbe sey kein Kennzeichen der Aechtheit des Silberätzsteins; ersteres fände nur beym übersauren, und letztere in der That mehr beym unreinen statt. Man werde, wenn man die Rückstände von Bereitung des Mildammoniums mit Kreide, und des Aetzammoniums mit Kalk bloß nach der Vorschrift der preuß. Pharmacopoe behandeln wollte, kein reines Kalkkochsalz erhalten; der Verf. giebt die nöthige Behandlungsart an. In des Verfs. Apotheke wird das Schierlingspflaster mit völliger Zufriedenheit der Aerzte schon längst auf folgende Art bereitet: zu 16 Unzen Harzcerat (gelben Cerat), das zerlassen und wieder halb erkaltet ist, werden acht Unzen extr. cicutae, eben so viel pulv. simpl. hb. cicutae, und eben so viel Ammoniakpulver gemischt, und um dem Pflaster eine schwarzgrüne Farbe zu geben, setzt man auf jedes Pfund einen Skrupel, oder ein halb Quint gepülverten

Jn-

Indig zu. Vielen Dank verdient der Verf., daß er die Kennzeichen der Aechtheit fast aller von ihm aufgestellten Extrakte angiebt. Man soll die gepülverte Aloe und Myrrhe und den gepülverten Mohnsaft mit gleichviel rein gewaschenen Sand vermengen, mit heißem Wasser übergiessen, und von Zeit zu Zeit anhaltend durchschütteln, dadurch werde die Einwirkung und Ausziehung desselben, und auch das nachherige Abseihen des Auszugs sehr befördert. Das flüßige salzsaure Eisen (oleum martis) durch Desliqueszenz zu bereiten, sey unsicher; es enthalte nicht immer eine gleiche Menge Wasser, und es werde selbst ein Theil des Salzes, wie der allemal sich abscheidende ockerartige Satz beweise, entmischt; besser, man löse dazu bloß einen Theil des trockenen Salzes in 2 oder 3 Theilen distillirten Wasser auf. Als eine sehr sichere Prüfung des Aetzquecksilbersublimats auf Arsenik empfiehlt der Verf. einen Theil davon in 3 bis 4 Theilen Weinalkohol oder Schwefeläther bis zum Kochen zu bringen, was unaufgelöst zurückbleibe, sey Arsenik. Hr. D. mißbilligt den übergroßen Zusatz des lebendigen Quecksilbers zum Aetzsublimat bey Bereitung des versüßten Quecksilbers; chemisch betrachtet, mag er Recht haben; aber die ältere Zubereitungen, womit die Aerzte so viele Wunderdinge thaten, waren alle auf diese Art bereitet, und möglich, daß aus diesem Grund einige neuere Apothekerbücher sie beybehielten. Für die beste Prüfungsart des versüßten Quecksilbers hält der Verf. folgende: man kocht einen Theil davon in 12—20 Theilen distillirten Wasser oder Weinalkohol einige Minuten lang in einem Glaskölbchen über der Flamme eines Lichts, und mischt nach dem Erkalten die hellabgegossene und filtrirte Flüssigkeit mit doppelter Menge Kalkwasser; zeigt sich keine orangenfarbige Trübung, so ist sie vom ätzenden Quecksilber völlig frey. Die erste Abtheilung dieses Bandes schließt mit dem Hydrargyrum oxydatum rubrum; es sind also noch 71 Seiten des Originals zu bearbeiten; diese, das Register und die Erfüllung noch einiger Zusätze des Verfs. lassen befürchten, daß auch die 2te Abtheilung dieß Meisterwerk noch nicht endigen werde. Die von Hrn. D. eingeschalteten Mittel sind folgende: acidum boracicum, carbonicum, citricum, gallicum, (bey allen distillirten Wässern hat Hr. D. soviel als nöthig ist, der Urschrift das erforderliche Gewicht des aufzugießenden

den Wassers beygefügt): aqua picea, aquae medicatae artificiales, argilla pura, conchae praeparatae, emplastrum anglicanum, ad clavos pedum, ischiaticum (cerat. citrin. unc. tres pulv. euphorbii drachm. un.), empl. lithargyri cum lapide calaminari, ad lupiam, de minio, noricum, oxycroceum, extractum saponariae, tormentillae, violae tricolor., card. tomentosi Chelidonii maj. cicutae virosae, daturae, digital. purpur, lactuc. sylvestr., nicotian., pulsatilae, nigr., rhois radic., taxi, angusturae, aurant. immat., caryophyllatae, chinae gummeo-resinosum, lupuli, pinitorien senegae, tanaceti, ferrum muriatosum, citricum, kalisatum solubile, gas azotum, oxygenium. Doch hat der Verf. auch noch einige in seinen Erläuterungen und Anmerkungen angeführt, die hier nicht genannt sind.

Wo.

Romane.

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar. Ein historisches Gemälde von Fr. Schlenkert. Dritten Bandes erster und zweyter Theil. Leipzig, bey Sommer. 1803. 168. u. 408 S. 8. 2 Rt.

Der erste Theil dieses Bandes begreift den kurzen Zeitraum vom 7. Nov. 1632, oder von der am Tage vorher gelieferten Schlacht bey Lützen, bis zum Jun. 1633. Der zweyte geht bis zum Ende des Nov. 1634. Also wird das Publikum, für welches Hr. Schlenkert arbeitet, wenigstens noch 2 Bände zu bezahlen und zu lesen haben, ohne mit der wahren Geschichte des Herzogs Bernhard bekannter zu werden.

Ob.

Leonore. Ein Gemälde aus der großen Welt. Von Caroline Pichler, geb. v. Greiner. 2 Theile. Wien. 1804.

Die

Die oft aufgeworfene Frage:

Ob es erlaubt, räthlich und ausführbar sey, aus dem in schriftstellerischen Darstellungen, vorzüglich in der romantischen und dramatischen Gattung, vorherrschenden Charakter, und der mehr oder minder sich verssichtbarenden Individualität oder Manierirtheit, Rückschlüsse auf den Charakter, die Eigenthümlichkeit oder Gewöhnlichkeit der Schöpfer und Urheber derselben zu machen? —

ist nicht ohne mannichfaches, vielseitiges Interesse.

Wir wollen diese problematische, von mehreren Seiten erörterbare Untersuchung darüber, hier an ihrem Orte, — dem, wo schon so viele Autoren so Manches hinwarfen, gestellt seyn lassen; sie soll uns hier nur zu der Bemerkung den Weg bahnen, daß die Verfasserinn des obengenannten neuen Romans dringende Veranlassung zu der Vermuthung giebt, als habe sie ihr ganzes Bischen Selbstheit — ihre ganze etwas ärmliche Eigenthümlichkeit, in etlichen, schwach gezeichneten, alltäglich ausgeführten, und schlecht entwickelten Charakteren von Weibern, — wie sie seyn, und auch nicht seyn sollten, — gewöhnlichen Alltags- und haufenweise vorkommenden Lebe-Männern, hier deponiren und schaustellen wollen. Schreiber dieses, der nicht so glücklich ist, mehr von ihr, als ihren Namen, und aus den Wiener Taschenkalendern einige soi-disant Idyllen, wovon eins, wenn sein Gedächtniß ihm anders treu ist, die Rumfordsche Suppe verherrlicht, zu kennen, getraut sich, aus dem vorliegenden Roman, die Verfasserinn, ihren Haushalt, ihre ehelichen Verhältnisse, die ziemlich kleine große Welt, in welcher sie, und (besage des Titels) ihr Ziehkind, Leonora, figurirt, — zu konjekturiren. Es gilt einen kleinen Versuch:

Madame P. ist eine weder hübsche noch häßliche, recht leidliche, entweder kinderlose, oder doch nur mit einem Jungen und einem Mädchen in der Fabrica maritali, abgefundene Frau, die sich nicht ohne Geschmack kleidet, zugegen ist, wenn die Kindlein gewaschen und gesäubert werden, und nur in preßhaften Fällen, und wenn die Presse (zwey so handfeste Bände wollen geschrieben und gedruckt seyn! —) drängt, die Milchsuppe

und den Mehlbrey verbrennen läßt, — übrigens gesellig, nicht keifend, freundlich, am Theetische redselig, in Abendzirkeln gern das Wort führend, ein wenig eifer- aber dagegen nur mäßig putzsüchtig u. s. w. Hier höre ich die Mehrzahl unsrer Leser ausrufen:

»So denken, sind und handeln ja fast alle Weiber und »Mädchen, welche man als gute Haushälterinnen »und mütterliche Probestücke anpreiset, die E. E. g. »G. E. R. E. H. L. D. —«

Ganz richtig! — Gerade das wollte ich sagen. — Mad. P. mag eine recht gute Frau seyn; sie hat einen höchst alltäglichen Roman geschrieben, in dem es, wie in gewissen Familiengeschichten und dramatisirten Werken recht bürgerlich — nach Weise des sogenannten Mittelstandes hergeht. Die große Welt, von welcher der Titel spricht, ist ihr fremd; und das, was sie so zu nennen beliebt, veranlaßt zu dem Wunsche: fern von der großen, sich eine recht kleine Welt zu seiner Umgebung zu bilden.

Dazu bedurfte es aber dieses schlechtgepinselten, in einem geschmacklosen Rahmen gefaßten Gemäldes wahrlich nicht! —

Gk.

Pauline Well. Ein Gegenstück zum Hagestolze. Von J. G. D. Schmiedtchen. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 290 S. 8. 1 Rh. 4 gr.

Die Heldinn dieser ziemlich breit und mattherzig erzählten Novelle ist eine alte Jungfer, die, wie es scheint, diesen unglücklichen Orden etwas respektabler machen soll, als er gewöhnlich geachtet wird. Das muß Rec. loben. Hat gleich der Gedanke nicht das Verdienst der Neuheit, so läßt er sich doch noch von mancher neuen Seite ausführen, und schon die menschenfreundliche Tendenz giebt ihm Interesse. Aber Herr Schmiedtchen hat einen Gebrauch davon gemacht, den ihm die alten Jungfern schwerlich danken werden; seine Pauline kommt etwas zweydeutig

tig zu der Ehre ihrer Schwesterschaft. Zwar wird sie dem Leser gleich auf den ersten Seiten seiner alten Jungfernapologie, als ein Tugendspiegel und gar ehrbares Frauenzimmer ihrer Art, angekündigt; aber, wenn man dann liest, was sie uns selbst aus ihrem Lebenslaufe aufzutischen beliebt: so präsentirt sich ein großes Alltagsgesicht, und man erfährt aus ihrer eigenen Feder Dinge, die eben keinen Respekt für sie einflössen, vielmehr den Leser in Verwunderung setzen, daß sie sie ohne Erröthen selbst gestehen mag.

Wir erfahren nämlich, daß diese Tugend- und ehrsame Jungfrau, die Tochter eines alten Schulrektors und Witwers in einem kleinen Städtchen, schon von ihrer frühsten Jugend an mit dem Famulus ihres Vaters, einem jungen, hübschen Burschen, das Liebeswesen treibt; Anfangs freylich so ziemlich in Ehren; aber man drückt einander doch fleißig die Hände, küßt sich ziemlich oft, und das Alles hinter des alten Mannes Rücken; das Jüngferchen geht sogar auf des Bürschgen Stube, und hätschelt und tätschelt mit ihm verliebter und inbrünstiger, als es sich für ein sittsames, wohlerzogenes Mädchen in ihren Jahren und Verhältnissen schickt. Vergebens ersieht Jungfer Pauline aus dem Beyspiele einer ähnlichen Liebschaft auf der eiben Schule, wohin dergleichen Liebeslüsteleyen endlich führen, indem ein anderer junger Fant ein armes unerfahrnes Ding zu Falle bringt; sie liebelt fort, und immer dem alten Vater eine Nase drehend. Sehr possierlich geht sie sogar bey ihrem Amanso auf die Freit aus. Kurz vor seinem Abgang auf die Universität, trägt sie ihm ihre Liebe an, und läßt sich von ihm ewige Liebe schwören. Nun giebts Umarmungen und Küsse — wohlgemerkt, alles auf des jungen Burschen Stube, — bey denen sie so sinnlich warm wird, daß, fiele nicht zu rechter Zeit ein Buch vom Tische, und schreckte sie aus ihrer Sinnentrunkenheit auf, die Ehre, eine alte Jungfrau zu werden, höchstwahrscheinlich für sie verloren gegangen seyn würde. Auch gesteht sie sehr offenherzig, daß sie, nach diesem Tête a Tête, an dem bloßen Küssen nur wenig Erbauung gefunden, und sich nach reellerm Genuß gesehnt habe.

So ein albernes, sinnliches Ding ist Dame Pauline durch ihr ganzes Jugendleben. Denn, kaum ist der Verlobte fort, so erhält er an einem jungen Advokaten, Namens

Gähring, einen Nebenbuhler, der ihre ewige Treue gar sehr in's Gedränge bringt. Mit diesem kommt sie auf einem Balle zusammen. Der beste Tänzer hier, zieht er sie allen übrigen Tänzerinnen vor, und kirrt dadurch ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit so sehr, daß sie sich schon am ersten Abend der Bekanntschaft, beym nach Hause bringen, von ihm küssen läßt. Noch mehr, sie nimmt, bald nachher, seine Besuche an, und, ohne Wissen ihres Vaters, und in seiner Abwesenheit. Es währt nicht lange, so verliebt sie sich förmlich in ihn, hört mit Wohlgefallen seine Liebeserklärung an, und bereut von Herzen, sich schon mit einem andern eingelassen zu haben. Sie steht auch schon auf dem Punkte, jenem armen Schlucker den Dienst aufzukündigen, als sie glücklicherweise erfährt, Hr. Gähring habe bereits ein Liebesverständniß von sehr ernsthaften Folgen, beurkundet durch einen lebendigen Zeugen, der ihn zum Vater mache. Nun kehrt die Tugendheldte Jungfrau wieder zu ihrem alten Liebhaber zurück. Aber zur gerechten Züchtigung hat auch der eine andere Einrichtung getroffen, und sich, weil er dadurch zu einem Amte kommt, mit einem andern Mädchen verlobt. Diese Strafe trifft sie um so härter, da sie kurz vorher ein paar Freyern, einem Uhrmacher und einem Förster, den Korb gegeben hat. Da sitzt denn die Didone abandonnata, ohne Mann, und ohne Geld, hat einen halbblinden, pensionirten Vater zu verpflegen, und keine Liebschaft entschädigt sie mehr für Müh' und Sorgen. Endlich erbarmt sich der Zufall. Unvermuthet erhält der Rektor eine Erbschaft von 12000 Thalern. Die Freude darüber tödtet zwar den alten Mann; aber die Tugendheldinn tröstet sich mit der Erbschaft. Nun giebt es auch wieder Freyer, die es indeß so plump merken lassen, warum es ihnen eigentlich zu thun ist, um nicht den Korb zu erhalten. So kommt sie dann so ziemlich mit blauem Auge in den alten Jungfernorden. Wo aber in diesem allen die Respektabilität steckt, die sie in dieser Qualität einflössen soll? möchte der Himmel wissen, wenn nicht ein Großmuthsstreich uns aus dem Traum hälfe! Der Liebhaber von der Schule her ist nämlich unglücklich verheirathet worden. Die Dame, die ihn zu Amt und Ehren brachte, hat ihn dafür um jedes andere Gut des Lebens betrogen. Gleich schlechte Mutter, als Gattinn, vergeudet sie des Mannes

und

und der Kinder Vermögen, und — hier eben produzirt Mamsell Pauline ihr Edelmuthsstückchen: sie wird Mutter und Retterinn der verlassenen Kinder. Ohne, daß ihr Jugend-Korydon weiß, von wem und woher? werden ihm jährlich 200 Thaler für die Erziehung seiner Kinder ausgezahlt, und die Wohlthäterinn ist sie. Noch mehr, sie nimmt, als sie ganz von ihrer in die Welt gehenden Mutter verlassen werden, sich dieser Kinder noch mütterlicher an. Sie kauft sich in der Nähe ihres Aufenthaltes an, zieht sie — es sind ein paar Mädchen — liebend an, und erzieht sie mit Lieb' und Sorgfalt. Gewiß, das ist brav und alles Lobes werth; aber, als alte Jungfer wird sie dadurch auf keine Weise ehrwürdig; wenigstens ist sie es nicht geworden, dieser Handlung wegen. Im Gegentheile nimmt sie die jungfräuliche Krone mehr nolens, als volens, mit ins Grab. Als alte Jungfer hat sie demnach für den Leser durchaus keine Ehrwürdigkeit, und erzählt obendrein ihre alltägliche Lebensgeschichte so schlaff und mattherzig, daß auch das kleinste Interesse für sie unmöglich wird.

So geht es in der Priesterwelt mit und ohne Kutten! Ein Gemälde nach der Natur. Erster Theil. Mit 1 Kupf. Leipzig, in Kommission bey Fleischer. 1804. 289 S. 8. 1 Rk. 4 gr.

Das Gemälde ist allerdings nach der Natur; nur etwas zu grell und zurückstoßend ausgeführt. Zwar darf das Laster, das frech sein Haupt empor hebt, auch in seiner frechen Gestalt dargestellt, und die im Finstern schleichende Heucheley in ihrer ganzen Scheußlichkeit an's Licht gezogen werden. Aber wenn die Darstellung von beyden ein Gegenstand der Kunst ist: so müssen auch die Gesetze der Kunst sie leiten; das heißt, auch das Gräßliche, Schauderhafte darf von ihr nicht bis zum Ekelhaften, zum Empörung erregenden Gefühl getrieben werden. Dieses Verstoßes gegen die darstellende Kunst aber hat sich der Verfasser mehr, als einmal schuldig gemacht. Bey dem übrigen Verdienste von Treu' und Wahrheit, das man ihm sonst zugestehen muß, ist daher sehr zu wünschen, daß er

bey der versprochenen Fortsetzung diesen grellen Pinselstrichen entsagen möge. Die bezweckte Wirkung wird dann sicherer, eindringlicher seyn, und den Blick des Betrachters länger und anhaltender auf seinem Gemälde verweilen lassen.

Magazin schrecklicher Ereignisse und fürchterlicher Geschichten. Erster Band. Nr. 1. Verziert mit Kupferstichen. Leipzig, im Industrie-Comtoir am Markte. 112 S. 8. 12 Kr.

Es ist, in der That, eine schreckliche Idee, ein ordentliches Magazin zu errichten, in dem das Schreckliche feil geboten wird; und was für eine fürchterliche Vorliebe muß unsere Romanenlesewelt für das Fürchterliche haben, wenn es, als ein Anlockungsschild, vom Autor und Verleger ausgehängt wird. — Kund und zu wissen sey dann allen Schreck- und Grausliebhabern, allen Freunden des Fürchterlichen, daß dieß Magazin ihrer Lieblingswonne Wort hält, und in Nr. 1: der mitternächtliche Meuchelmörder, ein Stück Arbeit liefert, das ihren gierigsten Heißhunger befriedigen wird. Nur fürchtet Anzeiger, daß sie von dieser Blut- und Mordschüssel bereits gekostet haben; denn sie erhalten nichts Neues. Die schauerliche Miß Radclif hat ihnen schon vor Jahren dieselbe Schauer- und Grausuppe, nur in größern Portionen aufgetischt. Ihr bekannter Roman: die Italiänerinn, oder der Beichtstuhl der schwarzen Büssenden, einmal vollständig, in dreyen Bänden, (Königsberg, 1797 bis 1799) und später unter dem Titel: Ellena, die Italiänerinn, oder die Warnungen in den Ruinen von Paluzzi (Leipzig, bey Joachim. 1801), in einem Bande zusammengeschnürt und verpfuscht, erscheint hier abermals in einem Auszuge von sieben Bogen. Dieß zur Notiz gedachter Liebhaber. Ueber den Roman selbst, der zum zweytenmale Combabus Schicksal erfährt, ist in unserer Bibliothek bereits gnüglich abgeurtelt worden.

Romantische Darstellungen. Bremen, bey Seyfert. 1803. 319 S. 8. 1 Rl. 4 Kr.

Der

Der Titel klingt für das, was der Verfasser giebt, etwas zu kostbar; doch sind seine beyden Novellen: die drey Bräute und Elise Wildenau, ganz leidlich erfunden, und ziemlich gut erzählt.

Be.

Theater.

Die Kuhpocken, oder der Ehrenschnurrbart. Ein Marionettenspiel mit lebendigen Figuren, von Lebrecht Lustig. Pirna, bey Arnold. 1803. 150 S. 8. 16 gr.

Soll, nach des Verfassers Absicht, eine Satyre auf die Marktschreyerey seyn, die mit der Kuhpockenimpfung getrieben wird. Aber es ist ein höchst verunglückter Spaß. Nichts kann wohl dürftiger seyn, als die Erfindung, und nichts aberwitziger, als der Witz, der darin aufgetischt wird. Ein Gewebe von Abgeschmacktheiten, ohne Sinn und Verstand, stellt die Handlung vor, und die gemeinsten Plattheiten sollen das Komische repräsentiren. Gewiß, unter allen Armseeligkeiten, die eine schreibselige Feder produziren kann, ist eine Satyre, ohne Stachel, und Spott, ohne Salz, wohl das Armseligste; und dieser Triumph der Armseligkeit ist dem Verfasser der gegenwärtigen im reichen Maaße zu Theil geworden.

Be.

Der Guthsherr. Ein Lustspiel in vier Aufzügen von Karl August Kochlitz. Riga und Leipzig, im Verlage der nordischen Kommissionshandlung 1804. 167 S. 8. 12 gr.

Ein ländliches Gemälde von nicht sehr reizender Art! Da finden wir einen teuflischen Amtmann Gödhard, welcher die Unterthanen schindet, und namentlich einen biedern Landmann und vormaligen Grenadier Gräber mit seinen

 fünf

fünf Kindern in Elend und Dürftigkeit stürzt; einen reichen, filzigen Pächter Patzmann, der mit seinem Sohne Joseph um das Erzamt der Dummheit streitet; einen närrischen Schulmeister Fockel, der mit seinem Schüler blinde Kuh spielt; eine üppige Pächtersfrau Lore, die mit dem zuletzt gedemüthigten Amtmann davon laufen will. Der edle Gutsherr, Herr von Steinbeck, erscheint erst im dritten Akt, um die Teufel auszutreiben, den alten Gräber wieder empor zu bringen, sein Röschen mit ihrem Anton zu verbinden, und seine eigne, verwittwete Schwester Wilhelmine ihrem schon vor der ersten, unglücklichen Ehe geliebten Veltheim zu verschaffen.

Es fehlt nach diesen Ingredienzien dem Stücke nicht an Handlung, und auch der Dialog ist nicht ohne Gewandtheit gearbeitet. Der Verf. (welcher mit seinem Namensvetter Friedrich Rochlitz nicht zu verwechseln ist,) hat rührende Scenen mit niedrigkomischen in nachbarliche Verbindung gebracht. Die Gallerie mag herzlich lachen, wenn Joseph seinem Lehrer, dem Schulmeister Fockel, beym Trunke rückwärts die Perücke abzieht, und sie sich aufsetzt u. s. w. Dieser Joseph ist wo möglich noch dümmer, als der berüchtigte Peter in Menschenhaß und Reue. Gleichwohl sieht ihn Vater Patzmann, trotz aller Tölpeleyen mit einigen lateinischen Brocken schon auf dem Wege, ein großer Gelehrter zu werden. Daß ein Schulmeister, wie Fockel, zur Ankunft seines gnädigen Herren ein schlechtes Gedicht liefert, ist in der Regel. Schwerlich möchte indessen ein so schlauer Kopf, der wenigstens seinen Vortheil sehr gut zu berechnen weiß, sein Carmen mit folgenden Zeilen beschliessen:

Machs gnädig doch und sey nicht arg,
So wollen wir dich ehren;
Bist du an Gnaden aber karg,
So magst du dich zum Teufel scheren.

Np.

Sakontala oder der entscheidende Ring. — Ein indisches Schauspiel von *Kalidas*. Aus den Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Englische, und aus

aus diesem ins Deutsche übersetzt mit Erläuterungen von *Georg Forster.* — Zweyte rechtmäßige von *I. G. v. Herder* besorgte Ausgabe — Frankfurt a. M. bey Hermann dem jüng. 1803. 8.

Was der auch als Uebersetzer und Erläuterer der Sakontala so sehr verdiente G. Forster vor dreyzehn Jahren, als er diese liebliche Blume Indiens auf deutschen Boden verpflanzte, wünschte, ist nun erfüllt. Man hat Sakontala um ihrer selbst willen liebgewonnen, und ihr die edle Gastfreundschaft ihres eigenen Vaterlandes so sehr geschenkt, daß sie unserer Anpreisung nicht mehr bedarf. Zwar kündigte sich die Uebersetzung nur als ein schwacher Abdruck der sanskritanischen Urschrift an, weil sie nicht unmittelbar aus derselben, sondern aus der englischen Uebersetzung, diese letztere aber in Prose verfertigt war; obgleich der indische Dichter sein Schauspiel grossentheils in Versen schrieb. Gleichwohl erhielt sie auch so die verdiente Aufmerksamkeit. Unsere Geschmacksrichter freueten sich der neuen, unerwarteten Fundgrube für Phantasie und Erfindung. Forscher der Mythologie, der Sitten und Poesien verschiedener Völker fanden manche belehrende Aufschlüsse, manchen Stoff zu interessanten Parallelen.

Schon Forster ließ hoffen, bey einer neuen Ausgabe den Leser über das Eigenthümliche der indischen Dichtung zu belehren, und ihn durch leichte Umrisse der allgemeinen Geistesbildung jenes merkwürdigen Volks, so weit sie durch die neueren Bemühungen der Engländer bekannt ist, auf den rechten Gesichtspunkt zu führen, aus welchem Sakontala beurtheilt zu werden verdient. Diese Hoffnung ist mit dem Uebersetzer zu Grabe gegangen. Dagegen hat diese Ausgabe durch des auch zu frühe verewigten Herders Vorbericht eine neue Ehrenbegleitung erhalten. Der Herausgeber, welcher übrigens an Forsters Uebersetzung nichts geändert, auch dessen Erläuterungen nichts hinzugefügt hat, liefert eine kurze, aber treffliche Würdigung des Schauspiels, von welchem er sich bis zur Begeisterung hingerissen fühlt. Der entscheidende Ring ist »seiner Abweichungen vom Griechischen, Französischen und Englischen Theaterkostume ungeachtet ein Drama, wie irgend Eins es seyn mag, eine wahre, ja ich

möchte sagen, die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe sind so treu geschildert, die Charaktere so fest und zart gehalten; unmerklich und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knote zusammengezogen und königlich göttlich gelöset. Die Sprache ist geschmückt, blumenreich und nie doch übertrieben; das Betragen der Personen und Stände gegen einander, seyen sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem diesem das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen der Musik, die Züge der Malerey, des Schmuckes, des Scherzes sind eben so original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wir darfs läugnen?) selbst paradiesisch. Wer wird nicht nach einer so reizenden Probe der indischen Poesie mit dem edlen Herausgeber wünschen, daß mehrere dramatische Stücke der Inder von Kalidas und andern Dichtern übersetzt würden? Wer wird es aber auch nicht betrauern, daß der Tod drey würdige Männer, welche sich um Sakontala verdient machten, Jones, Forster und Herder, so bald nach einander abrief? Möge auch der Name des letztern, welcher hier, wenige Monate vor dem eigenen Ende seinen beyden Vormännern ein *have!* nachruft, mit der Sakontala in lieblichem Andenken bleiben!

Np.

Weltweisheit.

Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie für Uneingeweihte. Zweyter Theil, welcher die Kritik der Urtheilskraft zum Gegenstande hat; mit einem ausführlichen Register über beyde Theile, von J. G. C. Kiesewetter, Doktor und Professor der Philosophie. Berlin, bey Oehmike dem jüngern. 1803. gr. 8. 540 S. 1 Rthlr. 20 gr.

Von der Kantischen Kritik der Urtheilskraft hat die A. D. B. (Bd. 115. 2. St. S. 398 ff.) seiner Zeit nicht

nur

nur einen ausführlichen Auszug geliefert; sondern auch mehrere, das Ganze betreffende, nach dem Urtheil des gegenwärtigen Rec. sehr gegründete Erinnerungen dagegen gemacht, ohne sich jedoch über das Einzelne zu verbreiten, und die neuen Erklärungen, die Kant von dem Schönen, dem Erhabenen, dem Lächerlichen u. s. w. giebt, einer Prüfung zu unterwerfen. Das Letztere will nun Rec. bey dem vorliegenden Kiesewetterischen Werke thun, das eine getreue, oft wörtliche Exposition der Kantischen Kritik der Urtheilskraft ist; wodurch freylich Hr. Kiesewetter den Uneingeweihten keinen sonderlichen Dienst erwiesen hat. Er giebt zwar hie und da Beyspiele; aber gerade bey den schwierigsten und dunkelsten Begriffen thut er oft nichts als abschreiben. Man vergleiche z. B. S. 135. des Kiesewetterischen Werkes mit S. 33. des Kantischen, wo die Stellen, die mit den Worten anheben: »Die Zweckmäßigkeit kann also ohne Zweck seyn,« ganz gleichlautend sind. — Rec. wird daher bald das Kiesewetterische, bald das Kantische Werk, und zwar das letztere jedesmal mit Beyfügung des Buchstabens K. citiren.

Der Verf. unterscheidet mit Kanten, Verstand, Vernunft und Urtheilskraft. »Der Verstand ist das Vermögen der Begriffe; die Vernunft das Vermögen der Principien; die Urtheilskraft das Vermögen, das Besondere »unter dem Allgemeinen zu subsumiren. Ist das Allgemein (die Regel, das Princip, das Gesetz,) gegeben: so »ist die Urtheilskraft, welche das Besondere darunter subsumirt, bestimmend. Ist aber nur das Besondere gegeben, wozu sie das Allgemeine finden soll: so ist die Urtheilskraft bloß reflectirend.« (K. S. XXIV.) Gleich bey dieser Eintheilung, die dem ganzen Kantischen Werke zum Grunde liegt, vermißt Rec. die genaue Beobachtung der Regeln der logischen Division. Die Urtheilskraft soll überhaupt das Vermögen seyn, das Besondere unter dem Allgemeinen zu subsumiren; die reflectirende Urtheilskraft aber das Vermögen, aus dem Besondern das Allgemeine zu finden. Das Letztere kann offenbar nicht als Eintheilungsglied (membrum dividens) von dem Erstern angesehen werden. Wenn ich z. B. aus der großen Anzahl der Menschen, die gestorben sind, durch Induktion schliesse, daß alle Menschen sterblich sind: so finde ich das Allgemeine

aus

aus dem Besondern; ich subsumire aber nicht das Besondere unter dem Allgemeinen; nicht das Sterben dieses oder jenes Menschen unter dem Gesetz der Sterblichkeit. Hr. Kiesewetter hat hier, nach seinem Lehrer, eine sehr schwankende und unlogische Division gemacht. — Ferner wird durch diese Erklärung, die reflektirende Urtheilskraft nicht vom Abstraktionsvermögen, das auch aus dem Besondern das Allgemeine findet, unterschieden; ja, da auch der Verstand vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigt, wie Hr. Kiesewetter S. 6. ausdrücklich sagt: so ist auf solche Art die Urtheilskraft auch mit dem Verstande einerley, von dem sie doch verschieden seyn soll. Auch nach anderwärtigen Kantischen Behauptungen ist der Verstand von der Urtheilskraft nicht unterschieden. In der Vernunftkritik (S. 282.) werden die bekannten Naturgesetze: in mundo non datur saltus, non datur casus, non datur fatum, als Verstandesgesetze qualificirt; aber eben diese Gesetze werden von Kanten auch der Urtheilskraft zugeschrieben. (Einleitung S. XXIX.) Zwar scheint der Verf. nur die höchsten Gesetze der Natur, z. B. das Caussalitätsgesetz, in das Gebiet des Verstandes, die besondern Naturgesetze aber, z. B. das der Schwere, des Magnetismus u. s. w. in das der Urtheilskraft zu setzen. (S. 12.) Allein Rec. kann in diesen Funktionen der Denkkraft keinen wesentlichen Unterschied finden. Es ist immer der Verstand, der von dem Besondern das Allgemeine abstrahirt, und endlich zu dem Allgemeinsten, es seyen nun Begriffe oder Gesetze, aufsteigt. Die Schwerkraft, die magnetische Kraft u. s. w. sind gewisse bestimmte Caussalitäten, und die Formirung dieser Begriffe ist eben sowohl das Werk des Verstandes, als die Formirung des Begriff's von der Caussalität überhaupt; wenn gleich der letztere schwerer seyn mag als die erstern.

Eben so wenig ist Rec. im Stande, einen wesentlichen Unterschied zwischen der Kantischen Urtheilskraft und der Kantischen Vernunft einzusehen. Das Princip der Urtheilskraft ist die Zweckmäßigkeit der Natur. (S. XXVII.) Allein eben diese Zweckmäßigkeit beruht, wie Kant in seiner Vernunftkritik (S. 714.) ausdrücklich sagt, auf Vernunftbegriffen. »Das spekulative Interesse »der Vernunft macht es nothwendig, alle Anordnung in

»der

»der Welt so anzusehen, als ob sie aus der Absicht einer al»lerhöchsten Vernunft entsprungen wäre.„ In der Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft sagt Kant (S. XLVIII.), daß die teleologische Urtheilskraft das Vermögen sey, die reale Zweckmäßigkeit durch Verstand und Vernunft zu beurtheilen. — Nach allem diesen kann Rec. nicht einsehen, warum Kant zu Begründung seiner Aesthetik und Teleologie, ein neues Seelenvermögen erfunden, und wie er die Urtheilskraft von Verstand und Vernunft so sehr unterscheiden kann. Auf diese reflectirende Urtheilskraft scheint er auch erst hintennach gekommen zu seyn; denn in seiner Vernunftkritik (S. 171.) spricht er bloß von der Urtheilskraft als einem Vermögen, unter Regeln zu subsumiren; einer Urtheilskraft, als eines Vermögens, aus dem Besondern das Allgemeine zu finden, erwähnt er mit keiner Sylbe. — So schwankend ist überall die Kantische Terminologie. — Es ist freylich nichts leichter, als die Wörter: Verstand, Vernunft, Urtheilskraft zu unterscheiden; und die Kantianer scheinen sich bisher mit diesem Wort-Unterschied begnügt zu haben. Allein der denkende Kopf fordert noch Etwas weiter; er möchte gern auch zwischen den Begriffen, die durch diese Wörter bezeichnet werden, einen Unterschied finden.

Der Begriff der Zweckmäßigkeit ist ein Hauptbegriff in der Kantischen Urtheilskraft; von ihm wird daher billig die bestimmteste Erklärung gefordert. Der Verf. sagt S. 13: »was nicht nothwendig ist; sondern auch »anders seyn kann (das Zufällige) und doch mit einer Ab»sicht (einem Bedürfniß) übereinstimmt, heißt zweckmäs»sig.« Diese Erklärung enthält einen Cirkel; denn Absicht und Zweck sind im Grunde nicht unterschieden; und was der Zweck objectiv ist, das ist die Absicht subjectiv. Der Verf. scheint es auch gefühlt zu haben; denn er erklärt in einer Parenthese die Absicht durch ein Bedürfniß. Dadurch wird aber der Begriff der Zweckmäßigkeit nur noch schwankender. Die Absicht soll ein Bedürfniß seyn; aber was für eins? Doch wohl nicht ein physisches, wie das Bedürfniß zu essen, zu trinken, zu schlafen? also ein intellectuelles Bedürfniß, oder, wie der Verf. ebendaselbst sagt, ein Bedürfniß des Verstandes, das Mannichfaltige zu einer möglichen Erfahrung zu verbinden,

den. Allein das geschieht ja durch die Categorieen, und ist das Werk des Verstandes, von welchem die kritische Philosophie nie behauptet hat, daß er zweckmäßig verfahre. — Hernach, was ist denn der Grund des Bedürfnisses, das wir haben, gewisse Naturprodukte für zweckmäßig zu halten? Warum haben wir kein Bedürfniß, einem Steinhaufen; warum haben wir hingegen eines, einem organisirten Körper Zweckmäßigkeit beyzulegen? Das wird durch den Kantischen Begriff der Zweckmäßigkeit ganz unerklärt gelassen.

Daß das Princip der Zweckmäßigkeit a priori in der reflektirenden Urtheilskraft gegründet sey, sucht der Verf. S. 14. dadurch zu beweisen, daß, wenn dem nicht so wäre, die Zweckmäßigkeit in der subsumirenden Urtheilskraft gegründet seyn würde. Allein das folgt nicht; denn es giebt ja ausser der Urtheilskraft noch andere Seelenvermögen, in denen das Princip der Zweckmäßigkeit gegründet seyn kann. Was der Verf. (S. 15. 16.) noch weiter zu Begründung dieser Meinung sagt, hat eben so wenig eine beweisende Kraft; und besonders wird dem Scharfsinne des Lesers der Trugschluß S. 15. nicht entgehen, wo der Nothwendigkeit der Merkmale eines Gegenstandes die Zufälligkeit des Gegenstandes entgegengesetzt wird. Dieß ist keine wahre Entgegensetzung; denn ein Gegenstand kann zufällig, und doch das ihm zukommende Merkmal nothwendig seyn; wie solches der Fall bey den wesentlichen Bestimmungen eines Dinges ist. — Von dergleichen Sophismen, wo einem Begriff unvermerkt ein anderer, der demselben dem Ausdrucke nach ähnlich, im Grunde aber doch von ihm sehr verschieden ist, untergeschoben wird, sind Kants und seiner Anhänger Schriften voll.

Der Verf. theilt (S. 38.) nach Kanten, die reflektirende Urtheilskraft in zwey Theile, die ästhetische und die teleologische. »Jene betrachtet die Formen der Gegenstände unter dem Gesichtspunkt der subjectiven Zweckmässigkeit, wodurch ein Gefühl der Lust, des Wohlgefallens an Gegenständen bewirkt wird, (formale Zweckmässigkeit); diese betrachtet die reale (objective) Zweckmässigkeit der Natur zum Behuf der Erkenntniß.« Nach diesem sollte man glauben, Kant nehme eine wahre ob-

jective

jective Zweckmäßigkeit in der Natur an. Allein wir ler-
nen bald (aus K. S. XLIX.), »daß gar kein Grund
»a priori angegeben werden kann, ja nicht einmal die
»Möglichkeit davon aus dem Begriff einer Natur, als Ge-
»genstand der Erfahrung im Allgemeinen sowohl, als im
»Besondern erhellet, daß es objective Zwecke der Na-
»tur, d. i. Dinge, die nur als Naturzwecke möglich sind,
»geben müsse; sondern nur die Urtheilskraft, ohne ein
»Princip dazu *a priori* in sich zu enthalten, in vor-
»kommenden Fällen (gewisser Produkte,) um zum Behuf
»der Vernunft von dem Begriffe der Zwecke Gebrauch zu
»machen, die Regel enthalte; nachdem jenes transcenden-
»tale Princip (?) schon den Begriff eines Zwecks (wenig-
»stens der Form nach) auf die Natur anzuwenden, den Ver-
»stand vorbereitet hat.« Aus dieser dunkeln und verschro-
benen Stelle sieht man doch so viel, daß die sogenannte
objective Zweckmäßigkeit der Natur, genau besehen, nichts
Objectives, sondern etwas bloß Subjectives ist, wovon
gar kein Grund in der Natur; sondern nur in der Urtheils-
kraft angetroffen wird; von der man aber auch nicht
weiß, warum sie gewisse Produkte für zweckmäßig, andere
hingegen nicht für zweckmäßig hält. Wie Kant übrigens
in der angeführten Stelle behaupten kann, daß die Urtheils-
kraft kein Princip *a priori* von der Zweckmäßigkeit
der Natur in sich enthalte, ist dem Rec. unbegreiflich,
da er (S. XXVI. ff.) ausdrücklich gesagt hatte, daß die
Zweckmäßigkeit der Natur ein in der reflektirenden Ur-
theilskraft gegründeter Begriff *a priori*, und das Princip
derselben ein transcendentales Princip der Urtheils-
kraft sey. —

In der ästhetischen Urtheilskraft sind die Begriffe des
Schönen und des Erhabenen diejenigen, worin Kant
am meisten von seinen Vorgängern abweicht. Diese Be-
griffe sind schon von mehreren Kunstrichtern geprüft wor-
den; Rec. will nun auch seine Gedanken darüber mit-
theilen.

Eins der Merkmale, wodurch Kant das Schöne von
andern ästhetischen Gegenständen unterscheidet, ist, daß es
ohne alles Interesse gefalle. Rec. bemerkt zuvörderst,
daß Kant nicht der erste ist, der das Schöne so charakteri-
sirt. Hr. Tetens hatte schon vor ihm in seinen philoso-
phischen

phischen Versuchen über die menschliche Natur (I. Th. S. 188.) das Interesse von dem Schönen abgesondert. Er sagt daselbst: »Wer sich an den Farben der Tulpe belusti»get, sucht nichts mehr als diese Empfindung, ohne ein »weiteres Interesse. Aber sobald der Trieb aufsteigt, »die Blume, als die Ursache der jetzigen Lust zu besitzen, »um das Vergnügen aus ihrem Anschauen nach Willkühr »öfter und länger genießen zu können: so fühlen wir rege »Bestrebungen, die auf andere Handlungen und Anwen»dungen unserer Vermögen hinausgehen, als die sind, die »in jenem Anschauen beschäfftiget waren. Es entsteht »ein neues Interesse, welches den schönen Gegen»ständen (für sich) nicht zukommt.« Hr. Tetens versteht also durch Interesse ein angenehmes Gefühl, wodurch die Seele erregt und zu neuen Thätigkeiten gereizt wird. Hr. Kant hat diesen Begriff etwas anders modificirt. Er sagt (S. 5.) »Interesse ist das Wohlgefallen, das mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbunden ist;« und fügt sodann hinzu: »wenn »die Frage ist, ob etwas schön sey, so will man nicht »wissen, ob uns, oder irgend Jemand, an der Existenz »der Sache irgend etwas gelegen sey, oder auch nur gele»gen seyn könne; sondern wie wir sie in der blossen Be»trachtung (Anschauung oder Reflexion) beurtheilen.« — »Ich kann einen Palast schön finden, und mich doch gar »leicht überzeugen, daß, wenn ich mich auf einem unbe»wohnten Eylande, ohne Hoffnung, jemals wieder zu Men»schen zu kommen, befände, und ich durch meinen bloßen »Wunsch ein solches Prachtgebäude hinzaubern könnte, »ich mir auch nicht einmal diese Mühe darum geben wür»de, wenn ich schon eine Hütte hätte, die mir bequem »genug ist.« Wenn Rec. nicht irrt: so hat Kant hier die Existenz eines Gegenstandes mit dem Besitze desselben verwechselt. Wenn ich von einem Gegenstand urtheile, daß er schön sey: so liegt mir allerdings nichts daran, ob ich ihn besitze oder nicht; in meinem Wohlgefallen an demselben ist wenigstens der Wunsch, ihn zu besitzen, nicht enthalten, ob er wohl eine Folge davon seyn kann. Aber sollte mir an der Existenz eines schönen Gegenstandes gar nichts gelegen seyn? Ist es denn in Hinsicht auf das Gefühl des Schönen und seine Lebhaftigkeit gleichgültig, ob ich mir den schönen Gegenstand bloß vorstelle, oder ob

er wirklich vor mir steht? Wenn Rec. auf einer einsamen Insel wäre: so würde er einen Garten anlegen, Blumen pflanzen, seine Wohnung ausschmücken, ja sogar, wenn er könnte, einen Palast hinzaubern, um sich an dem Anblicke desselben zu ergötzen. Die Existenz eines Objekts macht freylich nicht seine Schönheit aus; wem wird es aber gleichgültig seyn, ob ein schöner Gegenstand existirt oder nicht? Man frage Jemanden, der den Apoll von Belvedere, oder ein schönes Weib vor sich sieht, ob es ihm gleichgültig sey, daß ein solches Meisterstück der Kunst oder der Natur existirt; er wird sich über diese Frage wundern, und keinen Anstand nehmen, sie zu verneinen.

Kant suchte durch diesen Begriff das Schöne von dem Angenehmen, z. B. dem Geschmack der Speisen, dem Wohlgeruch der Blumen u. s. w. zu unterscheiden. »Der angenehme Gegenstand, sagt er, muß wirklich meine Sinne afficiren; es ist mir also an der Existenz desselben gelegen: er ist mir interessant«. (K. S. 9.) Allein erstlich hat Kant hier den Sprachgebrauch gegen sich; denn man sagt nicht: der Geschmack dieser Speise, der Geruch dieser Blume ist interessant. Und dann ist der Unterschied zwischen dem Schönen und Angenehmen offenbar nicht darin gegründet, daß mir bey jenem die Existenz des Gegenstandes gleichgültig; bey diesem aber nicht gleichgültig ist. Der Grund davon liegt vielmehr darin, daß bey dem Angenehmen (in dem Sinn, wie es hier von Kanten genommen wird,) bloß der äußere Sinn afficirt wird; bey dem Schönen aber, neben dieser sinnlichen Afficirung (die keineswegs ausgeschlossen wird,) zugleich die Einbildungskraft und der Verstand thätig sind. Das macht den großen Unterschied zwischen beyden aus, und giebt dem Schönen einen so großen Vorzug vor dem bloß Angenehmen. Es ist auch zu bemerken, daß zum Angenehmen nicht immer das Daseyn des Gegenstandes und seine Einwirkung auf den äußern Sinn erfordert wird; denn auch die bloße Vorstellung und Wiedererinnerung eines gehabten Genusses, zumal bey einer lebhaften Einbildungskraft, ist angenehm; obwohl in minderm Grade, als bey der wirklichen Empfindung. Dieß ist aber auch der Fall bey schönen Gegenständen. —

Kant unterscheidet ferner das Schöne von dem Angenehmen dadurch, daß das Urtheil über jenes auf Allgemeingültigkeit Anspruch mache, welches bey dem letztern nicht der Fall sey. Man sage: das ist schön; dagegen sage man bloß: das ist mir angenehm, oder sollte doch wenigstens so sagen. Man sinne also Jedermann, in Ansehung des Schönen, dasselbe Urtheil an; bey dem Angenehmen hingegen bescheide man sich gern, daß das, was uns angenehm ist, andern unangenehm seyn könne. Rec. hält auch dieses für ein unwesentliches Unterscheidungs-Merkmal zwischen dem Schönen und Angenehmen; denn es kommt doch wohl nicht darauf an, ob ich einem andern ein Wohlgefallen an einem Gegenstand ansinne; sondern, ob mein Urtheil über die Schönheit desselben gegründet ist. Was kann ein in sein Werk verliebter Dichter Andern nicht ansinnen? Das Ansinnen und Anmuthen eines gleichen Urtheils über einen schönen Gegenstand, und der Vorzug, der in dieser Hinsicht dem Schönen vor dem Angenehmen gegeben wird, ist um so ungegründeter, da die Urtheile der Menschen in Ansehung des Angenehmen gewiß weniger getheilt sind, als in Ansehung des Schönen. Die Anzahl der Menschen, die den Zucker angenehm finden, ist gewiß ungleich größer, als derer, denen z. B. die Messiade, Ramlers Oden u. s. w. gefallen. Es giebt allgemein angenehme körperliche Empfindungen, z. B. die Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Allgemeingültigkeit des Urtheils in Ansehung der Lust, die uns ein ästhetischer Gegenstand gewährt, ist also kein Kriterium, das Schöne von dem Angenehmen zu unterscheiden. — Hr. Kant ist zu allen diesen grundlosen Subtilitäten durch seine Kategorientafel verleitet worden, nach der er die Lehre des Schönen abgehandelt, und deren großen Nutzen er ohne Zweifel an diesem Beyspiel hat erproben wollen.

Ob nun wohl Kant von dem Schönen behauptet hat, daß es ohne alles Interesse sey: so legt er ihm doch hernach (K S. 162. ff.) ein empirisches und intellectuelles Interesse bey. Das empirische Interesse sey aber nicht der Bestimmungsgrund von dem Geschmacksurtheil, wodurch Etwas für schön erklärt werde; sondern es werde nur indirekt damit verbunden. So weiß sich Kant in

seiner Aesthetik durch das indirekte Interesse, wie in seiner Moral durch die indirekten Pflichten zu helfen, um das Unrichtige in seinen Behauptungen hinterher zu berichtigen, und seine Widersprüche zu decken. Er behauptet nämlich, daß man bloß deßwegen ein Interesse für das Schöne, d. i. eine Lust an der Existenz desselben habe, um es andern Menschen in der Gesellschaft mittheilen zu können; und wiederholt hier, daß ein verlassener Mensch auf einer wüsten Insel für sich allein weder seine Hütte, noch sich selbst ausputzen, oder Blumen aufsuchen, noch weniger sie pflegen werde, um sich damit auszuschmücken (S. 161.). Rec. bezieht sich dießfalls auf seine obige Bemerkungen, und fügt denselben hier nur noch bey, daß der Mensch in der Gesellschaft allerdings ein Interesse weiter hat, schöne Gegenstände hervorzubringen; daß ihm aber, auch wenn er sich ganz allein befindet, die Existenz derselben keinesweges gleichgültig ist.

Was das intellectuelle Interesse betrifft: so findet solches, nach Kant, bloß an der Schönheit der Natur, nicht der Kunst, statt. Daß die Natur gewisse Schönheiten, z. B. schöne Blumen, schöne Vögel, schöne Insekten u. s. w. hervorgebracht habe, dieser Gedanke sey es auf den sich das unmittelbare Interesse daran gründe. Es erfordere aber eine durch das sittliche Gefühl kultivirte Denkungsart, und habe eine Aehnlichkeit mit dem moralischen Interesse. Dieß sucht Kant folgendermaaßen zu zeigen: »Die ästhetische Urtheilskraft findet ein Wohlgefallen in den Formen, und macht solches zugleich Jedermann zur Regel, ohne daß dieses Urtheil sich auf ein »Interesse gründet, noch ein solches hervorbringt. Die »intellectuelle Urtheilskraft findet gleichfalls ein Wohlgefallen an den bloßen Formen praktischer Maximen, welches wir jedem zum Gesetze machen, ohne daß unser Urtheil sich auf irgend ein Interesse gründet; aber doch »solches hervorbringt. Die Lust im ersten Urtheil heißt »die des Geschmacks, die zweyte die des moralischen Gefühls.« (K. 166. 167.) Unsere Leser werden ohne Zweifel hier stutzen, und fragen, wie denn daraus, daß das moralische Gefühl mit einem Interesse, das Gefühl des Schönen aber mit keinem Interesse verbunden ist, folge, daß wir ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der

Natur nehmen. Allein haben sie denn vergessen, daß Kant ein Tausendkünstler ist, der aus den disparatesten Begriffen ähnliche Resultate zu ziehen weiß? Man lese also nur fort: »Da es aber die Vernunft auch interes»sirt, daß die Ideen, (für die sie im moralischen Gefühle »ein unmittelbares Interesse bewirkt,) auch objective Reali»tät haben; d. i. daß die Natur wenigstens eine Spur »zeige, oder einen Wink gebe, sie enthalte in sich einen »Grund, eine gesetzmäßige Uebereinstimmung ihrer Pro»dukte zu unserm von allem Interesse unabhängigen Wohl»gefallen, (welches wir a priori für Jedermann als Gesetz »erkennen, ohne dieses auf Beweise gründen zu können,) »anzunehmen: so muß die Vernunft an jeder Aeußerung »der Natur von einer dieser ähnlichen Uebereinstimmung »ein Interesse nehmen; folglich kann das Gemüth über »die Schönheit der Natur nicht nachdenken, ohne sich da»bey zugleich interessirt zu finden. Dieses Interesse ist »aber der Verwandtschaft nach moralisch; und der, so es »am Schönen der Natur nimmt, kann es nur so fern am »demselben nehmen, als er vorher schon sein Interesse am »Sittlich-Guten wohl gegründet hat. Wen also die Schön»heit der Natur unmittelbar interessirt, bey dem hat man »Ursache, wenigstens eine Anlage zu guter moralischen Ge»sinnung zu vermuthen.« Wenn unsere Leser noch nicht einsehen, warum wir an der Schönheit der Natur ein unmittelbares Interesse nehmen: so ist es wenigstens nicht die Schuld des Rec. Er hat getreulich abgeschrieben, und mithin eben das gethan, was die berühmtesten Commentatoren Kants, die HH. Tieftrunk, Diez, Mellin, Kiesewetter u. a. gethan haben. — Die angeführte Stelle ist ein neuer auffallender Beweis, wie Kant mit den herrschenden Begriffen in seiner Philosophie und mit seiner Terminologie zu spielen, und sie zu manipuliren weiß, um Alles zu beweisen, was er will; sie ist aber auch ein Beweis, wie er selbst seine Begriffe und seine Terminologie durch die gezwungenste Anwendung derselben verwirrt. So nennt Kant in dieser Stelle, das was er gewöhnlich Vernunft nennt, die intellectuelle Urtheilskraft, da doch Urtheilskraft und Vernunft nach ihm zwey wesentlich verschiedene Vermögen sind. Er legt der Vernunft ein Interesse an der objectiven Realität ihrer Ideen in der Natur bey, da doch nach seiner Theorie von der

mensch-

menschlichen Erkenntniß, die Vernunft-Ideen keine Realität in der Natur, sondern nur einen regulativen Gebrauch haben, die Natur zu studieren. Endlich ist es die seltsamste Folgerung von der Welt, wenn Kant sagt: »Da uns die Natur Winke giebt, eine gesetzmäßige Uebereinstimmung ihrer Produkte zu unserem, von allem Interesse unabhängigen Wohlgefallen anzunehmen: so muß die Vernunft an jeder Aeusserung der Natur von einer ähnlichen Uebereinstimmung ein Interesse nehmen.« Das lautet ja ungefähr, als wenn er sagte: »eben deßwegen, weil das Wohlgefallen an den Naturprodukten ohne alles Interesse ist, müssen uns diese Produkte interessiren.

Was nun die Sache selbst betrifft, so sieht man wohl, daß Kant aus den Principien seiner Philosophie erklären will, warum moralisch-gute Menschen gemeiniglich an den Schönheiten der Natur ein so großes Vergnügen und Interesse finden. Die Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, würde Rec. die Sache auf eine viel natürlichere Art, (von seiner Erklärung giebt Kant selbst zu, daß sie Manchem gar zu studirt vorkommen werde, S. 167.) erklären. Die Betrachtung der Schönheiten der Natur ist mit einem einfachen, geräuschlosen Vergnügen verbunden; sie ist die angenehmste und unschuldigste Erholung und Zerstreuung von Berufsgeschäfften; sie stimmt den Geist zu mannichfaltigen, zum Theil moralischen und religiösen Reflexionen u. s. w. Dieß ist hinlänglich, um zu erklären, warum moralisch-gute Menschen sich der Betrachtung der Natur und ihrer Schönheiten so gern überlassen, und ein so großes Interesse daran finden.

Uebrigens nehmen die französischen Aesthetiker das aus ihrer Sprache in die unserige übergegangene Wort: Interesse, in einer viel weitern Bedeutung als wir, und die Bedeutung, die ihm Kant gegeben hat, ist ihnen gänzlich unbekannt. Marmontel sagt: »la beauté poétique n'est autre chose que l'intérêt.« Sulzer, Mendelsohn, Eberhard, und andere Aesthetiker aus der Wolffischen und Baumgartenschen Schule nennen einen Gegenstand interessant, wenn er uns anzieht, unsere Aufmerksamkeit fesselt, und uns Vergnügen erwarten läßt. Diese Bedeutung möchte wohl die richtigste seyn.

Ein anderes Merkmal des Schönen ist nach Kant, daß es zweckmäßig ohne Zweck sey. Dieser Ausdruck, (an dem sich der sel. v. Herder in seiner Metakritik so sehr gestoßen hat, und der freylich seltsam genug lautet,) will nichts anders sagen, als daß ein schöner Gegenstand unsere Erkenntnißkräfte, besonders die Einbildungskraft und den Verstand auf eine zweckmäßige, d. i. diesen Kräften angemessene Art beschäfftiget, and in ein harmonisches Spiel setzt, ohne daß jedoch ein bestimmter Zweck (als Materie des Willens) dabey zum Grunde liegt; daher diese Zweckmäßigkeit von Kanten auch die formale genannt wird (K. S. 33.). Genau besehen, ist also die Zweckmäßigkeit ohne Zweck nichts anders, als die Angemessenheit des schönen Gegenstandes zu unserer Einbildungskraft und unserm Verstand, oder wie Kant S. 200 ausdrücklich sagt, Angemessenheit der Einbildungskraft in ihrer Freyheit zu der Gesetzmäßigkeit des Verstandes. »Die Einbildungskraft erweckt den Verstand, und dieser setzt (ohne Begriffe) die Einbildungskraft in ein regelmäßiges Spiel (S. 159.). Kant hätte also den Ausdruck: Zweckmäßigkeit ohne Zweck, gar wohl entbehren, und dafür den der Angemessenheit zu unsern Erkenntnißkräften gebrauchen können. Allein, das Kontrastirende und Auffallende in den Begriffen und Ausdrücken scheint einen besondern Reiz für ihn gehabt zu haben.

Rec. hält den Begriff, den Kant hier von dem Schönen aufgestellt hat, für richtig. Aber es fragt sich, ob er von dem Begriff der frühern deutschen Aesthetiker, z.B. **Baumgartens, Mendelssohns, Sulzers,** und anderer, welche das Schöne durch die sinnlich-vorgestellte **Vollkommenheit** (perfectio phaenomenon) erklären, wesentlich verschieden ist. Kant, und nach ihm unser Verf. bestreiten diese Erklärung dadurch, daß sie behaupten, die Vollkommenheit sey die objective Zweckmäßigkeit, zu deren Beurtheilung wir jederzeit des Begriffs eines Zwecks bedürfen. Bey der Beurtheilung des Schönen hingegen liege kein Begriff von einem bestimmten Zweck zum Grunde; es komme dabey gar nicht auf die Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern nur auf die Einhelligkeit des Spiels der Gemüthskräfte, die sich mit demselben beschäfftigen, mithin auf die bloße formale Zweckmäßigkeit an. (S. 47.). — Hier ist Manches zu erinnern.

Vor allen Dingen muß Rec. gegen die Kantische Erklärung der Vollkommenheit protestiren, nach welcher der Begriff der Vollkommenheit nothwendig den eines Zwecks enthält. Wolff sagt nicht: Vollkommenheit ist die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zu einem Zweck; sondern, die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen in Einem (*). Bilfinger gebraucht zwar das Wort Zweck (scopus); setzt aber ausdrücklich hinzu: »memineris, »*scopum* hic non supponi pro *causa finali*, quae per illa »plura consentientia demum ab aliquo efficienti principio »obtinenda sit; sed *generalissime*, pro principiato omni »pro omni illo, quod ex concursu plurium resultat. Con»sensus igitur ille generaliter consistit in ea relatione plu»rium, vi cujus ad commune aliquod praestandum aut »exhibendum concurrunt. Dixissem commune ἀποτέ»λεσμα, nisi illud effectum denotaret, a causis efficienti»bus producendum. Dico igitur generaliter ad *commune* »*aliquid* (**).« Rec. kann also zwischen der Kantischen Zweckmäßigkeit ohne Zweck, und der Wolffischen sinnlichen Vollkommenheit keinen andern Unterschied finden, als daß der letztere Begriff etwas weiter ist, als der erstere; denn er läßt allerdings auch einen bestimmten Zweck zu; da hingegen der Kantische Begriff einen bestimmten Zweck ausdrücklich ausschließt. Kant sagt, daß bey Beurtheilung eines schönen Gegenstandes, die erregte Einbildungskraft in ein Spiel gesetzt wird, dem der Verstand Regelmäßigkeit giebt (K. S. 159.). Gut! Sagt aber Baumgarten etwas Anders? Wenn Schönheit sinnliche Vollkommenheit, d. i. sinnliche Uebereinstimmung des Mannichfaltigen in Einem genannt wird, was heißt das anders als: Sinne und Einbildungskraft liefern einen mannichfaltigen Stoff, und der Verstand bringt Einheit in denselben? Beyde Seelenvermögen erhalten dadurch eine leichte und angenehme Beschäfftigung, die man Spiel nennen kann.

Freylich kommt es bey der Kantischen Erklärung des Schönen gar nicht auf die Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern bloß auf die subjective und formale

(*) *Ontol.* §. 503.

(**) *Bilf. Dilucid.* §. 122.

Zweckmäßigkeit der Einbildungskraft und des Verstandes an. Allein Rec. hält gerade diese bloße Subjectivität und Form für einen Mangel in der Kantischen Theorie vom Schönen. Unsere Einbildungskraft und unser Verstand, sagt Kant, gerathen bey dem Anblicke dessen, was wir schön nennen, in ein harmonisches und wohlgefälliges Spiel. Aber wodurch? Genau besehen, durch nichts; denn von dem schönen Gegenstande wissen wir lediglich nichts, und auf seine Beschaffenheit kommt es auch gar nicht an. Das Gefühl des Schönen ist daher in der Kantischen Aesthetik etwas ganz Grundloses; und wenn man uns fragt, warum uns eine Gottschedische Ode ungleich minder gefällt, als eine von Utz oder Ramler: so können wir in der Beschaffenheit dieser Gedichte nicht den mindesten Grund unsers Wohlgefallens finden; sondern bloß sagen: es ist so, und es soll so seyn. Gäbe es allenfalls noch einen Gottschedianer, und dieser träte mit der Behauptung auf, daß die Gottschedischen Oden schöner seyen, als die Utzischen und Ramlerischen: so gälte sein Geschmacksurtheil eben so viel, als das unserige; denn bey beyderley Urtheilen kommt es ja nicht auf Gründe, sondern auf ein Ansinnen ohne Gründe an. — In dieser Hinsicht kann man der Kantischen Philosophie keine Inkonsequenz vorwerfen; denn in der Kantischen Aesthetik herrscht eine Art von Imperativ, wie in der Kantischen Moral; hier wird postulirt, dort angesonnen; und das Ansinnen, so wie das Postuliren, ist ohne Grund.

Hr. Kant lenkt jedoch nach seiner Gewohnheit wieder ein. Da er nicht läugnen kann, daß es bey der Beurtheilung der Schönheit eines Menschen, eines Pferdes, eines Gebäudes, auf den Zweck ankommt, der bestimmt, was das Ding seyn soll: so theilt er die Schönheit in die freye und anhängende (pulchritudo vaga, et adhaerens) ein (S. 48.); (Benennungen, die eben nicht sonderlich glücklich gewählt sind.) »Die Blume, der Papagey, der »Colibri, eine Menge Schaalthiere des Meeres sind freye »Naturschönheiten, weil sie keinem nach Begriffen in Ansehung seines Zwecks bestimmten Gegenstand zukommen; »sondern frey und für sich gefallen.« Von dem Geschmacksurtheil in Ansehung der freyen Schönheit behauptet Kant, daß es rein sey; bey der anhängenden Schönheit hingegen,

ßen, z. B. eines Menschen, Pferdes, Gebäudes u. s. w. sey das Geschmacksurtheil unrein, weil die Verbindung eines bestimmten Zwecks mit der Schönheit der Reinigkeit desselben Abbruch thue (K. S. 49. 50.). Demnach würde die Lust, die wir bey dem Anblick eines schönen Mannes, eines schönen Weibes, eines schönen Pferdes, u. s. w. empfinden, nicht so rein seyn, als diejenige, die mit dem Anschauen einer Tulpe oder des Colibri verbunden ist: und das bloß deßwegen, weil wir dort einen bestimmten Zweck voraussetzen; hier aber keinen. Rec. kann dieser Behauptung nicht beystimmen. Warum soll die Beziehung einer schönen Form auf einen bestimmten Zweck, mein Geschmacksurtheil verunreinigen? Warum soll, wenn ich mir außer der schönen Form des menschlichen Körpers, noch die Tauglichkeit desselben zu den mannichfaltigen Zwecken vorstelle, wozu ihn die Natur bestimmt hat, mein Geschmacksurtheil nicht mehr so rein seyn, als wenn ich meine Betrachtung bloß auf jene Form einschränke? Warum soll mir der Anblick des Papagey's ein reineres Vergnügen gewähren, als der eines schönen Pferdes? Dadurch, daß das Spiel meiner Einbildungskraft und meines Verstandes reger, lebhafter, und ausgebreiteter wird, kann doch wohl mein Vergnügen nichts an seiner Reinigkeit verlieren. —

Noch hat Rec. gegen den Kantischen Begriff vom Schönen einen Einwurf zu machen, den er sich nicht erinnert, irgendwo gelesen zu haben. Wenn es zur Hervorbringung des Gefühls des Schönen genug ist, daß die Einbildungskraft und der Verstand in eine harmonische und zweckmäßige Thätigkeit gesetzt werden: so sieht man nicht ein, warum dieses Gefühl nicht auch bey wissenschaftlichen Nachforschungen und Betrachtungen entsteht. Findet nicht in dem Kopfe des Geometers, der über eine geometrische Aufgabe nachdenkt, eine solche harmonische Thätigkeit zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande Statt? Ist seine Einbildungskraft nicht geschäfftig in Hervorbringung und Combinirung der geometrischen Begriffe und Sätze; und bringt der Verstand nicht Regelmäßigkeit in ihr Spiel? Gleichwohl entsteht bey dem Geometer nicht das Gefühl der Schönheit. Diese Bemerkung beweist die Nothwendigkeit, der Erklärung des

Schönen noch das Merkmal des Sinnlichen beyzufügen. Der Geometer beschäfftiget sich doch nicht mit eigentlich-sinnlichen Vorstellungen, wie z. B. der Dichter. Seine Begriffe sind zu deutlich, und der Verstand hat einen zu großen Antheil daran, als daß diese Beschäfftigung noch ein Spiel genannt werden könnte. Wenn die neuen und neuesten Metaphysiker durch ihre Einbildungskraft, verbunden mit einem gewissen Scharfsinne, mit den abstraktesten Begriffen spielen: so hat noch Niemand dieses Spiel schön gefunden. Zwar sprechen auch die Geometer von Schönheit in ihren Beweisen; allein sie verstehen dadurch entweder bloß eine gewisse Eleganz; oder die große Uebereinstimmung der mannichfaltigen, geometrischen Begriffe und Sätze zum Beweis eines Theorems, oder zur Auflösung eines Problems, schwebt ihnen undeutlich, und gleichsam nur in Masse vor; wodurch denn allerdings ein Analogon von Schönheitsgefühl entstehen kann.

In welchem Verhältniß stehen Einbildungskraft und Verstand, wenn sie bey dem Gefühle des Schönen zweckmäßig thätig sind? Welches Vermögen muß sich nach dem andern richten? — Hierüber drückt sich Kant sehr schwankend aus. Denn nach S. 159. setzt der Verstand die Einbildungskraft in ein regelmäßiges Spiel, und nach S. 220. muß die Einbildungskraft in ihrer Freyheit, der Gesetzmäßigkeit des Verstandes angemessen seyn. Da scheint sich also die Einbildungskraft nach dem Verstande richten zu müssen. — Aber S. 70 heißt es, daß der Verstand der Einbildungskraft, und nicht diese jenem zu Diensten sey. Da scheint sich also der Verstand nach der Einbildungskraft richten zu müssen.

Dergleichen, wenigstens sehr scheinbare Widersprüche kommen noch mehrere in der Kantischen Theorie vom Schönen vor, wovon Rec. noch einige Beyspiele anführen will. Es ist nach Kanten ein (negatives) Merkmal vom Schönen überhaupt, daß bey Beurtheilung desselben kein bestimmter Begriff zum Grunde liege. »Das »Schöne, sagt Kant (S. 32.), muß ohne Begriff allge»mein gefallen.« Allein nach S. 186. ist dieses nur von der Natur-Schönheit, und nicht von der Kunst-Schönheit richtig. »Wenn ein Produkt der Kunst für schön »erklärt werden soll: so muß, weil Kunst immer einen

»Zweck

»Zweck in der Ursache (und deren Causalität) voraus»setzt, zuerst ein Begriff von dem zum Grunde gelegt »werden, was das Ding seyn soll; und da die Zusam»menstimmung des Mannichfaltigen in einem Dinge zu ei»ner innern Bestimmung desselben, als Zweck, die Voll»kommenheit des Dinges ist: so wird in der Beurthei»lung der Kunst-Schönheit, zugleich die Vollkommenheit »in Anschlag gebracht werden müssen, wornach in der Be»urtheilung einer Natur-Schönheit (als einer solchen), »gar nicht die Frage ist.« Wenn dem so ist; so hätte Kant oben nicht ohne alle Einschränkung sagen sollen, daß bey der Beurtheilung des Schönen (überhaupt) kein bestimmter Begriff zum Grunde liege; denn hierdurch werden die Kunstprodukte aus der Klasse des Schönen ausgeschlossen. — Nach S. 62. ist die subjective Nothwendigkeit, die wir dem Geschmacksurtheil beylegen, bedingt: das Sollen wird in diesem Urtheil doch nur bedingt ausgesprochen. Aber nach S. 129. ist das Gebot, das die Geschmacksurtheile voraussetzen, unbedingt. — S. 178. sagt K., daß bey einem Produkte der Kunst, alle Pünktlichkeit in der Uebereinkunft mit Regeln, nach denen allein das Produkt das werden könne, was es seyn soll, müsse angetroffen werden. Kurz darauf aber sagt er, daß der Künstler nicht nach Regeln produciren müsse: welche beyde Behauptungen er dadurch zu vereinigen sucht, daß das Genie der Kunst die Regel gebe (S. 179). Demnach entstünde die Regel erst mit dem Produkte des Genies; und ein jedes Originalwerk eines Dichters oder eines Künstlers enthielte eine neue Regel für die Kunst. Kant scheint hier das deutliche Bewußtseyn der Regeln mit der dunkeln Vorstellung derselben zu vermengen. Homer war sich freylich der Regeln nicht bewußt, nach denen er producirte; sie schwebten seinem Geiste nicht vor, und noch weniger legten sie ihm Fesseln an, wie Kant S. 178. ganz richtig sagt. Allein sie waren deßwegen nicht minder in seinem Geiste vorhanden, und leiteten seine Einbildungskraft. So wie man sie aus seinem Meisterwerke abstrahirt hat, hätte ein erfinderischer und scharfsinniger Kopf, ohne dasselbe auf sie kommen, und ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit für jedes epische Gedicht a priori einsehen können. Wenn Kant (S. 180.) sagt, daß, da es auch originalen Unsinn geben könne, die Produkte des

Genies zugleich exemplarisch, d. i. Muster für andere seyn müssen: so ist dieß ganz richtig; aber haben wir nun ein Kriterium, um originalen Unsinn von der exemplarischen Originalität zu unterscheiden? Wodurch wird denn ein Werk des Genies exemplarisch? Wodurch unterscheide ich die Fehler der Iliade von ihren Schönheiten?— Wenn Alles in der Iliade exemplarisch ist: so müssen es auch ihre Fehler seyn. Sind sie es aber nicht: so muß es, unabhängig von der Iliade, Regeln geben, wornach ein Werk der Kunst zu beurtheilen ist, gesetzt auch, der Künstler habe an diese Regeln nicht gedacht. Am Ende stimmt auch Kant S. 184. hiermit überein, wo er ausdrücklich sagt, daß etwas Schulgerechtes eine wesentliche Bedingung der Kunst ausmache, und daß, wenn ein Kunstwerk nicht ein blosses Produkt des Zufalls seyn soll, zur Hervorbringung desselben bestimmte Regeln erfordert werden. Wie leicht wäre es gewesen, diese und andere Widersprüche zu vermeiden; aber es mußte überall etwas Neues gesagt, und doch das alte Wahre auch nicht ganz beseitiget werden. —

Kant läßt kein wissenschaftliches, sondern nur ein Künstler Genie gelten. Rec. hält sich bey dieser Behauptung nicht auf, da sie schon von Andern ist widerlegt worden. Nur eine Sophisterey kann er nicht unbemerkt lassen. Kant sagt S. 181: »Man kann Alles, was Newton in seinem unsterblichen Werke der Principien der Naturphilosophie lehrt, so ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden, gar wohl lernen; aber man kann nicht geistreich dichten lernen, wie Homer oder Wieland, u. s. w. Wer sieht nicht, daß das tertium comparationis zwischen Newton und Homer unrichtig angegeben ist; denn das eine Mal ist vom Lernen, und das andere Mal vom Dichten lernen die Rede; welches wohl nicht einerley ist. Newtons Werk kann man freylich verstehen lernen; (wiewohl hiezu keine gemeine Fähigkeiten erfordert werden,) aber noch viel leichter kann man den Homer verstehen lernen. Ist aber vom produciren lernen die Rede: so kann man ein Werk, dergleichen Newtons Princ. der Naturph. sind, eben so wenig produciren lernen, als man eine Iliade produciren lernen kann. Gegen solche Sophistereyen kann man bey Lesung der Kantischen Schriften nicht genug auf seiner Huth seyn.

S.

S. 187. bemerkt Kant, daß die schöne Kunst auch Dinge, die in der Natur häßlich oder mißfällig seyn würden, als schön darstellen könne, welches ganz richtig ist. Aber er führt (S. 188.) als Beyspiel unter andern auch den Kriegsmuth an. Was mag wohl Kant von dem Kriegsmuth für einen Begriff gehabt haben? — Doch vielleicht ist es ein Schreib- oder Druckfehler, und statt Kriegsmuth sollte es Kriegswuth heissen.

Wie schwankend und willkührlich die Kunstwörter in der Kantischen Philosophie von den Kantianern gebraucht werden, davon nur noch ein Beyspiel. Kant unterscheidet genau Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit: diese geht auf die Natur, jene auf die Kunst. Der Grund der Gesetzmäßigkeit ist im Verstand, der Grund der Zweckmäßigkeit in der Urtheilskraft; wie solches aus der Tafel, die Kant in der Einleitung zu seiner Kritik der Urtheilskraft (S. LVI.) geliefert hat, deutlich zu ersehen ist. Das Wort Gesetzmäßigkeit sollte also nicht von dem bloß auf der Urtheilskraft beruhenden Schönen gebraucht werden. Gleichwohl gebraucht es Hr. Kiesewetter so (S. 165.), indem er das Wohlgefallen an dem Schönen in die freye Gesetzmäßigkeit der Einbildungskraft setzt. Durch das Beywort frey soll ohne Zweifel das Inkonsequente im Gebrauch des Worts: Gesetzmäßigkeit gedeckt werden. Allein eine freye Gesetzmäßigkeit ist nach Kants Begriffen ein Widerspruch; denn es ist hier von einer Gesetzmäßigkeit die Rede, die sich auf den Verstand gründet; dieser ist aber in seinen Wirkungen nicht frey; er macht instinktartig und unwillkührlich die Natur, und schreibt ihr seine Gesetze vor. Das thut er wenigstens nach der Kantischen Philosophie. — Ferner erfordert Gesetzmäßigkeit einen Begriff; bey dem Schönen aber soll kein Begriff zum Grunde liegen. Diesen neuen Widerspruch sucht der Verf. dadurch zu heben, daß er sagt, es sey hier zwar von keinem bestimmten, aber doch von einem möglichen Begriff die Rede, und damit wolle man weiter nichts sagen, als daß die Thätigkeit der Einbildungskraft bey Auffassung der Form eines schönen Gegenstandes, mit dem Verstand als einem Vermögen der Begriffe, zusammenstimme (S. 165.). Rec. findet hier nichts, als einen leeren Wortkram, und die willkührlichste Verbindung von Begriffen.

Von

Von dem Kantischen Begriff des Erhabenen gedenkt Rec. nicht viel zu sagen, und nur kürzlich zu zeigen, daß er theils gezwungen, theils zu eng ist. Das Gefühl des Erhabenen entsteht, nach K., aus dem Gefühle der Ohnmacht unserer sinnlichen Natur, verbunden mit dem Gefühl der Stärke und Ueberlegenheit unserer übersinnlichen Natur, d. i. unserer Freyheit und Vernunft. Wenn wir also die Alpen mit ihren Himmelan gethürmten und überhangenden Felsen, den empörten Ocean, die Vulkane in ihrer zerstörenden Gewalt, den krachenden Donner u. s. w. erhaben finden: so geschieht das nach K. deßwegen, weil zwar diese Gegenstände auf der einen Seite uns unsere Ohnmacht, ihnen physisch zu widerstehen, zu fühlen geben; auf der andern aber zugleich ein Vermögen in uns entdecken lassen, uns als unabhängig von der Natur, und ihr überlegen zu beurtheilen. Die mit dem Gefühle des Erhabenen verbundene Lust beruht also auf dem lebhaften Bewußtseyn unserer Freyheit und Vernunft. Rec. muß bekennen, daß er bey Betrachtung der erhabenen Gegenstände in der Natur nie an etwas dergleichen gedacht hat. Es ist ihm nie eingefallen, wenn er dem rollenden oder krachenden Donner mit einer Art von Lust zuhörte, und diesen Schall erhaben fand, sich als ein durch seine Freyheit von der ganzen Natur unabhängiges Wesen zu denken. Kant gesteht selbst (S. 105.), daß diese Erklärung zu weit hergeholt und vernünftelt scheine; glaubt sie aber gleichwohl durch die Beobachtung rechtfertigen zu können, daß der Muth eines der Gefahr nicht weichenden, und mit völliger Ueberlegung, derselben rüstig entgegengehenden Kriegers, selbst für den Wilden ein Gegenstand der größten Bewunderung sey, und daß auch im allergesittetsten Zustande, diese vorzügliche Hochachtung für den Krieger bleibe; nur daß man noch verlange daß er zugleich alle Tugenden des Friedens, Sanftmuth, Mitleid, und selbst geziemende Sorgfalt für seine eigene Person beweise; eben darum, weil daran die Unbezwinglichkeit seines Gemüths durch Gefahr erkannt werde. Wer sieht aber nicht, daß dieß ein Beyspiel von dem Sittlich-Erhabenen, und nicht von einem erhabenen Gegenstand in der körperlichen Natur ist? Es ist eine andere Erhabenheit, wenn ich die hohen Alpen; und eine andere, wenn ich den großen Mann betrachte, der mit sei-

seinem widrigen Schicksal kämpft, ihm einen unbezwinglichen Muth und eine Seelenstärke, die kein Unfall beugen kann, entgegensetzt, und mitten im Unglück seine Würde behauptet. Dieß ist das Sittlich-Erhabene; und auf dieses paßt allerdings der Kantische Begriff; doch auch nicht ganz: denn nicht unsere Seelenstärke, sondern die Seelenstärke des großen Mannes, gegen welche die unsrige als Ohnmacht oder Schwäche erscheint, ist der Gegenstand unserer Bewunderung. Hätten wir das Bewußtseyn oder die Ueberzeugung, daß wir unter gleichen Umständen eben so zu handeln im Stande wären; so würde schwerlich in uns das Gefühl des Erhabenen entstehen; wie denn sehr zu zweifeln ist, daß Regulus dieses Gefühl gehabt hat. Man täuscht sich hiebey gar zu leicht, und hinter dem Gefühl der Selbst-Erhabenheit verbirgt sich oft nur der Stolz.

Gott ist ohne Zweifel der erhabenste Gegenstand; auf ihn paßt aber der Kantische Begriff vom Erhabenen gar nicht; denn wie kann, bey Betrachtung dieses Gegenstandes, von Unabhängigkeit und Ueberlegenheit unserer übersinnlichen Natur die Rede seyn? Kant hat es gefühlt, und alle seine Dialektik aufgeboben, um die Anwendbarkeit seines Begriffs vom Erhabenen auf die Gottheit, wenigstens scheinbar zu machen. Er fängt, (nach den Regeln der dialektischen Kunst,) mit Etwas an, das ihm Jedermann zugeben wird, indem er sagt: daß Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupt, mit zerknirschten angstvollen Geberden und Stimme, eine Gemüthsstimmung verrathe, die nicht nothwendig mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstandes verbunden sey; dann fährt er (S. 107.) fort: »Allein diese »Gemüthsstimmung ist bey weitem nicht mit der Idee »der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstan»des an sich und nothwendig verbunden. Der Mensch, »der sich wirklich fürchtet, weil er dazu in sich Ursache »findet, indem er sich bewußt ist, mit seiner verwerfli»chen Gesinnung wider eine Macht zu verstoßen, deren »Wille unwiderstehlich und zugleich gerecht ist, ist in gar »keiner Gemüthsfassung, um die göttliche Größe zu be»wundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Contempla»tion und zwangsfreyes Urtheil erforderlich ist. Nur als»dann, wenn er sich seiner aufrichtigen Gott gefälligen

»Ge-

»Gesinnung bewußt ist, dienen seine Wirkungen seiner »Macht (Ungewitter, Erdbeben) in ihm Idee der Er»habenheit dieses Wesens zu erwecken, so fern er ei»ner seinem Willen gemäßen Erhabenheit der Gesin»nung an ihm selbst bewußt ist, und dadurch über die »Furcht vor solchen Wirkungen der Natur, die er nicht »als Ausbrüche seines Zorns ansieht, erhoben wird. »Selbst die Demuth, als unnachsichtliche Beurtheilung »seiner Mängel, die sonst beym Bewußtseyn guter Ge»sinnungen, leicht mit der Gebrechlichkeit der menschlichen »Natur bemäntelt werden könnte, ist eine erhabene Ge»müthsstimmung, sich willkührlich dem Schmerze der »Selbstverweise zu unterwerfen, um die Ursache dazu »nach und nach zu vertilgen.« Rec. hat diese Stelle absichtlich hergesetzt, um dem Leser eine neue Probe von Kants dialektischer Kunst zu geben. Diese Kunst bestehe hauptsächlich darin, den Leser mit einer Menge Ideen, die mit dem Hauptgedanken, den man ihm beybringen will, verwandt sind, zu umgeben und zu bestricken, und die Uebergänge von der einen zur andern so unmerklich zu machen, daß er, ohne zu wissen, wie? auf dasjenige kommt, was man ihm beweisen will. Mit ein wenig Aufmerksamkeit und Scharfsinn entdeckt man jedoch bald das dialektische Spiel; und Rec. ersucht den Leser, die Stelle noch einmal aufmerksam zu lesen und zu prüfen, wo Kant sagt, daß durch gewisse Wirkungen in der Natur, die Idee der Erhabenheit Gottes erweckt werde, insofern wir uns einer seinem Willen gemäßen Erhabenheit der Gesinnungen an uns selbst bewußt seyen. Hier liegt der nervus probandi. Ist aber dieser angegebene Grund richtig, und ist nicht das Bewußtseyn der Erhabenheit unserer Gesinnungen hier mit Gewalt herbeygezogen? Wer hat je, wenn er sich die Schöpfung der Welt als die Wirkung eines einzigen Wortes oder Winkes dachte, oder wenn er die bekannten erhabenen Worte las: Gott sprach, es werde Licht! und es ward Licht; an die Erhabenheit seiner moralischen, dem Willen der Gottheit gemäßen Gesinnungen gedacht? Werden diese unzusammenhängenden Ideen nicht offenbar in Verbindung gesetzt, um den zu engen Kantischen Begriff vom Erhabenen zu retten? Und wenn nun vollends gar die religiöse Demuth als eine erhabene Gemüthsstim-

mung

müthig qualificirt wird, weil man sich dabey willkührlich dem Schmerze der Selbstverweise unterwerfe, um die Ursache dazu nach und nach zu vertilgen: so wird das, was die Demuth ihrem Wesen nach ist, mit demjenigen verwechselt, wozu sie die Veranlassung seyn kann. Auch sind mit der Demuth nicht nothwendig schmerzhafte Selbstverweise verbunden. Demuth ist nach Kants Tugendlehre (S. 94.) das Bewußtseyn oder das Gefühl der Geringfügigkeit seines moralischen Werths in Vergleichung mit dem Gesetz, und sie wird (S. 96.) ausdrücklich der Erhebung und Selbstschätzung kontradistinguirt. Bey der Demuth sind wir uns also einer, dem Willen Gottes gemäßen Erhabenheit der Gesinnungen nicht bewußt. Wenn nun das Bewußtseyn solcher Gesinnungen der Grund von dem Gefühle des Erhabenen ist: wie kann die Demuth eine erhabene Gemüthsstimmung seyn? Sich wegen seiner moralischen Gebrechlichkeit und seiner Fehler Vorwürfe machen, und sich bestreben, besser zu werden, ist etwas sehr Gutes und Löbliches; wer hat aber je eine solche Gesinnung erhaben genannt?

Das Lächerliche erklärt der Verf. nach Kanten, durch einen Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts (S. 358.). Diese Erklärung mag von gewissen Beyspielen des Lächerlichen abstrahirt seyn, und also auf dieselben passen; aber auf alle paßt sie nicht. Es stoßen uns oft in Reden und Schriften Lächerlichkeiten auf, wo unsere Erwartung gar nicht gespannt war. Eben so wenig ist das Resultat bey dem Lächerlichen immer ein Nichts. Wenn wir in Miltons verlornem Paradiese lesen, daß die Versammlung der Teufel so zahlreich war, daß die Hölle sie nicht fassen konnte, und daß einige Teufel, um Platz zu bekommen, sich zusammenziehen und verkleinern mußten: so reizt uns diese Vorstellung zum Lachen, oder doch zum Lächeln, ohne daß unsere Erwartung gespannt war, und ohne daß sie sich in ein Nichts verwandelte. Wenn ein Mensch stolpert und fällt, ohne Schaden zu nehmen: so kann auch ein gutmüthiger Zuschauer darüber lachen. Daß hier keine gespannte Erwartung ist, sieht man daraus, daß, sobald wir befürchten, oder mit Gewißheit voraussehen, daß der Fallende Schaden nehmen werde, uns kein Lachen anwandelt;

auch entsteht das Lachen nicht erst, wenn wir aus dem Erfolge sehen, daß der Fallende keinen Schaden genommen hat. Ein Pferd, das stolpert und fällt, ohne ein Bein zu brechen, wird uns in keinem Fall zum Lachen reizen. — Hr. Kant und Hr. Kiesewetter scheinen an alles das nicht gedacht zu haben. —

S. 413. giebt Hr. Kiesewetter einen Beweis von seiner Unkunde der Geschichte der deutschen Aesthetik. Nachdem er die Kantische Eintheilung der Künste angeführt, sagt er: »eine andere Eintheilung der schönen Künste »giebt Hr. Prof. Christian Wilhelm Snell in seinem Lehr»buch der Kritik des Geschmacks, die wir unsern Lesern »gleichfalls mittheilen wollen.« Wenn man diese Snellische Eintheilung lieset; so ist sie im Wesentlichen von der Mendelssohnischen und der Eintheilung anderer frühern Aesthetiker nicht unterschieden, und sie war schon vorhanden, ehe noch ein Christian Wilhelm Snell existirte.

Die Kantische Teleologie läßt sich auf folgende drey Sätze reduciren:

1) Eigentlich sind nur organisirte Wesen Naturzwecke (K. S. 285.); wir werden aber dadurch auf ein System von Zwecken geführt, das die ganze Natur ist (S. 294.).

2) Diese Zweckmäßigkeit können wir, nach der eigenthümlichen Beschaffenheit unsers Erkenntnißvermögens, gar nicht anders denken und uns begreiflich machen, als indem wir sie uns als ein Produkt einer verständigen Ursache denken. (K. S. 329. 331. 333. 334 u. m. a. Orten.)

3) Gleichwohl ist das Daseyn eines solchen verständigen Wesens dadurch keineswegs bewiesen. »Der Begriff »eines Dinges als Naturzwecks ist zwar ein empirisch be»dingter, d. i. nur unter gewissen, in der Erfahrung ge»gebenen Bedingungen möglicher, aber doch von derselben »nicht zu abstrahirender, sondern nur nach einem Vernunft»Princip in der Beurtheilung des Gegenstandes mögli»cher Begriff. Er kann also, als ein solches Princip, »seiner objectiven Realität nach, (d. i. daß ihm gewiß ein »Object möglich sey,) gar nicht eingesehen und dogmatisch »begründet werden, und wir wissen nicht, ob er nicht bloß »ein vernünftelnder und objectiv leerer (conceptus

ratio-

ratiocinans), oder ein Vernunftbegriff, ein Erkenntniß »gründender, von der Vernunft bestätigter (conceptus ra»tiocinatus) ist« (S. 326.) –. Er ist bloß eine schlechterdings nothwendige Maxime für den Erfahrungs-Gebrauch, und ein Leitfaden, die Natur zu studiren (K. S. 330.)

Kant sucht nun in seiner Teleologie den Begriff eines Naturzwecks genauer zu bestimmen, als oben geschehen ist. Er sagt (S. 282.): »Ein Ding existirt als Naturzweck, wenn es von sich selbst Ursache und Wirkung ist. Dieser Ausdruck, der ohne Zweifel für die meisten unserer Leser räthselhaft, und nach Kants eigenem Geständniß (S. 285.) uneigentlich und unbestimmt ist, wird von Kanten folgendermaaßen erklärt: »Wenn ein Ding die Ursache und zugleich die Wirkung von einem andern seyn soll: so werde im ersten Fall die Caussalverbindung der wirkenden Ursachen (nexus effectivus); im zweyten, die der Endursachen (nexus finalis) verstanden. So könne man z. B. wenn Jemand ein Haus baue, um dafür Miethe zu bekommen, das Haus als die (wirkende) Ursache der Miethe; zugleich aber die Miethe (in der Vorstellung) als die (End-) Ursache des Hauses ansehen, und das Haus würde zugleich Ursache und Wirkung von der Miethe seyn. Nach dieser Erklärung existirt also ein Ding als Naturzweck, wenn bey ihm nicht nur das Ganze als aus seinen Theilen entstanden, sondern auch die Theile (ihrer Form und Verknüpfung nach) als durch die Vorstellung des Ganzen gebildet, angesehen werden; oder ein Ding ist ein Naturzweck, wenn ich zu der Caussalität der wirkenden Ursache, wodurch es entstanden ist, noch eine Caussalität nach einem Zwecke hinzudenke.

Rec. bemerkt zuerst, daß man nach dieser Erklärung nicht sagen kann, ein organisirtes Wesen sey Ursache von sich selbst; denn wenn die Theile desselben als durch die Vorstellung des Ganzen geformt und verknüpft gedacht werden: so wird ja diese Vorstellung nicht dem organisirten Körper, sondern einem verständigen, von ihm verschiedenen Wesen beygelegt.

Sodann giebt uns Kant durch diese Erklärung kein Kriterium, woran wir ein bloßes Naturprodukt von einem Naturzweck unterscheiden können. Er sagt im Grunde

te nichts anders, als: wir müssen gewisse Naturprodukte so ansehen, als wenn sie nach der Vorstellung des Ganzen, d. i. von einem Wesen, das sich dabey einen Zweck vorsetzte, gebildet worden wären. Das hatte er aber vorher schon gesagt; mithin wird durch seinen dunkeln Ausdruck, daß ein organisirtes Wesen von sich zugleich Ursache und Wirkung sey, lediglich nichts erklärt. Das möchten wir gerade wissen, warum wir bey gewissen Naturprodukten, zu der wirkenden Caussalität noch die Final-Caussalität hinzudenken, warum wir uns z. B. den menschlichen Körper nicht nur als ein Produkt physischer, mechanischer und chemischer Kräfte; sondern auch als das Werk einer Ursache denken müssen, die nach Vorstellungen handelt, und bey deren Handlung ein Zweck zum Grunde liegt. Das erklärt die Kantische Terminologie nicht; sondern sagt nur dasselbe mit andern Worten. — Kant bleibt auch hier bey einer blossen Subjektivität stehen; da es doch offenbar auf die objektive Beschaffenheit gewisser Naturprodukte ankommt, um sie zugleich als Naturzwecke anzusehen.

Das Schlimmste aber ist, daß Kant in dieser Lehre sich widerspricht; denn S. 313. und S. 342. behauptet er, daß wir die Unmöglichkeit der Erzeugung der organisirten Naturprodukte durch den blossen Mechanismus der Natur keineswegs beweisen können, und daß vielleicht ein höherer Verstand als der menschliche, in diesem Mechanismus, d. i. in einer Caussalverbindung, zu der nicht ausschliessungsweise ein Verstand als Ursache angenommen wird, den Grund der Möglichkeit solcher Naturprodukte antreffen könne. Wie reimt sich hiemit die Behauptung, daß wir die organisirten Naturprodukte nothwendig als das Werk einer verständigen Ursache ansehen müssen? (S. 329.) Dieß ist ja eben so viel, als sagte man das eine Mal: ich kann denken, daß die Entstehung der organisirten Naturprodukte durch den blossen Mechanismus möglich sey; und das andere Mal: ich kann nicht denken, daß sie auf solche Art möglich sey.

Eben so wenig kann Rec. Nr. 2 und 3 vereinigen. Wenn ich ein organisirtes Naturprodukt nothwendig als die Wirkung einer verständigen Ursache ansehen muß: wie ist es mir noch möglich, diese Ursache als nichtexistirend zu denken?

kann? Wie kann ich die Ursache eines existirenden Wesens als nicht existirend denken? —

Am Ende stimmt freylich das Alles mit der berüchtigten Kantischen Lehre überein, daß uns unsere Vernunft Sachen als nothwendig und wahr vorspiegle, die, objektiv, nicht nothwendig und wahr; sondern blosse Täuschungen sind. Denn wenn wir (subjektiv) nach der ursprünglichen Einrichtung unserer Vernunft, Etwas als die Wirkung einer verständigen Ursache denken müssen, und es kann doch auch (objektiv) die Wirkung einer nicht-verständigen Ursache seyn; wie können wir uns noch auf irgend einen Ausspruch unserer Vernunft verlassen; und müssen wir nicht besorgen, daß Alles, was uns unsre Vernunft sagt, am Ende nichts als Täuschung und Blendwerk sey?

Hd.

Die neue Stoa, oder: über den Gleichmuth. Ein Versuch zur Gründung der Herrschaft über uns selbst. Von M. J. A. W. Geßner. Erster Theil. Leipzig, bey Griesshammer. 1803. 553. S. 8. 2 Rf.

Wenn der Verf. dieser Schrift dem Leser auch noch Etwas zu denken übrig liesse, wenn er nicht immer Alles herbeyzöge, was nur auf irgend eine Art mit seinem Gegenstand in Verbindung steht, und wenn er nicht jede Materie, von der er einmal zu reden angefangen hat, so ganz erschöpfte, daß unsere eigene Selbstthätigkeit keinen Stoff und keine Nahrung mehr bey ihm finden kann: so dürfte er bey dem in der That sehr interessanten Inhalt seiner Schrift, und bey dem sonst lichtvollen und lebhaften, nur vielleicht in manchen Stellen zu jugendlichen Vortrag derselben auf das Wohlgefallen der Leser mit Grund rechnen. Sein Gemüth unter allen Umständen im Gleichgewicht zu erhalten, sich selbst zu beherrschen, und alle die Triebe, die die Natur dem Menschen zu seiner Erhaltung und Bildung eingepflanzt hat, diesem Endzweck gemäß zu ordnen

und zu regieren — dieß ist der Gleichmuth, zu dem uns der Verf. erheben will. Hierzu aber ist dieser erste Theil gleichsam nur die Vorbereitung. Zu dem Ende werden hier nur erst alle die Triebe, die dem menschlichen Geiste natürlich sind, aufgeführt, und nach ihrem Ursprung, nach ihrer Tendenz, und nach ihren möglichen Ausartungen und Verirrungen ausführlich geschildert, um hernach in einem noch zu erwartenden zweyten Theil die Lehre daraus herzuleiten, wie es der Mensch anzugreifen habe, damit er zu einer durchgängigen vernünftigen Herrschaft über dieses so kunstvolle und zusammengesetzte Triebwerk gelange. Das Alles wäre nun zwar ohne allen Zweifel ungemein wichtig, wahr und gut; nur Schade, daß man es, ohne gar bald unter der alle eigene Selbstthätigkeit des Lesers völlig lähmenden Weitläufigkeit zu erliegen, nicht lange aushalten kann.

Gm.

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben, bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie.

Oder:

Geschichte der neuen Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von J. G. Buhle, öffentl. ordentl. Professor der Logik, und Mitgliede der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Fünfter Band. Göttingen, bey Röwer. 1803. 366 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Von diesem auf dem Titel angegebenen fünften Band haben wir hier nur den ersten Theil vor uns, und dieser beschäfftigt sich fast ganz mit der Geschichte der Philosophie in England während des 18ten Jahrhunderts. Es sind nämlich nur noch die zwey erstern Abschnitte, der

8te und 9te der weitern Fortsetzung der Geschichte des Leibniz-Wolffischen Systems in Deutschland gewidmet. In dem 8ten werden wir mit A. G. Baumgarten, G. F. Maier, C. A. Crusius und J. G. Daries, wovon die zwey erstern Anhänger, die zwey letztern aber Gegner jener Philosophie waren; und in dem 9ten mit J. P. de Crousaz, und H. C. C. von Creuz, gleichfalls Gegnern jener Philosophie, bekannt gemacht. In allen folgenden Abschnitten hingegen sind die Vorstellungsarten der bedeutendsten Brittischen Weltweisen vom Anfange des 18ten Jahrhunderts bis gegen das Ende desselben, hauptsächlich in Beziehung auf die Natur des Erkenntnißvermögens, die Metaphysik, das Naturrecht und die Moral entwickelt worden. Die Männer, die man hier wieder theils nach ihren Schicksalen, theils und vorzüglich aber nach ihren Ideen aus ihren eigenen Schriften bald mehr, bald weniger genau kennen lernt, sind Georg Berkeley, David Hume, Thomas Reid, James Beattie, James Oswald, David Hartley, Eduard Search, Anton v. Shaftesbury, B. Mandeville, Francis Hutcheson und noch einige andere. Auch durch diesen Theil hat sich der gelehrte und fleißige Verf. um die Geschichte der neuern Philosophie verdient gemacht.

Geschichte der Philosophie. Von Dr. W. G. Tennemann, ausserordentl. Professor der Philosophie zu Jena, u. s. w. Vierter Band. Leipzig, bey Barth. 1803. 454. S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses Werks an, das durch seine Gründlichkeit und Klarheit auf den Beyfall eines jeden Kenners und Liebhabers der ältern Philosophie den gegründetsten Anspruch macht, und dessen frühere Theile in unserer Bibliothek von einem andern Rec. mit dem verdienten Lob beurtheilt worden sind. Dieser vierte Band vollendet zuerst die Geschichte des zweyten Zeitraums, oder das zweyte Hauptstück, indem der eilfte Abschnitt den Ursprung der stoischen Philosophie, oder das eigentliche System des Zeno darlegt, und der zwölfte eine kurze Uebersicht dieses zweyten Zeitraums giebt. Nach

dies

diesem liefert das dritte Hauptstück die Geschichte der dritten Epoche, oder die weitere Ausbildung der stoischen Philosophie durch die Schüler und Nachfolger des Zeno, und, in beständiger Beziehung auf diese, den Skeptizismus der neuern Akademiker, der sich vorzüglich dem Dogmatismus der Stoiker entgegensetzte, bis er endlich selbst wieder zum Dogmatismus wurde. Im 1sten Abschnitt kommt Arcesilaus, im 2ten Aristo Chius und Herillus, im 3ten Cleanth und Chrysipp, im 4ten Zeno, Diogenes, und Carneades, im 5ten Antipater; Panätius, Posidonius, und im 6ten Philo und Antiochus vor. Wir konnten dem Verf. überall mit Lust folgen, dessen Verdienst hier um so größer ist, da von den Philosophen dieses Zeitraums selbst fast gar nichts mehr vorhanden ist. Wenn S. 279. aus Gelegenheit der fünf unmittelbaren Schlüsse des Chrysipps gesagt wird, daß die Formeln derselben alle richtig seyn, bis auf die des 2ten, wo aus der Verneinung des Nachsatzes eines hypothetischen Satzes auf die Verneinung des Vordersatzes gegen die logischen Regeln dieser Schlußart geschlossen werde: so ist das wohl eine Uebereilung oder Verwechslung. Es sollte vielmehr heissen: bis auf die des ersten, wo von der Annahme des Nachsatzes eines hypothetischen Urtheils auf die Setzung des Vordersatzes gegen die logischen Regeln dieser Schlußart geschlossen wird. — Wir wollen hoffen und wünschen, daß die Fortsetzung und Vollendung dieses verdienstlichen Werks durch nichts aufgehalten, oder gehindert werden möge.

Gm.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und Neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Die Alterthümer der Mannus-Söhne, aus der Feder des Grafen *K. C. zur Lippe*, kaiserlichen wirklichen geheimen Raths. Leipzig, bey Leo, 1804. 1 Alph. 3 Bog. 4.

Wenn gleich diese Schrift den reinsten und wärmsten Enthusiasmus für unser deutsches Vaterland athmet, und eine Fülle von ihres Verfassers Belesenheit in ihr unverkennbar ist: so hätte Rec. doch gewünscht, daß die aus dem Tacitus und andern alten Schriftstellern darinnen aufgenommenen Nachrichten zuvor scharf geprüft worden wären. Denn was der gedachte Römer z. B. von der Religion der alten Germanen sagt, ist theils sehr dürftig, theils durch sein vaterländisches Glas gesehen; andere Dinge sind entweder Mißverständnisse dieses Schriftstellers, oder durch unsrer Landsleute Vorliebe für ihre Urahnen zu völligen Irrthümern geworden. Wenn ihre Liederannalen von einem Tuisto (oder Tuisko) redeten, der aus der Erde oder dem Lande gebürtig war, und dessen Sohn Mann hieß: so schimmert deutlich der Gedanke durch, man wisse nichts vom Volksstammvater, als daß er ein Mensch, und aus dem Lande war, weil thiodisk in der altdeutschen Sprache inländisch, und Mann ein Mensch heißt, und das Herleiten eines Volksnamens von dem Na-

men eines einzelnen Herrschers ist griechisch-römische Fabeley, die wahrlich der Etymolog sich nicht zum Muster nehmen darf. — Ursprünglich eingebohrne (indigenae) waren wohl auch die Deutschen nicht; sondern stammten wahrscheinlich aus Asien, wegen der nahen Verwandtschaft ihrer Sprache mit der persischen und indischen; ein Umstand, der auch Othins Zug aus Asien ein halbes Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung wahrscheinlicher macht.

Uebrigens ist eine Vermengung der Götterlehre des eigentlichen mittlern Deutschlandes mit der Othinischen der Skandinavier und Sachsen, ihrer Priester und Liederdichter mit den Skalden, Barden und Druiden der historischen Kritik eben nicht zuträglich, (denn alle drey sind unsern von Tacitus beschriebenen Vorfahren fremd) und schon Schlözer hat jene Mengerey gerügt; (nur daß er noch an einigen Stellen den Germanen Barden schenkt, die eigentlich den Kymren oder Kelten gehören) denn so sagt er in seiner Isländischen Literatur und Geschichte S. 57: „Wo von alter einheimi»scher europäischer Dichtkunst die Rede ist, da gehen noch »immer Verwirrungen und Anachronismen vor. Die ganze »Materie ist noch nicht historisch genug bearbeitet: man ver»mengt ganz verschiedene Zeiten, Völker und Klassen von »Leuten; man verwirrt Skalden, Barden, Seanachies »(die Antiquarier, Genealogisten und Versmacher der Ga»len in Hochschottland und Irland) und Druiden; man »vermischt skandische Dichter mit Deutschen und Gallischen, »alte Original-Dichter mit späten Kopeien, Dichter mit »Priestern und Gelehrten, u. s. w. Hat man doch aus der »wirklichen Gelehrsamkeit der gallischen Druiden die Aufklä»rung unsrer alten Deutschen beweisen wollen; hat man doch »aus der Isländischen Edda Stellen angeführt, um zu zei»gen, was unsre Vorfahren für eine gesunde Dogmatik ge»habt. Ich will einen Versuch machen, dieses Gewirre et»was aus einander zu bringen.« — Das Weitere lese man bis S. 63 fort.

Von der Religion unsrer eigentlichen durch Cäsar und Tacitus geschilderten Vorfahren und ihren Sitten, (die hier allzusehr ins Schöne gemalt sind) wissen wir wenig Zuverlässiges; die othinisch-skandinavische Götterlehre hat Rec. in Gottfr. Schütze'ns, Predigers in Altona, Schriften am

deutlichsten und gründlichsten aus den Quellen dargestellt gefunden.

Ueberhaupt wünschen wir von dem Verfasser dieser schön gedruckten Bogen mehr patriotische Thaten als Worte, und in so fern auch kräftige Worte zur rechten Zeit und am rechten Orte gesprochen, Thaten sind, und zu Deutschlands Wohlfahrt und Selbstständigkeit mitwirken können, hoffen wir auch, vermöge seiner Geburt und seiner Verbindungen, das, was wir wünschen. Er hat sein Buch dem großen und weisen Vaterlandsfreunde Dalberg vertraulich gewidmet.

Jf.

Peter Friedrich von Suhm's Geschichte der Dänen. Aus Liebe zu dem Studium derselben, und aus Ehrfurcht für ihren Verfasser, ins Deutsche übertragen von Fr. D. Gräter. Erster Band. Erste Abtheilung. Geschichte der Nordischen Fabelzeit vom graueſten Alterthum an, bis zu Ende des achten Jahrhunderts. Leipzig, bey Gräff. 1803. 442 S. gr. 8. (mit der zweyten noch zu erwartenden Abtheilung, 2 Rthl. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Pet. Friedr. v. Suhm's Historische Darstellung der Nordischen Fabelzeit. Aus dem Dänischen übertragen, von Fr. D. Gräter. Erste Abtheilung.

Wir ehren die allgemeinen Verdienste des Hrn. von Suhm um die Dänische Geschichte nicht weniger, als Hr. Gräter; wir bewundern auch die äußerst mühsamen kritischen Untersuchungen, welche derselbe über die ältesten Zeiten derselben angestellt hat, und wissen noch insonderheit so viele schöne Erläuterungen der Nordischen und Deutschen Alterthümer, Geographie, Sprachkunde u. dgl. m. die in gegenwärtigem Buche enthalten sind, wohl zu schätzen. Aber der eigentliche historische Gewinn, der uns durch die Uebersetzung desselben zu

Theil geworden seyn soll, ist in unsern Augen gar mäßig. Der Verfasser beruft sich zwar stets auf seine kritischen Vorarbeiten für die Dänische Geschichte. Allein, um diesen ihren Anfang recht beurtheilen, und also auch gebrauchen zu können, wäre gleich im Eingange derselben eine bündige Nachricht und Würdigung ihrer Quellen nöthig gewesen. Eine solche setzte ehemals unser Gebhardi seiner Dänischen Geschichte (im 32sten Theil der allgemeinen Welthistorie) vor; eine noch vollkommnere konnte Hr. v. S. mittheilen. Statt derselben finden wir eine **Einleitung, oder kritische Muthmaaßungen über die älteste Abstammung und Geschichte der Nordischen Nation.** S. 1—64) Hier wird zuerst von den **Cimmeriern** oder **Cimbern**, als Verwandten der Nordischen Nation gehandelt; sodann gezeigt, daß unter den zwey Völkerstämmen, die sich seit undenklichen Zeiten in dem Norden finden, den **Joten** und **Finnen**, aller Wahrscheinlichkeit nach, jene die frühern, und die eigentlichen ersten und ursprünglichen Bewohner sind. Nach andern solchen Erörterungen über Nordische Völkerschaften, besonders über die **Alanen**, (weil **Odin** ein Ase, das heißt, ein Alane und eigentlich am Ausfluß des Mäotis angesessen gewesen seyn soll,) wird die Bevölkerungszeit des Nordens 815 Jahre nach der Zerstreuung der Menschen, (J. 2572.) gesetzt; er soll seine ersten Einwohner von Finnland aus über den Alandssee erhalten haben, und 105 Jahre später bis an Schonens äußerste Gränzen; u. s. w. Die Entstehung des Namens der Norweger, Schweden und Dänen; ingleichen die Auswanderung der Cimbern, beschäfftigen den Verf. ebenfalls; vorzüglich aber (S. 23 fg.) die drey **Odinen**. „Ursprünglich, sagt er, versteht man unter dem Namen **Odin** „den obersten, einigen und wahrhaften Gott; obwohl vorzüg„lich nur, während unsere Voraltern noch in Asien wohnten. „Nachgehends aber eignete sich der Mensch **Odin**, Börs „Sohn, der in dem alten **Asgard**, d. h. in der Burg der „Asen, an dem Ausflusse des Tanais oder richtiger des „Möotis, wohnte, und von Nation ein Ase war, göttliche „Ehre zu, und führte dann die Verehrung der Sonne ein, „welches verursachte, daß die Gottheit **Odin** mit der Zeit „auch bey uns für die Sonne angesehen wurde. Viele aber, „die es wußten, daß dieser **Odin** ein Mensch gewesen war, „räumten ihm die oberste Götterstelle nicht ein; sondern mach„ten ihn nur zu dem Obersten der Untergötter; der jedoch,

»obgleich selbst ein Geschaffner, Erde und Menschen geschaffen »habe; den wahren Gott aber nannten sie Alfadur, d. i., »Allvater. Alle diese Begriffe wurden theils von den Aller»ersten, die unsern Norden bezogen, angenommen und mit ih»nen eingeführt; theils nachgehends allmählich hereingebracht; »und da unser Norden und die Deutschen anfangs nur Ein »Volk waren, bis sie sich an der Düna zuerst von einander »trennten: so ist es kein Wunder, daß Odin auch bey den »Deutschen unter dem Namen Wodan verehrt wurde; ja »es mag sogar seyn, daß bey ihnen der Gott Teut kein an»derer als unser Odin war, indem Teut nichts anders als »ein allgemeiner Name ist, und eine National-Gottheit »überhaupt bezeichnet. Der zweyte Odin, Hermode's Sohn, »der ohne Zweifel von dem ersten Odin abstammte, kam aus »dem alten Asgard mit einem Schwarme von Asen und »Budinen, die in Hinsicht des ersten Ursprungs, von dem »nämlichen Volksstamme, wie die unsrigen waren, an der »Ostsee an; fliehend eigentlich vor Darius, Hystaspis Sohn, »der damals in Persien regierte, und in die Länder der Scy»then einen Einfall gethan hatte. Dieser zweyte Odin legte »das neue Asgard an der Düna an, und das dortige sowohl »als das an der Weichsel gelegene Land wurde lange nach »ihm Gotland, Reitgotland und Asa-Syßler genannt. »Da er aus einem Lande herkam, in welchem so viele Grie»chische Kolonieen, und sogar auch eine Phoenicische, sich »niedergelassen hatten; so hat er auch nicht nur die Kenntniß »vom Ackerbau; sondern auch die Kunst Tempel zu bauen, »Statüen zu errichten, Verse zu machen, Kriegsheere in »Schlachtordnung zu stellen, und vielleicht auch den Gebrauch »der Runen, oder ursprünglich der Buch-Stäbe, (wiewohl »ich Letzteres eher dem nächstfolgenden dritten Odin zuschrei»ben möchte) mit sich hereingebracht. Er oder richtiger, seine »Nachkommen waren auch die Stifter der Schwedischen, »Gothischen und Norwegischen Reiche: und bald nach »ihrer Gründung entstand auch das Dänische aus demjeni»gen Schwedischen Volke, welches noch heut zu Tage das »Gothische genannt wird. Der dritte, letzte und bekann»teste Odin, Friedleifs Sohn, erschien im Norden unge»fähr funfzig Jahre vor Christi Geburt. Er kam ebenfalls »zuerst von dem alten Asgard am Mäotis; hielt sich aber »nachher eine Zeitlang in Rußland und in dem neuen As»gard auf; zog dann hinüber nach Schweden, wohnte in

»Sigtuna, und erbauete einen Tempel in Upsala. Es war »daher in dieser Stadt lange Zeit der Hauptsitz der Odini»schen Religion: und eben daher rührt hauptsächlich der Vor»zug, welchen die Schwedischen Könige und Nation sich eine »Zeitlang über andere Nordische Völker, besonders aber über »die Gothen angemaaßt haben.«

An diesem Beyspiel eines so berühmten, so dunkeln und streitigen Gegenstandes, sieht man, wie künstlich Hr. v. S. jene alten Sagen zusammenzuketten weiß; und es ist überhaupt lesenswerth, wie er die Geschichte dieses dritten Odin in Zusammenhang mit der darauf folgenden Geschichte der Könige von Lethra, von seinem Sohne Skioldan, zu bringen gewußt, und diese letztere aufgeklärt hat. Sie geht in dieser Abtheilung bis auf Frode den fünften, im fünften Jahrhundert nach Chr. G. Hr. Gr. hat hin und wieder bedeutende Anmerkungen beygefügt, und darinnen auch wohl Zweifel gegen einige Behauptungen des Verf. vorgetragen. Die Nordische Fabelzeit wird freylich ohngeachtet aller Gelehrsamkeit, und scharfsinnigen Kunst, mit welcher sie hier bearbeitet worden ist, immer Fabelzeit bleiben.

Kr.

Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der Römischen Republik, von M. D. G. J. Hübler, Konrektor am Gymnasium zu Freyberg. Erster Band. Freyberg, in der Crazischen Buchhandlung. 1798. 376 S. gr. 8. ohne die Voreinnerung und Inhaltsanzeige. Zweyter Band. 1799. 389 S. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige. Dritter Band. 1800. 458 S. ohne Vorr. und tabellar. Uebersicht. Vierter Band. 1801. 364 S. Fünfter und letzter Band. 1802. 264 S. ohne die Vorrede. 5 Rg. 12 gr.

Auch

Auch unter dem Titel:

Vorlesungen über die synchronistischen Tabellen der allgemeinen Völkergeschichte, hauptsächlich nach Gatterer (s) Versuch, von deren Verfasser M. D. G. J. Hübler.

Herr H. hatte seit mehr als dreyßig Jahren Unterricht in der Geschichte gegeben; aber da er in seinem Vortrage immer das Merkwürdigste, Lehrreichste und Anziehendste aus derselben anzubringen suchte, es weniger in der allgemeinen Welthistorie, und ihrem Auszuge, als in den Schriften einiger neueren, besonders deutschen Gelehrten, auch solchen, die nicht eigentlich über die Völkergeschichte geschrieben sind, gefunden. Die Sammlungen, welche er auf diese Weise angestellt hatte, erregten endlich in ihm den Gedanken, ob es nicht rathsam wäre, die allgemeine Geschichte, nach der von ihm beobachteten Auswahl der Sachen, auch schriftlich vorzutragen; indem doch vielen, die sich selbst unterrichten wollten, oder auch Privatlehrern, ein beträchtlicher Dienst dadurch erwiesen werden dürfte, wenn sie in Einem Werke dasjenige beysammen fänden, was von ihnen selbst nicht ohne großen Aufwand an Zeit, Mühe, auch an Gelde, zusammengetragen werden könnte. Dieser Gedanke ist nun in gegenwärtigem Werke ausgeführt. Es enthält in einer ausführlichen Geschichte der merkwürdigsten Nationen und Staaten des Alterthums, zugleich den Kern von allem, was der scharfsichtige Forschungs- und Beobachtungsgeist, nicht selten auch an sinnreichen Hypothesen fruchtbar, eines Gatterer, Michaelis, Heyne, Schlözer, Heeren, Eichhorn, u. a. m. zur Aufklärung der alten Geschichte beygetragen hat. Dabey ist es sichtbar, daß der Verf. die eigentlichen historischen Quellen, ob er sie gleich nur sehr selten, und im Vorbeygehen gleichsam anführt, studirt hat: und es fehlt daher seinem Handbuche nicht an eigenen guten Bemerkungen, die er theils in Klammern eingeschlossen im Texte; theils in den Noten mitgetheilt hat. Wir finden an dem Entwurfe und an der Absicht des Verf. so wenig etwas zu tadeln, daß wir vielmehr glauben, er habe ein recht brauchbares Hülfsmittel zur Selbstbelehrung über die alte Geschichte, auch für solche Lehrer, die sich in ein weit verbreitetes und tieferes Nachfor-

schen nicht versteigen können, zu Stande gebracht. Nur eben der vorgedachte Umstand, daß immer an statt eines Herodotus, Thucydides, Polybius, u. s. w. nur Gatterer, Heeren, u. dgl. m. als Zeugen aufgestellt werden, könnte die Besorgniß rege machen, daß junge Studierende dadurch zu sehr von den ächten Quellen abgezogen, und an eine bequeme Methode gewöhnt werden möchten, wie es in den jetzigen Zeiten der gelehrten Bequemlichkeit mehrere in allen Wissenschaften giebt. Es wäre doch wohl leicht gewesen, bey jeder Klasse von Begebenheiten die vornehmsten Quellen kurz anzuzeigen; vielleicht auch an statt mancher unbedeutenden Regenten, oder kleinlicher Umstände, ausgesuchte Stellen der Alten einzurücken. Hr. H. selbst meint, (Vorr. S. IX.) sein Buch könnte dem Tadel ausgesetzt seyn, „daß es durchaus, um es mit einem erniedrigenden Worte zu nennen, Kompilation ist;" darauf aber, fährt er fort, sey nur zu sagen: alle und jede Geschichte ist im Grunde nichts anders; und wer darüber Belehrung nöthig habe, könne den zweyten Theil von Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie zu Rathe ziehen. Wir haben diese Stelle längst gelesen; sind aber durch dieselbe nicht völlig belehrt worden; finden jedoch hier den Ort nicht dazu geeignet, um über dieses Paradoxon eine Deduktion zu entwerfen.

Die allgemeine Weltgeschichte bis zum Ende der Römischen Republik hat der Verf. in folgenden fünf Abschnitten beschrieben: vom Entstehen der Nationen bis auf den Eingang der Israeliten in Palästina — von da bis zum Umsturz der Asiatischen Reiche durch Cyrus — das Persische Zeitalter bis auf Alexander den Großen — von Alexandern bis auf die Eroberung von Karthago und Corinth durch die Römer — von diesen Eroberungen, durch welche Rom weltherrschend ward, bis zu dem Ende seiner Freyheit; — gut gewählte Perioden. Zuerst treten die Babylonier auf; nach ihnen die Assyrer, Mesopotamier, Syrer, Cananiter, Edomiter, Midianiter, Amalekiter und Israeliten; bey diesen ist besonders Michaelis Mosaisches Recht benützt worden. Auf die Nomadischen Gerechtsame ihrer Stammväter in Canaan, wird mit ihm und Gatterer, bey der Bekriegung der Cananiter viel gerechnet. Sodann folgen die Phönizier, Klein-Asiater und Aegypter. Menes, Osymandyas, Möris und Sesostris sollen theils ganz gewiß, theils

theils höchst wahrscheinlich, keine Pharaonen; sondern blosse Geburten unrichtig ausgelegter Hieroglyphenbilder seyn. Dazu wird Schlözers Weltgeschichte citirt, nach welcher auch versichert wird, Diodor habe den Sesostris, einen wirklichen Eroberer, eben so behandelt, wie Homer den trojanischen Krieg, und wie Ziegler die Asiatische Banise. Jablonsky's Pantheon Aegyptiorum finden wir nicht angeführt. In der Geschichte der Griechen wird nur die Sagen-Zeit der Pelasger und Hellenen beschrieben. Die Italier machen den Beschluß dieses Abschnitts. Der zweyte fängt mit der Geschichte der Israeliten seit ihrer Besitznehmung von Palästina an. Nach ihnen kommen die Assyrer, (in Verbindung mit der Israelitischen Geschichte,) die Chaldäer, Meder, Babylonier, Klein-Asiater, Phönizier und Aegypter. Von den Pyramiden nimmt der Verf. Gatterers Hypothese an; wenn er aber S. 150 dem Paul Lucas glaubt, daß dieser mehr als 150 Zimmer von dem berühmten Labyrinthe durchgegangen sey: so erinnerte er sich vermuthlich nicht, wie unzuverlässig selbst französische Gelehrte diese Nachricht befunden haben. In der nächsten Griechischen Geschichte, die vom Kadmus anfängt, werden auch die Griechischen Kolonien, besonders in Großgriechenland, nicht vergessen. Endlich ist die Geschichte Italiens und Roms, von Evanders pelasgisch-hellenischer Kolonie an, erzählt worden. Der Sabinerinnen Raub wird nach dem Dionysius in einem viel mildern Lichte als gewöhnlich dargestellt.

Im zweyten Bande wird die allgemeine Geschichte nicht allein zusammenhängender; sondern auch von gewissen Seiten, noch lehrreicher; und der Verf. versichert mit Recht, daß er über manche wichtige Gegenstände solche Erläuterungen enthalte, wie sie sonst in Büchern dieser Art eben nicht vorkommen. So ist gleich anfänglich die Geschichte des Persischen Reichs bis zum Anfange der Kriege mit den Griechen, dergestalt beschrieben, daß die Verfassung des Reichs nach Heeren, und die Religion des Zoroaster nach Kleukers kurzer Darstellung des Lehrbegriffs der alten Parsen, und ihres heiligen Dienstes, nach den Zendbüchern, ausführlich abgebildet wird; wobey unter andern gezeigt wird, wie Zoroaster den asiatischen Despotismus zu mildern und weniger schädlich zu machen gesucht hat.

Nun wird S. 82 flg. die Geschichte der Griechen bis zur Zeit der Persischen Kriege eingeschaltet, und wiederum S. 109 flg. die Persisch-Griechische Geschichte während der großen Kriege zwischen beyden Völkern, in schicklicher Verbindung vorgetragen. Nach gleicher Methode liest man ferner die Griechische Geschichte vom Frieden mit Persien an, bis auf Athens Wiederherstellung nach dem peloponnesischen Kriege; welcher eben genannte Krieg (S. 137 – 154) nach allen seinen Abwechselungen in einen Auszug gebracht ist; die Fortsetzung der Persischen Geschichte vom Frieden mit Griechenland an, bis zum Kriege mit Sparta; die fortgesetzte Griechische Geschichte vom Spartanisch-Persischen Kriege an, bis zum ersten heiligen Kriege; die Geschichte Macedoniens, vom ersten Ursprunge bis zu seinem Flor; die Macedonisch-Griechische Geschichte, vom ersten heiligen Kriege an, bis zu Philipps Tod; eben dieselbe in den ersten Jahren Alexanders; den Schluß der Persischen Geschichte; die Geschichte der Etrusker, der Römer, von Sicilien und Karthago; von Syrakus und Karthago in Verbindung; Geschichte der Phönizier und Juden; wozu noch eine nützliche tabellarische Uebersicht der Verbreitung des Griechischen Volks kommt. Auch hat der Vf. Manches von den Begebenheiten der minder beträchtlichen Staaten Griechenlands in der besondern Rücksicht in diese Geschichte aufgenommen, um es sehen zu lassen, welche Glückseligkeit eigentlich dieses Volk bey der so hoch gepriesenen republikanischen Freyheit genossen habe.

Die Macedonische Geschichte unter Alexander dem Großen eröffnet den dritten Band. Hier hat sich der Verf. besonders viele Mühe gegeben, (S. 42 flg.) den Charakter dieses berühmten Fürsten getreu abzuschildern, weil er glaubt, daß derselbe von den meisten verkannt worden sey. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß sich wenige hervorragende Menschen so unverkennbar, selbst durch ihre Handlungen abgeschildert haben, als Alexander; und diejenigen, welche ihn zu tief herabwürdigen, seine herrlichen Anlagen, seine vielen schönen und edeln Thaten und Entwürfe geflissentlich übersehen, verdienen kaum eine Widerlegung. Aber man kann auch, um dieses Extrem zu vermeiden, leicht in das entgegengesetzte verfallen: und wir fürchten fast, daß dieses sowohl den beyden berühmten Schriftstellern unserer Zeiten,

des

deren witzige und beredte Gemälde von Alexandern hier beygebracht werden, als unserm Verf. selbst, der alles möglichst von der rühmlichsten und vortheilhaftesten Seite zeigt, begegnet seyn dürfte. Wird man es ihm wohl glauben, daß Alexander nur darum über die ganze Welt herrschen wollte, um sie soviel als möglich glücklich zu machen? (S. 44) Und warum ist seine unersättliche Kriegeslust und Eroberungssucht, die ihn vom Anfange seiner Regierung bis an sein Ende begleitete; der empörende Uebermuth, mit welchem er einen so sehr gedemüthigten und immer Frieden anbietenden Feind so lange verfolgte, bis er ihn ganz zu Grunde gerichtet hatte, u. dgl. m. nicht auch in Anschlag gebracht worden? Hierüber kann man doch gewiß nicht, (wie der Verf. S. 49 mit Gillies sagt) behaupten, daß seine wenigen Fehler mehr aus seiner Lage, als aus seinem Charakter, entstanden sind. Mit vorzüglicher Genauigkeit sind die Geschichte der Nachfolger Alexanders, und der aus seiner Monarchie erwachsenen Reiche, die Griechische, Karthaginensische, Römische und andere Geschichten mehr, bearbeitet. Sehr richtig sind besonders die Fortschritte der Römer zur allgemeinen Weltherrschaft, und ihre dazu gebrauchte kluge, aber auch sehr hinterlistige Politik, da sie nach Karthago's Entkräftung sich im Orient zu Schiedsrichtern der Staaten zu erheben wußten, welche unter der Gestalt von Bundsgenossen, den großen Reichen Gesetze vorschrieben, dargestellt worden. Doch ist diese Ansicht nicht so neu, als der Verf. glaubt. S. 359 sind in der Geschichte des Regulus die Zweifel unberührt geblieben, welche man in neuern Zeiten gegen die Zuverlässigkeit der gewöhnlichen Erzählung von seinen letzten Schicksalen erregt hat. Auch ist wohl der ältere Afrikanische Scipio S. 424 Anmerk. zu streng beurtheilt worden.

Endlich wird im vierten und fünften Bande theils die Römische Geschichte bis auf die Alleinherrschaft Octavians, theils die Parthische und Jüdische unter den Makkabäern, beschrieben. In den letztern Bänden hat der Verf. nur überaus selten einen Schriftsteller genannt, aus dem er schöpfte; aber seine Erzählung hält doch jede Prüfung aus. Vom Octavian urtheilt der Verf. (B. V. S. 118 Anm.) mit vieler Wahrscheinlichkeit, sein Charakter sey in seinem ganzen Leben immer der allerkaltblütigste geblieben, den man vielleicht gefunden hat; er scheint weder bey Grausamkeiten,

noch

noch bey Gnade einiges Gefühl davon gehabt; sondern nur so gehandelt zu ...., wie es die Umstände nothwendig oder rathsam machten. Doch wir haben Beyspiele genug angeführt, um den Werth dieses empfehlungswürdigen Buchs zu bestimmen.

Kz.

Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung von J. G. A. Galletti, Professor zu Gotha. Zwölfter Theil. Gotha, bey Ettinger 1803. 448 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Der dreyßigjährige Krieg, der Westphälische Friede, und die englische Revolution unter Karl I. machen den Inhalt dieses Theils aus. Man kennt die Manier des Verf.; sie hat Beyfall gefunden: und sie verdient ihn auch im Ganzen betrachtet; wenn gleich einzelne Theile nicht sorgfältig genug bearbeitet sind; öfters nicht tief genug eingedrungen wird, und die Schreibart immer noch ihre Flecken beybehält. So ist auch hier der gedachte Krieg nicht übel beschrieben. Manche Charaktere berühmter Männer sind ziemlich gerathen; z. B. (S. 70) von dem Grafen von Mansfeld: zwar kein großer Meister in der Kriegskunst; aber immer ein sehr unerschrockener, unternehmender, an alle Mühseligkeiten des Kriegs gewöhnter General, der den Gefahren sich kühn entgegenstellte; dem Hereinbrechen derselben aber sich vorsichtig zu entziehen wußte; (beynahe etwas contradiktorisch!) der zwar geschlagen, aber nie besiegt wurde, und von seinen Niederlagen sich immer wieder furchtbar empor hob; der beständig nach fremdem Gute geizend, seiner schlechten Wirthschaft wegen immer arm blieb. Sein Urtheil hingegen von Wallensteins Falle dürfte wohl Manchem zu flach vorkommen. »So sehr W. „Benehmen, schreibt er, (S. 262) Verdacht erregt hatte; „so wenig ist doch die Behauptung, daß er sich einer eigentlichen Verrätherey schuldig gemacht habe, streng oder durch „Urkunden bewiesen; so sehr möchte Manches, dessen man ihn „beschuldigte, bloß in den feindseligen Gesinnungen derer, „die seine Größe beneideten, und in den Ränken der Jesuiten, „gegründet seyn. Unstreitig hatte trotziger Uebermuth an sei„nem Falle den meisten Antheil; unstreitig ist er aber auch

„ei-

„einer der größten Männer, die auf dem Schauplatze der da„maligen Weltgeschichte erscheinen.“ Das unselige Kipper- und Wipper-Unwesen in den ersten Jahren des 30jährigen Kriegs ist sehr umständlich beschrieben. (S. 46 flg.) Selbst angesehene Theologen sollen sich, wie hier, aber ohne Zeugnisse, erzählt wird, durch dasselbe bereichert haben. Dagegen entfernte das Konsistorium zu Wittenberg diejenigen, welche daran Theil nahmen, vom heil. Abendmal, und von einem ehrlichen Begräbnisse. Den Inhalt des Westph. Friedens giebt zwar der Verf. (S. 356 flg.) hinlänglich an; aber die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit desselben, seine unmittelbar großen Folgen hat er für die von ihm gewählten Leser nicht genugsam entwickelt. Daß S. 24 der Kurfürst Johann Friedrich an statt Johann Georg genannt wird, halten wir bloß für einen Schreibfehler. Sollen wir es auch darunter rechnen, daß schon beym Jahr 1631 ein Herzogthum Magdeburg aufgeführt wird? Die englische Revolution ist an sich recht gut erzählt; nur sind Karl I. Strafford und Laud zu wenig charakterisirt.

Kr.

Compendium der deutschen Reichsgeschichte, von Conrad Mannert, Prof. der Gesch. und Geogr. zu Altdorf. Nürnberg und Altdorf, bey Monath und Kußler. 1803. 18½ Bog. 8. 1 Rg.

Bey dem noch immer fortdauernden Fleiß und Eifer, mit welchem man seit Mascov's Zeiten anfieng, die deutsche Geschichte zweckmäßiger zu studieren, und in größern und kleinern Werken zu bearbeiten, ist es merkwürdig genug, daß wir noch immer kein recht brauchbares Compendium der deutschen Geschichte aufzuweisen hatten. Unter allen war seit einem halben Jahrhundert das Püttersche ohne Ausnahme das beste, und erhob sich bald zu einem solchen Kredit, daß es fast auf allen historischen Lehrstühlen, selbst katholischer Universitäten, bey den Vorlesungen zum Grunde gelegt wurde. Gleichwohl enthält dieses Buch, aller successiven Verbesserungen ungeachtet, auch in der neuesten Ausgabe, noch so viele Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, daß ein akademischer Lehrer, der dem Fache gewachsen ist, mit der Berichtigung die-

gedacht werden sollen. Statt dessen heißt es nur: „Chlodwig wird Gebieter der römischen Provinz;“ und am Rande fehlt die Jahrzahl 486. Die Meinung, daß die Thüringer zum westgothischen Stamm gehörten, hat Adelung in der Einleitung zu seinem Direktorium der Quellen zur südsächs. Gesch. widerlegt. Ein Herzog oder vielmehr Markgraf von Thüringen (dux limitis Sorabici) kommt nicht schon unter dem J. 847 (S. 82), sondern erst 849, und ein Herzog von Sachsen schon unter dem J. 850 vor. Von einem Herzoge Burkhard von Schwaben, der 912 von seinen Leuten erschlagen worden sey (S. 82), ist dem Rec. nichts bekannt. S. 78 steht am Rande das Jahr 898 als das Todesjahr des Kaisers Arnulf; es sollte 899 heißen. Konrad I. wurde nicht 912 (S. 85), sondern, wie Spieß diplomatisch erwiesen hat, zu Anfang des Nov. 911 zum Könige gewählt. Daß Heinrich I. nach seiner Thronbesteigung keinen Herzog von Sachsen an seine Stelle ernannt haben sollte (S. 86), ist kaum glaublich; vielmehr scheint er es bald seinem Sohne Otto übertragen zu haben. Daß Otto's I. Dänischer Feldzug nicht in das Jahr 948 (S. 90), sondern in das Jahr 972 gehöre, hat Suhm unwiderleglich bewiesen. S. 97 steht durch einen Druckfehler 2 mal der K. Heinrich für Konrad. Doch dieß Alles wird und kann den hohen Werth des Buchs nicht vermindern; nur wird jeder verständige Leser sich mit uns zu dem gerechten Wunsche vereinigen, daß es dem Verf. gefallen möge, bey einer neuen Auflage die neuere Geschichte, vom westphälischen Frieden bis auf unsere Tage, die hier nicht mehr als 20 Seiten einnimmt, ausführlicher abzuhandeln.

Km.

Geschichte der Kursächsischen Staaten, von D. Ch. E. Weiße, Oberhofgerichtsassessor und Professor der Rechte zu Leipzig. Zweyter Band. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 381 S. 8. 1 Rt. 4 gr.

Dieser Band fängt mit der dritten Abtheilung der gesammten Kursächsischen Staatengeschichte an, worinne die Geschichte von Meißen und Thüringen, bis zur Erwerbung

des Herzogthums Sachsen von Friedrich dem Streitbaren im Jahr 1422 beschrieben wird. Hier wird zuerst bemerkt, daß die Verbindung Thüringens mit Meißen zwar den Glanz des Meißnischen Fürstenhauses vergrößert; aber auf die Erweiterung seiner wirklichen Macht bey weitem nicht den bedeutenden Einfluß geäußert habe, den man davon hätte erwarten sollen. Denn weil das Recht der Erstgeburt noch nicht eingeführt war: so wurden durch neue Erwerbungen bloß neue Theilungen veranlaßt, welche die Macht der Familie desto mehr schwächten, je größer die gewöhnlich durch das Theilungsgeschäfft erregte Eifersucht war. Gegen Hrn. Adelung, der die Mark Landsberg aus den Trümmern einer ältern Nordthüringischen Mark entstehen läßt, wird der weit natürlichere Ursprung dieser Mark, wie man ihn bisher angesehen hat, richtig vertheidigt. Hingegen halten wir das Zeugniß der Chronik von Kolmar nicht vor hinlänglich, um ihr zu glauben, daß Friedrich mit der gebißenen Wange im Jahr 1296 wirklich in Italien gewesen sey, und sich auf eine kurze Zeit (er, der herumirrende Flüchtling!) in Besitz der Oberherrschaft über einige Lombardische Städte gesetzt haben sollte. Einige gute Bemerkungen über die Erbverbrüderung zwischen Meißen und Hessen, unter Friedrich dem Ernsthaften stehen, S. 57 flg. Um das J. 1329 bestand schon ein zweyfacher Erbvertrag: der erste in Rücksicht auf Thüringen mit dem Landgrafen von Hessen; der zweyte in Ansehung Meißens, mit dem Markgrafen von Brandenburg. Aus dem letztern läßt sich die Bestätigung verschiedener Privilegien erklären, welche der Markgraf Friedrich von Meißen, Brandenburgischen Städten, auf den Fall, wenn er in der Mark Brandenburg succediren sollte, ertheilte. Gercken, der einige solcher Urkunden bekannt gemacht hat, (Cod. diplom. Brandenburg. T. IV. p. 596 und in den Fragment. March. P. IV. S. 23) fand sie gleichwohl räthselhaft, weil ihm wahrscheinlich jener Erbvertrag nicht bekannt war. In Ansehung des Obersten Reichs-Jägermeister Amtes, welches dem Landgrafen Friedrich dem Strengen ausdrücklich beygelegt wird, tritt Hr. W. Horns Vermuthung bey, daß schon Friedrich der Ernsthafte von seinem Schwiegervater Ludwig den Baiern damit belehnt worden sey; wofür theils ihre beyderseitige genaue Verbindung spreche; theils der Umstand, daß dieser Kaiser verschiedene andere ähnliche Reichsämter errichtet hat. (S. 87) Wenn der Verf. S. 118 von einem gewis-

sen Theodoricus a Niem spricht: so ist dieses gar kein blosser Quidam; sondern ein geschätzter deutscher Geschichtschreiber, Dietrich von Niem, der fast vierzig Jahre päbstlicher Kanzleybedienter war, und das Hauptwerk de Schismate hinterlassen hat, von welchem das hier angeführte Nemus unionis nur einen Theil abgiebt; nicht aber ein besonderes Buch ist. Unter der Aufschrift, von allgemeinen Staatsveränderungen in diesem Zeitraum, (S. 151 flg.) wird zuerst das nunmehr erhöhte Hof- und Kanzleycärimoniel der Meißnischen Fürsten beschrieben. Mit denselben stieg auch der Luxus und die Pracht des Hofs; und da die beständigen Kriege und Fehden hinzukamen: so begreift man desto leichter, wie sehr die Bedürfnisse des Landesherrn zunehmen mußten; zumal da derselbe, gegen das gewöhnliche deutsche Herkommen, verpflichtet war, während des Kriegs für den Unterhalt der Mannschaft zu sorgen. Daher sah er sich jetzt genöthigt, die Landschaft um eine allgemeine Bede anzugehen; die sich aber, wie der Verf. glaubt, (S. 160 flg.) dadurch noch immer von den später aufgekommenen Landessteuern unterschied, daß sie, gleich den seit den ältern Zeiten von einzelnen Städten und Vasallen erhobenen Beden, bloß auf Lehnspflicht der Vasallen; oder bey den Städten auf Schutzherrlichkeit und Eigenthum gegründet wurde; daher man auch mit beyden deßhalb in besondere Unterhandlungen trat; wenn sie gleich bisweilen auf einem gemeinschaftlichen Landtage gefordert wurde. Eben diese Geldanforderungen machten die vorzüglichste Veranlassung geben, daß jetzt auch die Städte häufiger auf den Landtägen erschienen; ob man gleich einzelne Spuren ihrer Theilnahme in noch frühern Zeiten findet; unter andern im J. 1308, wo sie Friedrich der Gebißne zugleich mit der Ritterschaft berief, nachdem er seinem Vater die Herrschaft von Thüringen entzogen hatte. Hier konnte der Verf. viel weiter zurückgehen; denn schon im J. 1218 erschienen auf dem Landtage zu Schkölen Deputirte von Leipzig; wie Schöttgen (in der Vorrede zu seinem Inventario diplomatico Historiae Saxoniae superioris, §. 58) gezeigt hat. Außerdem bestanden die Einkünfte des Landesherrn größtentheils in den Einkünften der Kammergüter, die aber durch Schenkungen und Verleihungen schon sehr geschwächt worden waren; in Zoll und Geleitsabgaben; in den ordentlichen Jahrrenten der Städte, und andern Regalien; wozu noch ein gewisses Schutzgeld von den Juden

kam,

kam, welches gewöhnlich auf gewisse Jahre stipulirt wurde. Am nützbarsten war das Berg-Regal: und die mit demselben genau verbundene Münzgerechtigkeit war so einträglich, daß die Meißnischen Fürsten im Jahr 1380 die Münze zu Freyberg auf vier Jahre für 5000 Schock dasiger Groschen verpachteten. Außer dieser gab es noch eine andere Fürstl. Münzstätte zu Koburg, auch von beträchtlichen Einkünften; aber in jener mußten sich die eidlich verpflichteten Münzmeister nach dem Prager Fuße; in dieser hingegen nach dem Würzburger, Regensburger oder Erlanger, richten. Wir übergehen, was der Verf. noch ferner von der Besorgung der Staatsgeschäffte durch den Kanzler und die sogenannten Heimlichen; von den Land- und Hofgerichten, von der Gerichtsbarkeit der Städte, ihren Schöppen, und den daraus entstandenen Schöppenstühlen; von den häufigen Eingriffen, welche sich damals die geistlichen Richter und die Westphälischen oder Freygerichte in die Landesherrliche Gerichtsbarkeit erlaubten; vom Faustrechte dieser Zeiten; vom gänzlichen Mangel an Beyspielen einer Ausübung der Territorialgesetzgebung; von den geringen Fortschritten des Römischen Rechts in den Meißnischen Landen; von den häufig aufgetragenen Lehnen, und von den geistlichen Stiftungen anführt.

In der vierten Abtheilung (S. 182 flg.) wird die Geschichte des neuen Herzogthums Sachsen, oder des heutigen Kurkreises, bis zur Vereinigung desselben mit Meissen und Thüringen, (J. 1422) erzählt. Indem der Verf. Einiges aus der nächstvorhergehenden Geschichte des alten Herzogthums Sachsen vorangeschickt, zeigt er Friedrichs I. Betragen gegen Heinrich den Löwen von einer weit vortheilhaftern Seite, (und wir glauben, mit Recht,) als manche ältere und neuere Schriftsteller gethan haben. Daß Bernhard von Ascanien sich zu jenem Herzogthum dem Kaiser auch dadurch empfohlen haben mag, weil er nicht mächtig genug war, um zu der Besorgniß eines Mißbrauchs der herzoglichen Gewalt Anlaß zu geben, scheint auch eine treffende Vermuthung zu seyn. Aber die Gründe, mit welchen der Verf. (S. 203 flg.) erweisen will, daß seit den ältesten Zeiten der Herzog von Sachsen die Stelle des Kaisers im nördlichen Deutschlande vertreten habe, sind nicht so überzeugend. Unpartheyisch werden darauf die Ansprüche beyder von Bernharden abstammenden Linien an die ausschließende

herzogl. Sächs. Gewalt erörtert; und es wird für keine entschieden; wiewohl der Verf. S. 234 behauptet, daß bey der bekannten Entscheidung Karls IV. die Billigkeit für Sachsen-Wittenberg zu sprechen geschienen habe, weil es seit seiner Abtheilung von S. Lauenburg bey allen ruhigen Kaiserwahlen die Wahlgerechtigkeit allein ausgeübt hatte; und überdieß allein in die Kurverein aufgenommen war. Von sogenannten Staatsveränderungen des neuen Herzogthums Sachsen läßt sich wenig ausfindig machen; nur sieht man, daß die Landschaft zu keinen Diensten außer Landes verbunden gewesen ist; und daß die in der goldnen Bulle gegründete Evokations- und Appellations Befreyung genau beobachtet worden ist; sogar auf den Fall ausgedähnt, wenn der Fürst selbst in Streitigkeiten mit seinen Unterthanen verwickelt wurde.

Noch wird in der fünften Abtheilung (S. 279 flg.) die Geschichte der Sächsischen Staaten, von der Erwerbung des Herzogthums Sachsen durch Friedrich den Streitbaren bis zur Theilung zwischen Ernst und Albrecht, (Jahr 1485) fortgeführt. In der auch hier gründlich erörterten Geschichte wird unter andern gezeigt, (S. 345 flg.) daß die gewöhnliche Erzählung von der Entdeckung der Schneeberger Bergwerke im Jahr 1471 unrichtig sey, indem bereits im Jahr 1316 der Bergbau auf dem Fürstenberge bey Schneeberg in einer Urkunde erwähnt wird. Von staatsrechtlichen und statistischen Merkwürdigkeiten dieses Zeitraums nennen wir folgende. Ritterschaft und Städte bildeten nun auf den Landtägen ein Ganzes, und die zwischen ihnen getroffene Vereinigung wurde vorzüglich durch die auf allgemeine Bürgerpflicht gegründeten Landessteuern veranlaßt, die jetzt deßwegen den Vorzug vor den altüblichen Beden erhielten, weil der bey den letztern angenommene Maaßstab für die Bedürfnisse des Landes und des Fürsten, die durch den Hußitenkrieg und manche andere Vorfälle ansehnlich vermehrt worden waren, nicht mehr zureichen wollte. Das erste Beyspiel einer eigentlichen Territorialsteuer wird in der Geschichte des Landgrafen Balthasar von Thüringen angeführt, der im J. 1405 eine allgemeine Abgabe auf Land und Städte legte, welche in einer Kopfsteuer bestand, und die aus Böhmen entlehnte Benennung des Bärs, von einer Münze dieses Namens erhielt. Es wurden aber mancherley Gattungen von Steuern versucht, im J. 1466 scheint man

sich

sich der alten Beden zum letztenmal bedient zu haben; drey Jahre darauf wurde der Vierzehende auf sechs Jahre verwilligt, und im Jahr 1481 ward ein Kopfgeld ausgeschrieben; das sich aber nach dem Vermögen eines jeden richtete, um davon die dem Kaiser gegen die Türken auf drey Jahre versprochene Mannschaft zu erhalten. Diese neuen Bewilligungen der Territorialsteuern wurden von den Sächsischen Landständen dazu benutzt, ihre Rechte zu befestigen und auszudähnen, indem sie sich nur unter dieser Bedingung zur Uebernehmung jener ungewöhnlichen Lasten verstehen wollten. Aber die Entstehung der allgemeinen Territorialgesetzgebung macht besonders eine wichtige Veränderung aus. Davon giebt die **Landesordnung** des **Herzogs Wilhelm III.** vom J. 1446, die mit Einwilligung der Landschaft auf dem Landtage zu **Weißensee** abgefaßt wurde, das älteste Beyspiel ab. Außer mehrern Polizeygesetzen, welche die Sonntagsfeyer, den Aufwand bey Hochzeiten, und dgl. m. betreffen; bezieht sie sich auf folgende wichtigere Gegenstände. Alle Berufungen an auswärtige weltliche und geistliche Gerichte, wurden bey der härtesten Strafe, die man damals kannte, bey Strafe der Acht, verboten. Um den Eingriffen der geistlichen Gerichte in die weltliche Gerichtsbarkeit und Kirchenzucht abzuwehren, setzte man nicht allein fest, daß man sich hierüber mit den Prälaten vergleichen wollte, welche die geistliche Gerichtsbarkeit in den Ländern des Herzogs Wilhelm ausübten; sondern verbot auch allen Unterthanen, daß sich in Zukunft keiner derselben in einer weltlichen Sache an einen geistlichen Richter wenden sollte, unter der Bedrohung einer Geldstrafe und des Verlustes seiner Forderung. Ueberdieß vereinigten sich die Landstände mit dem Herzoge, daß sie das Faustrecht ganz aufgeben, und ein gemeinschaftlich zu bestellendes Gericht niedersetzen wollten, welches zur Aufsicht über den neuen Landfrieden, und zur Bestrafung der dagegen unternommenen Fehden bestimmt seyn; überhaupt aber über die Aufrechthaltung der Landesordnung wachen sollte. Diese kräftige Anstalt also für die allgemeine Sicherheit trifft man in einer Sächsischen Provinz weit früher an, als im gesammten deutschen Reiche. Sie wurde freylich bloß für Thüringen getroffen; die Meißnische Linie folgte diesem Beyspiele nicht nach; sondern nahm erst im J. 1495 den allgemeinen Landfrieden des Reichs in ihren Ländern an. Allein der Grund davon ist wahrscheinlich darinne zu suchen, weil

 das

das Faustrecht in Meißen nie mit einer solchen Heftigkeit, als in Thüringen, wüthete, und hier der Landesherr sich ohnedieß schon seit geraumer Zeit häufig ins Mittel zu schlagen pflegte, wenn eine bedeutende Fehde ausbrach, und das Land zu beunruhigen drohte.

Tm.

Geschichte der Kur- und Herzogl. Sächsischen Lande — von K. A. Engelhardt. Zweyter Theil. Dresden, bey dem Verfasser, und Leipzig, bey Barth. 1803. 18 Bog. 8. 18 gr.

Dieser Theil, über dessen Verspätung der Verf. sich in der Vorr. rechtfertigt, enthält bloß den zweyten Abschnitt des zweyten Zeitraums, oder die Kulturgeschichte, vom Anfange der deutschen Organisation der Meißnischen Lande bis zur Erblichkeit der Markgrafenwürde und bis zum Emporkommen der Freyberger Bergwerke, also vom Anfange des 10ten Jahrhunderts, bis über die Mitte des 12ten. Die kleinern Abschnitte haben folgende Rubriken: 1) Kulturgeschichte in geographischer Hinsicht; 2) in häuslicher und sittlicher Rücksicht; 3) in gewerblicher, 4) in künstlicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Das übrige zur Kulturgeschichte dieser Periode Gehörige soll im folgenden Bande nachgetragen werden. Allerdings findet man hier viele sehr brauchbare, oft mühsam aufgesuchte Nachrichten und Bemerkungen über den innern Zustand der Sächsischen Lande und ihrer Bewohner im 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert, und es ist unverkennbar, daß der Verf. in der letzten Zeit in seinem Studium beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Auch darf man wohl erwarten, daß er seine Darstellungsart immer mehr verbessern, und eine edlere und mehr historische Schreibart annehmen werde. Dennoch stößt man noch hin und wieder auf Unrichtigkeiten, die in einem Buch dieser Art nicht vorkommen sollten. So ist S. 29 *) bey dem J. 1325 ein Pabst Johann XXIII. angegeben; es sollte heissen Johann XXII. S. 34 wird der berühmte Bischof Luitprand von Cremona nur der Mönch Luitprand genannt. Von den Ministerialen (S. 55 flg.) scheint der Verf. ganz falsche Begriffe zu haben, die er aus Scheidt, Schlieffen und andern hätte berichtigen können. Eben so ist er von dem Titel Dei gratia (S. 57) nicht gehö-

rig

rig unterrichtet. Hermann von Luxemburg wurde von den Sachsen und Thüringern nicht zum Kaiser, (S. 61) sondern zum Gegenkönige gewählt; auch geschahe die Wahl nicht 1083, sondern 1081. Nicht erst 1158 (S. 148 flg.) sondern schon 1153 bestand zu Magdeburg eine Innung von Gewandschneidern. S. Chron. Magdeb. bey *Meibom* T. II, p. 329. Daß es schon unter Otto I. Handelsgilden oder Innungen gegeben habe, (S. 148) ist unerweislich. Von Brakteaten sagt der Verf., daß „die ältesten nicht über „das 10te Jahrhundert reichen, und die Entstehung derselben „wahrscheinlich in die Entdeckungszeit der Harzbergwerke falle.« (S. 165 flg.) Bekanntlich ist die älteste deutsche Hohlmünze, die sich bisher gefunden hat, von dem Herzoge von Ostfranken Konrad von Hohenstaufen, der 1138 deutscher König ward. Daß der Verf. immer Serben für Sorben (Slavi Sorabi) schreibt, ist eine unhistorische Affektation. Auch sollte er sich die häufig vorkommenden Seufzer über die Verdorbenheit der jetzigen Deutschen, gegen die alten Zeiten gehalten, billig abgewöhnen.

Km.

Joh. Chr. Krause, vormals Prof. zu Halle, Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa. Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studierende und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. Fortgesetzt von Jul. Aug. Remer, Hofrath und Professor zu Helmstädt. Siebenter Band, welcher die merkwürdigsten Begebenheiten in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, England, Schottland, Spanien, und die Geschichte der Entstehung der Republik der Vereinigten Niederlande enthält. Halle, bey Hemmerde. 1803. 1 Alph. 10 Bog. gr. 8. 1 Rl. 12 gr.

Auch unter folgendem Titel:

Geschichte des heutigen Europa in den neuesten Zeiten, ꝛc. von J. A. Remer. Dritter Band, u. s. w.

Auch wir bedauern mit dem Hrn. Sohn des seligen Remer, der die Vorrede zu diesem Bande als Professor der Medicin und Philosophie zu Helmstädt unterschrieben hat, den Verlust eines Mannes, dessen Theilnahme an diesem Werke wahrer Gewinn für dasselbe war; den wir aber überhaupt als einen Geschichtforscher von der edlern Gattung, und selbst als Mitarbeiter an unserer Bibliothek zu schätzen so viele Ursache hatten. Mußte er gleich hier einem Plane folgen, den man eben nicht den vorzüglichsten nennen kann; so hält er doch dafür durch eigene rühmliche Eigenschaften schadlos, die in unsern neuern Geschichtbüchern zum Theil selten sind.

Es ist immer noch die Fortsetzung der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, welche man hier erhält. Daher beschreibt zuerst das 14. Kap. den Krieg zwischen Karl V. und Heinrich den Zweyten; zugleich aber auch die von dem Kaiser niedergelegte Regierung. Von dieser letztern Begebenheit nimmt der Verf. Gelegenheit, (S. 10 flg.) Karls Charakter unpartheyischer zu zeichnen, als es, wie er gesteht, von Krausen, (B. 1. S. 508) nach dem verschwärzenden Muster Französischer Schriftsteller geschehen war. Diese Schilderung, aus Licht und Schatten zusammengesetzt, ist ihm auch sehr wohl gelungen; besonders der Zug, daß Karl ein guter Kenner der Menschen gewesen sey, die er seinen Absichten gemäß zu gebrauchen wußte; jeden an den ihm angemessenen Orte stellt; aber auch ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, sie ehrte und belohnte. Wir würden noch auf der andern Seite hinzusetzen, daß er stets mehr auf seine Größe, Macht und Erweiterung seines Gebiets, als auf die wesentlichen Vortheile seiner Länder und Unterthanen bedacht gewesen ist, und daher auch als Kaiser, Deutschland mehr gleichsam im Vorbeygehen, und halb gezwungen, einiges Gute erwiesen, selbst die Verfassung dieses Reichs und seine darauf sich beziehende Wahlkapitulation auf mancherley Weise verletzt hat.

Darauf folgt im funfzehnten Kapitel (S. 32 flg.) die Geschichte des westlichen Europa während der Regierungen der Könige Heinrichs II. von Frankreich, Philipps II. von Spanien, Eduards VI. von England, und der Königinnen Marie und Elisabeth von England, und Marie von Schottland. Indem der Verf. S. 47 flg. in der Anmerkung die vornehmsten Geschichtschreiber über Heinrichs

richs II. Regierung, aber nach umgekehrter chronologischer Ordnung anführt, nennt er auch darunter: *Fr. Hotomanni* (*Jean de Serres*) Commentarios de statu relig. et reipubl. in regno Galliae, 1570 5 Voll. 8. zweifelhaft also über den wahren Verf. des schätzbaren Werks. Allein es ist nun wohl durch neuere Untersuchungen ausgemacht worden, daß es de Serres, gewöhnlich Serranus genannt, sey. In der Geschichte der blutgierig gegen ihre Unterthanen wüthenden Marie von England, die nach Hume u. a. erzählt wird, widerspricht der Verf. mit Recht Spittlers ohne Beweis hingeworfenen Behauptung: »Selbst Cranmers Hinrichtung war mehr Gardiners Werk, als Mariens entschiedene Entschließung. Gardiner dieser grausame Feind der Protestanten, haßte zwar Cranmern; schützte ihn aber, so lange er lebte, vor dem Feuertode, wozu ihn die Rachgier der Königinn, und des Bischoffs Bonner rasender Verfolgungsgeist sehr bald bestimmt haben würden; aber dieses geschah keinesweges aus Gerechtigkeitsliebe; oder aus irgend einem der Menschlichkeit Ehre machenden Gefühle, dessen Gardiner nicht fähig war; sondern um zu verhindern, daß der Kard. Pole das Erzbisthum Canterbury nicht erhielt. Von der K. Elisabeth sagt unser Verf. S. 116 in der Anmerkung:" Die Religion war ihr wie ihrem Vater, nicht Sache des Verstandes und des Herzens; sondern der Staatsklugheit. Sie verwarf und verfolgte die reine reformirte Lehre, weil dieselbe republikanische Grundsätze begünstigte, und die katholische, weil sie bey ihrer Annehmung die geistliche Oberherrschaft des Pabstes hätte anerkennen müssen, der für die Ehescheidung zwischen ihrem Vater und Katharinen unrechtmäßig und nichtig, und folglich sie für einen Bastard erklärt hatte. Sie formte sich also selbst eine Religion, wie sie dieselbe zur Befestigung ihres Throns und zur Ausdähnung ihrer Gewalt am zuträglichsten hielt: eine Religion, die, da sie aus katholischen, und protestantischen Grundsätzen zusammengesetzt war, ihr am geschicktesten zu seyn schien, Katholiken und Protestanten zur Ruhe zu bringen. Ohne Cecils Einfluß würde sie sich indeß schwerlich von der katholischen Kirche ganz getrennt haben; ohngeachtet ihr die Lehren der Religion wohl eben so gleichgültig waren, als ihre Ausübung«. Hierbey dürfte nun Manches zu erinnern seyn. Daß Elisabeth bey der Begünstigung der Protest. Religion auch ihre Staatsklugheit zu Rathe gezogen habe, leidet wohl kei-

nen Zweifel; aber daß ihr die Religion überhaupt gleichgültig gewesen sey, möchte wohl nicht zu erweisen seyn. Sie war in den Grundsätzen der Reformation erzogen; kam darüber während der Regierung ihrer Schwester in Gefahr, und ließ ihre Neigung gegen dieselbe, als sie den Thron bestieg, zwar mit Mäßigung, aber sogleich mit aller Freyheit ausbrechen. Wir wüßten auch nicht, was für eine eigene Religion sie sich geformt haben sollte; es war freylich weder ganz Luthers, noch ganz Kalvins Lehrbegriff; im Wesentlichen aber stimmte er mit beyden überein, und näherte sich noch mehr dem Evangel. Lutherischen. Da sie jedoch die bischöfliche Regierung, als eine Stütze der königlichen beybehielt, und der Erzbischof Parker, der eigentlich unter ihrem Ansehen den Reformationsplan ausführte, die Uebereinstimmung mit der ersten christlichen Kirche zum Grunde der Verfassung der neuen Englischen legte: so war es eine Folge davon, und von der hohen Meinung überhaupt, die er von seinem Stande hegte, daß er den göttlichen Ursprung der bischöflichen Hierarchie festsetzte, die einzige Aehnlichkeit dieser Kirche mit der Römischen; die aber auf den Hauptinhalt des Lehrbegriffs, wie ihn die 39 Artikel darstellen, weiter keinen Einfluß hatte. Für die Behauptung, daß die reine reformirte Lehre republikanische Grundsätze begünstigt habe, läßt sich schlechterdings nichts Scheinbares anführen, als daß Kalvins Kirchenrecht dem Klerus überwiegende Rechte in Kirchensachen vor der Obrigkeit ertheilt hat. Denn daß die neuen Englischen Bischöfe, deren Verfolgungsgeist gegen die Puritaner die Königinn nur zu viele Gewalt überließ, diese Gegner ihrer Gewalt und kirchlichen Verfassung zugleich als Feinde der königlichen Macht vorgestellt haben, soll doch wohl nichts beweisen? — Uebrigens ist zwar hier Manches aus Elisabeths Regierungsgeschichte beygebracht, was die Handlung und Schiffahrt ihrer Nation betrifft; aber hauptsächlich wird sie im Verhältnisse gegen die Schottländische K. Maria vorgestellt, deren und die Schottländische Geschichte überhaupt sehr ausführlich beschrieben werden. Man findet hier besonders eine sorgfältige Erörterung des pro und contra in Ansehung des der eben gedachten Fürstinn vorgeworfenen Mords ihres Gemahls; und man wird dem Verf. schwerlich seinen Beyfall versagen können, wenn er zuletzt (S. 208) urtheilt, daß wenigstens ein großer Verdacht auf ihr hafte, und daß sie

sich

sich besonders der Verantwortlichkeit nicht entziehen könne, dazu Gelegenheit gegeben zu haben. Doch ist auch ihrer Feindinn Elisabeth volle historische Gerechtigkeit wiederfahren.

Den übrigen Raum dieses Bandes nimmt im sechzehnten Kapitel (S. 291 flg.) die Geschichte der Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande ein. Der Verf. vergleicht sie gleich Anfangs mit der Schweizerischen; sagt aber mit Recht von jener: »Der Kampf war schwerer, der Krieg länger dauernd, der Sieg mit weit mehrerm Blute erkauft; und die Folgen (waren) unendlich ausgebreiteter und fortwirkender. Denn diesem Kampf war es hauptsächlich, der den Grund zum Verfall einer Macht legte, die dem Westen und Süden von Europa bisher Gesetze vorgeschrieben, und das kriegerische, immer von neuem mit ihr um den Sieg ringende Frankreich jedesmal gezwungen hatte, den Frieden anzunehmen, wie sie ihn geben wollte. Er gründete einen Staat, der in dem folgenden Jahrhunderte als eine der entscheidenden Mächte auftrat; dem Strome der französischen Eroberungen Gränzen setzte; Spanien selbst eine Zeitlang gegen dessen übermächtigen Nachbar beschützte; in Europa einen Theil seiner Provinzen an sich riß; in Asien es aller seiner Besitzungen beraubte, (ist nicht ganz richtig ausgedrückt;) und über den Besitz seiner Krone das Loos werfen half.« Die gründlich und gut beschriebene Geschichte endigt sich mit dem Stillstande vom Jahr 1609.

Tm.

Abriß der Oberlausitzischen Geschichte, von Chr. G. Käuffer, Diakon. zu Reichenbach ꝛc. Ersten Theils zweytes Heft. Görlitz, bey Anton 1803. 17 Bog. 8. 10 gr.

Dem Rec. ist das erste Heft dieses Werks zufälliger Weise nicht zu Gesicht gekommen. Doch ergiebt sich bey genauer Prüfung des zweyten zur Genüge, daß der Verf. nicht nur mit einem hinreichenden Vorrath von Urkunden und andern Subsidien zur Lausitzer Geschichte versehen sey; sondern auch Fähigkeit und Kenntnisse genug besitze, sie zu seinem Zweck zu verarbeiten; nur in Ansehung des Styls dürfte noch Man-

ches

ches zu wünschen übrig bleiben. Im vorliegenden Heft wird zuförderst die Geschichte des Zittauischen Kreises bis zum Jahre 1346, da Zittau mit den Städten Bautzen, Görlitz, Löbau und Kamenz, also mit der Oberlausitz, vereinigt wurde, nachgeholt. Einen schicklichern Platz würde dieser kurze Nachtrag am Ende des ersten Hefts gefunden haben. Hierauf folgt der fünfte Zeitraum, von der Wiedervereinigung der Oberlausitz mit der Krone Böhmen bis zur Uebergabe derselben an Kursachsen, nach der Regentenfolge. I. Karl IV. von 1347 bis 1378. A. Dessen Regierungsgeschichte, B. Landesverfassung, C. Religionsbegebenheiten. II. Wenceslaus. A. Dessen Regierungsgeschichte, 1. mit seinem Bruder Johann von Görlitz zugleich, von 1378 bis 1396. 2. Wenceslaus allein, von 1396 bis 1419. B. Landesverfassung; C. Religionsbegebenheiten. Die Fortsetzung dieser Periode verspricht der Verf. im zweyten Bande zur nächsten Ostermesse zu liefern. Wir wünschen ihm zur Erfüllung seines Versprechens die nöthige Muße und Geduld. Kenner und ernsthafte Geschichtsfreunde werden seine Arbeit gewiß mit Beyfall und Dank aufnehmen.

Ob.

Wunderbares Leben und Abentheuer des Ersten und Unvergleichlichsten aller fahrenden Ritter der Römischkatholischen streitenden Kirche, Ignaz von Lojola, Ritters der heil. Jungfrau und Stifters des Jesuiterordens, von Wilhelm Frank, genannt P. Zweyter Theil. Leipzig, bey Schäfer. 1803. 222 S. 8. 1 Rt. 4 gr.

In welchem aufbrausenden Tone der Anfang dieser Lebensbeschreibung aufgesetzt worden sey, hat man in der Anzeige des Ersten Theils (N. A. D. Bibl. B. 80. S. 112 flg.) gesehen. Mit dem gegenwärtigen Zweyten und letzten hat sich nun zwar jener Ton ziemlich gelegt, weil der, vermuthlich noch junge, und täglich an Ueberlegung zunehmende Verf. es gefühlt haben mag, daß kein eigener komischer Anstrich, keine Ausfälle rechts und links hier nöthig sind, um seinen

Hel-

Helden nach dem Leben darzustellen. Doch hat er sich von der Sucht von Witzeleyen und Scherzen seiner Art noch nicht ganz losmachen können. So wäre es S. 211 genug gewesen, die berühmte Vertreibung eines bösen Geistes aus einer Weibsperson, die Lojola bloß mit dem Verse Virgils: Speluncam Dido dux et Trojanus eandem Deveniunt, bewerkstelligte, seinem Jesuitischen Panegyristen nachzuerzählen; der Verf. aber muß geglaubt haben, diese Expedition möchte den Lesern zu ernsthaft vorkommen, wenn er nicht hinzusetzte, »der ausgetriebene Teufel habe sich in den höllischen Pfuhl gestürzt; ob er gleich wußte, daß Beelzebub ihn garstig zusammenkuranzen würde.« Was die Lebensgeschichte des Lojola selbst betrifft: so ist sie ziemlich vollständig und richtig, auch mit beygefügter Verfassung seines Ordens, und mit der Missionsgeschichte seines Schülers Xaver begleitet, abgefaßt. An kleinern Unrichtigkeiten fehlt es nicht ganz; wie wenn S. 158 versichert wird, Paul III. habe verordnet, daß die Gesellschaft Jesu aus nicht mehr als achtzig Mitgliedern bestehen sollte. Es ist aber allgemein bekannt, daß der Pabst in seiner Bestätigungsbulle die Anzahl der Mitglieder auf sechzig eingeschränkt hat.

Wn.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Georgii Henrici Lünemann, Göttingensis, Seminarii regii philolog. Sodalis, nunc quoque Collaboratoris scholae Göttingens. Descriptio Caucasi, gentiumque Caucasiarum, ex Strabone, comparatis scriptoribus recentioribus. Commentatio, quae in certamine literario ciuium academiae Georgiae Augustae die IV. Jun. MDCCCIII. praemio a Rege Britanniarum Aug. constituto ab ordine Philosophorum ornata est. Lipsiae, impensis Feindii. MDCCCIII. 9 Bog. 4. 12 gr.

Wir

Wir haben den von der Göttingischen Universität ausgesetzten Preisaufgaben schon manche gründliche Erörterung dunkler Gegenstände der alten Geographie zu verdanken; und dahin gehört denn auch die gegenwärtige sehr gelehrte Beschreibung des Caukasus nach den Nachrichten älterer und neuerer Erdbeschreiber. In den vorausgeschickten Prolegomenen handelt der Verf. überhaupt von der Kenntniß, die die Alten vom Caukasus hatten, und von der Glaubwürdigkeit des Strabo, Güldenstädt und Reineggs. Die Länder zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, nebst ihren unwirthbaren Bergen, die die Griechen Caukasus nennen, sind von den ältesten Zeiten an, erst durch Mythen berühmt; dann aber durch Herodot historisch, und von Strabo an, Griechen und Römern dergestalt bekannt geworden, daß ihre Kenntniß nur erst in den neuesten Zeiten durch Güldenstädt und Reineggs ergänzt und berichtigt worden ist. Der Zug der Argonauten würde die erste Nachricht von diesen Gegenden veranlaßt haben, wenn es nur ausgemacht wäre, daß sie nach Kolchis gekommen wären. Homer kennt den Caukasus nicht. Hesiodus gedenkt zuerst des Fl. Phasis. Seitdem aber die asiatischen Griechen anfiengen, das schwarze Meer zu beschiffen, und besonders die Milesier an den Küsten desselben Kolonieen anlegten, scheint der Berg zuerst bekannt geworden zu seyn. Aeschylus und Orpheus nennen zuerst den Namen Caukasus. Mit Herodot aber, 444 Jahre v. Chr. verschwindet die Dunkelheit, die bisher über diesen Gegenden geruht hatte. Er war selbst in Kolchis gewesen, lernte die östliche Küste des schwarzen Meeres kennen, und zog Nachrichten vom Berge Caukasus ein. Skylax machte in seinem Periplus die Küsten des schwarzen Meeres noch bekannter. Durch den Mithridatischen Krieg wurden die Länder zwischen beyden Meeren auch den Römern bekannt. Und daher konnte Strabo seine Nachrichten geschöpft haben. Die nachherigen Kriege mit den Albanern und Iberiern machten diese Gegenden noch bekannter, wie man aus den Nachrichten des Plinius und Ptolemäus sieht. Von dieser Zeit an hat die fernere Untersuchung derselben geruht, bis sie in neuern Zeiten auf Befehl des Russischen Hofs von gelehrten Männern ausdrücklich bereist wurden. Strabo hat viele geographische Glaubwürdigkeit; er hat einen größern Theil der bewohnten Erde durchreist, als irgend einer seiner Vorgänger; ob es gleich, wie der Verf. mit Gründen beweist, nicht wahrscheinlich ist, daß er, wie

Reineggs behauptet, Iberien selbst gesehen habe. Doch konnte er seine Nachrichten von den Caukasischen Ländern aus dem Eratosthenes, Clitarchus, Artemidorus, und aus den Geschichtschreibern des Mithridatischen Kriegs, besonders aus dem Posidonius, genommen haben; und wie vorsichtig er seine Gewährsmänner genutzt habe, zeigt, daß er ihnen zuweilen widerspricht. Güldenstädt bereiste diese Gegenden in den Jahren 1770—1772; berührte aber nur die Gränzen von Mingrelien, Guriel und der südlichen Kuban; daher sind seine Nachrichten von diesen Ländern mangelhaft; von den übrigen aber sehr schätzbar und vollständig. Seine Reisebeschreibung wurde nach seinem Tod von Pallas 1787 und 1791 zu Petersburg herausgegeben. Reineggs, oder eigentlich Ehlich, aus Eisleben, hat in den Jahren 1778—1784, den Caukasus fünfmal durchreist, und seine Beschreibung desselben erschien gleichfalls nach seinem Tode 1796 durch Schrödern. Zu beklagen aber ist es, daß er selbst nicht die letzte Hand an dieselbe hat legen, und manche Unvollkommenheiten derselben hat heben können, wie er inzwischen eine mehr ausgearbeitete Handschrift dem Fürsten Potemkin übergeben haben soll; die aber verlohren gegangen. In Ansehung des jetzigen Zustandes des Landes und der Völker verdient er übrigens allen Glauben; wenn er sich aber in die ältere Geschichte wagt, begeht er Fehler. Im ersten Kapitel giebt nun der Verf. eine Uebersicht von Asien überhaupt nach dem Strabo, und von der Idee, die er sich von dem Theil Asiens gemacht hat, in welchem der Caukasus liegt. 2. Kap. von der Lage und Beschaffenheit des Berges Caukasus. Der Verf. geht des Strabo Beschreibung von Wort zu Wort durch, und zeigt bey den meisten Angaben ihre noch jetzt bestehende Richtigkeit, mit Hinzufügung der jetzigen Benennungen. Nur bey dem, was Strabo von den auf dem Caukasus entspringenden Flüssen sagt, rügt er mit vieler Genauigkeit und Belesenheit, in Ansehung des Cyrus (Kur) und Phasis, die Abweichungen von zeitverwandten und spätern Nachrichten. Auch irrte Strabo, wenn er eine Verbindung des kaspischen Meeres mit dem nördlichen Ocean annimmt. 3. Kap. Von den geringern Völkern der Caukasischen Landenge (Isthmus nennt Strabo dieses zwischen zweyen Meeren liegende Land nicht mit Unrecht). Sie führen den allgemeinen Namen Sarmaten, jetzo aber der Dagestanischen Tatarn; wiewohl beyde Benennungen Mehreres enthal-

ten.

ten. Was Strabo von der Verschiedenheit ihrer Sprachen und ihrer wilden Lebensweise sagt, hat noch jetzo statt. Es wurden derselben sehr viele gezählt. Der Verf. geht die von Strabo besonders erwähnten einzeln durch, und untersucht, so viel es möglich ist, ihre jetzigen Benennungen und Wohnplätze. 4. Kap. Beschreibung von Kolchis. Gränzen desselben nach Strabo. Es enthält die jetzigen Provinzen Mingrelien, Imirette und Guriel, zwischen 41°—43½° N. B. und 58 bis 62° L. Imirette erkennt russische, und Guriel türkische Oberherrschaft; Mingrelien hat seinen eigenen Fürsten, der bald unter dieses, bald jenes Hofes Einfluß lebt. Die vornehmsten Städte des alten Kolchis waren Phasis, jetzt Poti, Dioscurias, die ehemalige allgemeine Handelsstadt der Caucasischen Länder, an einem östlichen Busen des schwarzen Meeres gelegen, nachher Sebastopolis genannt, deren Ruinen noch gezeigt werden; Pityus, Sarapana, Ania u. a. 5. Kap. Beschreibung Iberiens — eine große, mit Bergen eingefaßte Ebene ist Georgien, von den Russen, Grusinien, von den Türken, Gurgestan genannt. Die vier Pässe, die nach Strabo über diese Gebirge führen, haben noch immer statt; so auch das, was er von der Fruchtbarkeit des Bodens sagt; doch ist das jetzige Georgien wegen der vieljährigen Kriege und Verheerungen bey weitem nicht so angebaut, als das alte Iberien. 6. Kap. Albanien jetzo Schirwan. Auch von dieser Provinz rühmt Strabo eine beynahe paradiesische Fruchtbarkeit, die der Verf. durch neuere Zeugnisse bestätigt. 7. Kap. Etwas von dem Handel der caukasischen Völker. Es treiben solchen die an der Küste des schwarzen Meeres wohnenden Griechen, sonderlich zu Dioscurias und Phasis, die Colchier mit ihrer vortrefflichen Leinwand, die Meder und Armenier, und Aorser, die letztern mit Indischer und Babylonischer Waare. Die Handelsgegenstände waren Sklaven, wie noch jetzt, Thierhäute, Pech und Bauholz, Honig und Wachs, Hanf und Lein, Gold, Silber und Eisen. Der Handel geschah größtentheils durch Tausch. Die Caukasier nahmen für ihre Produkte von den Griechen Wein, (und doch rühmt Strabo die üppige Fruchtbarkeit des dasigen Weinstocks) Kleidungsstücke und Salz, an welchem letzten ein allgemeiner Mangel war und noch ist. Strabo gedenkt auch zweyer Handelswege, eines für die Indischen Waaren, auf den Indus, Oxus und dann über das kaspische Meer; wobey er sich aber zu widersprechen scheint,

in-

indem er selbst gleich darauf sagt, daß das kaspische Meer nicht beschifft werden könne, vielleicht von größern Schiffen. Die andere Handelsstraße brauchten die armenischen Kaufleute, die auf Kameelen babylonische und indische Waaren, von Mittag her, über unwegsame, beschneite Gebirge den griechischen Kolonieen dieser Gegenden zuführten. Doch wird die Wahrscheinlichkeit dieser Angabe von Mannert in seiner Geographie der Griechen und Römer mit Gründen bezweifelt, wie man sie von der vertrauten Bekanntschaft dieses Mannes mit der alten Geographie erwarten kann; die aber der Verf. durch Gegengründe entkräften will. Ueberhaupt müssen wir bekennen, daß des Verf. Darstellung der caucasischen Länder noch weit vollständiger hätte ausfallen können, wenn er dieses mit seltenem Fleiß geschriebene Werk und manche darin versteckte gelehrte Untersuchungen noch mehr genutzt hätte, als er wirklich gethan hat. Inzwischen würde Strabo unendlich viel gewinnen, wenn alle seine Beschreibungen außereuropäischer Länder einen so gelehrten und sachkundigen Bearbeiter fänden, als Hr. Künnemann für Caucasien ist.

Gi.

Neueste allgemeine Geographie der gegenwärtigen Zeit. Ein vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der gesammten Erd- und Länderkunde in vier Bänden, von Chr. Adam Müller. Erster Band, ganz Deutschland enthaltend. Hof, bey Grau. 1803. 662 S. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Des Verf. Vorsatz ist, in 4 Bänden ein Handbuch der Erd- und Länderkunde, das zwischen allzukostbarer Weitläufigkeit und allzugedrängter Kürze das Mittel hält, bis Michaelis 1804 dem Publikum vorzulegen. Er will das Wichtigste der Geographie in ihnen vortragen, ohne eine trockne unendbare Nomenklatur zu liefern. Die Materialien sollen so gestellt werden, daß eine genetische Ordnung, welche die Seele alles geschichtlichen Wissens ist, dabey zum Grunde liegt. Die Grundsätze, die er hier befolgt, sind bekannt; nur das Eigene scheint er zu haben, daß er's für nöthig hält, die natürlichen Erzeugnisse des Landes besonders anzuführen, ob

er von der künstlichen Kultur redet. Aber in den meisten Fällen herrscht hier, selbst bey den natürlichen Produkten Europa's und Deutschlands, eine gewisse Dürftigkeit; zum Theil führt er auch natürliche Erzeugnisse an, die gar nicht besonders bemerkt zu werden verdienten, weil sie äußerst sparsam gefunden werden. So führt der Verf. unter den Fossilien der Mark Brandenburg Steinkohlen und Bernstein, und unter den Thieren Schwäne an; letztere, welche in Pommern, besonders an der Seeküste und im Fürstenthum Rügen in großer Menge gefunden werden, werden dagegen hier gar nicht erwähnt; dafür aber wird unter den Steinarten in Pommern Marmor, doch mit dem Zusatze — nur in einzelnen Stücken — mit aufgeführt. Auch kommen bisweilen natürliche Erzeugnisse unter den künstlichen mit vor. Ganz unnöthig ist diese besondere Rubrik, da bey Beschreibung des Bodens, ob er fruchtbar, morastig, sandig, eben, bergicht oder felsicht ist, das Bemerkenswertheste in dieser Hinsicht zugleich mit berührt werden konnte. Auch führt der Verf. das noch als eine Nebenabsicht an, daß das Buch sich selbst kommentiren sollte, daher die Abtheilung in Paragraphen; aber diese Absicht konnte ohne diese Abtheilung doch erreicht werden. Der Verf. versichert Büsching's und Gasparis Werke zum Grunde gelegt zu haben. Das Büschingische Werk möchte selbst in der neuesten Ausgabe jetzt zu dieser Absicht nicht mehr ganz brauchbar seyn, und selbst die andern angezeigten Quellen oder Hülfsbücher hätte der Verf. nur soweit benützen sollen, als nicht neuere Veränderungen, die freylich nicht jedem, der nur aus den bekannten geographischen Werken ein neues Werk zusammensetzen will, bekannt zu seyn pflegen, eine andere Darstellung nothwendig machten. Dieß ist aber in sehr vielen Fällen nicht geschehen, und Rec. könnte eine große Menge solcher jetzt zu Antiquitäten gewordenen Gegenstände anführen. Aber der Verf. hat auch sehr häufig diese Hülfsquellen nicht einmal treu benutzt, und bisweilen zu flüchtig und daher unrichtig abgeschrieben. Ueberdieß fehlt es bey diesem Werke an einem bestimmten Plan, wieweit die Vollständigkeit gehen soll. Zwar entschuldigt der Verf. sich in Ansehung der unverhältnißmäßigen Weitschweifigkeit der ersten Kreise, des Ober- Niedersächsischen und Westphälischen, damit, weil diese die merkwürdigsten und reichhaltigsten wären. Aber nicht zu gedenken, daß die Anführung fast aller kleinen Städte und Flecken und sogar vieler Dörfer in der

Thal

That unnöthig ist, weil sie nichts Merkwürdiges enthalten — so hat der Verf. auch selbst in diesen Kreisen eine Ungleichheit in der Ausführung gezeigt, die nicht planmäßig genannt werden kann; z. B. das Fürstenthum Hildesheim, wie weit ausführlicher ist es beschrieben worden, als die Fürstenthümer Weimar, Gotha und andere. Ein zweckmäßiges Handbuch zu schreiben, ist in der That schwerer, als so manche Verfertiger derselben zu glauben scheinen. Der große Geograph, welcher das Ganze vollkommen übersieht, kann allein aus seinem großen Schatze nach einem festen Plan das für das große Publikum Brauchbare und Interessante mittheilen. Andere dagegen werden, so wie ihnen die Quellen fließen, bald mehr, bald weniger, ohne jedesmal darauf Rücksicht zu nehmen, wie viel davon nöthig war, aus ihnen schöpfen.

Die Einleitung, welche das Allerunentbehrlichste von der mathematischen und physischen Geographie enthält, ist bey so gutem Vorarbeiten in Gaspari im Ganzen genommen gut gerathen. Nur wundert sich Rec., warum der Verf. den Durchmesser nur durch 1719 Meilen bestimmt, da er sich doch nicht nur mehr 1720 nähert; sondern der Verf. selbst auch nach dieser letztern Angabe die ganze Oberfläche und den ganzen körperlichen Inhalt der Erde berechnet. Eben so kann Rec. nicht unberührt lassen, daß, wenn der Verf. sagt, daß die Erde bey ihrer Umdrehung um die Axe innerhalb 4 Minuten einen Grad des Kreises um die Erde vollende, und sich folglich x Grad zu 4 Minuten verhalte, er den Zusatz macht »= x Grad zu y Minuten.« Gehört eine solche Bestimmung, die nur wenigen Lesern dieses Handbuchs verständlich ist, hieher? Auffallend ist S. 32 die Eintheilung der Fabriken in natürliche und unnatürliche. Warum theilt der Verf. Nordasien in das asiatische Kapschak und Sibirien ein, da diese Eintheilung nicht üblich ist; sondern auch das asiatische Rußland in Gouvernements eingetheilt ist? S. 47 wird unter den Republiken die ehemalige Schweiz so aufgeführt: »Helvetien mit Graubündten und Wallis.« Sollte man nicht glauben, Wallis wäre eben so ein besonderer Theil der helvetischen Republik, als Graubündten. Wollte Rec. die Beschreibung der einzelnen Länder durchgehen, eine unzählige Menge Fehler, die der Brauchbarkeit des Werks in der That sehr nachtheilig sind, und zum Be-

 weis

weis dienen, daß der Verf. theils nicht alle neuern Quellen benutzt, theils die ältern geographischen Werke flüchtig abgeschrieben hat, könnte er aufzählen. Auch die Geschichte der Nationen will der Verf. nicht unberührt lassen; aber auch hier zeigt er, daß er mit derselben nicht vertraut genug ist, um die in dem Plane bezeichneten vorzüglichen Gegenstände glücklich ausheben zu können. In der Geschichte der ältesten Bewohner Deutschlands und der Völkerwanderung trägt er das Gewöhnliche vor; aber theils sehr unbestimmt, theils unrichtig. So charakterisirt er z. B. die von Tacitus angeführten Völker mit 2 Charakterzügen: alle sehr kriegerisch, dem Trunk ergeben!! So läßt er die Franken schon vor der Völkerwanderung an der Elbe wohnen! Zwischen Slaven und Wenden macht er einen Unterschied, und setzt jene an die Elbe, Saale und Oder, und diese in Preußen, Pommern und die Mark! Eine Hauptepoche deutscher Geschichte und Kultur ist ihm die Regierung Karls des Großen — da wurde, heißt es, das vorher noch nie unterjochte Germanien durch seine eigenen Söhne! bezwungen. Ferner: man fieng an in Städten zu wohnen! Dann macht erst der Kaiser Maximilian wieder Epoche: da gieng das Licht der Wissenschaften durch die flüchtigen Griechen auf! — Schulen und Universitäten wurden häufig angelegt! — Eben so verhält sich's auch mit der Geschichte der Bewohner der Mark Brandenburg. Auch spielt hier wieder Karl der Große mit seinen Nachkommen die Hauptrolle: man errichtete gegen der Wenden oder Wilzen Einfälle Markgrafschaften!! Unter die Länder, die nicht zu den deutschen Reichskreisen, aber doch zu Deutschland gehören, rechnet er noch das Preussische Schlesien. Noch verdienten mehrere einzelne Gegenstände eine besondere Bemerkung — aber Rec. kann sich, um die Recension nicht unnöthiger Weise auszudehnen, auf dieselben nicht einlassen. Aus diesen wenigen Bemerkungen kann man den innern Gehalt des Werks hinreichend kennen lernen; überall zeigt es sich, daß dieses Werk für das Publikum kein großer Gewinn ist.

Gemälde von Stockholm. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. S. A. Gerken, Pastor zu Rappin auf Bergen. Erster Band. Hamburg, bey Meyn. 1803. 226 S. gr. 8.

Das

Das Original, das aus 4 starken Bänden besteht, ist durch die literarischen Blätter in Deutschland schon rühmlich bekannt geworden. Der Uebersetzer verspricht aus des Kanzleyraths und Ritters Joh. Elers schwedischem Werke Stockholm einen Auszug von dem, was einem deutschen Leser interessant seyn kann, zu machen. Er entschuldigt sich schon zum voraus mit einer gewissen Anhänglichkeit an einen Ort, wo er als Konrektor am de... chen National-Lyceum 5 Jahre lehre; wenn er in seiner Auswahl sollte irregeleitet worden seyn. D er erste Band ist ganz topographisch, und da könnte freylich einen deutschen Leser, der nach Stockholm zu kommen weder Gelegenheit, noch Beruf hat, Manches weniger interessiren, als den Eingebornen oder den Reisenden. Zum Glück hat der Verf. viele historische Merkwürdigkeiten eingewebt, welche das ermüdende Detail der topographischen Beschreibungen angenehm unterbrechen. Zwey Anmerkungen will Rec. machen. S. 23 wird Bursprak — Bauernsprache übersetzt; aber richtiger ist die Angabe eines Freundes, daß es einerley mit der in Wismar üblichen Bürgersprache sey. Bursprache war in den Städten des mittlern Jahrhunderts eine willkührliche Beliebung, welche den Bürgern besonders im Handel und Wandel zur Richtschnur diente. Diese Bürgerstatute wurden jährlich mit einigen Feyerlichkeiten öffentlich abgelesen; zu Stockholm hatte das Rathhaus nach dem Markte zu ein kleines Ausgebäude, eine Art von Altan *Burſprak* genannt, welches vermuthlich zu dieser Ablesung bestimmt war. Der Verf. weiß S. 31 nicht, aus welchem Grunde die Nikolai-Kirche gerade dem Schutzpatron der Russen, dem heiligen Nikolaus gewidmet ist; aber der heilige Niklas war der Schutzpatron der Seefahrenden, daher findet man vorzüglich in den Seestädten Nikolai-Kirchen.

Historisch-statistisches Gemälde des Russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von Heinrich Storch. Siebenter, achter und letzter Theil. Leipzig, bey Hartknoch. 2 Alph. 7 B. nebst einem Supplementband zum 5, 6 und 7ten Theil des historisch-statistischen Gemäldes des

Russischen Reichs. Enthaltend archivalische Nachrichten und Beweisschriften zur neuern Geschichte des Russischen Handels mit einer hydrographischen Karte und 7 Planen 9½ B. zusammen 6 Rk.

Endlich hat der Verf. das Ziel glücklich erreicht; auch in diesen beyden Bänden ist sein Fleiß in Bearbeitung der Materialien, bey welchen größtentheils handschriftliche Nachrichten zum Grunde liegen, sichtbar. Die Statistik des russischen Handels macht den Inhalt der beyden Bände aus. Zuerst schildert der Verf. den einheimischen Handel, nachdem er zuvor eine Uebersicht der innern Verbindungsmittel zum Behuf des kaufmännischen Verkehrs gegeben hat. Ueberaus groß ist im russischen Reiche die inländische Schiffahrt; nach allen Richtungen durchströmen es eine Menge schiffbarer Flüsse; von Selenginsk bey der chinesischen Grenze bis nach Petersburg hin kann man eine beynahe ununterbrochene Wasserfahrt machen — zu Lande beträgt dieser Weg 6226 Werste — nur an 2 Orten müssen die Waaren einige Meilen zu Lande fortgeführt werden. Ueberall ist die Kunst der Natur zu Hülfe gekommen; man hat Flüsse schiffbar gemacht, die es vorhin nicht waren; man hat den Handelsfahrzeugen neben großen stürmischen Seen sichere Nebenwege eröffnet; man hat sogar entgegengesetzte Flußsysteme vereinigt. Zu diesem allen legte vorzüglich Peter der Große den Grund, und bewunderungswürdig ist schon das, was er that, oder doch für seine Nachkommen vorbereitete.

Um diese Sache nach ihrer ganzen Wichtigkeit darzustellen, liefert der Verf. zuerst eine kurze Anzeige der fahrbaren und befahrenen Flüsse und Seen; verbindet damit derselben eine Beschreibung der künstlichen Wasserkommunikationen, und versucht, auch die Benutzung dieser Gewässer für den Handel oder die Schiffahrt auf den Flüssen und Kanälen zu schildern. Diese Abhandlung wird besonders durch die beygefügte hydrographische Karte und die Plane von einzelnen Wasserkommunikationen erläutert. Dann kommt der Landtransport in Betrachtung, der vorzüglich durch gute Wege erleichtert wird. Merkwürdig ist, daß nach den einheimischen Annalen schon 1014 der Großfürst Wladimir die Wege zu bessern und Brücken zu bauen befahl; wie

wohl dieser Befehl nur in kriegerischer Hinsicht gegeben wurde, weil er einen Feldzug nach Nowgorod vor hatte. Auch hier bahnte vorzüglich Peter der Große den Weg, indem er kunstmäßig Heerstraßen anlegen ließ. Den Transport zu Lande erleichtert aber in Rußland auch ungemein die 4 bis 6 monatliche Schlittenfahrt. Ein Pferd schleppt bey gutem Winterwege anderthalbmal soviel, als es im Sommer auf der ebensten Straße ziehen kann, und um die Hälfte ja um ⅔ wohlfeiler ist im Winter der Transport der Waaren von Petersburg nach Moskwa. Dann schildert der Verf. das Postwesen in Rußland und zeigt, daß die regelmäßige Einrichtung der Posten in Rußland frühern Ursprungs ist, als in Deutschland, vielleicht sogar älter, als in Frankreich. Nach des Barons von Herberstein Zeugniß, welcher als Gesandter des Kaisers Maximilian I. in Rußland war, gab es damals schon überall im ganzen Reiche Posten.

Bey der Schilderung des einheimischen Handels zeigt der Verf. zuvor in der Einleitung, wie sehr derselbe durch die Vereinigung so vieler Länder unter Einer Herrschaft und gleichförmigen Gesetzen, durch Befreyung des inländischen Handelsgewerbes von Monopolien, Abgaben und Verarbeitung, von Wege-Brücken-Fährengeldern, Accisen und dergleichen, von inländischen Zöllen und Stapelgerechtigkeit begünstigt werde. An dem einheimischen Handel nehmen der Adel und die Bauern beträchtlichen Antheil; die vorzüglichsten Hülfsmittel des einheimischen Handels dieser Volksklassen sind die Wochenmärkte, die selbst in den Dörfern zuweilen so bedeutend sind, daß sie viele Jahrmärkte übertreffen. Doch die vornehmsten Betreiber des einheimischen Handels sind die Kaufleute und Manufakturisten. Nächst den Russen, Polen und einheimischen Deutschen in den ostseeischen Provinzen, die als Kaufleute den größten Antheil am innern Handel nehmen, haben auch Tataren, Bucharen und Armenier die Freyheit, dieses Gewerbe zu treiben. Nur diese Nationen kommen zu einer beträchtlichen Konkurrenz im einheimischen Handel; aber den Vertrieb ausländischer Waaren besorgen in den vorzüglichsten Grenz- und Handelsplätzen auch Ausländer gemeinschaftlich mit den Russen. Die Hülfsmittel des einheimischen Handels sind Jahrmärkte und die Kaufhöfe, welche eine Art von immerwährender

Messe darbieten. Die Schilderung des einheimischen Handels, sowohl im europäischen Rußland als in Sibirien, ist interessant. Der auswärtige Handel des russischen Reichs theilt sich in den europäischen und asiatischen, und jeder dieser Zweige wieder in den See- und Landhandel. Um den russischen Land- und Seehandel in Europa genau darzustellen, beschreibt der Verf. zuerst das Lokale der Handelsplätze und den Betrieb ihres Handels; von den Seehandlungsplätzen kommt er auf die Landhandlungsplätze, wo die Organisation der Grenzzölle auch in Erwägung gezogen wird; dann werden die Produkte aufgeführt, welche in den europäischen Handel kommen, und die Art des Vertriebes derselben bemerkt; endlich wird der europäische Handel nach seinen verschiedenen Zweigen im Allgemeinen geschildert. Den Beschluß des Werks macht die Darstellung des asiatischen See- und Landhandels. Der Supplementband enthält wichtige archivalische Nachrichten zur neuern Geschichte des russischen Handels. Auch zur Geschichte des Handels und der Unternehmungen der jetzigen Russisch-Amerikanischen Kompagnie hat der Verf. sehr interessante Materialien erhalten, welche er für ein anderes Werk nächstens bearbeiten wird.

Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern aus ächten Quellen geschöpft. Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von Joseph Hazzi, Kurpfalzbaierisch. General-Landdirektionsrath in München. Dritter Band. Erste Abtheilung. Nürnberg, bey Stein. 1803. 469 S. 8. 2 Rf.

In diesem Bande fährt der Verf. fort nach eben dem Plan, wie in dem 2ten Bande, der im 2n Stücke des 84n Bandes dieser Bibliothek beurtheilt wurde, die Gerichte historisch, statistisch und topographisch zu beschreiben. Rec. will nicht wiederholen, was er in jener Beurtheilung über den Werth dieses Werks, aber auch zugleich über so manche unnöthige Weitläuftigkeit gesagt hat. In diesem Bande wird die ausführliche Beschreibung der Stadt München die Aufmerksamkeit der Leser gewiß am meisten auf sich ziehen; aber auch hier hätte Manches kürzer abgefaßt werden können; dagegen möch-

te der Ausländer sich des Wunsches nicht erwehren können, daß bey den in alphabetarischer Ordnung aufgeführten bürgerlichen Gewerben mehrere Namen der Handwerker, die bloß Provinzialnamen sind, wie auch bey einigen wirklich geschehen ist, erklärt worden wären. In diesem Verzeichniß wird man mehrere Gewerbe finden, die entweder nur in einer ächtkatholischen Stadt, oder an einem Orte, wo das Hofetiquette noch strenge beobachtet wird, aufkommen oder bestehen können; z. B. ein geistlicher Waarenhändler, ein geistlicher Waarengießer, Haarbeutelmacher. Fabriken giebts wenige; unter den Lederfabriken ist die Utzschneidersche die vorzüglichste, welche jetzt schon jährlich 60,000 Stück Felle verarbeitet. Der Handel ist daher auch ganz unbedeutend und etwa 3—4 Häuser treiben nur einigen Speditionshandel. Die Bevölkerung der Stadt stieg nach der Zählung vom Jahr 1801 auf 48,700 Menschen mit Einschluß des Militärs zu 4700 Mann, und der Bewohner in der Au und andern Bewohnungen außerhalb der Stadt zu 8295 Seelen. Diese wohnen in 1819 Häusern. Freymüthig tadelt der Verf. an dem Adel, daß er noch viel Steifes aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. an sich habe, weder die Künste und Wissenschaften unterstütze, noch sich gastfrey zeige, und bloß für sich und den Hof lebe. Der alte Adel hat noch große Prärogative, er allein kann nur zu den höhern Stellen des Landes gelangen, er allein darf bey Hofe erscheinen. Die Anzahl der Juden hat sich in der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr vermehrt; 1750 waren ihrer nur 20, und 1798 schon 11mal mehr, nämlich 220. Unter besondern Rubriken hat der Verf. noch so manches Interessante gebracht, was die Sitten der Bewohner der Stadt charakterisirt; manche freymüthige Aeußerungen überraschen sogar, und beweisen eine große Censurfreyheit in Baiern.

Ei.

Gelehrtengeschichte.

Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI continuati, post *Maittairii* aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti,

dacti emendati et aucti cura D. *Georg. Wolfg. Panzer.* *Volumen XI.* (et ultimum) Norimbergae, impensis Zehi. 1803. VIII u. 640 S. gr. 4. 5 Rthl.

Die glückliche Beendigung des seine Brauchbarkeit täglich bewährenden Unternehmens zeigt Rec. mit desto größerm Vergnügen an, da bey so weitschichtigen Arbeiten es nur höchst selten geschieht, daß solche bis an ihren Schluß sich in gleichem Werthe behaupten. Auch muß den beobachtenden Literator der Umstand freuen, daß mitten in einem durch Erschütterungen aller Art äußerst erschwerten Zeitraume, wo überdieß so wenig auf den Ertrag der Vergangenheit Rücksicht genommen, und, mit Ausnahme des Studiums alter Sprachen etwa, nur darauf los spekulirt, polleisirt, oder dem flüchtigsten Zeitvertreibe gehuldigt wird, ein Werk solches Umfangs dennoch zu Stande gebracht werden könne! Zu diesem Erfolge berechtigte es indeß der innern Empfehlungen mehr als eine; denn nicht nur für die in unserm Vaterlande schon so zahlreichen öffentlichen und Privat-Büchersäle, als wo sich ohne Rückschritt ins XVIte und XVte Sekulum etwas Zusammenhängendes kaum erreichen läßt, sind diese typographischen Annalen unentbehrlich geworden; sondern auch dem gesammten Europa; und kein In- oder Ausländer wird in der Bücherkunde bis zum ersten Druckjahrhundert nunmehr hinansteigen, ohne seine eigne Erfahrung und etwanigen Entdeckungen erst an diesen Probierstein zu halten. Ein mithin um die ganze literarische Welt erworbnes Verdienst des unermüdeten Landsmanns; das man auch überall bereits anerkennt, und eben dadurch in den unserm Deutschland von je her zugestandnen Ehrenkranz, das Archiv nämlich alles Gemeinnützigen zu seyn, ein Blümchen mehr flicht!

Auch von Seiten der Vollständigkeit, einer der wesentlichsten Erfordernisse, empfehlen diese Annalen sich auf lange Zeit hin. Mehr als ein Decennium dürfte höchstwahrscheinlich vorübergehen, ehe von Druckstücken des XVten Jahrhunderts noch ein halber Band von der Stärke des vorliegenden sich wird als Nachlese liefern lassen. Ob die zahlreichen durch Sekularisation jetzt an's Licht gezognen Kloster-Bibliotheken sie beschleunigen werden, muß die Zeit lehren. In Frankreich scheint die Ausbeute, so viel man nämlich bis jetzt davon

von weiß, eben nicht bedeutend gewesen zu seyn. In Spanien und Portugal, vielleicht auch in Italien, ob man hier gleich längst schon aufmerksamer gewesen, mag freylich noch manches bisher unbekannt gebliebne Druckstück jenes Zeitraums stecken; mit deren Betrage jedoch, und das aus andern Gründen, es schwerlich über ein paar Hunderte hinauslaufen wird. In Deutschland selbst, wie auch Herr P. in der Vorrede des letzten Bandes vermuthet, sind es vielleicht Versuchstücke der sich erst ausbildenden Kunst, die in dergleichen Klosterwinkeln dem Auge des Forschers sich bisher entzogen gehabt; eben deshalb aber unmöglich zahlreich seyn können; so erwünscht übrigens das Auffinden derselben für die Geschichte der Buchdruckerey selbst bleiben würde. Etwas weniger Schwierigkeit dürft' es haben, mit Anzeige von Impressen, die im ersten Drittel des XVIten Sekulum zum Vorschein gekommen — noch einen Supplementband von ziemlicher Stärke, und das binnen ungleich kürzerer Zeit zu füllen. Hier war Herr P. nicht nur der erste gewesen, der den Gegenstand in seinem ganzen Umfange bearbeitet hatte; denn Maittaire's und Andrer Versuche bleiben nur partiell; sondern die ungeheure Menge von Flugschriften und Traktätchen, woraus der Pressenertrag dieses Zeitraums großentheils besteht, machten es auch zur Unmöglichkeit ein solches Meer von Kleinigkeiten auf einmal zu erschöpfen. Da indeß schwerlich viel Druckstücke von entschiedner Wichtigkeit sich hierunter noch befinden werden, wird unser verdienstvoller Annalist um so leichter sich trösten, auch dem Fleiße Andrer Nachleser überlassen zu müssen; so wie der Literator seinerseits ruhig abwarten kann, bis dergleichen über lang oder kurz sich zusammen aufstellen lassen.

Innerhalb der zehn Druckjahre des Werks ward von dem Nürnberger Bibliographen keine Gelegenheit verabsäumt, die bereits abgedruckten Bände zu ergänzen, und diese exemplarische Sorgfalt erhielt bis zum letzten von allen sich in gleicher Regsamkeit. Zwar hat sie zur Folge gehabt, daß man für die Produkte des XVten Sekulum nunmehr drey Register, und für die des XVIten deren zwey nachschlagen muß: wer aber wird diese kleine Mühe nicht um so williger sich gefallen lassen, da sie die Erreichung möglichster Vollständigkeit zur Veranlassung hat? Ueberdieß kann es für den, der wenigstens einen Theil derselben haben will, nur die Arbeit we-

weniger Stunden seyn, das dritte nicht sonderlich lange Register der Quattrocentisten nach und nach ins erste oder zweyte einzuschalten. – Daß der Annalist die Beurtheilungen seiner Arbeit gleichfalls nicht aus der Acht ließ, zeigte die Aufnahme einiger in den Anzeigen der ersten Bände auch von unsrer N. A. D. Bibl. ihm nachgewiesne Supplemente. Weiter hin jedoch mag der würdige Greis theils müde geworden seyn, Wiederholungen seines Lobes zu lesen, theils der Fortschritt so beschwerlicher Arbeit seine ganze Muße verlangt haben; denn in den spätern Bänden findet sich auf dergleichen, auch in unsern Blättern enthaltne Scherflein, nicht weiter Rücksicht genommen; obschon die meisten früh genug mitgetheilt worden, um wenigstens im letzten Bande der Annalen noch Platz zu finden. Noch immer also ist hierauf derjenige zu verweisen, den Lust anwandeln sollte, für einen Supplementband im Ernste zu sammeln. — Wie sauer übrigens der Annalist sich's werden ließ, die zu seiner Unternehmung erforderlichen Hülfsquellen, einheimische sowohl als fremde, zu kennen und zu benutzen, erhellet schon aus dem am Schluß vorliegenden Bandes aufgestellten Index fontium; als welcher daselbst den Raum von S. 614—630, und das in gespaltnen, reichlich bedruckten Kolumnen einnimmt; wie denn auch die hier angegebnen Bücher- und Katalogentitel möglichst kurz sich gefaßt finden. Ferner, ergiebt aus diesem Quellenverzeichnisse sich zur Genüge, welch ein beträchtlicher Zeit- und Kostenaufwand durch die von Hrn. P. so genau unternommene Sichtung und Zusammenstellung aller dieser Notizen dem Bibliographen nunmehr erspart worden. Wirklich sind, um nur den leidigen Kostenpunkt zu berühren, die 50 oder 55 Thaler, als wofür die Annalen noch feil stehen, ein überaus mäßiger Preis: verhältnißweise nämlich zu den Hunderten von Thalern, die, wie des Rec. eigener Beutel erfuhr, schlechterdings dran zu wenden waren, um bloß in diesem Felde der Bücherkunde auch nur zu einiger Uebersicht zu gelangen. Und was helfen ohne diese, noch so ausgebreitete, aber zerstreute Kenntnisse!

Die Angabe nun, wie hoch die Summe der aus allen diesen Katalogen und andern Bibliographen gezognen und in den Angaben aufgeführten Artikel sich belaufe, (wo Zweifel obwalteten, hat Hr. P. es überall treulich bemerkt, und sein Urtheil bleibt in solchen Fällen von großem Gewicht) wäre

frey-

freylich dem Sammler selbst viel leichter als irgend Jemand andern geworden; wenn man indeß jeder bedruckten Seite der zehn Bände — den XIten für die Register abgerechnet — auch nach flüchtigem Anschlage nur 5 oder 6½ Nummern zutheilt, erscheint dennoch schon die gewaltige Zahl von mehr als zehntausend Druckstücken. Nunmehr, das heißt nach gänzlicher Beendigung des Werks, weiß der Bibliograph erst, woran er sich zu halten hat, und kann mit Sicherheit, ohne das actum agere also zu befürchten, von Zusätzen oder Berichtigungen sprechen; den etwan aufgegriffnen Fund aber, auch andern Kennern und Liebhabern mitzutheilen, wären die gleichfalls zu Nürnberg verlegten Litterarischen Blätter ein um so schicklicherer Platz, da der Auffinder von dergleichen Seltenheiten, auch ihren Werth, in der Kürze versteht sich, zu motiviren hier noch Raum finden, und dem Redakteur eines dereinstigen ganzen Supplementbandes die nöthige Gewährleistung dadurch verschafft würde.

Noch giebt es von den übrigen Bestandtheilen vorliegenden Bandes gedrängten Bericht zu erstatten. Bis S. 200 füllt jenen die andre Hälfte des im vorletzten Bande angefangnen und daselbst bis N vorgerückten Registers der von 1501 bis 36 aufgestellten Schriftsteller und Schriften; wo jedoch, wie schon ehedem erwähnt, auch die Druckstücke des ersten Supplements für's XVte Jahrhundert sich aufgenommen finden; die verdoppelte Mühe des Nachschlagens aber hieher dadurch sehr erleichtert wird, daß die spätern Sätze gleich an der Spitze jedes Artikels stehn, und, wenn solche keine Gefährten aus dem XVIten Sec. haben, noch leichter aufzugreifen sind. — Das hierauf folgende 2te Register enthält in alphabetischer Ordnung den oder die Vornamen der Buchdrucker gedachten Zeitraums, und ein 3tes ihre Familiennamen. — Folgt von S. 311 bis 50 nach Ordnung der Druckplätze das oben erwähnte dritte Supplement noch im XVten Jahrhundert erschienener Bücher; worunter jedoch, so willkommen es auch der bezweckten Vollständigkeit halber ist, nur äußerst wenig Erhebliches, oder die Geschichte der Kunst Aufhellendes sich finden läßt. — Sodann von S. 351 bis 540 das, wie man sieht, ungleich zahlreicher ausfallende Supplement zu den von 1501—36 gedruckten Büchern; ebenfalls nach den alphabetisch gereihten Druckplätzen. Unter diesen Ergänzungen nimmt die beträchtliche Anzahl der

Jm-

Impressen dieses Zeitraums sich aus; womit der Katalog des einzigen St. Georg Klosters zu Villingen im Vorderösterreichischen dem Annalisten noch an die Hand gehen konnte, und die oben geäußerte Vermuthung also bestätigt, daß die aus erwähntem Zeitraume sich zu versprechende Nachlese noch am ergiebigsten seyn werde; denn aus dem XVten Sek. lieferte eben diese Klosterbibliothek eine schon weniger bedeutende. — Hierauf das Namen- und Schriftenregister besagter beyder Supplemente für's XVte und XVIte Jahrhundert. Noch 2 kleinere Indices darüber; der Druckplätze nämlich und Buchdrucker, wovon in eben diesen Supplementen gedachter Zeiträume die Rede gewesen. Von jenen gab es im XVten überhaupt 192 und XVIten bis 1536, soviel deren bis jezt bekannt sind, 191; in Hinsicht auf Anzahl der Druckplätze hielten mithin die beyden Sekula sich die Wage; Paris aber und Venedig bleiben die beyden Städte, wo die meisten Buchdrucker, und folglich auch der reichlichste Pressenertrag sich finden ließen. — Der schon oben gerühmte, so lehrreiche Index fontium endlich.

Allein an allem diesen genügte der Sorgfalt des Herausgebers es nicht; als welcher noch 9 eng und klein bedruckte Seiten in doppelter Spalte zu Emendandis und Corrigendis in den IX ersten Bänden verwandt hat, ohne die es in einem Werke dieser Art unmöglich ablaufen konnte; so wenig man übrigens über vernachlässigte Korrektur beym Abdrucke selbst schon sich zu beschweren gehabt. Wenn daher im vorliegenden Erratenverzeichnisse auch höchstselten nur wesentliche Berichtigungen sich darbieten, ist man dem Herausgeber für diese Aufmerksamkeit noch immer Dank schuldig; weil es im bibliographischen Fache gleichfalls der Fälle genug giebt, wo diplomatische Genauigkeit ungemein willkommen bleibt. Der Vte, bekanntlich die Hauptregister für's XVte Jahrhundert enthaltende Band hat jedoch diese Sorgfalt noch nicht genossen; vermuthlich weil es dem würdigen Manne an hierzu nöthiger Muße bisher gefehlt haben mag. So fand Rec., den besagter Registerband sonst nur überaus selten unbefriedigt ließ, vor kurzem noch unter dem Namen Mascaron sich zwar an Processum judiciarium verwiesen; hier aber so wenig als unter Jus, oder anderwärts weitere Auskunft. Ohne Zweifel war hier die Nachweisung des höchstseltnen Druckstücks aus der Augsburger Presse Günther

Zai-

Zainckis verloren gegangen; das in der Annalen in Wdr., S. 132, Nummer X auch wirklich aufgeführt steht; wenn anders Herr P. der Ausgaben dieses seltsamen Buchs nicht noch mehrere gekannt hat! — Statt nach dergleichen Anzeichnungen länger sich umzusehn, will Rec. lieber mit einer Bemerkung schließen, der schwerlich Jemand widersprechen wird, und die für den Herausgeber selbst so ermunternd ist, daß sie seinen ausharrenden Fleiß, wo nicht hinreichend belohnt, ihn doch zum Theil wenigstens schadlos halten muß. Wenn nämlich Hunderttausende von Büchern auf immer verschwunden, und Myriaden anderer, selbst aus öffentlichen Bibliotheken, schon wegen Mangel an Raum gestoßen seyn dürften, wird das von ihm so rühmlich zu Stande gebrachte Werk sich noch immer auf seinem Ehrenplatze behaupten; denn in was für dunkle Ferne verliert sich die Aussicht, daß Vergänglichkeit aller Dinge auch an diesen Annalen ihr Recht ausüben; oder, was auf eins hinausläuft, eine ganz andere Wendung im Vorschritte menschlicher Geisteskraft auch diese Arbeit für nicht länger brauchbar erklären werde!

Hm.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt oriental. Philologie.

Francisci a Mesgnien Meninski Lexici Arabico-Persico-Turcici secundis curis recogniti et aucti. *Tomus quartus.* 1207 S. gr. Fol. ohne Jahrzahl. (1802.) 20 Rthl.

So wäre denn das große Unternehmen, unter Maria Theresia auf öffentliche Kosten angefangen, und unter Joseph und Leopold fortgesetzt, endlich unter Franz II. glücklich vollendet worden — eine wahre Bereicherung der Literatur, deren Folgen noch umfassender und weitschweifender seyn würden, wenn nicht der hohe Preis des kaiserlichen Werks den Aufwand, welchen die meisten Privatgelehrten für Bücher machen können, überstiege. Jetzt wird es meist nur Gesandten, Dollmetschern, Kaufleuten und den Gelehrten dienen, welche in der Nähe einer öffentlichen Bibliothek leben, die ihre Schätze nicht verschließt. Von dem Plan und dem reichen Inhalte die-

dieses wichtigen Werkes haben wir bey der Erscheinung der ersten drey Bände in der ältern Allg. D. B. (B. 46 S. 45 B. 71 S. 234 B. 113 S. 548) alles beygebracht, was zur nähern allgemeinen Kenntniß gehört, daß wir dasselbe wiederholen müßten, wenn wir in eine neue Beschreibung eingehen wollten, was weder nöthig ist, noch von Nutzen seyn könnte. Mögen nun die trefflichen Männer, durch deren mühsame Arbeit dieses große Werk zu Stande gekommen und vollendet worden ist, die reichsten Belohnungen für ihr Verdienst finden!

Nizami Poetae Narrationes et Fabulae, Persice. Ex Codice Ms. nunc primum editae, subjuncta versione latina et Indice Verborum. Lipsiae, sumptibus Wolfii et Soc. MDCCCII. VIII. 115 S. gr. 4. 3 Rt.

In Deutschland ist die Erscheinung eines Persischen Schriftstellers eine so seltene Erscheinung, daß Rec. die Lektüre dieses Werkes unternahm, nicht um zum Tadel, sondern um zum Lobe desselben Gelegenheit zu finden. Aber wider seinen Willen sieht er sich gezwungen, fast ganz allein aus dem erstem seine Anzeige zusammenzusetzen.

Die Vorrede, welche L. H (oym) unterzeichnet ist, giebt keine Nachricht, weder über die Beschaffenheit, Alter u. s. w. der gebrauchten Handschrift oder Handschriften, noch über den Dichter, noch über das abgedruckte Werk selbst, dessen ursprünglicher Titel nicht einmal angegeben wird. Statt dessen erzählt der Herausgeber, daß die von Jones und andern hie und da ausgehobenen poetischen Fragmente ihn zum Studium von ganzen Werken gereizt, und dieses ihm sowohl gefallen habe, daß er beschlossen, sich der Persischen Sprache gänzlich zu widmen. Weil nun, um die Kenntniß derselben mehr zu verbreiten, nöthig sey, Persische Schriftsteller durch die Druckereyen aus den Bibliothekschränken in die Welt zu bringen, so fange er damit an, die Nizamischen Fabeln herauszugeben. Dazu bewege ihn insbesondere außer dem bekannten Zeugnisse von Hafiz, die innere Vortrefflichkeit der Fabeln selbst, welche ungeachtet ihrer Dunkelheit, seine lateini-

teinische Uebersetzung auch dem Anfänger verständlich mache. Wenn dieß Urtheil ernstlich gemeint, und nicht auf Rechnung der Gewohnheit als Herausgeber sein Werk zu loben, zu bringen ist: so hat der Herausgeber in Sachen des Geschmacks zum Urtheil keine Kompetenz. Die hier mitgetheilten sogenannten Erzählungen sind weiter nichts, als ein buntscheckiges Gemisch von verschiedenartigen größtentheils trivialen Sentenzen, deren Zusammentreffen oft kein Europäischer Witz wird erklären können, und welchen zu gefallen eine noch trivialere Erzählung ausgesponnen ist. Zur Ehre des Dichters will Rec. glauben, daß der Herausgeber nicht den bessern Theil seiner Werke ausgewählt habe.

Der Zusatz auf dem Titel: *nunc primum editae* hätte billig wegbleiben sollen, da bekanntlich schon zu Calkutta sämmtliche Werke des Nizami mit einer Englischen Uebersetzung erschienen sind. Rec. hat diese Ausgabe noch nicht benutzen können, und kann daher nicht angeben, in welchem Verhältniß mit ihr die Hopmsche Ausgabe stehe. Die hier gegebene lateinische Uebersetzung ist sehr oft unrichtig, und könnte der Treue unbeschadet in einer bessern Latinität abgefaßt seyn. Um das gefällte Urtheil über das Verdienst des Dichters und Herausgebers zu belegen, mag eine soviel als möglich wörtliche Uebersetzung der 15n Erzählung, welche zu den bessern gehört, hier einen Platz finden:

Erzählung, wie ein König, der vor kurzem die Regierung angetreten hatte, mit seinen Dienern verfuhr.

Ich hörte folgende Erzählung: Im Lande Meru herrschte ein Königssohn, ein Jüngling (von schlankem Wuchs) wie eine Cypresse.

Durch sein Regiment ward dieses Land erschüttert, das Reich geschüttelt (daß sein Zustand unbeständig wurde) wie das Glück.

Die Alten tadelten einmüthig seine Unerfahrenheit, auch in seinem Gemüth entstand Furcht vor der Gefahr (in welcher sein Reich schwebte). (Der Herausgeber übersetzt das letzte Hemistichium: in periculo erat propter seditionem semiconcitatam.)

In einer Nacht, als nachdenkend über dieses Unheil er lag, sah er, daß ein Greis in diesem Schlafe zu ihm sprach:

O König, mache neu die alte Burg, o Rose treibe zum Neuen den alten Schößling. (In dem ersten Hemistich dieses Distichums liest Rec. کن statt نو. Der Herausgeber übersetzt ganz ohne Sinn, und wider die Gesetze der Sprache: Relinque, dixit, o luna nova, vallum antiquum, percute, o flos adolescens, ramum antiquum.)

Aber ein neuer Schößling erhebt sich nicht aus dem Stamm, wenn Du nicht zerbrichst den Hals des alten Schößlings.

Damit Dir erhalten bleibe das Regiment, so sey Dein (künftiges) Leben besser als Deine (bisherige) Gewohnheit.

Der König, als er vom Schlafe aufgestanden, räumte jene zwey oder drey (oben in der Ueberschrift genannten) Männer aus dem Wege.

Er machte einen neuen Bau, und riß den alten ein; das Reich ward durch dieses frische (Werk) ein frisches Reich.

Heilsam ist, daß, wer ein Reich verwirrt, den Kopf verliere; heilsam ist, daß ein schlechtgeordnetes Heer aufgelöst werde.

Was wird das übrige gebildete Publikum von uns Orientalisten, was von der Persischen Literatur überhaupt denken, wenn wir solche Produkte ihm als die schönsten Blumen aus dem Garten des Morgenlandes anbieten?

Das aus Meninsky gezogene Wörterverzeichniß, welches der Herausgeber in der Vorrede einen Indicem locupletissimum nennt, möchte Rec. nicht einmal locuples nennen. Es fehlen darin viele, besonders zusammengesetzte Wörter, und dagegen ist der geographische Exkursus über die Stadt Maru مرو S. 103 überflüssig, indem nichts Neues daraus zu lernen ist.

In der Vorrede verwahrt sich der Verf. noch dagegen, daß man von dieser Ausgabe keinen Schluß auf die Beschaffenheit seiner vor einigen Jahren angekündigten Ausgabe der Oden des Hafiz machen möge. Allerdings wird er darin mehr

zu

zu leiſten haben, wenn er ſich ein wahres Verdienſt um die Perſiſche Literatur erwerben will.

St.

Klaſſiſche, griech. u. lat. Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

C. L. Struve, Holſ. Hiſtoria doctrinae Graecorum ac Romanorum Philoſophorum de ſtatu animarum poſt mortem. In Certamine literario Civium Academiae Georg. Auguſt. die IV. Jun. 1802. praemio ornata. Altona, apud Hammerich, 1803. $7\frac{1}{2}$ Bog. 8. 10 ℋ.

Dieſe Preisſchrift iſt der ihr wiederfahrenen Auszeichnung vollkommen werth. Der Verf. hat ſeinen ſehr intereſſanten, in philoſophiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht gleich vielſeitig merkwürdigen Gegenſtand, ſo weit es der Raum, den ſein Zweck ihm vorſteckte, geſtattete, erſchöpft und gezeigt, daß er nicht nur ſeine Vorgänger fleißig ſtudirt; ſondern ſie auch, mit den Reſultaten ſeiner eigenthümlichen Anſichten verglichen, und dieſe wieder einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen habe.

X.

Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum. Mit grammatiſchen und erklärenden Anmerkungen von *Chr. Heinr. Pauſler*, Rektor an der höhern bürgerl. Stadtſchule zu Neuſtadt bey Dresden. Leipzig, bey Rein. 1804. XXIV und 488 S. 2 Rℓ.

Es iſt aus der Erfahrung mehr als zu bekannt, wie ſelten man beym Unterricht in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſowohl in ältern als neuern Zeiten, den rechten Weg einſchlug, auf welchem die Jugend bey Leſung der alten Klaſſiker zur Erlernung jener alten Sprachen angeführet

werden sollte. In den Schuljahren des Rec. und auf der Schule, wo er seine Jugendjahre verlebte, beschäfftigte man sich besonders in gewissen Klassen mehrentheils mit Worten; mit Regeln, die man aus Wellers und Schmidts (lateinisch geschriebenen) Grammatiken auswendig lernen ließ, und mit Formeln oder Redensarten, die man aus dem Autor, den man erklären sollte, herauszog, und sie übersetzen ließ, ohne sich um den Sinn der Stellen, die man las, zu bekümmern. Daß diese Methode die sicherste war, den Geist der Sprache zu vernachlässigen, und bey den Schülern entweder eine gänzliche Abneigung, oder doch wenigstens eine sichtbare Kälte und Gleichgültigkeit gegen die alten Sprachen und die in denselben geschriebenen klassischen Schriftsteller hervorzubringen, sah man in den neuern Zeiten ein. Man wählte also eine andere Methode. Man suchte den Inhalt und die Sache zu erklären; man gab sich Mühe, der Jugend den Sinn, das Gedankenreiche und Schöne der alten Klassiker darzustellen, und zu noch leichterer Uebersicht gab man ihr auch noch Uebersetzungen (welche in desto größerer Anzahl erschienen, je häufiger sie gesucht wurden) in die Hände; sah aber dabey zu wenig auf das, worauf man bey der vorigen Methode allein sah. Allerdings gewährte dieß jungen Leuten mehr Unterhaltung, und es war ihnen angenehm, wenn sie über Geschichte, Alterthümer 2c. die ihnen bey ihrer Lektüre aufgestoßen waren, schwatzen konnten; aber lateinisch lernte man nach dieser Methode weniger, als nach der vorigen, wovon man hauptsächlich schon dieses als einen Beweis ansehen kann, daß es auf Universitäten nicht mehr sehr gebräuchlich ist, Vorlesungen in lateinischer Sprache zu halten, weil die Lehrer sich sonst der Gefahr aussetzen würden, nicht verstanden zu werden.

Wie gut ist es also nicht, wenn Männer aufstehen, wie Hr. P., die das Gute der alten und neuen Methode mit einander verbinden, das Fehlerhafte in beyden verbessern, und selbst neue Wege einschlagen, die für Lehrer und Lernende gleich nützlich und angenehm werden können. Beydes, Sprach- und Sachstudium der talentvollen, wißbegierigen Jugend in Verbindung anzupreisen und angenehm und leicht zu machen, ist die beyfallswürdige Absicht, die er bey dieser Ausgabe des Nepos zu erreichen wünscht, und daß er sie auch gewiß erreichen werde, dafür bürgt die Art, wie er diesen Schriftsteller behandelt.

Daß

Daß er seine Anmerkungen deutsch, und nicht lateinisch machte, war sehr gut; denn da man diesen Schriftsteller mehrentheils nicht den geübtesten Lateinern in die Hände giebt: so hätte man wieder eine Erklärung der Erklärung nöthig; und daß die ganze Methode, nach welcher er den Nepos sowohl, als den im Jahr 1802 von ihm herausgegebenen Phädrus, bearbeitete, nicht aus der Luft gegriffen; sondern auf Erfahrung gegründet ist, sichert den Werth und Beyfall dieser Arbeit um desto mehr.

Unmittelbar unter den Text hat Hr. P. den grammatischen Bemerkungen ihren Platz angewiesen. Unter denselben sind die schwierigen Fälle, die Sacherklärungen und die Winke zum richtigen Uebersetzen in einem fortlaufenden Kommentar in gebrochnen Kolumnen angebracht, welches sich dem Auge sehr empfiehlt; und nicht leicht wird selbst ein ungeübter Leser dieses römischen Klassikers auf etwas stoßen, worüber er nicht hier befriedigende Auskunft finden sollte.

Die grammatischen Bemerkungen sind, der Kürze wegen bloß durch Nachweisungen auf Scheller, Bröder, Horatius Tursellinus, Schadeloock u. s. w. beygebracht. Von den schwierigen Fällen, von den Sacherklärungen und von den Winken zum richtigen Uebersetzen glaubt Rec. einige Beyspiele anführen zu müssen, um die Leser der N. D. B. in den Stand zu setzen, selbst über die Methode des Hrn. P. urtheilen zu können. Erst also einige schwierige grammatische Fälle.

Miltiades III, 2. — *graeca lingua* loquentes. Dieser Ablativus modi, der vorzüglich bey Dichtern sehr gewöhnlich ist, vertritt offenbar die Stelle eines Adverbii, vergl. Attic. IV, 1. Er entsteht auf folgende Art. Das Adverbium, welches den Begriff des Verbi näher bestimmen soll, wird in ein Adjectivum verwandelt, und darzu ein passendes Substantivum gesucht, mit welchem es dann in gleichem genere und numero im Ablativo zu stehen kommt. Daraus muß man sich auch erklären, warum nicht der Casus verbi (Accusativ) graecam linguam, steht. Denn die griechische Sprache soll nicht als Objekt; sondern nur als charakteristische Modifikation gedacht werden. Nepos würde etwas ganz anders gesagt haben, wenn er geschrieben hätte: graecam linguam loquentes u. s. w.

Milt. VII. 5. — *quoniam* ipse pro se dicere non *posset*. Dieses ist der Nebensatz, welcher vom Hauptsatze: Verba pro eo fecit etc. abhängt. Obgleich diejenigen neuern Gelehrten, welche mit Kapp behaupten, quoniam könne seiner Natur nach keinen Conjunctivum bey sich haben, recht haben können: so geht man doch wohl zu weit, wenn man um dieser Behauptung willen jedesmal da, wo es den Conjunktiv nach sich hat, den Indikativ an dessen Stelle sehen will. Es können ja außerdem noch ganz andere Ursachen eintreten, die den Conjunktiv erfordern. Und der Fall scheint hier zu seyn, wenn man der Idee des Nepos auf den Grund geht. Dieser will nicht, daß der Leser glauben soll, Tisagoras habe darum die Vertheidigung seines Bruders über sich genommen, weil dieser krank war; sondern ohne diese Rücksicht aus ganz andern Gründen, die aber Nepos mit Stillschweigen übergeht, und seine Leser errathen läßt. Man kann sie auch bald finden, wenn man bedenkt, wie schwer es ist, sich in Verlegenheit selbst das Beste zu rathen, und für seine Unschuld Gemüther zu gewinnen, die dagegen eingenommen sind. Da nun aber Nepos im Vorhergehenden einmal der Krankheit des Miltiades gedacht hatte: so läßt er hier, mit Rücksicht auf dieselbe gleichsam im Vorbeygehen, den Gedanken mit einfließen: weil er sich deswegen ohnedieß nicht selbst würde haben vertheidigen können, wenn er auch gewollt hätte ꝛc. Itaque steht dieser Absicht keinesweges entgegen; man darf es nur nicht durch ein Komma von quoniam, dem es eben sowohl nachstehen könnte, trennen, und zu verba etc. ziehen wollen. Die Stellung der Sätze rechtfertigt sich aber eben durch diese relative Partikel.

Dion. IX. 2. *a foribus* qui non discedant, certos praeficit. Hier construirt Hr. P. so: Praeficit (his custodibus) certos a foribus, qui non discedant, und macht darüber folgende sehr annehmbare Erläuterung: A foribus scheint Nepos (wenn er anders so geschrieben hat, und nicht vielmehr ac zu lesen ist statt a) in eben dem Sinne genommen zu haben, in welchem er Hannib. XII. 4. sagt *puer ab janua*, und Sueton. August. 67. *a manu*, Claud. 28. *ab epistolis* etc. die servi a foribus waren Thürhüter, Thürsteher, janitores, und also (vermuthlich) die eignen Leute des Dion, die aber Callikrates mit in sein Komplot gezogen hatte, und auf die er sich verlassen konnte; daher heißen sie certi

curti, sicherer Leute. Diese Ansicht erhält durch das folgende §. 6. außerordentlich viel Wahrscheinlichkeit. Denn aus §. 6. sieht man deutlich, wie wenig Liebe Dion unter seinen Leuten hatte, und wie sehr alle das Unternehmen des Callikrates begünstigten. Daß Callikrates sich der eignen Leute des Dion zu diesem hier angegebenen Behufe bedienen mußte, ist auch daraus sehr wahrscheinlich, weil er als callidus et ad fraudem acutus (Kap. VIII. 1.) alles herbey gesucht haben wird, Aufsehen zu vermeiden, wohin auch die Vorsicht gehört, die §. 2. erzählt wird, daß er das Haus mit Wächtern umgiebt, unter der Aufsicht sicherer Thürsteher, die ihren Posten nicht verließen.

Agesilaus II. 3. *ut Lacedaemoniis cum rege conveniret.* Diese Art zu reden ist ächt lateinisch; man sagt nämlich: Res convenit mihi tecum, und auch convenit mihi tecum, ich bin mit dir über etwas einig, ich verabrede etwas mit dir. Vergl. Terent. I. 1. 31. Iustin. XXI. 2. Flor. III. 22. daß die Lacedämonier mit dem Könige ein Abkommen treffen möchten.

Unter den Sacherklärungen ist gleich in der Praef. §. 4. 5. die Erklärung der Stelle neu; Nulla Lacedaemoni tam nobilis est vidua, quae non ad scenam eat, mercede conducta. Diese Stelle hat man bisher bloß durch Conjekturen zu erklären gesucht. Hr. P. übersetzt sie auf diese Art: »In Lacedämon giebt es kein rechtliches »Frauenzimmer von der edelsten Geburt, das sich nicht für »Geld willig finden lassen sollte, eine Rolle in den olym»pischen Spielen zu übernehmen. Denn ganz Griechen»land kannte von jeher keine größere Ehre als die, in den »olympischen Spielen den Preis errungen zu haben; daher »war es unter diesem Volke auch nichts Entehrendes, bey »solchen Gelegenheiten öffentlich aufzutreten, und um den »Beyfall der versammelten Menge zu buhlen, welches nach »unsern Sitten theils entehrend, theils wegwerfend (zu erniedri»gend), theils den Begriffen des Wohlstandes entgegen »ist.« — Seine Erklärung, welche aus der Geschichte hergenommen ist, ist eine sehr gute Rechtfertigung dieser Uebersetzung, überzeugt, und verdient deswegen nachgelesen zu werden. Indessen kann sich das Citat aus Digest. Lib. III. nicht wohl behaupten, und hat sich auch dasselbe, wie in der Vorrede zugestanden wird, durch einen Irrthum erhalten.

Eben so eigen ist ihm die Ansicht der Erklärung der Worte Lysand. I. 1. id qua ratione consecutus sit, latet. Um einen Sinn in diesen Worten, im Zusammenhange mit dem folgenden zu finden, hat man vermuthet, daß entweder patet statt latet, oder vor diesem wenigstens non stehen müsse. Aber Hr. P. hilft sich auf eine Art, die seinem Scharfsinne Ehre macht, und wohl nicht leicht widerlegt werden kann. Unter dem Worte ratio denkt er sich nämlich die Mittel, die Lysander als ein listiger Kopf, wählte, das zu bewirken, was er bewirkte; auf diese Art kann Nepos sagen: qua ratione id consecutus sit, latet, und doch darauf folgen: Non enim virtute sui exercitus etc. Doch diese Erklärung muß ganz und im Zusammenhange gelesen werden.

So versucht er auch einen eigenen Weg bey den Worten Thrasyb. I. 1. Si per se virtus sine fortuna ponderanda sit, dubito, an hunc primum omnium ponam etc. Er übersetzt sie nämlich: »Wenn auch Tugend ohne alles Glück in »Betrachtung gezogen zu werden verdienen sollte: so ist es »bey mir doch noch völlig unentschieden, ob ich diesen unter »allen zuerst stellen soll. So viel ist ausgemacht, in Ansehung seiner Beharrlichkeit, Geistesgröße und Vaterlands»liebe stelle ich ihn keinem nach.« Die Erläuterung und Vertheidigung dieser Uebersetzung ist gründlich und gut, nicht wohl eines Auszugs fähig, und verdient auch nachgelesen zu werden.

Besonders trifft man in der Erklärung der Biographie des Cato und Atticus auf sehr treffende Bemerkungen aus der römischen Verfassung; z. B. Cato II. 3. et multas res novas in edictum addidit. Edictum, Bekanntmachung, Manifest. Insbesondere hießen die obrigkeitlichen Verordnungen der Censoren, Dictatoren, Consulen, Prätoren, Curulädilen, Volkstribunen, Quästoren, mit einem Worte aller obrigkeitlichen Personen, die das jus honorarium hatten, und deswegen honorati hießen, edicta. Jeder von den genannten Magistratus, besonders der Praetor, machte beym Antritt seines Amtes bekannt, wie er es, während der Verwaltung desselben, in den ihm obliegenden Verrichtungen gehalten wissen wolle, damit Jedermann wissen konnte, was er sich versprechen dürfe, und wie er sich zu benehmen habe. Behielten diese Herren die Edicta ihrer Vorfahren ganz oder doch in einzelnen Stücken bey: so nannte man dieses *Edictum*

oder

oder Caput tralaticium; machten sie aber entweder einzelne capita oder das Ganze neu, so hieß es novum. Aus Partheylichkeit, um Jemanden zu schaden oder zu begünstigen, änderten jene Herren, freylich widerrechtlich, mitten im Jahre oft etwas in ihren Edikten. Dieß wurde in Rücksicht auf das Edictum Praetoris A. V. 585 durch ein Senatsdekret, und 686 durch die Lex Cornelia, welche Cajus Cornelius zum Verdrusse der Patricier durchsetzte, verboten. In der Folge entstand daraus das Edictum perpetuum, welches der Rechtsgelehrte Salvius Julianus sammelte, und welches der Grund zum Corpus juris wurde. Die res novae, welche Cato dem Edicto Caesaris beyfügte, scheinen solche widerrechtliche Capita nova gewesen zu seyn, um denen, welchen er nicht wohl wollte, zu schaden.

Die Art, wie der Herausgeber die Entstehung mancher Wendungen des Nepos zu zeigen sucht, ist ein Beweis von seiner Genauigkeit; hierdurch werden Lehrer auf manche Dinge aufmerksam gemacht, die den Scharfsinn der Jugend üben können. Z. B. Attic. XI. 5. quod neque laedebat etc. Ages. VI. 8. aucto numero. Miltiades I. 2. deliberatum — qui consulerent. Themist. VII. 5. Die Construktion pag. 68 apud quam jam bis classes regias fecisse naufragium etc.

Wenn Hr. P. in der Vorrede sagt, daß man Manches, was in das Lexikon zu gehören scheint, darinnen vergebens suchen dürfte, und daß er es deßwegen, neben andern bekannten Dingen in die Anmerkungen aufgenommen habe: so muß man dieses sehr billigen z. B. Milt. II. 3. perpetuo — III. 1. Pontem fecit in Istro flumine, qua etc. — IV. 1. caussam interferens. — Themist. VII. 1. ducere tempus. — Aristides. II. 1. Interfuit *autem* — Thrasyb. I. 3. *nobilitate* praecucurrerunt. — Iphicr. I. 4. genus *loricarum* mutavit. — Timoth. III. 5. ob eam rem in crimen vocabantur. — Epaminond. VIII. 4. in *periculo* suo inscriberent. — Hannibal XI. 6. puppes averterunt — et al.

Auffallend scheint es, den Nepos aus Iani arte poëtica erklären zu wollen; aber abgesehen von dem Urtheile des Plinius, welches in der Vorrede angeführt wird, möchte in folgenden Stellen Nepos doch gewiß mit Dichtern verglichen, und aus ihrer Manier erklärt werden können. Milt. III. 4. libe-

liberos a Persarum futuros dominatione et periculo. — IV. causam interserens. — Timoleon IV. 1. lumina oculorum amisit — De Regibus II. 1. Ex Macedonum autem genere statt gente. — Hannibal VIII. 2. Huc Magonem fratrem excivit. etc. etc.

Die Eigenheiten des Nepos, so wie seine Nachlässigkeiten, werden hier besonders bemerkt und ausgehoben, welches einem, der mit diesem Autor vertraut ist, eine interessante Unterhaltung gewährt.

Neu ist die Meinung, oder vielmehr die Vermuthung, welche der Verf. in der Vorrede äußert, daß nämlich Nepos diese Biographien nur flüchtig entworfen habe, um sie in der Folge mit mehrerem Fleiße auszuarbeiten; daß dieses aber, entweder, weil ihn die Zeit übereilt, nicht geschehen, oder das vollkommen ausgearbeitete Werk mit seinen übrigen Schriften verloren gegangen sey, und nur der etwas eilfertig, aber doch ausführlich niedergeschriebene erste Entwurf, wie die Aeneis des Virgils, bis auf unsere Zeiten sich zufällig erhalten habe. Ueberhaupt wird man in dieser Vorrede manchen wichtigen und nicht unwahren Gedanken finden, und alles, was man in diesem ganzen Werkchen liest, reizt den Freund der Philologie, weiter zu lesen.

Zuletzt kann Rec. nicht unterlassen, noch zwey Stellen auszuzeichnen, die von Hr. P. mit besonderer Delikatesse behandelt worden sind, nämlich Pausan. IV. 1. quem puerum amore venereo dilexerat. Hierüber drückt er sich folgendermaaßen aus: »Amore venereo (Venus) diligere, sinnli»che Zuneigung fassen. Dieser Hang der Griechen, körper»liche Schönheit überall, wo sie sie fanden, mit Leidenschaft »und Begierde zu bewundern (diligere), verleitete sie oft zu »den schändlichsten Ausschweifungen; ob er gleich in seiner »Quelle edel war, und von Sinn für die schöne Natur zeugte; »der aber, ohne vernünftige Richtung, nur gar zu leicht »in herrschende Sinnlichkeit, und in die derselben eigene Be»gehrlichkeit und Lüsternheit ausartet. — Die andere Stelle »ist Alcibiades II. 2. Eum induxit commemorantem, se »pernoctasse cum Socrate etc. Erklärung: Pernoctare, die »ganze Nacht wo zubringen. Wie das hier zu verstehen sey, »lehrt das folgende surgere. In quorum amore etc. wäh»rend der freundschaftlichen Verbindung mit diesen behandelte

»er,

»ar, so weit es sich thun ließ, viele unangenehme Dinge mit »Geschmack und Laune; wußte er, so weit es schicklich war, »vielen ekelhaften Dingen einen feinen geschmackvollen An»strich zu geben u. s. w.«

Winke zum richtigen Uebersetzen findet man in folgenden Stellen. Milt. I. 2. und 4. II. 2. aequitas, die Gesetze der Gleichheit; summa aequitate res constituit, er gab dem Lande eine Constitution, die von seiner ächtrepublikanischen Denkungsart zeugte. Oder: Er gab dem Lande eine Verfassung, die seiner gemäßigten Denkungsart Ehre machte. II. 3. neque id magis imperio, quam justitia, consecutus est und dahin brachte er es nicht durch das mit seiner Generalswürde verbundene Ansehen, sondern mehr durch seine gemäßigte Denkungsart. V. 2. Quo factum est. Unter diesen Umständen (nämlich bey dem kleinen Heere; das aber doch außerordentlichen Muth zum Kampfe zeigte) drang Miltiades mit seinem Vorschlage vor seinen übrigen Kollegen durch — VI. 1. eadem omnium civitatum est natura, die Menschen sind sich in jeder politischen Lage, bey jeder bürgerlichen Verfassung immer gleich — VII 3. utrisque venit in opinionem, analogisch nach der Redensart: venit mihi in suspicionem, welche häufig gefunden wird. Nepos, der diesen Ausdruck noch einmal hat (Att. IX, 6) scheint sich also bey opinio nicht bloß die Meinung, Einbildung, sondern auch metonymisch die Fähigkeit zu meinen, die Einbildungskraft, gedacht zu haben. Epamin. III. 1. Erat modestus, prudens, gravis, temporibus sapienter utens, peritus belli, fortis manu, animo maximo. Er war ohne alle Anmaaßung, ein Mann von Welt, doch von gesetztem Charakter, der die Umstände weislich zu benutzen wußte, ein ganzer Soldat, dem es weder an theoretischen Kenntnissen, noch an persönlichem Muthe fehlte.

Aus diesen wenigen Blicken, welche man jetzt in die Arbeit des Hrn. P. gethan hat, kann man schon einigermaaßen seine Art, den Nepos zu bearbeiten, beurtheilen. Sollte man auch hier und da anderer Meinung seyn als er: so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Buch ein vortrefflicher Führer bey Lesung des Nepos seyn wird; denn er versetzt seine Leser ganz in jene Zeiten, da das, was dieser Klassiker erzählt, vorgieng, und weiß dessen Ideengang herrlich zu zergliedern und zu verfolgen.

Möch-

Möchte es ihm doch gefallen, mehrere alte Schriftsteller in diesem Geiste zu bearbeiten; Lehrer und Lernende, so wie jeder Freund der Philologie, würde es ihm gewiß aufrichtig danken.

Rh.

P. Terentii Afri Comoediae sex, ad optimas editiones collatae iuuenumque instructioni accommodatae. Studio et cura *Jo. Joach. Bellermanni*, Theol. et Philosoph. P. P. O. et Gymnas. Erford. Direct. Erfordiae, sumtibus Mülleri 1803. 24 Bog. 8. 12 gr.

Daß es bey den Bellermannschen Ausgaben der römischen Schriftsteller bloß auf korrekten Abdruck und Wohlfeilheit des Preises angesehen ist, ist bereits bey der Anzeige des Nepos und Phädrus erwähnt worden. Bey dem Terenz hat nun Hr. B. wie gewöhnlich, zwar den Text der Zweybrücker Ausgabe zum Grund gelegt; jedoch dabey auch Schmieders spätere Ausgabe, und Roostens Anmerkungen zu Rathe gezogen, die Druckfehler beyder Ausgaben, so wie die Interpunktion, verbessert, und so einen durchaus richtigen Text herzustellen gesucht. Wo es nöthig ist, und das ist bey Komikern oft der Fall, ist durch einzelne Worte in Parenthesen ein Wink gegeben, wie, zu wem, und in welcher Richtung der Schauspieler manche Worte seiner Rolle gesprochen habe, welches, zumal für Anfänger, unglaublich viel zur richtigen Beurtheilung beyträgt. Die 5. 6. und 7te Scene des vierten Akts des Eynuchus sind nach Böttigern abgedruckt, und aus demselben also auch die Sylbenmaaße jeder Scene angegeben; hätte doch der Herausgeber, aus seiner eignen Kenntniß, dieses bey allen Scenen des ganzen Terenz gethan, da bey der jetzigen Vernachlässigung der lateinischen Prosodie auf Schulen, Lehrer sowohl als Schüler den Terenz als einen Prosaiker lesen, und in seinen Zeilen gar keine Versart ahnen. Dabey wird denn von dem Herausgeber der Wunsch geäußert, daß dieser Musageta (Hr. Hofrath Böttiger) die in Verbindung mit Hrn. Dir. Döring versprochene Ausgabe des Terenz zu Stande bringen möge.

Dr.

Sammlung deutscher Beyspiele, zum Gebrauch neben der großen Bröderschen Grammatik herausgegeben. Penig, bey Dienemann. 1803. 20 Bog. 8. 20 gr.

Da die Brödersche Grammatik wegen der Vollständigkeit und Bestimmtheit ihrer Regeln sowohl, als wegen der Auswahl und richtigen Angabe der Beyspiele aus klassischen Schriftstellern, einen so allgemeinen Eingang in öffentliche und Privatschulen gefunden hat: so hat der Verf. eine verdienstliche Arbeit zu thun geglaubt, wenn er zur Uebung der lateinischen Sprachschüler, die nach dieser Grammatik unterrichtet werden, für jede einzelne Regel und Ausnahme derselben einige deutsche Beyspiele sammelte, die die Kinder, nach den untergesetzten Vokabeln, in das Lateinische übersetzen könnten, da die von Bröndern selbst gesammelten Beyspiele bloß lateinisch sind. Da die augenblickliche, glückliche Wahl eines zugleich instruktiven Beyspiels oft der Erfindungsgabe des Lehrers mißlingt, und das Dictiren solcher Beyspiele Zeit wegnimmt: so glauben wir allerdings, daß die Arbeit des ungenannten Verf. mit Dank werde und könne genutzt werden. Außer der Bröderschen Grammatik selbst aber wird man schwerlich von derselben Gebrauch machen können, weil die Regeln, zu denen die Beyspiele gehören, nicht angegeben; sondern nur nach den Anfangsworten und der Paragraphenzahl, angezogen werden, vermuthlich um den ohnedem sparsam genutzten Raum zu schonen! Billig aber hätte der Verf. sich erklären sollen, was für eine Ausgabe der Grammatik er dabey bey der Hand gehabt; auf die erste Ausgabe von 1787, die wir damit verglichen haben, läßt sich ein großer Theil dieser Beyspielsammlung nicht anwenden. Daß bey einer so zahlreichen Sammlung kleinerer und größerer Beyspiele alle zugleich auch sachreich und belehrend seyn sollten, war freylich nicht wohl zu erwarten: genug, daß es die meisten sind.

Gl.

Ueber die Familie des Lykomedes in der Königl. Preussischen Antikensammlung. Eine archaeologische Untersuchung von *Conr. Levezow*, öffentlichem Lehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-

Gym-

Gymnasium in Berlin. Nebst 10 Kupfertafeln. Berlin, in Kommission der Reallchulbuchhandlung. Gedruckt bey Spaethen. VI und 62 S. Fol. 5 Rthl. 6 gr.

Da man in Deutschland so wenig bedeutende Antiken-Gallerien hat: so ist es Schade, daß die zahlreiche Sammlung der Königl. Preußischen Antiken so zerstreut ist, und daß sie der Kunstfreund in den verschiednen Schlößern und Gärten zu Potsdam, Sanssouci, Berlin und Charlottenburg aufsuchen muß, wenn er sie alle sehen will. Was für ein schönes Ganzes würden sie nicht ausmachen, wenn sie alle in einer Galerie beysammen und mit Geschmack aufgestellt wären? Was für Erleichterung würde dieses für den gelehrten Alterthumsforscher und für den Künstler seyn, und wie manches schöne Stück, das jetzt in freyer Luft unausbleiblich der Zerstörung ausgesetzt ist, würde auf diese Art erhalten werden, und noch Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand der Belehrung, Bewunderung und des Vergnügens seyn können? Da aber dieses einmal nicht ist: so war wohl nichts natürlicher, als daß bey einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden nach und nach der Wunsch immer lebhafter und allgemeiner wurde, wenigstens genaue und korrekte Abbildungen von diesen schätzbaren Denkmälern des Alterthums zu haben, theils um sie alle beysammen zu sehen; theils, um sie auch in der Entfernung betrachten und studieren, ja selbst sich dadurch auf den Genuß und die nähere Betrachtung derselben an Ort und Stelle zweckmäßig vorbereiten zu können. Ueberdieß, wenn gegenwärtiges Werk beendigt ist, so gewährt es auch noch den Nutzen, daß der Kunstfreund nicht leicht ein wichtiges Stück übersehen kann, welches wohl möglich ist, da sie an mehrern Orten aufgesucht werden müssen. Hr. L. verdient daher gewiß den lebhaftesten Dank eines jeden Kunstfreundes, daß er den Entschluß gefaßt hat, sämmtliche Antiken, in Marmor und in Bronze, welche die Königliche Sammlung ausmachen, in zweckmäßigen Abbildungen, und mit den nöthigen Erläuterungen herauszugeben. Der Plan, nach welchem er ihn auszuführen gedenkt, ist folgender.

Er will erstens sämmtliche Antiken, in Marmor und Bronze, auch selbst die von Seiten der Kunst weniger bedeu-

[illegible] zeichnen und stechen lassen, weil auch das, was für den Zeichner eben kein großes Interesse hat, doch für den Archäologen wichtig seyn kann. Zweytens, um dieses Werk gemeinnützig zu machen, und den Ankauf nicht zu erschweren, soll es kein Prachtwerk werden — da ferner Abbildungen von Antiken das Studium und den Genuß der Denkmäler selbst nicht überflüßig machen können und sollen; sondern beydes vielmehr befördern und darauf vorbereiten helfen: so hält er es, und zwar mit Recht, für vollkommen hinreichend, Form und Charakter im korrekten Umriß, und in dem wahren Verhältniß des Ganzen zu seinen Theilen, aus dem eigenthümlichen Gesichtspunkte des Monuments gezeichnet zu geben, und vor allen Dingen die neuern Ergänzungen genau zu bemerken; so wie er, nebst den nothwendigen Erläuterungen, auch die bestimmten Nachrichten über Entdeckung und Auffindung der Denkmäler, ihre spätern Schicksale, ihre Wanderung von einem Besitzer zum andern, genaue Angabe ihrer Größe und simple Beschreibung dessen, was das unbefangene Auge in Hinsicht auf Komposition, Form und Styl gewahr wird, und was vornehmlich der Umriß allein nicht ganz bemerkbar machen kann, für unerläßlich zu erfüllende Bedingungen hält.

Die zehn bekannten Statüen, welche, nach der gewöhnlichen Meinung, die Familie des Lykomedes bilden, und im Antikentempel des königlichen Gartens zu Sanssouci aufbewahrt werden, machen in diesem ersten Hefte den Anfang. Die Kupfertafeln sind von Döhling gezeichnet, und von Fr. Jügel gestochen.

Diese zehn Bildsäulen kamen mit vielen andern vortrefflichen Denkmälern des Alterthums, welche die Sammlung des französischen Kardinals Polignac ausmachten, nach dessen Tode, durch Kauf, in den Besitz Friedrichs II. Der Kardinal, ihr erster Besitzer, war auch selbst ihr Entdecker in Italien gewesen. Er hatte sie mit mehreren andern Werken von bedeutendem Werthe bey den Nachforschungen nach Kunstdenkmälern aller Art, die er an verschiedenen Orten im ehemaligen Latium, in den Trümmern zerstörter Landhäuser anstellen ließ, im Jahr 1729, unweit Fraskati (dem alten Tuskulum) unter den Ruinen des vermeinten Landhauses des Marius, in einem großen Saale, gefunden.

Aber

Aber der größte Theil dieser Statüen war beschädigt, ja! an wichtigen Theilen zertrümmert, da man sie entdeckte. Der Kardinal ließ sie durch den französischen Bildhauer Lambert Sigisbert Adam, den ältern, der damals in Rom studierte, ergänzen, und mit diesen Ergänzungen sind sie unverändert bis auf diesen Tag ein Gegenstand der Bewunderung der Liebhaber und der Kritik des Alterthums geblieben.

Die männliche Statüe, welche mit einem weiblichen Gewande bekleidet ist, und in welcher man den Achilles erkannt haben wollte, gab die Hauptveranlassung zu der Meinung, daß die übrigen weiblichen Statüen und eine andere männliche Figur, mit ihr ein Ganzes ausgemacht hätten, welches nichts anders, als die durch Ulysses bewirkte Entdeckung Achill's unter den Töchtern des Königs Lykomedes in Scyros vorgestellt habe. Dieses vorausgesetzt, glaubte man den Maaßstab gefaßt zu haben, nach welchem man bey der Restauration zu Werke gehen müsse. Nach dieser Idee wurde also Alles ergänzt — Winkelmann zweifelte zuerst an der Richtigkeit dieser Restauration; konnte aber nur wenig Befriedigendes darüber sagen, da er die Statüen selbst nicht gesehen hatte. Betrachtet man aber diese Statüen selbst: so sieht man wohl, daß alle Attribute, die sie zusammen zur Familie des Lykomedes machen könnten, neu sind, und daß es selbst zweifelhaft ist, ob der angebliche Achilles auch wirklich Achilles sey.

Der neue Ergänzer scheint bey seiner Arbeit folgende Sagengeschichte von der Familie des Lykomedes im Gedächtniß gehabt zu haben: Achill ward von seiner Mutter Thetis, nachdem seine Erziehung beym Chiron beynahe vollendet war, und die Nachricht von dem durch Paris begangenen Raube der Helena ganz Griechenland mit Rachsucht und kriegerischem Muthe erfüllte, in Frauenkleider versteckt, und als ein Mädchen dem Könige Lykomedes auf Scyros übergeben. Kalchas hatte nämlich vorhergesagt, daß Troja nicht ohne Beyhülfe Achills von den Griechen erobert werden könnte, und Thetis wußte durch ihren Vater Nereus zu gut, daß ihr Sohn in diesem Kriege den Heldentod finden würde, wenn er selbst daran Theil nähme. Getäuscht durch die äußere Gestalt, nahm König Lykomedes den verkleideten Jüngling unter seine Töchter auf, und hier entspann sich zwischen ihm und seiner ältesten Tochter Deidamia eine so feurige Liebe, daß

daß ein Sohn die Frucht ihrer heimlichen Umarmungen ward. Unterdessen suchte man den verschwundenen Achill in ganz Griechenland vergebens auf, bis man endlich, mit Hülfe des Wahrsagers Kalchas, Nachricht von seinem Aufenthalte beym Lykomedes erhielt.

Ulysses und Diomedes wurden abgesandt, um ihn dort aufzusuchen und abzuholen. Sie langten in Scyros an; aber weder Lykomedes, noch sonst Jemand, konnte ihnen vom Achill, den Niemand kannte, Auskunft geben. Dem Scharfblicke des schlauen Ulysses entgiengen indessen die Spuren des verkleideten Jünglings nicht, von dem er ahndete, daß er sich unter den Töchtern des Königs befinden müsse. Ulysses bediente sich daher einer List, um ihn zu entdecken, und, wenn ihm die Entdeckung gelingen sollte, zugleich seinen schlummernden Heldenmuth wieder anzufachen. Er brachte in das königliche Zimmer, wo Alle versammelt waren, unter den Gastgeschenken für die Frauen, auch einige Waffen. Alle Frauenzimmer griffen sogleich nach den für sie so reizvollen Gegenständen; aber Achill griff, seiner unwiderstehlichen Neigung nach, unwillkührlich nach den Waffen. Zugleich machten die Gefährten des Ulysses die eben darauf gewartet hatten, vor der Thüre eine kriegerische Musik. Begeistert von diesen Tönen, sprang Achill, die ergriffenen Waffen schwingend, auf, und die Frauenzimmer entflohen, erschrocken, wie über den plötzlichen Einbruch eines Feindes.

Wirkliche alte Kunstwerke, die diese Fabelgeschichte vorstellen und bis auf unsere Zeiten gekommen sind, werden nun nach der Reihe erwähnt und beschrieben.

Aber nun wieder auf diese Familie des Lykomedes zu kommen. Es giebt mehr als einen Grund, zu glauben, daß diese zehn Statuen ehemals kein gemeinschaftliches Ganzes gebildet haben; sondern erst durch die Hand des Restaurators, und zwar eben nicht sehr geschickt und kunstreich, dazu gemacht worden sind. Hätten diese Statuen zusammen wirklich ein Ganzes, d. h. die Familie des Lykomedes in einer Gruppe, ausgemacht: so würden sie erstens nach den Grundsätzen, welche die Alten in ihren statuarischen Werken in Hinsicht auf Gruppenverbindung befolgt zu haben scheinen, gewiß anders angeordnet und mit einander in Verbindung

gesetzt worden seyn. Zweytens passen auch Form, Charaktere und Handlung der einzelnen Figuren nicht zur Darstellung dieses Gegenstandes. Drittens was man allenfalls darauf hindeuten könnte, ist bloß das Werk des Restaurators. Viertens zeigt die Verschiedenheit des Marmors und des Styls sehr deutlich, daß diese Statuen zu verschiedenen Zeiten, und von verschiedenen Künstlern, ganz von einander unabhängig, gearbeitet worden sind. Fünftens kann es fast von jeder einzelnen Figur mit Gewißheit dargethan werden, was sie ursprünglich im Alterthume vorgestellt habe. — Diese Gründe werden alle sehr gut ausgeführt, und aus dem Geiste der alten Kunst mit den gehörigen Beweisen unterstützt, so, daß also aus dieser ganzen Untersuchung so viel hervorgeht, daß diese sogenannte Familie des Lykomedes dieselbe ursprünglich nicht vorgestellt habe. Nr. I. und VI. welche als Achilles und Ulysses restaurirt worden sind, waren beyde ursprünglich nichts anders, als nur etwas in Stellung und Bekleidung von einander abweichende Vorstellungen einer und derselben mythischen Person, nämlich eines Apollo Musagetes, oder Citharödus, wie der Verf. aus einer Statue im Museo Pio-Clementino, aus einem Basrelief, und aus verschiedenen Münzen darthut, wo Apollo in derselben Stellung, oder vielmehr in demselben Akt des Fortschreitens, als Anführer seines Musenchors, mit derselben Haltung des Körpers vorgestellt wird, und wo er auch die Palla zierlich hoch aufgegürtet trägt rc. Hierzu kommt noch der Umstand, daß diese beyden Statuen auch wirklich in Gesellschaft mehrerer Musen gefunden worden sind; die sichs aber auch gefallen lassen mußten, durch die Hand des Restaurators sich ihrer Göttlichkeit beraubt zu sehen. Die II, III, IV. V. und VIII. Tafel stellen diese Musen vor, welches sehr gründlich bewiesen wird. Wahrscheinlich ist der neun Schwestern-Chor ganz vollständig gewesen; nur die gänzliche Zertrümmerung der drey fehlenden erlaubte nicht ihre Wiederherstellung, oder vielmehr ihre Umwandlung in Töchter des Lykomedes; wir würden sie sonst gewiß auch unter dieser vermeinten Familie erblicken. Nr. VII. hält der Verf. für eine Statue, die mit den vorerwähnten in keiner Verbindung gestanden, und nur durch Zufall mit ihnen an einem Orte gefunden worden wäre. Alles was sich von ihr sagen läßt, ist dieses, daß sie sich hinlänglich als Matrone charakterisirt; aber daß sonst nichts Bestimmteres

von

von ihr behauptet werden kann. Nr. IX. ist die Nachahmung eines Werks, das uns aus dem Alterthume fast noch ganz übrig geblieben ist, nämlich die jüngste Tochter der Niobe, in der bekannten florentinischen Gruppe, und in Nr. X. glaubt Herr L. eine Dienerinn bey einem Opfer oder Gastmahle zu erblicken, die in der rechten Hand des zierlich aufgehobenen Arms ein Präfericulum bey der Handhabe, oder ein Trinkhorn gefaßt hatte. —

Ob nun gleich auf diese Art die Familie des Lykomedes ganz verschwindet: so bleiben diese Statuen doch kostbare Denkmäler des Alterthums, von welchen der Verf. mit Recht wünscht, daß sie einmal von einer geschicktern Hand, und ihrem ursprünglichen Charakter gemäßer, restaurirt werden möchten.

Rh.

Erziehungsschriften.

Bildende Erholungsstunden für die Jugend und ihre Freunde. Ein nützliches Handbuch für Aeltern und Lehrer, um daraus ihre Kinder und Zöglinge auf eine leichte und angenehme Weise mit Gott, der Welt, und sich selbst bekannt zu machen. Frankfurt am M., in Kommission bey Hermann. 1803. Erstes Bändchen. 10 Bog. 8. 12 gr.

Ein äußerst unerhebliches Produkt! Der Verf. gehört zu dem imitatorum servum pecus, die in sich nicht den mindesten Fond haben, dem, was sie nachahmen wollen, einen Anstrich von Neuheit oder Schönheit zu geben. Den Hauptinhalt dieses Bändchens macht die Beschreibung einer kleinen Reise auf dem Marktschiffe von Mainz nach Höchst aus, mit verschiednen eingerückten episodischen Erzählungen. Dahin gehören die Beschreibung des Marktschiffes selbst, des jetzt Usingschen Städtchens, Höchst, und der dasigen Nudelfabrik, der Tabaksfabrik des Bolongaro, eine in einer benachbarten Mühle vorgefallene Mordgeschichte durch Undank eines aus dem äußersten Elend geretteten fremden Mühlpurschen; Ge-

schichte eines Liederlichen, Thoms, durch allzuviele Deklamation entkräftet; Beschreibung des sogenannten Hahnenschlagens, eines einfältigen Spiels der Bauern bey Kirmessen, (und an andern Orten auch, bey Hochzeiten) Beschreibung des Murmelthiers, durch Bolongaro veranlaßt. Im ganzen Ernst, als wenn es der Verf. mit angesehn hätte, erzählt er, daß diese Thiere Moos und Heu, zu Ausfütterung des Bodens ihrer Winterwohnungen auf folgende Art einbrächten. Ein Murmelthier, an dem eben die Reihe sey, müsse sich auf den Rücken legen, und sich das Heu und Moos auf dem Bauch zusammen laden lassen, welches es denn mit seinen vier Füßen fest halte, und sich dann von seinen Kameraden mit den Zähnen an den Schwanz rückwärts nach der Höhle fortschleifen lasse. Charaden, die man sogleich erräth, kleine moralische Erzählungen, eine Unterredung über Mondsinsterniße und die Figur der Erde, zwar mangelhaft; aber doch immer einer der besten Aufsätze im Buche. Von Deutschland und seinen Bewohnern in ganz alten Zeiten — ein in Büchern dieser Art sehr abgedroschener Artikel. Geschichte eines Findlings, der durch einen Hund entdeckt, nach 2 Jahren an den Folgen eines Hundsbisses starb, und bey dieser Gelegenheit, Etwas von der Hundswuth. Von Täuschungen des Gesichts und der Furcht; Beschreibung der menschlichen Gehörorgane — in einem Brief eines Kindes an ein andres. Dieß ist ohngefähr der Inhalt dieser neuen Erziehungsschrift, die der Verf. wenigstens durch einen richtigen Ausdruck hätte empfehlen sollen; allein er versteht nicht einmal reines Deutsch zu schreiben, z. B. S. 31 eh' es lang wurde ꝛc. st. es währte nicht lange, so ꝛc. S. 32. der Arme kann wohlhabend werden, wenn er sich darnach stellt. S. 33. seine Vormünder sahen ihm nicht auf, st. führten keine Aufsicht für ihn; S. 39. es vergißt mir nicht — st. ich werde es nie vergessen. S. 61. Jemanden ein paar Nüßchen aufzuknaken geben, st. ihm eine Charade vorlegen. S. 136. eine stichdunkle Nacht — wo das Pferd scheute und zurück hurte, besser dein Fuhrwerk verloren als du, st. dein Leben. Vor Etwas scheuen, st. scheu werden. S. 83. wird gesagt: die höchsten Berge wären nicht über vier Stunden hoch. — Mehr als vier Stunden lang muß man wohl den Gipfel manches Bergs ersteigen; aber eine perpendiculaire Höhe von 4 Stunden hat nicht ein Berg unserer Erde.

Gi.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, sind in der Leipziger Oster-Messe 1804 folgende neue Bücher herausgekommen.

Bibliothek, Neue Allgemeine Deutsche, LXXXIII. bis LXXXVIII. Band und des LXXXIX. Bandes 1stes Stück. gr. 8. 9 Thlr. 18 Gr. wird fortgesetzt.

Biesters, J. E., neue Berlinische Monatschrift. Jahrgang 1803. Nov. Dec., und 1804. Jan. bis April. 8. Jedes Stück 7 Gr. Der Jahrgang 3 Thlr.

Dapps, R., kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien. Nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden; besonders für Landleute und Landprediger. Des VI. Jahrgangs 1ste Abtheilung. gr. 8. 12 Gr. wird fortgesetzt.

Engels, J. J., Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt. 8. Neue verbesserte Ausgabe. 18 Gr.

Foot, Jesse, praktische Fälle vom Nutzen der Einspritzungen in den Krankheiten der Harnblase, und von der natürlichen Phimosis als Ursache derselben, nebst einer neuen Methode sie zu heilen. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolph Heinrich Meineke. Mit einem Kupfer. 8. 12 Gr.

Forsyth, W., über die Kultur und Behandlung der Obstbäume; enthaltend die vollständige Beschreibung einer neuen Methode, Bäume zu beschneiden und zu ziehen. Nebst einer neuen und verbesserten Ausgabe seiner Beobachtungen über die Krankheiten, Schäden und Gebrechen der Obst- und Forstbäume aller Art, und Beschreibung einer besondern Heilmethode, auf Befehl der englischen Regierung bekannt gemacht. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. Adolph Heinrich Meineke. Mit 13 Kupf. gr. 8. 2 Thlr.

Glöckchen, das silberne, von Federigo Ardenno. Ein Roman mit 1 Kupf. von Henne. 8. 21 Gr.

Klein, E. F., Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preuß. Staaten, XXIII. Band. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Wird zur Michael-Messe fertig.)

Lödke, F. Germ., Kommunionbuch, enthaltend: 1) eine kurze Anweisung zum würdigen und nützlichen Gebrauche des heil. Abendmahls; 2) Betrachtungen und Gebete für Kommunikanten, vor, bey, und nach der Haltung des heil. Abendmahls; 3) einige Lieder für Kommunikanten; 4) nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Fünfte durchaus verbesserte Auflage. Mit einer Vorrede von Joh. Aug. Hermes. Mit kleiner Schrift. 8. 6 Gr.

Martius, Joh. Nic., Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von G. E. Rosenthal.

Auch unter dem Titel:

Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, erstlich zusammengetragen von J. C. Wiegleb, fortgesetzt von G. E. Rosenthal. XVIII. Band, mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Mösers, Justus, patriotische Phantasien. I. bis III. Theil. Dritte verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Reuß, J. D., das gelehrte England, oder Lexikon der Schriftsteller in Groſs-Britannien und den vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst einem Verzeichnisse

ihrer

ihrer Schriften. Supplement vom Jahre 1790 bis 1801. 2 Bände. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

J. D. Reuß Alphaberical-Register of all the Autors in Great-Britain and in the United Provinces of North-America, with a Catalogue of their publications, Supplement from the year 1790 to the Year 1801. Two Volumes. gr. 8. Beyde Bände 2 Thlr. 18 Gr. (Der 2te Theil wird nachgeliefert.)

(Das Werk, wozu diese Supplemente gehören, welches, die von allen englischen Schriftstellern von 1770 bis 1790 herausgegebene Schriften in zwey Bänden enthält, kostet 1 Thlr. 6 Gr. also das ganze Werk compl. 5 Thlr.

Wiegleb's Magie XVIII. Band s. Martius.

Zerrenner, H. G., der deutsche Schulfreund; ein nützliches Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. XXX. Theil, oder des neuen deutschen Schulfreundes VI. Theil. 8. 10 Gr.

Künftig werden herauskommen.

Bruns, P. J., außer-europäische Geographie, oder Erdbeschreibung von Asien, Afrika, Amerika und Australien; als Fortsetzung von Klügels Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse. gr. 8.

— — dessen europäische Geographie, oder Erdbeschreibung von Europa; als Fortsetzung von Klügels Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse. gr. 8.

Happs, K., Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. I. Band in 2 Abtheilungen. gr. 8. Wird fortgesetzt.

Folgende Bildnisse sind zu haben:

Bildniß des Herrn Georg Joseph Beer, Doktors der Arzneykunde und Augenarzts bey der K. Königl. Universität zu Wien. gr. 8. 4 Gr.

Bildniß des Herrn Franz Joseph Gall, Dr. der Arzneykunst in Wien gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Dr. Gerhard Anton Gramberg, Herzogl. Hollstein. Oldenburg. Kanzleyraths und Hofmedikus zu Oldenburg. gr. 8 4 Gr.

— des Herrn Kapellmeisters Joseph Haydn. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Karl Gottl. Küttner. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Lebr. Friedr. Benj. Lentin, Königl. Großbritann. Leibarzts zu Hannover. gr. 8 4 Gr.

— des Herrn Joseph Milbiller, der Weltweisheit Dr., Kurfürstl. Pfalzb. geistl. Raths und Professors in Landshut. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Heinrich Pestalozzi zu Burgdorf. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Gottl. Jakob Plank, Königl. Großbritann. Kurbraunschweig. Konsistorialraths und Professors der Gottesgel. zu Göttingen. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Karl Friedr. Pockel's, Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Hofraths zu Braunschweig. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Johann Nicolaus Tetens, Königl. Dänisch. Konferenzraths zu Kopenhagen. gr. 8. 4 Gr.

— des Herrn Benedikt Maria Werkmeister, Pfarrers zu Steinbach im Wirtembergischen. gr. 8. 4 Gr.

Herr Augustin, Domprediger zu Halberstadt, wird seines Schwiegervaters, des verstorbenen rühmlich bekannten Konsistorialraths Gottlob Nathanael Fischers auserlesene Schriften herausgeben. Sie werden sechs Bände in 8. stark werden. Der erste Band soll auf Michaelis d. J. erscheinen und die übrigen von Vierteljahr zu Vierteljahr folgen. Auf jeden Band auf Druckpapier kann 1 Thlr. 6 Gr., auf holländ. Postpapier 1 Thlr 20 Gr., und auf geglättetem engl. Velinpapier 3 Thlr. 12 Gr. vorausbezahlt werden. Hernach wird der Preis höher seyn.

Memo-

Memorabilien den Predigern des 19ten Jahrhunderts gewidmet, von H. B. Wagnitz. II. Bandes 1stes Stück. 8. Halle. 12 Gr.

Enthält Abhandlungen: 1) über die vorgebliche Verachtung des Predigerstandes, von Rebe. 2) Ueber den Unterricht der Taubstummen, besonders in der Religion, von Pariſius. Miscellen. 1) Briefe zur nähern Kenntniß des Zustandes des Religions- und Predigtwesens. 2) Kasualreden: Meineidsverwarnung, von Mantzel; Anrede vor der Kommunion, von Herder.

Bey E. F. Steinacker in Leipzig, sind in der Ostermesse 1804 erschienen:

Bergks, psychologische Lebenserhaltungs- und Lebensverlängerungskunde. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Eck., J. G., nordische Blätter, oder Beyträge zur bessern Kenntniß der nordischen Reiche. 3tes Stück. gr. 8. 12 Gr.

Meßscenen, Leipziger, in Bildern. 1stes Heft, mit 4 kolorirten Kupfern. 4. 1 Rthlr. 8 Gr.

Pestalozzi's Religionslehre, aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, von M. C. G. Hempel. 8. 9 Gr.

Reise von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz, und die Oberlausitz, über den Oybin und Meffersdorf in das schlesische Riesengebirge. 2 Bände. Mit Kupf. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Schiller, die Götter Griechenlandes. Zum Behuf der Deklamation herausgegeben, und mit mythologischen Anmerkungen begleitet von C. F. Solbrig. 8. 4 Gr.

Ueber eine sehr komplicirte Hasenscharte, oder einen sogenannten Wolfsrachen ꝛc. Operirt von D. J. G. Eckoldt, und abgebildet und beschrieben von D. F. H. Martens. Mit 4 illum. Kupfern. Fol. 2 Rthlr. 12 Gr.

Wedags, F. W., Predigt: über das Wesen der feinern Welt, oder diejenigen Dinge, welche unter der gebildeten Weltklasse als nothwendige Tugenden angesehen werden. 8. 3 Gr.

Zeitschrift, oberdeutsche, für Land- und Hauswirthe, Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, mit Kupfern. gr. 8. 1ster Band 1stes — 6tes Heft, und 2ter Band 1stes Heft, jeder Band 1 Rthlr. 20 Gr. In Kommission.

Verlagsbücher des Buchhändlers Keyser in Erfurt, Jubilatemesse 1804.

Bellermann, Jak. Joach., Handbuch der biblischen Literatur. 2ter Theil. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — biblische Geographie. Erster Theil, neue Auflage. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Gotthard, J. Chr., das Ganze der Pferdezucht, oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung der Pferde, ihrer Verwendung, Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten. 2ter Band. 8. 20 Gr.

Hahn, J. G., die Hausbierbrauerey, oder vollständige praktische Anweisung zu Bereitung des Malzes und Hausbieres, nebst Beschreibung einer Braumaschine, vermittelst der man auf eine leichte Art ein Hausbier selbst brauen kann; wie auch die Bereitung verschiedener Obstweine und Essige. Mit 1 Kupf. 8. 16 Gr.

Haus- und Schulgesangbuch, religiöses, auch beym öffentlichen Gottesdienst anwendbar, herausgegeben von R. T. Tr. Müller. 8. 8 Gr.

Hellbach, J. Chr., Grundsätze von den Rechten, Gesetzen und Gewohnheiten der Kirchstellen oder Kirchstühle, Kapellen und anderer Kirchstände, besonders nach preußischen, sächsischen und andern Verordnungen. 8. 8 Gr.

Höpfner, A. F., die Seereisen, ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung in der Naturgeschichte und Physik des Meeres, in der Schifffahrts-, Länder-, Völker- und Produktenkunde. 1ster Band. 8. 18 Gr.

— — der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge, für Kinder. 4tes Bändchen. 8. 12 Gr.

* Könitz, E. F. von, Beyträge zur Geschichte der Desorganisation der S. Koburg-Saalfeldischen Lande. Zu seiner Vertheidigung aus den landschaftlichen Akten gezogen. 8. Meinungen, (in Kommission.) 9 Gr.

Laubender, B., theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde, oder Beschreibung aller Krankheiten und Heilmethoden der sämmtlichen Hausthiere, nach den neuern medicinischen Grundsätzen, für denkende Aerzte, Thierärzte und Oekonomen. 2r Band. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Lieber, J. C., Meßkunst für Schulen und fürs gemeine Leben, oder für alle diejenigen, welche noch wenig davon wissen. Zur bessern und leichtern Erlernung derselben, mit den Anfangsgründen der Buchstabenrechnung, und einigen Theilen der gemeinen Rechenkunst begleitet. 2te Abtheilung. Mit vielen Figuren. 8. 12 Gr.

Magazin, freyes literarisches, für das Gemeinwohl der Völker und Länder, oder über Policey-Finanz-Kameral-Handels- und Fabrikwesen, Artistik, Land- und Gartenwirthschaft, Geschichts- und Länderkunde, auch Kritik der Gesetzgebung. 1ster Band. 8. 16 Gr.

Piepenbring, Dr. G. H., Deutschlands allgemeines Dispensatorium, nach den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen in der Pharmakologie und Pharmacie. 3ter Band, Magistralformeln und einige andere Produkte enthaltend. gr. 8. 16 Gr.

Reinhard, Fr., Waarenkenntniß-Betrugs- und Sicherstellungs-Lexikon, beym Ein- und Verkauf aller Art Bedürfnisse, oder Aufstellung der Kennzeichen, der Güte und Verfälschung aller Produkte, Waaren, und alles dessen, was zum menschlichen Leben und Bequemlichkeit gehört, und verkäuflich, oder dem Betrug und der Verfälschung unterworfen ist, nach alphabetischer Ordnung bearbeitet. 3ter Band, S—Z. 8. 1 Thlr.

Rommerdt, C. Ch., trigonometrische Tafeln und kurze Anweisung zu deren Gebrauche; Winkel bis zu einer Minute genau zu messen, und auf das Papier aufzutragen. Zur Ersparung mehrerer Instrumente, und zur Erleichterung geometrischer Arbeiten, berechnet und entworfen. Aus dem theoret. prakt. Unterricht in den Anfangsgründen der Meßkunst 2c. abgedruckt. 8. 16 Gr.

Steltzer, Dr. Ch. J. L., über Theurung des Getreides und Administration der Domainen- oder Kammergüter, als gegenwirkendes Mittel. 8. 8 Gr.

Vogel, Dr. L., allgemeines medicinisch-pharmaceutisches Formel- oder Receptlexikon, enthaltend eine möglichst vollständige Sammlung derjenigen zusammengesetzten Arz-

ney-

Arzneymittel und pharmaceutischen Zubereitungsmethoden, welche als besonders merkwürdig und heilsam in und außer Dispensatorien bis jetzt aufgestellt worden sind. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. 1ster Band, A—E. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Berichtigungen.

Die in der N. A. D. Bibl. 90. Bd. S. 277. mitgetheilte Nachricht von des berühmten Naturforschers Pallas zu Akmetschet in der Krimm, Tode, ist zu voreilig gewesen. Nach den letzten Briefen von ihm und seiner Gattinn, an seinen ältern Bruder, den Herrn Prof. Pallas in Berlin, war er in seinem 54sten Jahre gesund und wohl.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Prof. Dr. Paulus in Würzburg, hat, wegen eines abgelehnten Rufs nach Dorpat, 300 Gulden Gehaltszulage, und freye Wohnung im ehemaligen adlichen Seminar erhalten.

Der als Schriftsteller bekannte Konrektor, Herr Drewes zu Ludwigslust, ist Prediger zu Kalkhorst bey Lübeck geworden.

Die theologische Fakultät zu Halle hat dem Konsistorialrathe und Rektor der Domschule zu Magdeburg, Herrn C. B. Funk, die Doktorwürde ertheilt.

Der, durch mehrere Anweisungen zum Stricken und Sticken bekannte Zeichenmeister Herr Netto in Leipzig, ist, auf sein Gesuch am 18ten Junius als Todtengräber bey einem Stadtkirchhof angestellt worden.

Herr

Herr Matthiä, sonst Direktor des Grünstädter Gymnasiums, dann Professor in Mainz, hat jetzt eine Professur am Gymnasium in Frankfurt am Main erhalten.

An eben diesem Gymnasium ist der Konrektor Mosche dem Rektor Purrmann adjungirt worden. Herr Mag. Töpfer aus Grimma ist als Lehrer der Mathematik bey demselben angestellt.

Der Diakonus Andreä in Löwenstein, Verfasser eines Buchs: „Entwickelung der Ursachen, welche die Ausbreitung des Christenthums in den ersten 4 Jahrhunderten beförderten," ist Pfarrer zu Michelrieth bey Werthheim geworden.

Der bisherige Prorektor am Gymnasium zu Herford, Herr A. Ch. Hartmann, geht nach Oldenburg als Lehrer am dortigen Gymnasium.

Todesfälle.

1804.

Am 9ten Jul. starb zu Helmstädt der russ. Kaiserl. Hofrath und Professor der Medicin, Herr Dr. L. C. W. Cappel, 31 Jahre alt. Er war willens gewesen, in einigen Monaten nach Moskau, dem Orte seiner Bestimmung, abzugehen.

Chronik deutscher Universitäten.

Erlangen. 1804.

Am 4ten Mai lud Herr HR. und Prof. Harles zu seiner Uebergabe des Prorektorats an Herrn Dr. und Prof. Kau ein, durch: De memorabilibus Bibliothecae Academiae Erlang. Commentat. VI. 1 Bog. Fol.

Am 19ten Mai erschien das Pfingstprogramm des Herrn G. K. Raths Seiler: de vero Jesu Christi mortui

in vitam reditu ad redimendum et emendandum genus humanum necessario. 2 Bog. 4.

Das Osterprogramm des Herrn K. R. Dr. Hänlein enthält: Partic. VIII. Examinis curarum criticar. atque exegetic. G. Wakefield in N. T.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Göttingen. 1804.

Die hiesige Königl. Societät der Wissenschaften, hat folgende Preisfragen aufgegeben:

I. Für den November 1804. Eine aus den Quellen geschöpfte, mit zweckmäßiger Auswahl und auf Sachkunde gestützter Kritik abgefaßte Geschichte der Meteorologie, von den Untersuchungen der Griechen und Römer bis auf die neuern Zeiten.

II. Für den November 1805. Ueber den eigentlichen Gefäßbau der Gewächse, und deren vom Thierreiche abweichende Organisation. Der Preis für jede Aufgabe ist 50 Dukaten, der späteste Termin der Einsendung der Abhandlungen ist das Ende Septembers der genannten Jahre.

Bekanntlich hatte die hiesige medicinische Fakultät der Georg-Augusts Akademie einen Preis auf die beste Abhandlung über: „Luft, Wasser und Lage von Göttingen," ausgesetzt. Am 4ten Jun. 1804. ist derselbe dem Studioso der Medicin, Herrn J. Pickhard aus Holzminden, mit vieler Auszeichnung ertheilt worden.

Für das künftige 1805te Jahr hat dieselbe Fakultät die Frage aufgestellt: Wird von dem Stickstoff, der mit den übrigen Bestandtheilen der gemeinen Luft durch Lunge und Haut in den thierischen Körper kommt, in dessen innern Theilen nichts abgesetzt? —

Au-

Anzeige kleiner Schriften.

J. A. Mertens, Prof. zu Freyburg im Breisgau, Rede am 1sten September 1803. Ulm, bey Wachler. 1803. 20 S. gr. 8.

Sollen die Deutschen beym wissenschaftlichen Unterricht die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen?

Der Verf. zeigt, daß die todten Sprachen nicht hinreichend sind, einen Gelehrten zu bilden; daß es vielmehr auch des Studiums der deutschen und anderer lebenden Sprachen bedürfe. Man kann kaum glauben, daß solche Wahrheiten erst bewiesen werden dürften!

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der König von Preußen will unter Oberaufsicht des Königl. Generallieutnants Herrn von Geusau, das Eichsfeld und das Erfurtische Gebiet trigonometrisch-astronomisch aufnehmen; und demnächst eine militärische Charte von ganz Thüringen verfertigen lassen, wozu bereits die Herren Herzoge von Weimar und von Gotha ihre Mitwirkung zugesichert haben. Der König hat 20000 Thlr. zu den Kosten dieses Unternehmens vor der Hand gewidmet, und hat die Leitung desselben dem berühmten Astronom, Freyherrn von Zach, zu Gotha aufgetragen, dem verschiedene preußische Ingenieur-Officiere zugeordnet sind.

Der Königl. Preuß. Generalmajor Herr von le Coq, welcher bey seiner Anwesenheit in Westphalen den größten Theil des westphälischen Kreises selbst aufgenommen hat, giebt auf Königl. Kosten eine große Charte des westphälischen Kreises in zwanzig Blättern heraus, welche zugleich einen Theil von Hannover und Waldeck, und das ganze Herzogthum Westphalen enthalten wird. Diese Charte wird an Genauigkeit Alles übertreffen, was man von diesen Gegenden bisher hatte, und, da sie von dem berühmten Jäck zu Berlin gestochen wird, wird sie sich auch durch äußere Schönheit auszeichnen.

Die

Die Konsistorien zu Darmstadt und Giessen haben eine verbesserte Einrichtung erhalten. Sie führen jetzt den Namen: Kirchen- und Schulrath, und haben nichts mehr mit gerichtlichen Sachen zu thun.

Der verstorbene Professor J. J. Engel in Berlin, der ehemals Lehrer am dortigen Joachimsthalischen Gymnasium war, hat in seinem Testamente einem der vorzüglichsten Zöglinge jener Anstalt, den Ertrag seines Mobiliars vermacht. Dieses Legat, das 300 Thaler betrug, ist zu Ostern d. J. einem Jünglinge, Namens Salpius aus Nauen, zuerkannt worden.

Der verstorbene Kriegsrath und Geheime Archivar Herr J. F. Schlüter zu Berlin, hat der Schule seiner Geburtsstadt Rathenow seine Bibliothek vermacht.

Der König von Preussen hat die Sammlung des Herrn Geheimen Rath von Oesfeld zu Berlin, aus Kupferstichen, Holzschnitten und Landcharten, über den preuß. Staat bestehend, gekauft, und sie der grossen Königl. Bibliothek einverleiben lassen.

Verbesserungen.

Im LXXXVI. Bd. 2. St. S. 493. Z. 22. st. poetische l. politische

— LXXXIX. — — — — 314. — 7. st. Scherlach l. Scharlach

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Ein und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Erziehungsschriften.

Ideen über Nationalerziehung, besonders in Rücksicht auf die Königl. Preußischen Staaten, von D. J. Fr. Zöllner, königl. Oberkonsistorial- und Oberschulrathe ꝛc. Erster Theil. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1804. 396 S.

»Diese Ideen greifen (S. VIII) genau in den allgemeinen Schulplan ein, den der Herr Staatsminister von Massow nach mehreren Berathschlagungen in dem Ober-Schulkollegio mit eigner Hand entworfen hat; in welchem aber das eigentliche Lehrfach und manche Modifikationen allgemeiner Grundsätze bis jetzt noch offen geblieben sind.« Der Vf. ließ sie drucken um Urtheile darüber zu hören. »Es ist,« sagt er S. III. »über Erziehung so viel geschrieben worden, daß man glauben sollte, es könne kaum noch eine dahin gehörige erhebliche Frage übrig seyn, welche nicht vollständig erörtert wäre; und doch trifft man bey jedem praktischen Schritte auf Schwierigkeiten, die entweder noch gar nicht berührt, oder sehr unvollständig gehoben sind. — — In vielen der vortrefflichsten Schriften ist sehr gut aus einander gesetzt worden, was geschehen sollte; aber selten hat man, wie Luther in seinem Katechismus, gefragt: wie geschieht das«? — und S. V: »Indem ich jetzt ein Gebäude aufführen helfe, von dessen Einrichtung größtentheils das vermehrte oder verminderte Wohl und Weh wenigstens der näch-

»sten Generation abhängt, ergreift mich oft eine Art von »Schwermuth bey dem Gedanken, daß ich in Ansehung so »vieler Fragen, welche von achtungswerthen Pädagogen längst »als ausgemacht behandelt wurden, doch nicht mit mir einig »werden kann, so bald es nicht mehr eine allgemeine Unter»suchung, sondern Anwendung auf gegebene Fälle gilt.« — Man stelle sich mit unbefangenem Sinn an Zöllners Stelle, u. man wird fühlen, wie schwer es sey, die Forderungen des treuen Staatsdieners gegen die des aufgeklärten Weltbürgers so auszugleichen, daß man von keiner Seite sich was vorzuwerfen habe; sondern dem Kaiser gebe was des Kaisers, und Gotte was Gottes ist.

Man könnte sagen: das versteht sich ja von selbst; dazu erzog ja Rousseau seinen Emil, daß er sich in allen Ländern gefallen ließe, was die Landesverfassung mit sich brächte, oder der Wille des Herrn forderte, wenn es nur nicht mit der Rechtschaffenheit stritte, daß er überhaupt sich dem Gesetz der Nothwendigkeit unterwürfe; und dazu wird ja jeder Lehrer, der weiß, was er thut, seinen Zögling anführen. Freylich; aber sobald die Erziehung zu einer Staatsangelegenheit gemacht wird, reicht das nicht mehr hin; es liegt vielmehr in dem Begriff einer Staatserziehung, daß die sämmtlichen Landeskinder für den Staat, dem sie geboren wurden, durch diesen Staat, in seinen Anstalten, nach seinen Vorschriften erzogen werden. Die Landes-Schule ist für die Staats-Policey ein eben so unentbehrliches Werkzeug, als die Landes-Kirche; daher muß diese Policey theils verhüten, daß so wenig in jener als in dieser Etwas vorgenommen werde, das die Wohlfarth des Staats, salus publica, gefährde; theils veranstalten, daß alles was da vorgenommen wird, zur Beförderung des öffentlichen Wohls abzwecke. Daher muß die Staatspolicey bestimmen, was, wie, von wem gelehret werden soll, und so entstehen natürlicher Weise Landeskatechismen, und andere Landesschulbücher; so entstehen Kirchen- und Schuldiener, die von dem Staat für den Zweck des Staats zu arbeiten verpflichtet werden.

Hierin liegt nun zwar an sich nichts Gefährliches für das Menschenthum, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist; man kann zum Bürger seines Staats, wo nur die Staatsgenossen Brüder sind, und zum Bürger im Reiche Gottes, wo alle Menschen Brüder sind, zugleich erzogen werden; das Ei-

ne

re schließt das Andere nicht nothwendig aus. Ein Hausgenosse darf sich der Genossen anderer Häuser annehmen; nur nicht mit Hintansetzung der Genossen seines Hauses, denn es wäre ungereimt, zuerst und mehr für Fremde, als für die Seinigen zu sorgen. Von eben der Art ist das Verhältniß eines Staatsgenossen zu den Genossen anderer Staaten; es verbietet ihm nicht, diesen zu nützen, es verbietet ihm bloß, dieß auf Kosten der Seinigen zu thun. Sonach käme es nur darauf an, die Staatserziehung diesem Verhältniß gemäß einzurichten.

Aber nun kömmt wieder die schwere Frage: wie geschieht das?

Kant — der sich leider! nur zu oft im Ausdruck vergreift, und dadurch sich selbst wie seine Leser verwirrt — will in seiner Pädagogik, wie unser Verf. S. 9. bemerkt, daß die Kinder nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich bessern Zustande des menschlichen Geschlechts, d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen, erzogen werden; und setzt hinzu: »dieses Prinzip ist von großer Wichtigkeit. Ja wohl! es ist als Schimäre äußerst wichtig; denn was kann ungereimter seyn, als die Kinder für einen Zustand zu erziehen, der nicht ist, und nie seyn wird, weil er nicht seyn kann? Kant wollte vermuthlich sagen: man muß die Kinder so erziehen, daß sie Wahrheit und Recht lieb gewinnen, und somit alles misbilligen, und so viel möglich zu hindern suchen, was Unrecht und Lüge Böses auf Erden stiften. Dawider kann Niemand Etwas haben; auch wird keine Staatserziehung das Gegentheil befehlen; ob es gleich, nach Aussage der Geschichte, von jeher Staatsmänner genug gegeben hat, welche dieß Gegentheil thaten. Unser Verf. sagt hierüber S. 9 - 30 sehr viel Treffendes, was die Stubenphilosophen und Freyheitsapostel sich merken mögen. Unter andern heißt es S. 23.: »Wir, »denen es obliegt, das große Problem praktisch zu lösen, müs»sen die Grundsätze aufzusuchen trachten, die in einem Staa»te anwendbar sind, in welchem ein weiser und guter Fürst »zu dem wichtigen Werke der Volkserziehung die Hülfsmit»tel darbietet, die ihm bey der gegenwärtigen Lage der Welt »und seines Reiches zu Gebote stehn. Mögen wir dann auch »noch so weit hinter dem Ideale zurück bleiben; es wird uns »genug seyn müssen, gethan zu haben, was geschehen konnte!«

Ja wohl! und man wird weit genug, nicht nur hinter dem Ideal der Stubendenker, sondern auch hinter seinem eigenen, hinter dem der mitwirkenden und sachkundigen Staatsdiener zurückbleiben müssen. Das liegt in der Natur der Sache; bey der Ausführung stößt man auf Schwierigkeiten, die man bey der bloßen Vorstellung von der Ausführung auch nicht von fern geahnet hatte. Ferner bedenke man den grossen Umfang des Staats, dessen bessere Erziehung jetzt im Werk ist; eine Lehrmacht für diesen Staat kann nicht leichter zu organisiren, zu discipliniren, zu revidiren, zu rekrutiren seyn, als seine Kriegsmacht. Wie viel Zeit, Mühe, Geld wird das erfordern! Wie viel Mißgriffe, und darunter viele von wichtigen Folgen sind da möglich! Wie mancher Knoten wird zerhauen werden müssen, weil er nicht aufgelöset werden konnte! Der bloße Zuschauer, wie Rec. der kein preußischer Unterthan ist, erschrickt schon vor dem bloßen Gedanken an das riesenhafte Unternehmen; besonders wenn er noch erwägt, daß Alles dieser Art, was von Staats wegen, d. i. zwangsweise, ausschließend, und rasch betrieben wird und werden muß, unmöglich so gedeihen kann, als was die Staatsgenossen als ihre eigene Angelegenheit, aus Wahl, und von der Nothwendigkeit der Sache innig überzeugt, besorgen; z. B. das Armenwesen jetzt an einigen Orten. Man möchte in dieser Hinsicht wünschen, daß es mit dem Armenwesen überall so, und mit der Erziehung durch Kirchen und Schulen wie mit dem Armenwesen gehalten würde; aber ein solcher Stubenwunsch frommt eben so wenig als ein Kantisches Ideal; wir nehmen also die Sache, wie sie liegt, und hören Zöllnern zu, was für Erziehungsgrundsätze er in dem preußischen Staate gegenwärtig anwendbar findet. Es sind, wie es sich von diesem Manne nicht anders erwarten läßt, im Ganzen genommen die nämlichen, welche von jeher von Sachverständigen aufgestellt, und besonders in der zweyten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts mehr als vorher in Umlauf gebracht wurden.

Erstes Kapitel, von Erziehung überhaupt. Der Verf. wünscht vorzüglich eine strenge Prüfung dieses Kapitels, »weil er hier die allgemeinen Gesichtspunkte feststelle, »die er überall vor Augen gehabt habe.« Rec. will seinen Beytrag dazu liefern, so weit die Gränzen einer allgemeinen Bibliothek es gestatten.

S. 1. »Erziehung ist fortgesetzte absichtliche Mitwirkung, »den Menschen im jugendlichen Alter vorzubereiten, daß er »das werde, was er in seinen reifern Jahren seyn soll.« Man sieht, daß Erziehung hier in einem weitern Sinn genommen wird; eigentlich ist sie wohl nur Pflege des Menschen im Kinde; oder wie Locke es ausdrückt: Sorge für die Gesundheit seiner Seele und seines Körpers.

S. 15-23. Treffend sind hier die Hindernisse der Sittlichkeit und des Glücks, die es in jedem Staate giebt, in drey Klassen gebracht. »Zuvörderst giebt es in jedem Staa»te, in dem einen mehr, in dem andern weniger, Gesetze, Ein»richtungen und hergebrachte Mißbräuche, deren Abstellung bloß »von einem ernsten und festen Willen der Regierung abhängt.« »— Andere Uebel, die dem Besserwerden der Menschen hinder»lich sind, gehören zu denen, welchen keine Regierung durch»aus abhelfen kann, weil sie nicht durch ihre Einrichtungen, »sondern durch die größere und mannichfaltigere Reibung her»vorgebracht werden, die von einem großen gesellschaftlichen »Verein nicht zu trennen ist.« — Endlich giebt es Hin»dernisse der Sittlichkeit und des Glücks, »die an und für sich »sehr wohl vermieden werden könnten; die sich aber durch alle »Staaten verbreitet haben, weil von Alters her die Regierun»gen allerdings, statt ihres eigentlichen Zwecks, ganz andere »Rücksichten vor Augen hatten; mit andern Worten: weil es »eine Politik giebt, die unaufhörlich die Stimme der Gerech»tigkeit und Sittlichkeit zum Schweigen bringt.«

S. 27-30. »Nein es giebt keinen Stand — — — »denn auch die, welche der Jugend mit ihrem Beyspiele vor»leuchten sollen, müssen erst erzogen werden.« — Eben so schön gesagt als wahr gedacht.

S. 31 f. »Für das zartere Kind, etwa bis zum sieben»ten Jahre, kann keine andere als die häusliche Erziehung »völlig zweckmäßig seyn; denn nur sie hat es in ihrer Gewalt, »in der jungen Seele alle aufkeimenden Fähigkeiten zu pflegen, »alle in dem Herzen verborgene Gefühle zu wecken, und das »kleine nach Freude haschende Geschöpf spielend zu ernsthaften »Beschäfftigungen hinüber zu ziehn. Da aber äußerst weni»ge Mütter Zeit, Neigung und Fähigkeit haben, ihre Klei»nen zu bilden, und eigene Erzieher, wenn sie auch zu ha»ben wären, für die meisten Familien zu kostbar sind, so

»bleibt für die größte Zahl der Kinder nichts übrig, als die »Schule. Desto nothwendiger aber ist es, den Elementar»schulen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und Kin»der nicht leicht vor dem sechsten Jahre in die Schule zu schi»cken. Bis zu diesem Alter ist es dem Kinde nöthig, daß es »seine zarten Glieder in unaufhörlicher Bewegung erhalte, um »sie gebrauchen zu lernen und zu stärken; daß es viele Gegen»stände sehe, sinnliche Eindrücke von allerley Art sammle, »und seine Phantasie mit Bildern bereichere. Um einen Un»terricht, wie er in der Schule gegeben werden kann, zu be»nutzen, fehlt es ihm bis dahin noch an Kraft, sich einiger»maaßen zu beherrschen, an der nöthigen Bekanntschaft mit »der Sprache, und an der Fähigkeit, bestimmte Geistesopera»tionen vorzunehmen. Von dieser Zeit an ist es ihm, wenn »es nicht zu Hause gebildet werden kann, heilsam in die Schu»le zu gehn, damit es sich gewöhne, seine Aufmerksamkeit »auf bestimmte Gegenstände zu heften, seine Thätigkeit einer »Vorschrift zu unterwerfen, einige Besonnenheit mit seiner »Kraftanwendung zu verbinden, und überhaupt, wie Kant »es ausdrückt, die Menschheit in sich zu entwickeln.«

Hier ist schon, nach Rec. Ansicht der Sache, ein Knoten vorläufig auf dem Papier zerschnitten, nicht aufgelöset. Da die häusliche Erziehung für die erste Kindheit die zweckmäßigste ist: so müßte man die Mutter, eigentlich beyde Aeltern, zu gewinnen und in Stand zu setzen suchen, sich dieser Erziehung anzunehmen, falls nicht etwa eine gute Elementarschule ihre Stelle vertreten könnte. Das Letzte glaubt aber Hr. Z. nicht; denn unmittelbar hinter den Worten: desto nothwendiger ist es den Elementarschulen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, sagt er: und Kinder nicht leicht vor dem sechsten Jahre in die Schule zu schicken. Könnten diese Schulen das älterliche Haus ersetzen: so müßte man ja die Kinder je eher je lieber dahin schicken. Aber das können sie, nach Zöllners Idee, so wenig, daß vielmehr die Kinder von Haus aus sich mit Etwas versehen müssen, das ihnen nicht fehlen darf, wenn sie einen Unterricht benutzen wollen, wie er in der Schule gegeben werden kann. Und was ist denn das? Nichts Geringers, als erstlich die Kraft sich einigermaaßen zu beherrschen; zweytens die nöthige Bekanntschaft mit der Sprache; drittens die Fähigkeit bestimmte Geistesoperationen vorzunehmen. Und wie

wie erwerben die Kinder sich das zu Hause, wenn die Aeltern nicht Zeit, Neigung und Fähigkeit haben, sie zu bilden; oder wenn sie die Kinder wohl gar verbilden, wenn sie z. B. anstatt sie in der Selbstbeherrschung zu üben, sich von ihnen beherrschen lassen?

Der Verf. scheint zu glauben, daß dieß Alles den Kindern mit den Jahren von selbst komme; er macht zu den Worten; daß er viele Gegenstände sehe, sinnliche Eindrücke von allerlei Art sammle und seine Phantasie mit Bildern bereichere, S. 33 die Anmerkung: »jedoch bin »ich nicht der Meinung derer, welche das Kind mit stets ab»wechselnden Eindrücken bestürmen. Ein Kind, das nicht »in einem Kerker, oder auf einer wüsten Sandscholle aufwächst, »bekommt, ohne alles Zuthun seiner Erzieher, Gegen»stände genug vor die Augen, um seine Wahrnehmung zu »üben; und auch von der Entwickelung der Kindesseele gilt »es, daß die gute Verwaltung eines mäßigen Auskommens »dem Schwelgen im Ueberflusse unendlich vorzuziehen ist.« — Freylich kommen einem Kinde Gegenstände genug vor die Augen, um seine Wahrnehmung zu üben; aber übt es sie darum schon? kann es sie üben? Wahrnehmen heißt: Sinnenstoff zu Vorstellungen gestalten, d. i. sich etwas Bestimmtes dabey denken; und dieß ist ohne Worte nicht möglich. Woher nehmen denn aber die Kinder, sich selbst gelassen, die Worte? die Worte der Sprache, worin sie nachher den Schulunterricht empfangen sollen? Kinder aus den niedern Ständen, besonders auf dem Lande, hören wenig und über wenig Gegenstände reden; Kinder aus dem Mittelstande und in Städten, hören zwar mehr und über Mehrerley reden; aber darum nicht mehr Zweckmäßiges als jene: kann ihnen das die für die Schule nöthige Bekanntschaft mit der Sprache verschaffen? oder versteht Z. unter der nöthigen Bekanntschaft mit der Sprache etwa nur eine ziemliche Fertigkeit im Sprechen, d. i. im Hervorbringen der Wortkörper oder Wörter (nicht Worte) mittels der Sprechwerkzeuge? Auch darin werden es die Kinder des Landvolks, besonders des ärmern, durch zufälliges Hören nicht weit bringen, weil sie wenig zu hören bekommen. Auch sprechen in einem großen Theil von Norddeutschland, in Städten, Flecken und Dörfern, Mittel- und niedere Stände durchgehends plattdeutsch; hingegen wird der Schul- wie der Kirchenunterricht hochdeutsch

gegeben. — Sonach mögen die Kinder, sich selbst gelassen, noch so viel Gegenstände sehen, noch so viel sinnliche Eindrücke von allerley Art sammeln, und ihre Phantasie mit noch so viel Bildern bereichern: sie werden dadurch um nichts schulfähiger, in dem Sinn, worin Hr. Z. dieß Wort nimmt; denn sie können, wie wir eben gesehen haben, dadurch nicht zu der nöthigen Bekanntschaft mit der Schulsprache gelangen; und eben so wenig können sie, sich selbst gelassen, sich Kraft zur Selbstbeherrschung, und Fähigkeit bestimmte Geistesoperationen (das heißt in diesem Zusammenhang: die von der Schule, und für die Schule bestimmten Geistesoperationen) vorzunehmen, erwerben; denn auch dazu wird Anleitung und Uebung erfordert.

Und nach der Rec. Ansicht, die sich auf eine lange Erfahrung gründet, sind Kinder schon in den ersten sechs Jahren ihres Lebens dieser Anleitung und Uebung eben so fähig als bedürftig; so früh schon können und müssen sie gewöhnt werden — was Z. erst nach dem sechsten Jahr für möglich und nöthig hält — »ihre Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegen»stände zu heften, ihre Thätigkeit einer Vorschrift zu unter»werfen, einige Besonnenheit mit ihrer Kraftanwendung »zu verbinden, und überhaupt die Menschheit in sich zu »entwickeln.« Mit dem Augenblick ihrer Geburt fangen die Kinder an, nach ihrer Selbstentwickelung zu haschen, wie Pestalozzi es treffend ausdrückt, und von demselben Augenblick an, muß und kann man diesem Haschen zu Hülfe kommen, und thut es auch; obgleich nicht immer auf die rechte Art. Will man den Augenblick der Geburt nicht als den ersten der Selbstentwickelung und der dabey zu leistenden Hülfe von aussen gelten lassen, welcher Augenblick soll denn dieser erste seyn?

Dieser Meinung ist auch Pestalozzi. Er sagt (Gertrud S. 314.) »Das vorzüglichste Mittel, Verwirrung, Lücken »und Oberflächlichkeit in der menschlichen Bildung zu verhü»ten, beruhet also hauptsächlich in der Sorgfalt, die Anfangs»gründe der wesentlichsten Gegenstände unserer Erkennt»niß dem Kinde bey ihrer ersten Anschauung so bestimmt, »so richtig und so umfassend vor die Sinne zu bringen, als »immer möglich. Schon bey der Wiege des unmündigen »Kindes muß man anfangen, die Führung unsers Geschlechts »der blinden spielenden Natur aus den Händen zu reißen,

»und

»und sie in die Hand der bessern Kraft zu legen, die uns »die Erfahrung von Jahrtausenden über das Wesen ihrer ewi»gen Gesetze abstrahiren gelehrt hat;« und S. 91. »gleich »wie nun ein sich selbst überlassenes Kind verstandlos in »die Welt hineinguckt, und durch die Verirrung einzelner, »blindlings aufgefundener Erkenntniß-Bruchstücke, »täglich von Irrthum zu Irrthum herabsinkt: so steigt »hingegen ein Kind, welches von der Wiege an, jenen Weg »geführt wurde, täglich von Wahrheit zu Wahrheit.«

Bey dieser großen Verschiedenheit der Ansichten ist es kein Wunder, daß unser Verf. über Pestalozzi so urtheilt, wie er S. 134-188. thut. Auf dieser letzten Seite heißt es: »das Resultat von diesem allen ist, daß Hrn. Pestalozzi's »Lehrart, bey allem Tiefgedachten, was dabey zum Grunde »liegt, und bey aller Achtung, die der Mann verdient, doch »nicht dazu geeignet ist, die Jugend so zu bilden, wie sie nach »richtigen Erziehungs-Grundsätzen gebildet werden muß; »daß das Gute was von ihr zu erwarten seyn möchte, viel »zu einseitig ist; und daß sie am allerwenigsten, wenn sie »die Grundlage der Volksbildung werden sollte, von wohl»thätigem Einfluß werden würde. Eben deswegen enthalte »ich mich auch zu erörtern, wie unmöglich es ist, in den ge»wöhnlichen Schulen, in welchen ein Lehrer Kinder von ver»schiedenem Alter und verschiedenen Vorerkenntnissen, unter»richten soll, davon Gebrauch zu machen.«

Rec. bekennt, daß er von diesem allen gerade das Gegentheil in Pestalozzi's Lehrart findet. Wahrscheinlich kömmt dieß unter andern daher, daß ihm Pestalozzi's Schriften Erinnerung gewährten, Erinnerung an das, was er selbst schon lange theils gethan, theils gedacht und gewünscht hatte. Mehr kann, nach des Platonischen Sokrates Ausspruch, den Z. S. 388 anführt, ein Buch nicht gewähren, keinen verständigen und sichern Unterricht für den, welchem die Sache, wovon es redet, ganz neu, unerhört ist; dieß kann bey Hr. Zöllnern, wie bey andern Männern von Einsicht, die sich wider Pestalozzi erklärt haben, der Fall gewesen seyn. Indessen folgt daraus, daß Rec. mit Pestalozzi'n übereindenkt, keinesweges, daß dieser Recht habe; wir können ja beyde Unrecht haben; Rec. ist sich der Möglichkeit zu irren innig bewußt, und fühlt sie noch lebhafter in dem Augenblick wo er, einem Manne wie Zöllner gegenüber, etwas behaup-

set, was dieser läugnet. Daß Rec. schon lange die Pestalozzische Idee mit sich herumgetragen hat, beweist nichts für ihre Wahrheit; sie kann dessen ungeachtet eine fixe Idee, ein Wahn seyn. Nun, diese Idee, Wahrheit oder Wahn, will Rec. hier, so weit es durch Schrift, und in der Kürze möglich ist, in seinen Bemerkungen über Zöllners Ansicht der Pestalozzischen Lehrart darstellen; er bittet also die Leser, alles was diese Bemerkungen, so wie überhaupt diese ganze Recension, wider Zöllnern enthält, nicht etwa als Zurechtweisungen dieses Mannes, oder als richterlichen Ausspruch gemeint, anzusehn; Rec. ist bloß Partey, und diese Bibliothek ist kein Oberappellationsgericht.

Z. »beschränkt sich (S. 135) bey dem, was er über Pestalozzi's Methode zu sagen hat, bloß auf die Beweise, welche dieser selbst der Welt vor Augen gelegt habe, auf die von ihm herausgegebenen Elementarbücher,« das sind die drey ersten Hefte; denn weiter war bis dahin nichts erschienen.

Aber erstlich, kann der Schluß von diesen Bruchstücken auf das Ganze nicht gelten; in den folgenden Heften kann ja Manches, woran man sich hier stößt, aufgeklärt, berichtigt, ergänzt werden.

Dann können die Buchstaben dieses Elementarwerks so wenig, als die Buchstaben irgend eines andern Buchs einen verständigen und sichern Unterricht demjenigen gewähren, dem sie keine Erinnerung an etwas ihm Bekanntes gewähren; und ohne einen solchen Unterricht ist ein sicheres Urtheil nicht möglich. Pestalozzi wollte denen Anfängern in der Lehrkunst, die durch Zeit und Raum von ihm getrennt sind, Mittels seines Elementarwerks schriftlich das vormachen, was er seinen Gehülfen Krüsi, Buß, Tobler, persönlich vormachte. Nur diese Männer, oder wer ihn sonst lange genug persönlich hat handeln sehn, können sicher beurtheilen, ob sein Elementarwerk seine Lehrart treu darstelle.

Wer nie eine Uhr und die Bestandtheile derselben hat machen sehn; der wird, wenn er kein geborner Uhrmacher ist, sich in ein noch so umständliches schriftliches Vormachen derselben nicht finden können. »Dieß nämlich,« sagt Plato in der oben angeführten Stelle, »ist das Mangelhafte der Schrift, und darin gleicht sie fürwahr der Malerei, deren Schöpfungen wie lebendige Wesen dastehn; die

»aber

»aber, wenn man sie fragt, schlechterdings feyerlich schweigen. »Eben so die Schriften! du möchtest glauben, sie verstün»den, was sie dir sagen; wenn du sie aber, um es zu lernen, »weiter darnach fragst: so wiederholen sie dir immer »dasselbe. Auch schweift jedes Wort, das einmal geschrieben ist, »überall umher, nicht bloß zu denen, die es verstehen; sondern »auch zu solchen, denen es nicht frommt, und es weiß nicht, »an wen es sich wenden soll, und an wen nicht. Wird es »angegriffen oder mit Unrecht geschmäht: so bedarf es im»mer des Beystandes seines Vaters; denn selbst kann es »sich weder beschützen noch helfen.«

Endlich kann mancher Tadel dieses Elementarwerkes gegründet seyn, und von Pestalozzi selbst dafür erkannt werden, ohne darum seine Lehrart zu treffen. Diese sollte in jenem, für angehende Lehrer, nachgebildet werden; die Nachbildung mißlang hin und wieder: bleibt dessen ungeachtet nicht die Lehrart was sie ist? verunstaltet eine mißrathene Kopie das Original?

Pestalozzi selbst kennt und bekennt die Unvollkommenheit seiner Elementarbücher; er nennt sie (Vorrede z. B. d. Mütter S. XI) die arme Hülle seiner Formen, die von tausenden und tausenden lange lange als ihr Wesen werde angesehen werden. Er sagt von dem Buche der Mütter, noch vor der öffentlichen Erscheinung desselben, (Gertrud S. 319) »daß er voraussehe, daß Kinder, die nach diesem Buche ge»führt werden, es allgemein wegwerfen, und in allem »was sie umgiebt, eine bessere Wegweisung zu seinem Ziel »finden werden, als diejenige, die er ihnen gegeben.« Er sagt (eb. das. S. 323) »wenn ich sage: es giebt einen Me»chanismus, dessen Resultate physische Nothwendigkeit sind, »so sage ich um deswillen nicht: ich habe die Gesetze dessel»ben in ihrem ganzen Umfange entwickelt; und wenn »ich sage: es giebt im Unterrichte einen reinen Verstandes»gang: so sage ich um deswillen nicht: ich habe die Gesetze »dieses Ganges in ihrer hohen Vollendung dargelegt. »Ich habe in der ganzen Darstellung meines Thuns »weit mehr die Sicherheit meiner Grundsätze heiter »zu machen gesucht, als das höchst gehemmte Thun »meiner schwindenden Individualität zum Maaßstab »dessen aufstellen wollen, was durch die vollendete »Entwickelung dieser Grundsätze für das Menschen-

»geschlecht herauskommen kann und herauskommen »muß.«

Es fragt sich nun, ob Pestalozzi's Grundsätze durch ihre arme Hülle, sein Elementarwerk, eigentlich durch die bisher öffentlich gewordenen Bruchstücke dieses Werks, nicht schon kennbar genug durchscheinen?

Aber vorher fragt sich, welches diese Grundsätze sind? Pestalozzi sagt es uns. (Gertrud S. 47, vergl. S. 165.)

»Es wurde mir mit jedem Tage klarer, daß man in den »jüngern Jahren mit den Kindern gar nicht räsonniren; son»dern sich in den Entwickelungsmitteln ihres Geistes da»hin beschränken müsse:«

1. »Den Kreis ihrer Anschauung immer mehr zu er»weitern;

2. »Die ihnen zum Bewußtseyn gebrachten Anschauun»gen ihnen bestimmt, sicher und unverwirrt einzuprägen;

3. »Ihnen für Alles, was Natur und Kunst ihnen zum »Bewußtseyn gebracht hat, und zum Theil zum Bewußtseyn »bringen soll, umfassende Sprachkenntniß zu geben.«

S. 164 f. steht gleichsam der Kommentar zu diesen Grundsätzen; »Zahl, Form und Sprache sind gemeinsam die Elemen»tarmittel des Unterrichts, indem sich die ganze Summe al»ler äußern Eigenschaften eines Gegenstandes im Kreise sei»nes Umrisses und im Verhältniß seiner Zahl vereinigen, und »durch Sprache meinem Bewußtseyn eigen gemacht werden. »Die Kunst muß es also zum unwandelbaren Gesetz »ihrer Bildung machen, von diesem dreyfachen Fun»dament auszugehen, und dahin zu wirken:

1. »Die Kinder zu lehren, jeden Gegenstand, der ihnen »zum Bewußtseyn gebracht ist, als Einheit, d. i. von denen »gesondert, mit denen er verbunden erscheint, ins Auge zu »fassen.«

2. »Sie die Form eines jeden Gegenstandes, d. i. sein »Maaß und sein Verhältniß kennen zu lehren.«

3. »Sie so früh als möglich, mit dem ganzen Umfang »der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegen»stände bekannt zu machen.

»Und so wie der Kinderunterricht von diesen drey Ele»mentarpunkten ausgehen soll: so ist hinwider offenbar, daß »die ersten Bemühungen der Kunst dahin gerichtet seyn müs»sen, diesen drey Anfangspunkten des Unterrichts die »möglichste Einfachheit, Umfassung und Ueberein»stimmung zu geben.«

Wir wollen nun sehen, in wie fern unsers Verf. Einwürfe diese Grundsätze, oder bloß ihre Nichtbefolgung, oder keins von beyden treffen.

Z. »will (S. 135) mit P. nicht über einzelne Gesichts»punkte rechten, die zwar dem Streit unterworfen; aber von »wenigem wesentlichen Einflusse sind.« Dahin gehöre die Behauptung, von welcher er in seinem B. f. Mütter (Vorrede S. VI) ausgeht.

»Da nicht äußere Gegenstände, die das Kind sieht »und hört, sondern es selbst, indem es sich selbst fühlt, »es selbst, indem es sich in der ganzen Unbehülflichkeit sei»nes ersten Daseyns fühlt, es selbst, indem es sich als den »Vorwurf der mütterlichen Besorgniß und Liebe in dieser Un»behülflichkeit fühlt, selbst der erste Vorwurf seines Be»wußtseyns und seines Bemerkens ist: so fängt mein Buch sei»ne Anleitung, die Kräfte des Kindes zum Bemerken und »Reden zu entwickeln, auch mit dem Insaugefassen seiner »selbst — seines Körpers — an.«

»Hier,« sagt Hr. Z., »liegt nun gleich mehr als ein Miß»verständniß zum Grunde;« — ja! aber, ich befürchte, in Hrn. Zöllners Einwürfen auch. P. konnte diesen Eingang, den man nicht vermißt haben würde, ganz weglassen, und, stat des eigenen Körpers des zu unterrichtenden Kindes, den menschlichen Körper überhaupt, worunter ja jener mit begriffen ist, an die Spitze der Lehrübungen stellen, da er ja ohnehin die Mutter nicht zu dem Kinde sagen läßt: dein Körper, dein Kopf, dein Angesicht u. s. w. sondern der Körper, der Kopf, das Angesicht; und da, wie Z. richtig bemerkt, theils (S. 137) die ganze Aufmerksamkeit des Kindes nach außen gerichtet ist, sobald es zu der Wahrneh-

mung

mung gekommen, daß äußere Gegenstände auf seine Sinne einwirken; theils (S. 139) der größte Theil seines Körpers, und gerade der merkwürdigste, das Angesicht, dem Blick des Kindes entzogen ist.

Aber darin kann Rec. Hrn. Zöllner nicht beystimmen, daß das Kind »selbst seine Hände und Füße, die es am mei»sten vor Augen hat, anfangs als Gegenstände, die ihm frem»de seyn, betrachte.« Es fühlt sie gewiß als sein, d. h. es hat eine dunkle Vorstellung davon als von etwas, das ihm zugehöre; freylich anfangs eine sehr dunkle Vorstellung. Nach den Aeußerungen der Kinder zu urtheilen, könnte man eher vermuthen, daß sie das, was nicht zu ihnen gehört, für einen Theil ihrer selbst hielten, als umgekehrt. — »Ich »habe nichts dagegen, daß das Kind früh die Theile seines »Körpers kennen und benennen lerne; nur ist gar kein Grund »vorhanden, warum es damit anfangen solle.« Ist denn einer vorhanden, warum es nicht damit anfangen solle? Gesetzt, seine Hände, Füße u. s. w. wären ihm fremd, sind das die andern Gegenstände, die es umgeben, nicht auch? Näher ist ihm doch sein Körper, als jeder andere Körper; und darauf fusset P. Er hat dieß psychologisch entwickelt, Gertrud S. 159-162. Hier ein paar Stellen daraus. »Unsere Er»kenntniß geht von Verwirrung zur Bestimmtheit, von Be»stimmtheit zur Klarheit, und von Klarheit zur Deutlichkeit »hinüber. Aber die Natur hält sich in ihrem Fortschritte zu »dieser Entwickelung beständig an dem großen Gesetze, daß »die Klarheit meiner Erkenntniß von der Nähe oder »Ferne der Gegenstände, die meine Sinne berühren, ab»hängig macht. — — — Alles was du selbst bist, ist dir »leichter klar und deutlich zu machen, als alles, was außer dir »ist; alles, was du von dir selbst fühlest, ist an sich selbst eine »bestimmte Anschauung; nur was außer dir ist, kann eine »verwirrte Anschauung für dich seyn; folglich ist der Gang »deiner Erkenntnisse, sofern er dich selber berührt, »eine Stufe kürzer, als in sofern er von irgend etwas au»ßer dir ausgeht. Alles, was du dir von dir selbst bewußt bist, »dessen bist du dir bestimmt bewußt u. s. w. — Rec. möchte nun zwar nicht behaupten, daß ein Kind gleich von seiner Geburt an eine bestimmte Anschauung — diese Uebergangsstufe von der verwirrten zur klaren — von sich selbst habe; aber um die Zeit, wo es seiner Sprechorgane mächtig wird, hat

hat es sie höchst wahrscheinlich, und hat sie desto bestimmter, je früher und häufiger die Mutter, oder wer ihre Stelle vertritt, von ihm zu ihm gesprochen haben. Sonach brauchte P. sich in der obigen Stelle aus der Vorrede z. B. d. M. nur bestimmter auszudrücken, um den psychologischen Grund seines Verfahrens sichtbarer zu machen; er brauchte etwa nur zu sagen: da dem Menschen das Nächste und Wichtigste der Mensch ist, so muß man so früh als möglich das Kind wenigstens mit dem Aeußern des Menschen, mit seinem Körper bekannt machen: dann hätte wenigstens Rec. nichts einzuwenden gehabt.

Rec. muß manche den bisherigen ähnliche Bemerkungen, die er über S. 139 162. noch machen könnte, der Kürze halber unterdrücken; und auch von da an darf er, aus eben dieser Ursache von wesentlichen Punkten nur einige ausheben.

S. 162. »Was nun aber die Hauptsache, das Eigentliche der Pestalozzischen Lehrweise betrifft: so hat er dieselbe in »den ersten Uebungen des Buchs für Mütter, und nach ihrer ganzen Strenge in der Anschauungslehre der Zah»len- und Maaßverhältnisse, angewandt. Es ergiebt »sich aus der Natur der Sache, und nach allen Berichten, »die mir von dem Erfolge zugekommen sind, wird es durch »die Erfahrung bewährt, daß die Kinder auf diesem Wege »von den Gegenständen, die sie auf diese Weise durchgegan»gen sind, sehr bestimmte Vorstellungen erhalten, und sich »richtig und schnell darüber ausdrücken lernen. Aber dennoch »würde ich nicht die Ausbildung des Geistes der Kinder auf »diese Methode berechnen; denn alles läuft darin auf einen »gewissen Mechanismus hinaus, der freylich Geläufigkeit »in dem, was dadurch dem Gemüthe eingeprägt wird; aber »unmöglich eine gewisse Gewandtheit des Kopfs über»haupt hervorbringen kann.« — S. 163. »Wenn nach »dieser Methode der Unterricht eine längere Zeit fortgesetzt »wird: so muß unausbleiblich eine solche Einförmigkeit in dem »Ideengange der Kinder entstehen, daß sie schwerlich späte»hin eines lebhaften Fortschrittes und einer schnellen »Verbindung ihrer Vorstellungen fähig werden.«

Nun, dann geschieht freylich gerade das Gegentheil von dem, was P. will. »Er will« (Gertrud S. 51) »die Kräf»te des Geistes intensiv erhöhen, und nicht bloß extensiv »mit Vorstellungen berühren.«

Aber

Aber Hr. Z. hat nicht erfahren, daß dieses die Folgen von P's Lehrart sind; er schließt bloß, daß sie es seyn müssen. Er schließt es daraus, daß Alles in dieser Methode auf einen gewissen Mechanismus hinauslaufe; und auch dieses schließt er nur, und schließt es, optisch getäuscht, (S. 163 unten) aus dem Pestalozzischen Elementarwerk. Optisch getäuscht; denn dieß E. W. ist nicht das Wesen; sondern nur die arme Hülle von P's Lehrweise. Es sieht freylich fürchterlich aus, wenn, wie S. 165 bemerkt wird, »nicht weniger »als 175 Seiten in groß Oktav müssen durchgegangen wer»den, und zwar 175 Seiten, auf denen lauter Sätze, wie »folgende stehn: 1 ist der halbe Theil von 2, 2 mal 1 ist 1 »mal 2, 3 mal 1 ist 1 mal 2 und der halbe Theil von 2, 4 »mal 1 ist 2 mal 2, 5 mal 1 ist 2 mal 2 und der halbe Theil »von 2, und so fort bis es endlich zu dem Satze kömmt: 100 »ist 10 mal 10, 90 ist 9 mal 10, 10 mal 10 ist 10 mal der »9te Theil von 9 mal 10.« Aber der Buchstabe tödtet, hier wie überall; und ein Buch bedarf, wie Plato sagt, des Beystandes seines Vaters, wann es angegriffen wird. Dieser Beystand ist hier freylich nur wieder ein Buch, das Buch wie Gertrud ihre Kinder lehrt; aber in diesem Buche steht ein Zeugniß, wodurch wie es mir scheint, unsers Verf. Schluß ganz entkräftet wird; denn in Erfahrungssachen muß doch wohl ein zuverlässiges Zeugniß mehr gelten, als ein Schluß des scharfsinnigsten Denkers; besonders wo dieser aus Bruchstücken aufs Ganze und vom Schein auf das Wesen schließt. Buß, einer von Pestalozzis Gehülfen und Mitstiftern seines Werks, sagt, (Gertrud S. 129) er sey überzeugt, »daß die Methode die Kraft, sich in jedem »Fache durch sich selber weiter zu helfen, durch ihren Ein»fluß auf den menschlichen Geist bey den Kindern allgemein »erzeuge und sichere, und an sich selber wesentlich ein »Schwungrad sey, das nur angefaßt werden müsse, um »seinen weitern Lauf durch sich selber zu finden.«

Wer sich durch sich selbst und in jedem Fache weiter helfen kann, der hat doch wohl Gewandtheit des Kopfs; nicht bloß Geläufigkeit in dem, was seinem Gemüthe eingeprägt worden; auch keine solche Einförmigkeit in seinem Ideengange, wodurch er späterhin eines lebhaften Fortschrittes und einer schnellen Verbindung seiner Vorstellungen unfähig werde.

Hr. Zöllner sagt, (S. 164) »es ist sehr natürlich, daß »das Kind, welches diesen ersten Heft (der Uebungen in den »Zahlenverhältnissen) durchgegangen ist, eine weit anschauli»chere Vorstellung der Zahlen von 1 bis 100 bekömmt, als »es durch das Zählen und das sogenannte ein mal eins ge»winnt. Aber was gehört auch für Arbeit dazu!«

Buß sagt, (S. S. 129) »die ganze Methode« (er hat vorher ausdrücklich auch des Rechnens gedacht) » ist für »jeden ein Spiel, sobald er den Faden ihrer Anfangspunk»te in die Hand kriegt.«

Zöllner kennt sicher die unermeßliche, qualvolle, und nur zu oft fruchtlose Arbeit bey dem gewöhnlichen Unterrichte im Rechnen nicht; sonst hätte er, selbst bey dem Anblick der Pestalozzischen Anfangsübungen im Rechnen, wie sie ihm erscheinen, und bey dem Durchgehen derselben, wie er sich dieses wahrscheinlich denkt, nicht ausrufen können: was gehört für Arbeit dazu! Er würde erstaunen, wenn Rec. ihm hier jene Arbeit in der trockensten Beschreibung, ohne irgend ein hebendes Kolorit, vorlegte. Und woher kömmt die Unermeßlichkeit, Qual, und Fruchtlosigkeit jener Arbeit! gerade daher, daß weder Lehrer noch Lehrling die anschauliche Vorstellung von Zahlen haben, die sie, wie Z. zugiebt, durch Pestalozzische Vorübungen bekommen. Z. sagt, es sey sehr natürlich, daß Kinder auf diese Weise diese Vorstellung bekommen; aber er sagt auch kein Wort von dem unbeschreiblich grossen Werth dieser anschaulichen Vorstellung!

Ist der Unterricht nach Pestalozzi's Lehrweise ein Spiel, wie Buß sagt, so fällt auch das Wehe! weg, das Z. »dem »unglücklichen Lehrer ruft (S. 165), der verurtheilt ist, Jah»re lang in eben diesen genau vorgezeichneten Kreisen, immer »mit gleich abgemessenen Schritten, sklavisch umher zu gehen.« Buß sagt (S. 130.) »die Kenntniß der Methode hat die »Heiterkeit und Kraft meiner Jugend größtentheils wieder in »mir hergestellt.« Wie stimmt das zu dem, was Z. noch hinzusetzt; »dieß muß unausbleiblich den Mann von Lebhaftig»keit und Geist abspannen und ermüden, und ihn endlich um »alle Kraft zur freyen Selbstthätigkeit bringen.« Hier sieht man recht den Unterschied zwischen dem Wissen a priori und dem a posteriori, in solchen Fällen, wo es auf Thatsachen, also auf Erfahrung ankömmt. — Unser Verf. scheint ge-

ahnet zu haben, daß man sich, wider diese seine Behauptung, auf die Lehrer in Burgdorf berufen würde; denn er sagt in einer Note (S. 166): ist das bey den Lehrern in Burgdorf noch nicht der Fall: so ist der Grund darin zu suchen, daß sie jetzt noch bey allerhand Abänderungen der Verfahrungsart mitwirken; daß häufige Besuche und Beyfallsbezeugungen sie ermuntern; daß sie sich noch nicht lange in dem einförmigen Kreise drehen u. s. w. Nun was mit den Lehrern in Burgdorf der Fall seyn wird, das wollen wir denn erwarten.

Indessen weiß Rec., der schon seit vielen Jahren im Geiste dieser Methode unterrichtet, und also nicht aus einem blossen Begriff von ihr, sondern aus eigener Erfahrung von ihrer Wohlthätigkeit prophezeyt, daß Niemand ihr untreu werden wird, der durch Ausübung ihr Wesen erkannt, und sie mit der gewöhnlichen Lehrweise, die er ebenfalls ausgeübt haben muß, verglichen hat. Wer wird den längern Weg statt des kürzern, den holprigen statt des ebenen, den wo er sich alle Augenblick verirren kann, statt des sichern wählen, der ihm stundenweise, ja von Schritt zu Schritt sagt, wo er ist, wo er gewesen ist, wo er hinkömmt, und wie weit er noch bis zu seinem Ziel hat?

Z. bedauert die Lehrer nach dieser Methode weit mehr noch als die Kinder. »Die Kinder, sagt er (S. 165.) kommen allmählig weiter, ihr Fortschritt selbst, der ihnen desto »merklicher wird, weil er nicht sowohl im Wissen als in Fer»tigkeit besteht, macht ihnen Freude, und endlich einmal »werden sie doch der Beschäfftigung mit dem Einfachen und »Gleichförmigen überhoben. Der Lehrer dagegen treibt immer »nur, was er schon tausendmal getrieben hat, kehrt unauf»hörlich wieder dazu zurück, und die Strenge der Methode »erlaubt ihm nicht, sich den Eingebungen seines eigenen Gei»stes auch nur in einzelnen Momenten zu überlassen.«

Hier scheint dem Rec. mehr als ein Mißverständniß zu seyn. Erstlich ist die Strenge der Methode nur auf angehende Lehrer, d. i. Zöglinge der Lehrkunst berechnet; und diese werden sie als die größte Wohlthat ansehen. O! was hätte Rec. darum gegeben, wenn er als Lehrling der Lehrkunst — und, wohl zu merken! als Mann von dreyßig Jahren, und nachdem er schon Locke, Rousseau, Basedow

gelesen

gelesen, und in ihrer bessern Lehrweise das Fehlerhafte der seinigen erkannt hatte — was hätte er damals um ein Pestalozzisches Elementarwerk gegeben! Δος μοι που ςῶ, rief es unaufhörlich in ihm, und weder ein Mann noch ein Buch von allen, die damals mit Recht als die besten geschätzt wurden, antwortete diesem Ruf. Sie gaben Regeln, bewiesen die Nothwendigkeit der Befolgung derselben aus der Natur der Sache, und erläuterten sie durch Beyspiele. Alles gut, um eine allgemeine Ansicht und Einsicht zu begründen; aber diese halfen, wie sie immer thun, so gut wie nichts bey der Anwendung auf unzählige Fälle, für die erst durch Folgerungen aus jenen Regeln und Beyspielen das nöthige Licht gefunden werden mußte. Um diese Folgerungen zu machen, fehlte es, bey der Menge der täglichen Lehrstunden und andern Geschäfften an Zeit, und somit an Kraft und Lust; denn diese letzten beyden sind selten, wo es an jener gebricht, und nur ausserordentliche Anlässe können sie bey ungewöhnlichen Menschen — beydes ist an Pestalozzi zu sehn — zu einem solchen Grad erheben, daß man allen Schwierigkeiten Trotz bietet, und seine ganze Existenz daran setzt. Von uns andern heißt es in dem alltäglichen Lebensgange nur zu oft: video meliora proboque, deteriora sequor; besonders wenn die deteriora allgemein für die meliora gelten. Rec. fand nachher, daß es andern Lehrlingen der Lehrkunst nicht besser gieng als ihm, daß sie oft die Sache im Allgemeinen begreifen und billigen; aber in der Ausführung immer bey dem stehn bleiben, was man ihnen wirklich vormacht. Es geht dem Anfänger in der Lehrkunst, wie dem Fremden in einer großen Stadt. Er fragt wo der und der wohne? man nennt ihm die Straße, beschreibt ihm den Weg: »von hier aus gehn Sie »rechter Hand die Straße hinlang, dann über den Magda»lenen Kirchhof, von wo sie in die Straße B kommen, u. s. w.« Er kommt an den Kirchhof, aber nun weiß er nicht, ob er rechts oder links die Kirche vorbeygehn soll. An diesem Scheidewege kann er sich den Eingebungen seines eigenen Geistes, und wäre er Leibnitz selbst, nicht überlassen, denn er hat keine; die Belehrung muß ihm von außen kommen. In dem Lehrgange giebt es tausend solcher Scheidewege für den angehenden Lehrer; daher wird dieser, wie der Fremde, sich freuen, wenn er seine ersten Gänge auf der großen Irrbahn an der Hand eines einheimischen Wegweisers machen kann, der ihn bey jedem Schritt über wo-

her? und wohin? und was? und wie? eben so zuversichtlich als zuverlässig belehre; er wird die Zuversichtlichkeit nicht für Strenge ansehn. In Ermangelung eines solchen Führers behilft sich der Fremde mit einem Grundriß, und der angehende Lehrer mit einem Pestalozzischen Elementarwerk, wenn sie zu haben sind. Zwar kann dieß letzte, ein Buch, und wäre es das vollkommenste in seiner Art, nie eine so anschauliche Belehrung von der Methode geben, als ein Grundriß von einer Stadt, oder als Hrn. Straßens Karte, Strom der Zeit genannt, von der Geschichte. Aber auch unvollkommen in seiner Art bleibt es unter den Büchern die sich Elementarwerk nennen, das vollkommenste; denn es giebt weit anschaulichere Belehrung als sie, über die Elemente, die Anfangslinien des Unterrichts; es giebt sie so wie der Anfänger, dieser Fremdling in der großen sich tausendfältig durchschneidenden Lehrbahn sie braucht und wünscht; es giebt ihm für jedes Lehrfach einen Leitfaden; es knüpft das eine Ende jedes Fadens an den Eingang, das andere an den Ausgang seines Fachs; jeder Satz in dem Buch ist ein Knoten in dem Faden, um die Zahl der zu thuenden Schritte, und somit auch ihre Grösse zu bestimmen. — Dieß leisten die bisherigen Bruchstücke von Pestalozzis Elementarwerk. Ob sie es vollkommen leisten, ob kein Faden zu lang oder zu kurz, keine Knotenzahl zu klein oder zu groß, kein Aus- oder Eingang an der unrechten Stelle befindlich ist, das hat Rec. bisher nicht untersucht; hinlänglich bekannt mit dem Geiste von Pestalozzi's Lehrart, bekümmert er sich, ohne besondere Veranlassung, wenig um ihren Buchstaben. Sey das E. W. fehlerhaft in der eben genannten dreyfachen Rücksicht, (und das ist es so gewiß, als jede erste Darstellung einer Idee es ist) das thut seinem Wesen nichts, und es bleibt auch unvollkommen, wie schon bemerkt worden, dem angehenden Lehrer eben so unentbehrlich, als erwünscht; denn Bestimmtheit des Punkts von wo, und des Punkts wohin, und Sicherheit unterwegs nicht zu verirren, geht jedem Anfänger in der Lehrkunst über Alles. — Aber besser ist besser; man suche also die Fehler in Ps E. W. sorgfältig auf, und mache sie, nebst den gefundenen Verbesserungen, bekannt. Noch mehr: man verbessere nicht bloß die Fehler, man ergänze auch, wenn man kann, die Mängel. Einer von diesen Mängeln ist die nicht gegebene Zeitbestimmung. Die

Zahl

Zahl der Schritte ist in der Zahl der Sätze gegeben, und die Zahl der Gänge in der Zahl der Uebungen, deren z. B. das Buch der Mütter zehn über den menschlichen Körper enthält; aber wie geschwind oder langsam man schreiten und gehen soll, ist nicht angegeben. Man versuche, ob und wie sich dieses Zeitmaaß bestimmen lasse. —

Aber es ist Zeit wieder einzulenken, um noch Etwas über ein anderes Mißverständniß zu sagen, das in folgenden Worten Zöllners liegt: »der Lehrer treibt immer nur, was er schon »tausendmal getrieben hat, kehrt unaufhörlich wieder dazu zu»rück.« Aber das ist ja offenbar bey jeder Methode der Fall; jeder Lehrer muß nach seiner Methode bey jedem Anfänger dasselbe thun; und Anfänger hat er ja alle halbe Jahr. Das ist eine Last, die von dem Lehrstande überhaupt unzertrennlich ist.

S. 166 erklärt Z. es für die bedenklichste Seite von P's ganzer Lehrart, daß sie Lehrer und Schüler immer in bestimmten Schranken hält. Aber nicht Lehrer und Schüler überhaupt hält sie in solchen Schranken, sondern nur die angehenden; und auch diesen bleibt in diesen Schranken noch freyer Spielraum genug zur Selbstentwickelung ihres Geistes übrig; oder vielmehr, diese Selbstentwickelung kann gar nicht besser gedeihen, als innerhalb dieser Schranken; als welche nöthig sind, um allerley Wind der Lehre und der sich selbst gelassenen Phantasie abzuhalten.

Rec. übergeht Alles, was von hier an bis S. 188 noch über diese Materie gesagt wird; diese Recension würde ein Buch, wenn er alle Einwendungen unsers Verf. auf diesen zwey und zwanzig Seiten, durchgienge. Er wollte bloß seine Ansicht der Zöllnerschen gegenüber stellen: dieß ist durch das Bisherige und was nachher noch gelegentlich vorkommen wird, hinlänglich geschehn. Ist sie richtig: so ist die Zöllnersche durchaus verfehlt. Auf welcher Seite die Wahrscheinlichkeit für die richtige Ansicht sey, mögen die Leser beurtheilen; Rec. hat gezeigt wie jeder von uns beyden zu der seinigen kam. Z. sah das Elementarwerk von P., und nichts als dieses an; des Buchs wie Gertrud ihre Kinder erzieht, gedenkt er mit keiner Sylbe. Ist das Zufall? Die Gertrud aber verhält sich ungefähr zu dem E. W. wie die Bibel zum Katechism. Dieser ist nicht immer ein treuer Spie-

 gel

gel von jener; und in der Gertrud, wie in der Bibel, sieht man die Lehre nicht bloß geworden, man sieht sie werden; sieht ihren Geist, von der Geburt an, mühsam streben, sich einen Körper, einen Buchstaben anzueignen, der ihn nicht tödte, nicht unkenntlich mache. Der Körper eines Menschenkindes wird vor dem achtzehnten Jahre nicht vollendet, man gönne also der neugebornen Lehre wenigstens diese Frist; vielleicht hat sich dann ihre Gestalt — oder auch unser Auge — zu ihrem Vortheil geändert. — Aber wie dem auch sey, und wie wenig auch Pestalozzi mit seinem Versuch die Mütter in Stand zu setzen, ihre Kinder in den Anfangspunkten des menschlichen Wissens selbst zu unterrichten, ausrichten möge: *justis* tamen excidit ausis; denn einmal wenigstens mußte, durfte dieser äußerst wichtige Versuch gemacht, und von einem Privatmann gemacht werden, da der Staat mit aller seiner Macht hier nicht helfen kann, und die Kirche nicht helfen mag. — Doch hier ist der Ort nicht, dieß weiter auseinander zu setzen. Wir kehren zu Zöllnern zurück.

S. 60. Dem Wunsch nach einer zweckmäßigen Schulbibel tritt Rec. bey, aus voller Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. Auch glaubt er mit Hrn. Z., daß Luthers so kräftige und allgemein bekannte Uebersetzung im Ganzen müsse beybehalten werden.

S. 78 ff. was hier für und wider Olivier's angeblich neue Buchstabiermethode gesagt wird, kann Rec. nicht beurtheilen, da er diesen Mann nicht unterrichten gesehn hat, und in dessen bisherigen Schriften keine hinlängliche Belehrung über die Sache findet.

S. 89.: »Man findet in den meisten Lectionsplanen »für niedrige Schulen besondere Stunden zu sogenannten Ver»standesübungen. So oft ich dieß lese, ergreift mich eine »Art von Wehmuth; und doch muß ich gestehen, daß ich sel»ber in viele von mir entworfene Unterrichtsplane ausdrücklich »dergleichen aufgenommen habe, weil ich bis jetzt kein Hülfs»mittel fand, jene Stunden entbehrlich zu machen. Wenn »aber der gesammte Schulunterricht das wird, was er seiner »Bestimmung nach seyn soll: so muß er durchaus Uebung, »nicht bloß des Verstandes; sondern aller Seelenfähigkeiten »werden.« Ja wohl! nur hätte, in diesem Zusammenhang, eigent-

eigentlich gesagt werden müssen: »so muß der Verstand durch»aus in allen Lectionen geübt werden; oder noch bestimmter »so wird er nothwendiger Weise in allen Lektionen geübt, »weil es alsdann keine Lektionen mehr giebt, die Verstandes»los sind, oder auch nur so scheinen können.«

S. 94. »Zur Uebung des Gedächtnisses dient zwar »alles, was das Kind in der Schule auffaßt und behält; aber »es muß auch ganz absichtlich dafür gesorgt werden, daß die »Kinder bestimmt und wörtlich auffassen.« Allerdings, aber doch nicht in besondern Stunden? das gäbe ja in den Lektionsplänen wieder eine besondere Rubrik, wie die der Verstandesübungen. Auch muß es nicht auf die gewöhnliche Weise betrieben werden. — Z. sagt nachher von den neuern Pädagogen, »daß sie das Auswendiglernen aus den Schu»len verbannten, und es höchstens zum Behuf der Redeübun»gen und des Deklamirens beybehielten; daß sie zwar aufs »Behalten drangen, daß dieß aber gleichsam nur ein freyes, »ungebundenes Behalten war, wobey es dem Schüler mei»stentheils überlassen blieb, was er von dem Gehörten, und »in welcher Ordnung er es sich einprägen wollte.« Es sey dahin gestellt, ob und in wie fern dieser, an sich gegründete, Tadel die neuen Pädagogen ausschließlich trifft; aber hat denn der neueste Pädagog, Pestalozzi, nicht alles wieder gut gemacht, was seine Vorgänger mögen versehen haben? Hegt und pflegt er nicht, durch sein Einprägen bis zur Unvergeßlichkeit, die Fähigkeit bestimmt und wörtlich zu behalten, die Fertigkeit genau dieselben Worte, die man gehört, und eine vorgezeichnete Ideenreihe wieder zu geben? welcher Fähigkeit und Fertigkeit Zöllner, und Rec. mit ihm, einen vielfachen Nutzen in allen Ständen und Verhältnissen des Lebens zuschreibt. Hätte man das Gedächtniß Pestalozzisch geübt, konnte es dann dahin kommen, wohin es nach Hn. Zöllner, gekommen ist, „daß fast alle öffentliche Anreden, „selbst die kürzern, abgelesen werden; daß die Kandidaten der „Theologie nicht genug klagen können, wie sauer es ihnen wer„de, eine Predigt zu memoriren; daß die Botanik, die Mine„ralogie, die Anatomie ꝛc. selbst Geographie und Geschichte „den Anfängern ein Gräuel sind, weil es so viele Namen zu „behalten giebt; daß angehende praktische Aerzte sich lange „martern, ehe sie das Dispensatorium in den Kopf bekom„men können; daß selten Jemand ihm bekannte Personen,

„Gewächse, Waaren ꝛc. in einer gewissen Reihefolge herſa„gen kann; daß Leute die etwas zu bestellen haben, wenn sie „etliche Namen oder Zahlen dabey behalten sollen, sich dieſel„ben vielmals wiederholen lassen, und dann doch vielleicht die „Hälfte vergessen; mit einem Worte: daß die Fertigkeit, das „zu behalten, wobey die Einbildungskraft und der Verstand „keine Handhaben bieten oder an bestimmte Vorschriften ge„fesselt werden, immer seltener und schwächer wird.“ Daher dringt nun H. Z. 97 mit Recht darauf, daß das Gedächtniß der Kinder auf die vielfachste Weise geübt werde, und empfiehlt dazu unter andern, „daß man sie anfangs drey, vier, „und nach und nach mehr Dinge, Namen, Zahlen und ein„zelne Wörter nennen und sie in eben der Ordnung, oder „auch rückwärts, wieder hersagen lasse.“

Schade, daß ein so wohldenkender Mann wie Hr. Z. gehindert ward, Pestalozzi's Lehrart schärfer ins Auge zu fassen: er würde sonst gefunden haben, daß er ihr weit mehr zugethan ist, als er jetzt selbst weiß; und daß mancher Tadel derselben mit mancher Aeußerung an andern Stellen seiner Ideen nicht vereinbar ist, wie man aus folgenden Beyspielen sieht.

S. 179 f. „Hrn. Pestalozzi's Methode im Unterrichte „über die Zahlenverhältnisse ist mehr ein Abrichten, als „eine Geistesübung.„ — Aber ist es denn weniger Abrichten und mehr Geistesübung die Kinder Namen, Zahlen, einzelne Wörter nennen, und sie in eben der Ordnung, oder auch rückwärts, wieder hersagen lassen? und gehört das Gedächtniß nicht zum Geist? — „gewiß lernen die meisten Kin„der allmählich diese Verhältnisse bloß auswendig und üben da„bey höchstens das Gedächtniß.“ — Empfiehlt denn Hr. Z. nicht dringend, und das mit Recht, Gedächtnißübung, namentlich auch in Hinsicht der Zahlen? und gilt nicht von den Zahlen-Verhältnissen, was von den Zahlen überhaupt gilt? — „Wenn viele damit auch die Fertigkeit verbinden, „sich die abgetheilten Quadrate in der Phantasie so lebendig „vorzustellen, als ob dieselben auf der Tafel vor ihnen ständen: „so ist auch damit für die Bildung des Kopfs nichts gewon„nen;“ — gehört die Phantasie nicht zum Kopf? — „denn jedes Kind wird jede Sache, auf die es unzählige mal „die Augen geheftet hat, seiner Einbildungskraft einprägen;“ — wie folgt daraus, daß damit für die Bildung des Kopfs

nichts

nichts gewonnen seyn? — „und es folgt gar nicht, daß darum „auch die Kinder alle andere Gegenstände eben so genau be„trachten und das Bild derselben ihrem Gemüthe eben so treu „einprägen werden, weil sie nach Wochen- und Monatlanger „Beschäfftigung mit den Quadraten sich diese so genau bekannt „gemacht haben." — Hierauf antwortet Rec. mit Hn. Zöllners eigenen Worten, die unmittelbar vorhergehen S. 178 f.: „Ich will nicht behaupten, daß damit" (die Rede ist vom Rechnen im Kopfe, das H. Z. hauptsächlich deswegen empfiehlt, weil sich das Kind dabey gewöhne, die Aufgabe schnell aufzufassen, die Verhältnisse der gegebenen Größen in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und jedesmal die schicklichste Abkürzung der ganzen Operation zu erfinden) „eine größere Gewandheit des Geistes für die Behandlung „aller andern Vorstellungen bewirkt werde; aber eini„ges Leben wird doch dadurch in den Kopf gebracht, und „die leichte Ideenverbindung, woran sich die Seele in „dem Verkehr mit den Zahlen gewöhnt, wird ihr un„streitig auch für ihre übrigen Operationen eher habituel, „als wenn sie dieser Uebung entbehrt hat. Ohnehin macht „es dem kleinen Kopf ein grosses Vergnügen, sich seiner „Selbstthätigkeit bewußt zu werden, und dieß Vergnügen „wird beym Rechnen zugleich dadurch unendlich erhöht, „daß jedesmal völlige Gewißheit und Befriedigung die „Anstrengung belohnt." — Hier folgen nun die Worte: „aber P's Methode ist mehr ein Abrichten, als eine „Geistesübung." Das kann in diesem Zusammenhange nichts anders heißen, als daß Pestalozzi's Zöglinge gedankenlos rechnen lernen. Aber das Gegentheil ergiebt sich offenbar daraus, daß sie mit der Anschauungstafel vor Augen sich im Rechnen üben, und also bey jedem Worte, das sie aussprechen, etwas Bestimmtes denken lernen. Daß sie jene Worte zugleich auswendig lernen, macht diese nicht zu leeren Worten; und die Anschauung des Inhalts (Sinns) der Worte verschwindet nicht dadurch, daß sie in den Hintergrund zurück tritt, wenn die Anschauungstafel nicht mehr vor Augen ist; sie bleibt im Gedächtniß haften so gut wie die Worte, und steht, mittelst der Erinnerung — nicht der Phantasie, als welche kein aufwachendes Innewerden des Vorhandenen, sondern eine Schöpferinn aus Vorhandenem ist — der Betrachtung zu Gebot, und mittelst dieser, der Vernunft, zu Erzeugung neuer, wie

zu Erneuerung alter, ehmals schon gemachter, Kombinationen. Könnten P's Zöglinge bloß das letzte, könnten sie weiter nichts als wiederholen, als die Aufgaben lösen, an denen sie das Lösen lernten: so entstünde natürlich der Verdacht, daß sie gedankenlos nachbeten, was der Lehrer ihnen, vielleicht eben so gedankenlos vorsagt, und daß sie das Nachzubetende sklavisch, wie Hr. Z. S. 184 will, auswendig lernen. Aber sie können mehr: sie können — was das Auswendiglernen sinnloser Worte durchaus nicht gewähren kann — sie können Aufgaben lösen, die Fremde ihnen aufgeben. Und Pestalozzi's Methode sollte mehr ein Abrichten, als eine Geistesübung seyn!

Nach S. 182 soll sie höchstens eine anschaulichere Vorstellung der Zahlenverhältnisse zurücklassen. „Und diese, setzt „Hr. Z. hinzu, erlangen die Kinder in einem hinreichenden „Maaße, durch die gewöhnliche Uebung im Kopfe zu rech„nen." Davon kann Rec. aus vieljähriger Erfahrung das Gegentheil bezeugen. Dieß gewöhnliche Rechnen im Kopfe ist zwar immer noch viel besser als das gewöhnliche Rechnen mit dem Schieferstift oder der Feder; aber erst in Verbindung mit den Vorübungen nach Pestalozzi's Anschauungstafeln kann es ganz leisten, was man damit beabsichtigt, und ganz werden, was es seiner Natur nach seyn muß, „eine von „der Anschauung ausgehende, in ihrem Fortschritt an die An„schauung gekettete, und das Wesen der Menschennatur in „ihrem ganzen Umfang befriedigende Vernunftübung, des „Verhältnißgefühls der Vielheit." (Pestalozzi's Worte.)

S. 180 f. „Die Beyspiele, welche Soyaux (von der Fertigkeit Pestalozzischer Zöglinge im Rechnen) „anführt, ver„dienen allerdings Bewunderung; aber welchen reellen Werth „hat die Fertigkeit, welche die Knaben damit an den Tag le„gen?" — Die Antwort hierauf steht selbst S. 109. „es ist „ihm" (dem gemeinen Mann) „zwar an und für sich nicht „nöthig, daß er mit großen Zahlen und vielerley Brüchen um„zugehen wisse; aber jenes ist als treffliche Uebung der „Aufmerksamkeit und der beharrlichen Pünktlichkeit, „und dieses als Hülfsmittel kurz und schnell zu rechnen, „sehr empfehlungswerth; ganz insonderheit dringe ich auf „die Fertigkeit im Kopfe zu rechnen, nicht bloß, weil man „so oft etwas rechnen muß, ohne Schreibwerkzeuge bey „der Hand zu haben;" (S. 182 heißt es: wann kommen

im Leben Fälle vor, wo man nöthig hätte, solche Bruchrechnungen anzustellen! und geschähe es dann und wann, warum sollte man nicht die Feder zur Hand nehmen?) „sondern „weit mehr, weil nur dadurch die Kinder eine wirkliche „Vorstellung von dem Werthe und den Verhältnissen der „Zahlen erlangen, und durch die schnelle Behandlung dersel„ben unvermerkt eine durchgängige größere Gewandheit „des Geistes gewinnen.“ Diese durchgängige größere Gewandheit des Geistes nimmt H. Z. S. 178. zurück in den Worten: „ich will nicht behaupten, daß damit eine größere „Gewandheit des Geistes für die Behandlung aller andern „Vorstellungen bewirkt werde.“ Rec. indessen hält sich an S. 109. wo er seine eigene Erfahrung beschrieben findet.

S. 183. „Wie viele Zeit und welche Anstrengung dage„gen“ (gegen die „zwey wöchentlichen Rechenstunden in eini„gen berlinischen Erwerbschulen, in welchen Zöglinge alles, was „im gemeinen Leben vorfallen kann, und selbst mit zusammen„gesetzten Brüchen sehr gut rechnen lernen*) „verlangt Pesta„lozzi's Methode!“ — Dieses Zeit und Anstrengung Verlangens gedenkt Hr. Z. an mehrern Stellen, legt es auch Pestalozzi's Uebungen in der Anschauung der Maaßverhältnisse zur Last; was er S. 180 von Wochen- und Monat langer Beschäfftigung mit den Quadraten sagt, gehört auch hieher. Aber wo, und nach welcher Methode wird man denn in einigen Tagen und ohne Anstrengung mit irgend einer Lehrübung bey irgend einem Kinde fertig? und woher wissen wir denn, daß P. zu seinen Uebungen wöchentlich mehr als zwey Stunden braucht? — und „kann wohl etwas trüglicher seyn, als wenn man die Leich„tigkeit oder Schwierigkeit einer Seelen-Operation nach „der Menge von Vorstellungen berechnet, welche dabey dem „Gemüthe vorschweben müssen. Nach dieser Berechnung wür„de man a Priori beweisen können, daß es unmöglich sey ei„nen zusammenhängenden Satz von vierzig oder funfzig Wör„tern aus dem Stegereife zu sagen; oder daß ein Kind vor „dem dreyzehnten Jahre eine Sprache richtig und geläufig „sprechen könne. Mit der Schnelligkeit des Blitzes gehen „die Vorstellungen durch die Seele, und die Kinder „machen die bewundernswürdigsten Abstraktionen und „Kombinationen mit einer Leichtigkeit, die den aufmerk„samen Beobachter in Erstaunen setzt. Man erinnere sich

„doch

„doch nur, welche versteckte Analogieen sie in der Spra„che ausfinden, wie regelmäßig sie ihre Zeitwörter bilden, „wie viel Witz, wie viel Scharfsinn sie oft beym Mißver„stehen verrathen, wie tiefsinnig oft ihre Naivitäten sind „u. s. w." — Zöllners eigene Worte, S. 83. die Rec. buchstäblich unterschreibt. Sie zeugen durchaus für P.; denn P's. Methode giebt, mehr als jede andere, den Kindern Anlaß und Spielraum ihr Abstraktions- und Kombinationsvermögen zu üben, offenbare und versteckte Analogieen zu finden u. s. w. Daher nennt Buß diese Methode ein Schwungrad, das nur angelassen werden müsse, um seinen weitern Lauf durch sich selber zu finden, und P. vergleicht die Seele der Kinder mit einem Wagen, der von selbst gehe, wo man also nur aufzuladen brauche.

Hrn. Zöllners Ansicht dieser Methode kann sich der Rec. wie schon gesagt, aus einer optischen Täuschung erklären. Er sieht sie nämlich, durch das Glas des Elementarwerks, besonders der Anschauungslehre der Zahlen- und Maaßverhältnisse, als eine Reise an, die der Lehrer mit seinem Schüler durch eine ungeheuer lange Sandwüste machen sollen, wo keine Quelle sprudelt, kein Bach rieselt, kein Vogel singt, kein Blümchen sproßt, kein Baum Schatten giebt; wo man sich also viele hundert Meilen weit mit nichts Andern unterhalten kann, und auch nicht unterhalten soll, als mit dem Zählen und Messen seiner Schritte, oder auch der Sandkörner, worauf man tritt, und das Alles ohne ein Rasenplätzchen zum Ausruhen zu finden. Da er die Gertrud nicht gelesen hatte, und also nicht wissen konnte, wie P. auf die Idee eines solchen Elementarwerks gerathen war und gerathen mußte; da ihm somit dieses E. W. keine Erinnerung gewährte: so gewann die erschrockene Phantasie freyen Spielraum, und diktirte — was wir gelesen haben; wozu noch ein langer Nachtrag geliefert werden könnte, wenn hier Raum dazu wäre. Doch ein paar Stellen noch.

S. 166 f. »Diejenigen Menschen, die sich ausschließend »mit Spekulationen und theoretischen Untersuchungen »beschäfftigen, haben vorzüglich die Fertigkeit nöthig, alle Ge»genstände ihres Denkens in ihre Merkmale zu zerlegen, Alles »in seine Theile aufzulösen, die Reihe aller einzelnen Bestim»mungen bedachtsam durchzumustern, bey jedem zu verweilen, »und sich aller ihrer Geistesoperationen Schritt für Schritt bewußt

»bewußt zu werden. Und dieß ist es, was Pestalozzi durch »seine Methode, da wo er derselben getreu ist, befördert; »aber die allgemeine Erziehung muß auf das praktische Le»ben gerichtet seyn.« — Der Vorwurf, daß Pestalozzi's Methode nur dem Spekulanten und Theoretiker zu gute komme, und daß nur diese vorzüglich nöthig hätten, die Reihe aller einzelnen Bestimmungen bedachtsam durchzugehen u. s. w.; daß also die Praktiker, also auch Männer, welche z. B. Schulplane entwerfen, dieses nicht so sehr nöthig haben, war dem Rec. selbst nach dem Auffallendsten, was er bisher aus Hrn. Zöllners Ansicht dieser Methode dem Leser vorgelegt hat, ganz unerwartet, wie er jedem seyn wird, der mit dem Geiste von Pestalozzi's Lehrart ist.

S. 184. »Ich gestehe gern, daß dieses ganze Verfah»ren« (es ist von den Uebungen in der Anschauung der Maaß»verhältnisse die Rede) »übrigens« (nämlich abgesehen von dem bloßen sklavischen Auswendiglernen und dem Einprägen der Tabellen in die Einbildungskraft) »dem Scharfsinn und »der Erfindungskraft des Urhebers große Ehre macht. Es ist »wahrhaft bewundernswürdig, was damit geleistet wird. Nur »hüte man sich auch hier, das Bewundernswerthe sogleich »für zuträglich zu halten! das Augenmaaß wird bis zu einem »ungewöhnlichen Grade geübt. Aber es ist doch immer nur »das Augenmaaß im Kleinen, welches im täglichen Leben »wenig gebraucht wird. Um größere Maaße zu schätzen, »sind doch wieder ganz andre Uebungen nöthig, und nach mei»nen oben gemachten Beobachtungen (S. 92 ff.) hat der ge»schickte Lehrer auch, ohne diese mühsame und zeitversplit»ternde Vorkehrung, Gelegenheit genug, das Augenmaaß »für jeden Gebrauch im Leben zu üben; denn es kann im»mer doch nur bis zur Schätzung gebracht werden, und wo »es auf Genauigkeit ankömmt, muß doch wirkliche Messung »vorgenommen werden.« — Freylich, aber dieß wirkliche Messen kann beym Schreiben nicht vorgenommen werden; hier muß bloß das Auge schätzen, und darauf sind Pestalozzi's Uebungen berechnet.

Wir gehen zum zweyten Kapitel von Hrn. Zöllners Ideen über. Dieß handelt von Nationalerziehung überhaupt, sonderlich mit Rücksicht auf die königl. Preussischen Staaten. Hier geht der Verf. (S. 192) von der Bemerkung aus, »daß der Mangel an Nationalgeist in den

»mei-

»meisten neuern Staaten ein sehr bedauernswerthes Uebel ist, »und sieht es (S. 194) mit Recht für eine Frage von der »äußersten Wichtigkeit an: wie ist in einem Volke ein ge»wisser Nationalgeist zu beleben?« Die Deutschen und Italiäner sind in unserm Welttheil die beyden Nationen, die am meisten unter verschiedene Regierungen zerstückelt sind; bey denen aber doch immer noch ein gewisser Nationalgeist übrig ist; und wir dürfen nur darauf achten, wie sich derselbe äußert, und worauf er sich gründet, um die Mittel zu entdecken, durch welche Nationalgeist überhaupt, und auch ein edlerer und heilsamerer, bey einem Volke zu beleben ist. Das erste, was zwischen zwey Deutschen, oder zwey Italiänern, die sich ausserhalb ihrem Vaterlande treffen, eine wechselseitige Annäherung hervorbringt, ist die Sprache; das zweyte der Werth, den sie auf ihre Abkunft von ihrem Volke setzen; das dritte ist das Zusammentreffen in Ideen, Maximen, Grundsätzen und Sitten. Der Verf. erwähnt hier nicht (S. 201) »was eine weise und aufmerksame Regi»rung durch Gesetzgebung, durch politische Vorkehrungen, und »überhaupt durch ihr ganzes Benehmen dazu thun kann, die »verschiedenen Völkerschaften, die ihr unterworfen sind, durch »eine Art von Familienband an einander zu ketten,« seine Frage ist: was kann zu diesem Ende durch die öffentliche Erziehung geschehn?

Zuerst: die herrschende Landessprache muß allen Provinzen des Reichs allgemein werden. Im Preußischen also die Deutsche. Dahin, (S. 204) daß die Regierung und die Lehrer in Kirchen und Schulen bloß mit der deutschen Sprache ausreichen können, und daß endlich die Eingebornen sich derselben in ihrem Verkehr mit dem Hauptlande ohne Schwierigkeit bedienen, kann es allein durch die Schulen gebracht werden. — Zweytens verspricht sich der Verf. (S. 212) viel von der Erweckung einer größern Anhänglichkeit an den Thron und an den Staat, die ebenfalls das Werk der Schulen seyn soll. — Drittens rechnet der Verf. (S. 252.) zur Nationalerziehung die Verbreitung einer gewissen Erkenntnißmasse durch alle Provinzen des Staats, und ebenfalls, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, durch die Schulen.

Warum nun diese Gegenstände Zweck der öffentlichen Erziehung seyn müssen, und wie diese Erziehung einzurichten sey, daß

daß sie ein taugliches Mittel zu Erreichung jenes Zwecks werde, welche Hindernisse man wegzuräumen, welche Hülfsmittel man herbey zu schaffen habe, mit welcher Vorsicht man dabey, wie überhaupt bey der ganzen Sache, zu Werke gehen müsse, was sich dawider einwenden lasse, und wie richtig mancher Einwurf sey; wie unbesiegbar aber auch auf der andern Seite diese und jene Schwierigkeit: darüber wird in diesem Kapitel von Anfang bis zu Ende so viel Wahres, und dieses mit solcher Unbefangenheit, und wo es die Materie mit sich brachte, — wie S. 226-249, wo der Verf. die bessere Volksbildung gegen die Volksverächter in Schutz nimmt — mit solcher belebenden Wärme, und dabey so einleuchtend gesagt, daß unser einem dabey ganz wohl ums Herz wird. Hr. Zöllner verdient eine Ehrensäule, daß er diese vier und zwanzig Seiten schrieb, und sie gerade in diesem Buche abdrucken ließ. Richtet er nichts damit aus; steht es nach hundert Jahren mit der Aufklärung des Volks noch so wie jetzt: nun so ehre dann ein edler Barde Zöllners Andenken und sich durch einen Vers im Sinne jenes römischen:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

»Wie kann man das Einzige, wodurch Wohlstand, »Ordnung und innere Ruhe der Staaten allein zu grün»den und zu sichern ist, den Anbau der Vernunft im Vol»ke, für gefährlich ausgeben wollen!« S. 245 f.

Drittes Kapitel. Von Schulen überhaupt. Der Staat habe das unstreitige Recht, diejenigen von seinen heranwachsenden Mitgliedern, die sonst ohne Erziehung aufwachsen würden, zur Theilung an den Schulen zu zwingen; — mit diesem Rechte hange unmittelbar die Verpflichtung zusammen, für zweckmäßige Schulanstalten zu sorgen, wohin geräumige, helle, gesunde Schulhäuser, und hinlängliche Besoldungen der Schullehrer gehören.

Bey der Idee des Herrn St. M. von Massow, das Schulgeld überall aufzuheben, und dafür fest stehende Schulbeyträge einzuführen, welche jedes Mitglied der Gemeine entrichten müßte, ohne Rücksicht, ob es viele oder wenige oder gar keine schulfähigen Kinder habe, erinnert sich Rec. eines Städtchens im nördlichen Deutschland, wo seit 1760 die Einrichtung besteht, daß jedes Haus, es mögen Kinder darin seyn oder nicht, jährlich einen Thaler, ein sogenanntes hal-

des Haus einen halben Thaler Schulgeld giebt, wofür es seine sämmtlichen Kinder, und wäre es ein Dutzend, täglich sechs Stunden in die öffentliche Schule schicken kann. Das erregte wie natürlich, anfangs vielen Unwillen; auch war es in der That hart, daß Leute deren Kinder schon der Schule entwachsen waren, nun, wie sie es ansahen, noch einmal Schulgeld dafür bezahlen sollten; besonders wenn sie dürftig waren, welches ein großer, wo nicht der größte Theil des Städtchens wirklich war; sie nannten es daher das Sündengeld. Indessen traf es nur die damalige Generation, und so möchte diese Einrichtung wohl die vorzüglichste seyn.

S. 302. »Kandidaten und überhaupt Männer, die in »Städten erzogen sind, würde ich nie zu Landschullehrern »wählen. Sie wissen sich nicht leicht in die Sitten der Land»bewohner zu finden, sich zu denselben herabzulassen, was ih»nen nützlich ist, auszuwählen, und sich mit der einfachen Le»bensweise, die ihr Zustand von ihnen fordert, zu begnügen.« — Sehr wahr! geht es doch den Predigern auf dem Lande eben so. — »Auch für die kleinern Bürgerschulen eig»net sich selten Jemand, der auf Universitäten gewesen ist;« — ebenfalls wahr, und aus den hinzugefügten Gründen einleuchtend. Man sieht beyläufig hieraus, wie wenig Gemeinnützliches die so genannte wissenschaftliche Form gewährt, worin die niedern und höhern Gelehrtenschulen ihre Zöglinge gießen.

S. 340. Auch Rec. verwirft, wie der Verf. und aus denselben Gründen, das Anschreiben der Namen auf die Ehrentafel, die Sterne, und andere dergleichen Auszeichnungen der fleißigen und guten Zöglinge. Prämien scheinen Hrn. Zöllner weniger bedenklich, »weil auch in der Welt der aus»gezeichnete Mensch wohl besondere Belohnungen erhalte.« Aber ein solcher Mensch erhält ja auch Stern und und Ordensband; und ist das Anschreiben der Namen an die Ehrentafel rc. nicht auch Prämie? und ist die Prämie nicht auch eine Ehrenbelohnung? Freylich wird diese unschädlicher, und zugleich wird Partheylichkeit, und der Verdacht der Partheylichkeit auf Seiten des Lehrers, verhütet, wenn wie der Verf. räth, nicht der Lehrer allein, sondern die Stimmenmehrheit der Schüler entscheidet, welches Kind der Prämie werth sey; aber auch die Kinder sind partheyisch, und geben ihre Stimmen je nachdem sie gerade gegen diesen oder den gestimmt sind;

werden

werden auch für die Freunde, wider die Feinde, die sie in dem Augenblick haben, kurz, sie machen es wie die Erwachsenen in ähnlichen Fällen, z. B. bey Wahlen. Außerdem hat Rec. noch einen wichtigen Grund wider Prämien: sie sind Preise des Sieges der Kinder über andere; und nur der Sieg, den die Kinder über sich selbst, über ihre Trägheit, Unbesonnenheit, Zanksucht u. s. w. davon tragen, kann und darf bemerkt werden. Auch belohnt, aber ja nicht öffentlich; und eben so wenig durch Geld oder Geldeswerth, als durch Ehrenzeichen; sondern unter vier Augen, durch einen Druck der Hand, durch ein Bravo, ein macte nova virtute, Puer!

Von den Prämien und Ehrenzeichen gilt gerade dasselbe, was Hr. Zöllner, ganz aus Rec. Seele, (S. 342) von der öffentlichen Beurtheilung der abgegangenen Zöglinge in den Schulschriften sagt, womit er so wenig, als Rec., sich je hat aussöhnen können:

»Was in der Schule vorgeht, muß immer wie eine Art »von Familiengeheimniß behandelt werden, und man hat es »nicht ohne Grund von alten Zeiten her für schimpflich gehal»ten, aus der Schule zu plaudern.« — Das thut aber wer Prämien austheilt; er macht dadurch bekannt, wer die Sieger und wer die Besiegten sind. — »Am wenigsten muß »ein junger Mensch, der noch erzogen wird, eine Rolle vor »dem Publikum spielen, wäre es auch nur die passive, sich »beurtheilen zu lassen.» — Sehr wahr! also muß man ihn auch nicht durch Ertheilung oder Versagung von Prämien in die Nothwendigkeit setzen, eine solche Rolle zu spielen. — »Erhält er ein öffentliches Lob« — das eine Prämie ja auch ist — »so legt er sich allzuleicht ein Gewicht bey, dessen Ge»fühl ihn gewöhnlich für sein ganzes Leben verstimmt.« — Die jüngern werden durch die Prämien nur gar zu oft eitel und träge, wo nicht auf immer, doch auf lange Zeit, und diese Zeit ist denn doch so gut als verloren für sie; — »wird er ge»tadelt,« — und das wird indirekte jeder, der keine Prämie bekömmt — »so hat dieß nicht nur auf sein Schicksal, son»dern auch auf sein Ehrgefühl nicht selten einen Einfluß, der »schwerlich in seinem ganzen Umfange zu berechnen ist.« — Dieser Einfluß auf das Ehrgefühl äußert sich auch schon in dem Kinde, das man öffentlich tadelt; bestünde auch dieser Tadel nur darin, daß man es bey Vertheilung der Prämien

leer ausgehen läßt. Um ihren Verdruß zu verbergen, thun einige, als läge ihnen nichts an einer Prämie; aber man hört das Gegentheil an dem Tone, womit sie das sagen, man sieht es an der Miene, die sie dazu machen. Andere weinen in der Stille, wenn sie auch ihre Stimme dem gaben, der die Prämie erhielt. Sich selbst konnten sie ihre eigne Stimme ja nicht geben, kein andrer gab ihnen die seinige: das kränkt! aber warum gab es denn seine Stimme dem beneideten Glücklichen? weil es schon gemerkt hatte, daß auch ohne diese eine Stimme jener den Preis davon tragen würde; weil es nicht neidisch, nicht ehrsüchtig scheinen, und nicht das Schicksal eines störrigen Tribuns haben wollte, den man *ab officio* removirt; denn ein schlaues Kind — und deren giebt es mehr, als man gewöhnlich glaubt; die Natur hat überall der Schwäche die Schlauheit zur Schutzwehr gegeben — ein schlaues Kind merkt bald, daß der Lehrer, wo er zwar nicht allein oder doch mit entscheidet, und, wie natürlich, das jus praesentandi hat, daß ein solcher Lehrer die Stimmen der Kinder nur pro forma sammelt, und daß sein praesentatus schon eo ipso so gut als creatus ist, mehr oder weniger versteckt, je nachdem der Lehrer seine Augustusrolle gut zu spielen weiß, oder zu spielen nöthig findet.

Man bewirkt also durch die Prämien für da bleibende Schüler so gut wie durch die öffentliche Beurtheilung der abgegangenen gerade das Gegentheil von dem, was dabey beabsichtigt wird; man macht die vorausgeeilten sicher und samt träge und eitel dadurch, daß man sie beschenkt, und die zurückgebliebenen muthlos, und zugleich neidisch auf den gekrönten Sieger, dadurch daß man sie nicht beschenkt. Der Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die sich bey Ausmittelung der Würdigsten finden. Nur eine zur Probe. Arnold und Bernhard betragen sich beyde gut, und sind beyde fleißig; aber dem schwächern Geiste Arnolds gelingt die nämliche Arbeit in zwey Stunden nicht halb so gut, als dem stärkern Geiste Bernhards in einer: wer von beyden ist des Preises, wenn nur einer da ist, würdiger? oder wenn zwey ungleiche Preise da sind, wer von beyden bekomme den ersten? und gesetzt Arnold erränge den ersten Preis, was gewänne er dabey, wenn er ihm seine Gesundheit gekostet hätte?

S. 343 f. »Ueberhaupt kömmt bey der Schulzucht Alles »auf den Ton an, der in einer Anstalt herrscht. Ist dieser »gut,

»gut, so geht Alles von selbst wie es soll, und ohne ihn sind »alle künstlichen Maschinen vergebens.« — Ein goldenes Wort! Rec. setzt noch hinzu: je natürlicher die Lehrart in einer Anstalt ist, desto besser wird der Ton da seyn. Die natürlichste Lehrart stiftet das beste Vernehmen unter Schülern und Schülern, Lehrern und Lehrern, Lehrern und Schülern. Unter andern macht sie alle Meritentafeln und Prämien entbehrlich, da sie in sich den Reiz zum Lernen hat, den andere Methoden außer sich in jenen Tafeln und Prämien suchen — und nicht finden!

Viertes Kapitel. Von einem allgemeinen Plane für alle Schulen.

S. 346. »Ein Hauptübel unserer bisherigen Schulverfassung war darin zu suchen, daß nicht bestimmt festgestanden hat, was in jeder Schule und in jeder Abtheilung derselben zu lernen sey. Dieß hat durchaus von der Einsicht »und Willkühr jedes Rektors und allenfalls der Ephoren abgehangen.« Die übeln Folgen davon werden S. 347-350. nach dem Leben geschildert.

S. 350 f. »Das allerwichtigste aber ist, daß auf diese »Weise nie eine Nationalbildung zu erreichen ist. Soll, »nach dem patriotischen Schulplane des Herrn Ministers von »Massow, durch die ganze Nation eine gewisse Masse von »Kenntnissen, gleichsam als ein gemeinsames vaterländisches »Erbtheil verbreitet werden; sollen die verschiedenen Stände »des Staats, von dem höchsten bis zum niedrigsten, in »jener schönen Harmonie stehen, daß ihre gesammte Thätigkeit zur allgemeinen Wohlfahrt zusammen wirkt, wie die »Quellen und Bäche, die durch ein weites Flußgebiet Fruchtbarkeit verbreiten, sich endlich in einen Hauptstrom ergießen; »soll Liebe zum Regenten und zu den Mitbürgern jede Brust »entflammen; sollen die, welche durch die bürgerlichen Verhältnisse von einander getrennt sind, doch durch Mittelglieder so verbunden werden, daß sie ein wohlgeordnetes Ganzes darstellen: so muß von der höchsten bis zur niedrigsten »Schule überall derselbe Geist alle aufblühenden Staatsbürger leiten, daß sie wie die Mitglieder einer großen Familie »zwar an reiferer und ausgebreiteterer Bildung verschieden, »aber in den Gesinnungen und Grundsätzen des Stammhauses sich völlig ähnlich sind; und zu diesem Ende müssen alle

Q 2 »Er-

»Erziehungsanstalten nach einem gemeinsamen Plane, so verschieden übrigens auch ihre Abstufungen seyn mögen, angeordnet werden.«

Dieß ist das entzückende Ideal, dessen Ausführung Rec. oben ein riesenhaftes Unternehmen nannte, und hinter welchem die sachkundigen Staatsdiener mit der Ausführung weit genug würden zurückbleiben müssen. Man kann nur bauen mit Materialien, die man schon hat, und auf Plätzen, wo noch nichts oder nichts mehr steht; darin liegen tausend Hindernisse, die unvertilgbar sind, wie die Köpfe der Hydra. — Aber in magnis *voluisse* sat est. Schon dieses ernstliche Wollen einer bessern Erziehung für ein ganzes und großes Land, dieses Wollen eines guten Königs und seines thätigen Ministers, kömmt der Erziehung auf mehr als eine Art zu statten; es erhöht bey einigen ihre Nothwendigkeit; es reizt andere zum Nachdenken über ihre Möglichkeit; es veranlaßt überhaupt allgemeinere Theilnahme an dieser wichtigsten Sache der Menschheit. Und bey der Ausführung lernen die Staatsmänner erst anschaulich, was ihnen auf der Höhe und in der Entfernung, wo sie stehen, unmöglich zu Gesicht kommen konnte, was das schärfste Nachdenken des hellsten Kopfs, das aufmerksamste Lesen der besten Erziehungsschriften, selbst das Bereisen des Landes, für welches sie arbeiten, nicht gewähren kann: sie lernen die Gränze kennen, wo der Zwang, und selbst der Rath aus dem Munde der Macht, aufhört wohlthätig zu seyn, oder gar zweckwidrig wird; wo sie also sich begnügen müssen, nur nicht zu hindern, und nur die Hülfe zu geben, die verlangt wird; eingedenk des Worts: wer nicht wider uns ist, der ist mit uns. So, und nur so, kann von Staats wegen, wo nicht über kurz, doch über lang, viel für die Verbesserung des Erziehungswesens gethan werden, und Baco's Wort auch hier seine Anwendung finden: de impossibilitate ita statuo: ea omnia possibilia et praestabilia esse censenda, quae ab aliquibus perfici possunt, licet non a quibusvis; et quae a multis conjunctim, licet non ab uno; et quae in successione saeculorum, licet non eodem aevo; et denique quae multorum cura et sumtu, licet non opibus et industria singulorum.

S. 351. bis zu Ende des Kapitels, welches auch das Ende des Buchs ist, erklärt der Verf. sich näher darüber, wie

die

die Forderung, daß alle Erziehungsanstalten nach einem ge-
meinsamen Plane angeordnet werden, zu erfüllen seyn dürfte.

S. 356 ff. »Was zuvörderst die Gattungen von Schu-
»len betrifft, welche das verschiedene Bedürfniß der Staats-
»bürger nothwendig macht, so hat der Hr. Minister von
»Massow in dem allgemeinen Schulplane folgende ange-
»nommen:

»1) Schulen für den Nahrungsstand, oder für die haupt-
»sächlich mit der Hand arbeitenden Stände; nämlich: Land-
»schulen, kleine Stadt- oder Elementarschulen, Bür-
»gerschulen, welche wieder nach Umständen niedere und
»höhere seyn können.

»2) Schulen für die Jugend, welche zwar nicht eigent-
»lich gelehrte Bildung zu ihrer künftigen Bestimmung, aber
»doch mehrere Geistesbildung, als der eigentliche Handar-
»beiter nöthig hat, z. E. für künftige Officiere, Landwirthe
»im Großen, Kanzeley- und andere subalterne Staatsbe-
»dienten, Künstler, Fabrikanten, Kaufleute rc. Sie ste-
»hen in der Mitte zwischen den niedern Bürger- und Gelehr-
»tenschulen. Dahin gehören: die Realschulen, welche hö-
»here Bürger- und Mittelschulen in sich vereinigen.«

»3) Gelehrte Schulen, welche die eigentlich wissen-
»schaftliche Bildung der Zöglinge bezwecken: die Gymnasien
»und Universitäten. Jene sollen theils zur Universität vor-
»bereiten, theils denjenigen, die nicht zur Universität gehen,
»aber doch Kenntnisse gebrauchen, welche über den Horizont
»der Mittelschulen hinausgehn, z. B. Kondüktören, Baube-
»dienten, vielleicht auch Officieren, die letzte gelehrte Schul-
»bildung geben.

»4) Praktische Schulen der Officiere, Aerzte, Juristen,
»Prediger, Kameralisten, Baubedienten, Bergleute, Schif-
»fer rc. und überhaupt alle eigentliche Kunst- und Handlungs-
»schulen rc. Zu diesen gehören insonderheit auch die Semina-
»rien zur Bildung künftiger Schullehrer.«

Noch kommen hinzu die Schulen, welche durch indivi-
duelle Verhältnisse nöthig werden, z. B. für Taubstumme,
für die, welche in Arbeitshäusern oder Gefängnissen sitzen;
Mädchen- und Industrie-Schulen, welche zum Theil mit

 den

den Land- und Bürgerschulen zu verbinden sind; endlich besondere Militär- und Privat-Erziehungsanstalten.

Es versteht sich von selbst, daß verschiedene von diesen Arten der Schulen mit einander vereinigt seyn können. So werden z. B. die Bürgerschulen in der Regel auch in ihrer untern Klasse den Elementarunterricht besorgen, und Gymnasien werden gewöhnlich Elementar- Bürger- Mittel- und Gelehrte-Schulen zugleich seyn, vielleicht auch ein Seminarium mit ihrem Plane verbinden.

Hier wird nur im Allgemeinen etwas über diese Schulen gesagt, über jede derselben insonderheit wird der Verf. im zweyten Theil dieses Werks reden, um sich vollständiger zu erklären, wie er sich Alles in der Ausführung denkt. Bis dahin wollen wir unsere etwanigen Bemerkungen versparen.

E.

Beobachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen. In Briefen an einen Beamten auf dem Lande, von J. B. Graser. Mit Genehmigung des hochw. Konsistoriums. Salzburg, bey Mayr 1804. 17 B. 8. 20 Kr.

Da der Verf. nicht bloß oft vorgebrachte Klagen, und Vorschläge wiederholt; sondern als bisheriger Lehrer an dem Salzburger Erziehungsinstitut, die Resultate seiner eigenen Erfahrung und seines eigenen Nachdenkens vorträgt: so verdient er, daß er gehört, und seine Gedanken im Auszug mitgetheilt werden. Der Schmutztitel seines Buches heißt: über die literärische Erziehung auf das Prinzip der Zucht gegründet, oder die literärische Aftererziehung. Das Buch selbst besteht aus 18 Briefen. Der 1ste macht uns mit der Veranlassung und Absicht desselben bekannt. Der Verf. entrüstet es sich über das Vorgeben, daß die Aufklärung des Volkes die französische Revolution hervorgebracht habe; überzeugt, daß im Gegentheil die vernachlässigte Bildung des Volks dieselbe bewirkt habe, entschloß er sich, Etwas zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung beyzutragen. 2ter Brief. Populäre Bemerkungen über den Begriff Erziehung im Allgemeinen. Selbstständigkeit ist, wie der Verf. spricht, das Ideal der Menschheit.

heit. Die Beyhülfe also, welche reifere Menschen den noch unreifern zu dem Endzwecke leisten, daß die Entwickelung ihrer Kräfte und ihr Streben nach dem Ziele, Selbstständigkeit, erleichtert und beschleunigt wird, könnte man am richtigsten Erziehung nennen. Glaubt wohl der Verf. daß dieß eine populäre Definition der Erziehung sey? Um das Ziel der Selbstständigkeit zu erringen, werden zweyerley Kräfte in dem Menschen vorausgesetzt; die Möglichkeit sich selbst zu bestimmen, und die Einsicht von dem, wie man sich bestimmen soll; jenes ist Freyheit, dieses Vernunft. Die Beyhülfe zur Entwickelung der Kräfte muß daher dem Unmündigen zur immer weitern Ausbildung der Vernunft zu verhelfen, und den Schwächern in der Selbstbeherrschung zu üben suchen. Die negativen Regeln der Erziehung sind daher zweckmäßiger als die positiven; z. B. man hüte sich dem Kinde geradezu etwas zu lehren, ohne daß das Kind nicht für sich selbst dahin nur durch unsere Hülfe käme, — eine Regel, die doch wohl zuweilen eine Ausnahme erlauben möchte. 3ter Brief. Ueber den Mangel an moralischer Erziehung der studierenden Jugend. Der Verf. sucht zu beweisen, daß diese außer und in der Schule vernachlässiget werde; in der ersten Absicht theilt er die studierende Jugend in Land- und Stadtstudenten. Die erstern, schon auf ihrem Dorfe vernachläßigt, würden nun noch mehr in der Stadt von ihrem Haus- und Kostherrn; diese aber im älterlichen Hause vernachläßigt; eine sehr einseitige Vorstellung! Von dem öffentlichen Lehrer könne man die moralische Erziehung nicht erwarten, weil er seinen Schüler nur in den Lehrstunden vor sich habe, und ihn nicht außer der Schule als ein täglicher Begleiter beobachten könne. Sehr wahr! Man kann kühnlich annehmen, daß Moralität und Immoralität den meisten jungen Leuten größtentheils von den Eindrücken der ersten häuslichen Erziehung, von väterlichen und mütterlichen Beyspielen und Grundsätzen abhange. Wenn aber Kinder unverdorben aus dem väterlichen Hause kommen, und auf der Schule, erst durch Verführung und Beyspiel um Unschuld und Tugend kommen: dann ist der Lehrer wegen unterlassener Aufsicht und Warnung verantwortlich. 4ter Brief. Ueber die Nothwendigkeit einer verbesserten literarischen Erziehung. Das fatale Grundprinzip der menschlichen Handlungen: man muß seine Glückseligkeit befördern, soll bisher nachtheilige Folgen auf die Erziehung gehabt haben, indem nach demselben das Bestreben der Aeltern

bloß dahin gehe, dem Kinde eine Anweisung zu geben, sich in der Folge Genuß und Wohlseyn zu verschaffen — als wenn der Grundsatz, seine Glückseligkeit auch durch die gewirkte Glückseligkeit Anderer zu befördern, nothwendig das Streben nach egoistischen Genüßen zur Folge haben müßte? Wem fällt nicht hier die Mißdeutung ein, die Epikur von seinen Schülern erfuhr? Inzwischen zeigt doch der Verf. selbst in der Voraussetzung dieses von ihm für falsch gehaltenen Princips, sehr bündig die Nothwendigkeit der Erziehung für Aeltern und den Staat. 5ter Brief. Ueber die besondere Nothwendigkeit, Erziehungsanstalten für die studierende Jugend zu errichten. Der Verf. macht ein so grelles Gemälde von den Studierenden unsrer Zeit, daß sich ihm die Brust von Beklemmung zusammenzieht, wenn er bedenkt, daß diese an Leib und Seele vergifteten Menschen einst Prediger der Tugend, Beförderer der Gerechtigkeit und Stützen der allgemeinen Wohlfahrt werden sollen. Dieses Verderben leitet er von der vermehrten Sinnlichkeit und Wollust unsrer Tage, die den Studenten untauglich zum geistlichen Stand mache, aus der Lesewuth, allgemeiner Irreligiosität, aus der kritischen Philosophie, deren Lehren zwar heilig wären, die aber gar nicht oder übel verstanden, zum Atheismus führten, und aus der von der Revolution herstammenden zügellosen Stimmung, her. Der geistliche Stand erhalte jetzt keinen Kandidaten mehr, als den Schwachkopf, den liederlichen und den dürftigen. Ein ganz eigner Einfall des Verf. ist es dabey, wenn er S. 77 meint: wenn auch gleich der studierende Jüngling, um der Gefahr der kritischen Philosophie auszuweichen, sich an das alte System hielte: so würde das Uebel noch weit ärger werden. Denn er erfahre doch in der Folge etwas von der Ungültigkeit dieses Systems, und werde dadurch Skeptiker oder Ungläubiger. Den praktischen Theil seines erlernten Systems, nämlich die Glückseligkeitslehre, benütze er dabey zur Befriedigung seiner Wünsche und ganz zu seinem Verderben — mit einem Worte, er werde Atheist von der Theorie aus, und Naturalist von der Praxis aus. Man traut seinen Augen kaum, wenn man sieht, zu welchen Unbilligkeiten einen sonst vernünftigen Mann die Vorliebe zu seinem Idol der neuen Philosophie führen könne. Nun folgt erste Abtheilung, über den Nachtheil der literärischen Erziehung, die auf das Princip der Zucht angelegt und gehandhabt wird. 6ter Brief. Einleitung in die eingeschlagene Untersuchungsart. Es giebt zwey Principien in der

Ver

Behandlung der Jugend: man will sie entweder durch Zwang zu dem machen, was sie werden soll; oder man trifft nur Anstalten, wodurch der Knabe zur Entwickelung seiner Kräfte Veranlassung und Beyhülfe erhält. Das erste nennt der Vf. das Princip der Zucht, das zweyte das der Erziehung. Nun geht er darauf aus, durch Folgen a priori (also nicht aus der Erfahrung genommen) zu beweisen, daß das erste falsch sey. 7ter Brief. Ueber das Einsperren der Studierenden als erste Folge des aufgestellten Begriffes der Zucht. Wo in den sogenannten Kollegien des kath. Deutschlandes, oder in unsern Fürstenschulen das Einsperren noch in dem Grade, wie es der Vf. beschreibt, eingeführt ist, da mögen wohl viele von dem Verf. daraus hergeleitete Folgen nicht ganz ungegründet seyn. Hart ist es aber doch wohl, wenn es S. 97 heißt: lebhafte Knaben werden in den Kollegien eben das, was der Züchtling im Zuchthause, d. i. noch schlimmer. Zum Glück aber wird dieses Einsperren in unsern Tagen immer seltener, und unmöglicher. 8. Ueber das Verhältniß der Studierenden zu ihren Hausgenossen. Wer in einem recht einleuchtenden Beyspiel sehen will, zu welchen Mißgriffen die von dem Verf. beliebte Fichtische Methode, sich seine Welt a priori zu setzen, und nicht nach der Erfahrung zu nehmen, wie sie ist, der muß in diesem Briefe lesen, wie der Verf. das Verhältniß des Studierenden im älterlichen sowohl, als im Erziehungs- oder wie er lieber will, Zuchthaus beschreibt, und wie ungerecht und einseitig er Vater, Mutter, Schwestern und Mägde, den Direktor oder Regens des Erziehungshauses, Lehrer und Diener schildert. Bey uns Protestanten wenigstens leiden diese Gemälde nicht die allgemeine Anwendung, wie sie der Verf. annimmt. 9. Ueber die Behandlungsart der Studierenden im Allgemeinen. Hier gilt das nämliche. Der Erzieher soll weiter keinen Zweck kennen, als nur den Zögling zum fleißigen Lernen anzuhalten; er kann sich nie zu dem Gedanken erheben, ihn als Menschen, als ein moralisches Individuum zu behandeln; und Korrektionen und Strafen sollen nur von der momentanen Stimmung des Erziehers abhängen, der seinem Zögling nie einen Grund seines Verfahrens, seiner Gebote und Verbote, angebe. 10ter Brief. Ueber die wissenschaftliche Bildung. Durch die Präceptoren werde die Lust zu den Wissenschaften verscheucht, und der Grund zu einem wissenschaftlichen Mechanismus gelegt; sie behandelten ihre Schüler, wie Jäger beym Dreßiren ihre Hunde,

 zählten

zählten die Schläge nach den Fehlern ab, u. s. w. 11. Ueber der Mangel an Ergötzungen, vorzüglich bey Kollegien, und dessen Folgen. Wieder ganz ohne Grund nimmt der Verf. an, daß es einem Vater, Hofmeister oder Kollegiumsvorsteher, eine Thorheit, wo nicht gar ein Verbrechen sey, auf Mannichfaltigkeit und Zweckmäßigkeit der Ergötzungen für die Jugend zu sinnen. Auf manchen Schulen triebe der Lehrer seine Schüler zum Spaziergang aus, wie der Hirte eine Heerde muthiger Lämmer auf die Weide; man sinne auf Entschädigungen, und verfalle auf Kartenspiel oder an die Klippe, an welcher die Gesundheit und Unschuld der Kollegienbewohner scheitere 2c. 12. Uber religiöse Bildung. Die vollkommene Bildung müsse auf Religion gegründet seyn, und den Entschluß darzu müsse der Gedanke an das Wesen der Allheit bewirken, welches das Weltall zu seinem Leibe hat — welch eine Sprache! die Frage, ob ein Atheist ein gebildeter Mann seyn könne, erkläre er kategorisch (nicht kathegorisch) für Unsinn — allein Moralität hänge nicht von dem Glauben an Gott ab, und Beyspiele bezeugen das Gegentheil. In dem Princip der Zucht (wie sich solche der Vf. denkt) liege der Begriff der religiösen Bildung gar nicht, weil bey ihr Alles, auch Religion, bloß gelernt werde. Von welchem Individuen von Lehrern seines Landes muß der Verf. seinen Begriff eines Lehrers abgezogen haben, wenn er als ausgemacht voraussetzt, daß sie bloß Gedächtnißwerk treiben, und gar nichts thun, um Gefühle für Gott in der jugendlichen Seele zu erwecken? Daß aber das mechanische Anhalten zu Handlungen des äußern Kultus, das Herplappern unabänderlicher Gebetsformeln nicht geeignet sey, religiöse Bildung zu bewirken; daß diese überhaupt bey der Frivolität und Irreligion unsers Zeitalters, und bey den übeln Beyspielen der Erwachsenen und Obern, schwerer als sonst zu erreichen ist, kann man leider nicht in Abrede seyn. 13. Ueber die gesellschaftliche Bildung der Studierenden. Auch hier das ewige Einerley, daß die Zucht bloß zum Lernen antreibe, alle jugendliche Munterkeit unterdrücke, und also auch dem Trieb der Geselligkeit entgegenarbeite. Diese unterlassene Bildung, die freylich auf Schulen, zumal bey eingeschränkten Vermögensumständen eines Zöglings, zu bewirken schwer ist, soll dann nicht bloß zur Rohheit, sondern auch zu dem vorhin erwähnten unnatürlichen Laster führen. 14. Ueber die Vernachlässigung der eigenen Erziehung der Studierenden für den

Staat

Staat im Allgemeinen. Zu dieser Erziehung wird erfordert 1) Ueberzeugung der Verbindlichkeit gegen den Staat; 2) ein höheres Interesse für die Realisirung des Staatszwecks, oder Patriotismus; beydes werde bey Studierenden verabsäumt: und er ist offenherzig genug, einzuräumen daß der künftige Diener der Kirche gewöhnt werde, Staat und Kirche als verschieden und entgegengesetzt anzusehen, und in eingebildeten Kollisionsfällen seine Anhänglichkeit an die Kirche Staatswidrig zu äußern; Aerzte und Advokaten wären ja ohnedem meistens die Anführer bey Revolutionen gewesen. 15. Ueber den Mangel der körperlichen Ausbildung der Studierenden. Der Verf. versteht darunter nicht, wie gewöhnlich, eine gewisse körperliche Geschicklichkeit; sondern die Sorge und Anordnung, mit welcher der Erzieher dem jugendlichen Körper nicht nur ein stetes Wohlseyn zuzusichern strebt; sondern ihm auch das Vermögen zu verschaffen sucht, in Fällen der Noth und Gefahr sich selbst zu helfen — eine ganz eigene Bedeutung, nach der freylich die körperliche Bildung auf Schulen größtentheils verabsäumt werden mag. Bey der Beweisführung verfällt der Verf. wieder auf Extreme, indem er behauptet, daß der Schüler in Kollegien entweder vor Kälte erstarre, oder verzärtelt und schlapp werde; entweder verhungere, oder im Ueberfluß und Eckel seine Gesundheit verschwelgen müsse. 16. Ueber die Sorglosigkeit in Hinsicht auf die Reinlichkeit und Nettigkeit bey den Studierenden. Dafür sollte man nun doch wohl jedem Lehrer und Aufseher Sinn zutrauen, und wenn junge Leute dem ohngeachtet in diesem Punkte fehlen: so mag die Schuld wohl an einem Mangel der ersten Erziehung im väterlichen Hause liegen. 17ter Brief. Ueber die Strafen der Zucht. Hier wird wieder angenommen, daß alle Strafen der von dem Verf. der Erziehung entgegengesetzten Zucht, bloß Gehorsam gegen die Statuten, oder hergebrachten Gebräuche und fleißigeres Studieren; nicht aber die Bearbeitung des jugendlichen Gemüthes zum Zweck hätten, und daraus gefolgert, daß durch Zucht und deren Strafen kein Mensch erzogen werde. 18ter Brief. Ueberblick des Ganzen, und letztes Resultat aus demselben — und das soll darin bestehen, daß die Zucht den Menschen als solchen eher verderbe, als ihn zum Menschen erziehe; der Mensch werde durch sie gewöhnt, ohne Selbstständigkeit, bloß auf fremde Einwirkungen zu handeln, und folge, wenn er der Zucht entlassen sey, andern Richtungen, entweder erwachender Leidenschaften oder fremder Ver-

führung. Daher entstehe Müssiggang der Studenten und Indolenz, und Lasterhaftigkeit der Geschäfftsmänner u. s. w. Man sieht, daß dieß ganze Buch sich um den einseitigen Begriff dreht, den sich der Verf. vielleicht nach dem Erfahrungs- und Wirkungskreis, in dem er lebt, von der Zucht gemacht hat. Er verspricht nun noch einen zweyten Theil, der von der Erziehung, so fern sie nach seiner Sprache der Zucht entgegengesetzt ist, handeln soll.

De re paedagogica in scholas academicas revocanda, libellus *Augusti Ludovici Diemer*, AA. M. et Advocati Lipsiensis. Lipsiae, Tauchnitz. 1802. 7 B. 4.

Da die Pädagogik in unserm Zeitalter allgemein geschätzt wird: so ist es sehr erfreulich, wenn ein junger, mit Einsicht, Kraft und Muth ausgerüsteter Gelehrter in einer eignen akademischen Schrift die Wichtigkeit auf Akademien Vorlesungen über Pädagogik zu halten ausführlich erörtert. Man wird unter diesen Umständen etwas Vorzügliches zu erwarten berechtiget. Um aber die Leser in den Stand zu setzen, über diese kleine Schrift selbst urtheilen zu können, und unser zu fällendes Urtheil zu begründen: so wollen wir denselben einen treuen Auszug aus dieser Abh. vorlegen.

Der Hr. Verf. hat diesen Gegenstand in drey Kapiteln aus einander gesetzt. Im ersten Kapitel zählt er die Ursachen auf, warum man bisher keine Vorlesungen auf Akademien über die Pädagogik gehalten habe, (es ist aber schon in Halle durch den Prof. Trapp, und unsers Wissens auch durch D. Niemeyer, geschehen) S. 4. und zwar giebt er S. 4 - 17. folgende als die nächsten an: 1) quod tum ab iis, qui paedagogicen docere deberent, tum ab iis, qui discere, ignoretur hujus rei natura et gravitas; 2) quod deficiente justo studiorum reliquorum ordine, et raro obviis magistris, qui ejus proponendi duces sint, necessarium ad eam discendam tempus juvenibus eripiatur; 3) quod hanc artem, quae per se est res vere humana et omnibus communis, uni quasi ordini vindicandam et aliis omnibus inutilem et superfluam, imo indignam (also mit dem Dativ!) ad hunc usque diem credant; 4) quod ipsa forma systema-

tica

tica, qua doctrina de educandis hominibus tum ab iis, qui de ea scripserunt, tum a doctoribus academicis ornata fuit, consilio proposito minus apta sit; 5) quod academiarum nostrarum ea hodie, sive quod ad docentes, sive quod ad discentes spectat, conformatio est (? sit), ut adjutum iis iri rem paedagogicam — vix sperare possis. Im zweyten Kapitel werden von S. 18-39. Gründe aufgestellt, daß akademische Lehrer auch Pädagogik vortragen sollten (quibus rationibus impellantur academiarum doctores ad vindicandam scholis suis rem paedagogicam.) Nach des Hrn. Vf. Urtheile sind derselben vier, nämlich 1) arte paedagogica in academias revocata meliorem omnibus literarum disciplinis ordinem, studium vero diligentius et utilius effectum iri, imo augmentum doctrinis accessurum; 2) summi ponderis esse istam revocationem ad mores formandos atque honestatis et humanitatis praecepta luculentius et efficacius juvenibus commendanda; 3) ad munera eorum, qui ipsi paedagogi futuri sint et religionis doctores, ita pertinere academicum hujus disciplinae studium, ut sine summa jactura illud negligere, sive in aliud tempus differre nequeant; 4) multum interesse ipsius patriae, artem paedagogicam in scholas academicas revocari. Das 3te Kapitel enthält von S. 40-62. eine Methodik der Pädagogik und einen kurzen Entwurf der Erziehungswissenschaft. Für die Methodik werden folgende drey Regeln gegeben, 1) has scholas vere academicas, 2) practicas 3) ita compositas esse debere, ut non solum, quid jam sit et praestetur, respiciant, sed eorum quoque, quae adhuc possint et debeant fieri, diligenter rationem habeant. Von S. 52-54. entwirft der Herr Verf. einen Lehrplan für akademische Vorlesungen über die Pädagogik, wovon Rec. da der Vf. zu wortreich und weitläuftig sich ausdrückt, nur den Sinn dem Leser mittheilen will. Er soll vier Abschnitte enthalten. Im ersten soll man die Beschaffenheit, den Umfang und Zweck der Erziehung bestimmen; im zweyten soll historisch gezeigt werden, was man unter allen uns bekannten Völkern in der Erziehung und dem Unterrichte geleistet habe; im dritten solle man die Methode und Didaktik der Erziehung sowohl, als des Unterrichts, und im vierten, die nothwendige Vorbereitung und Uebung für das künftige Erziehungsgeschäfft vortragen. Der Verf. hat im Ganzen viel Gutes gesagt; aber doch nichts Neues. Desto mehr aber hat Rec. gegen die Darstellung

lung und Ausführung zu erinnern. Denn öfters vermißt man Bestimmtheit und Konsequenz. Von S. 1-3. z. B. und auch in dem Titel spricht der Verf. von einer revocatio artis paedag. in scholas academicas, ohne nur mit einer Sylbe zu erwähnen, wenn und von wem ehemals auf Akademien Vorlesungen über Pädagogik gehalten worden sind. Ueberdieß muß man nach dem Begriffe des Zeitworts revocare vermuthen, der Verf. wolle die Pädagogik nur in dem Umfange und nach der Methode, die zu der von dem Verf. stillschweigend vorausgesetzten Zeit auf Akademien statt fand, wieder hergestellt wissen. Damit aber streitet offenbar seine ganze Abhandlung. Rec. vermuthet daher, der Herr Verf. habe de re paedagogica in scholis academicis tradenda — welches auch aus dem Anfange der Vorrede wahrscheinlich wird — handeln wollen; allein in der Bezeichnung seines Plans den richtigen Ausdruck verfehlt. Auf Inkonsequenz stößt man im ersten Kapitel, wo die Ursachen dieser unterlassenen Vorlesungen aufgezählt werden. Nach dem Titel und der Ausführung dieser Abhandlung muß man glauben, der Verf. habe sein Augenmerk auf Akademische Docenten gerichtet, um diese zu solchen Vorlesungen zu veranlassen. Diesem Zwecke gemäß sollten die Hindernisse dieser unterlassenen Vorlesungen tief eingehend erzählt und genau entwickelt werden. Allein dieß lehnt der Verf. mit den Worten von sich ab (S. 4.) mittamus haec, cum ab aliis multum sint tractata itemque generalia, neque iis, quibus haec proprie scribuntur, intellectu facilia; populari potius usi lingua (?) quae proximae causae sint expulsae ex acroasibus academicis paedagogices dicamus. Nach dieser Aeußerung sollte man glauben, die Absicht des Verf. sey nur auf Studiosen, nicht aber auf Docenten gerichtet, und doch lehren sowohl das expulsa paedagogica ex acroasibus academicis, als auch die paedagogia revocanda auf dem Titel das Gegentheil. Eben so ist es Inkonsequenz, daß der Verf. S. 8. und 9 sich sehr weitläuftig über den Nutzen der Pädagogik verbreitet, da er doch nach S. 4 nur den Mangel eines festen Studierplanes und des daraus entspringenden Zeitmangels für Studierende, als Hindernisse der pädagog. Vorlesungen schildern wollte. Von der verkehrten Methode zu studieren aber, welches doch der Hauptgedanke war, den der Verf. fest ins Auge fassen und genau entwickeln sollte, wird nichts gesagt. Gleichwohl wird S. 10. von jure nostro — debeant, die Konklusion so gemacht,

macht, als ob die vermißten Prämissen vorher erörtert worden wären. Die Ausführung dieser Ursache, so wie sie jetzt vor uns liegt, gehört ganz unter Nr. I. und ist, wie jeder, der nachlieset, finden wird, völlig verfehlt. Die 3te Ursache findet der Hr. Vf. darinne, daß Pädagogik bloß auf Theologen eingeschränkt sey. Hier übertreibt er aber die Sache offenbar. Denn Juristen und Mediciner werden ja nicht von der Erziehungswissenschaft und den für sie daraus entspringenden Vortheilen gewaltsam ausgeschlossen; sondern sie thun dieß selbst. Ueberdieß aber stehen ja die zweckmäßig betriebenen Studien des Theologen unstreitig in weit engerer Verbindung mit der Erziehung, als die Wissenschaften des Juristen und Arztes. Die Aeußerungen also, S. 11. tantum abest, ut solis theologorum discipulis (?) artem paedagogicam concredendam esse censeamus, ut potius non nisi summa cautione adhibita (meint der Verf. wohl, wenn sein Vorschlag angenommen wäre, diese summam cautionem bey Juristen, Medicinern nicht anwenden zu müssen?) provinciam illam familiis (?) et patriae gravissimam concedi iis debere statuamus; und S. 16. paedagogicen nulli ordini (sc. theologico) unice adscribendam esse (hierinne stimmt Rec. dem Verf. bey; aber im Folgenden nicht) ICtum potius, Medicum, eum, qui reipublicae gubernator futurus est, summam ex ejus studio utilitatem percepturum esse; in diesen Aeußerungen also erkennt Rec eine Uebertreibung. Das Wahre aber liegt auch hier zwischen den beyden Extremen in der Mitte. S. 14 ist der Satz: paedagogia nititur elementis et initiis in aliarum doctrinarum explicatione jam expositis et demonstratis mit dem, als Erläuterung darauf folgenden, utitur iis, quae philosophia practica, psychologia, anthropologia quaestionibus suis effecere im Widerspruch; denn Elemente und Grundbegriffe einer Wissenschaft sind doch weit von den Resultaten derselben verschieden. S. 17 kommen mehrere fruchtbare Winke vor. Indessen scheint doch der Vf. einen systematischen Vortrag der Pädagogik mit einem abstrusen und kaum zu fassenden für gleich bedeutend zu halten, und verwirft daher den erstern in diesen Vorlesungen S. 12. 15. Allein systematische Ordnung kann mit Deutlichkeit und Faßlichkeit sehr gut bestehen. Ja sie ist für Vorlesungen über Pädagogik unerlaßliche Bedingung, da nur bey derselben, wenn sie durch einen faßlichen Vortrag unterstützt wird, sich ein seegensreicher Nutzen der Erziehungswissenschaft für die Schärfung der Ur-

theils-

theilskraft und die planmäßige Behandlung der übrigen Wissenschaften oder der Geschäffte bey den Zuhörern erwarten läßt. S. 19 und 20. wird wohl der Einfluß der Pädagogik zu weit ausgedehnt, so daß derselben das zugeschrieben wird, was man nur von einer Encyklopädie der Wissenschaften erwarten kann. Von S. 23. II. bis 27. werden die Wirkungen der Pädagogik auf Humanität, gute Sitten und Moralität gut auseinander gesetzt. S. 35. herrscht wiederum Unbestimmtheit. Der Verf. stellt nämlich Gründe auf, warum das Vaterland pädagog. Vorlesungen auf Akademieen erwarte. Dieß gilt nun der Natur der Sache und der allgemeinen Ankündigung dieser Schrift gemäß von jedem Staate. Denn diese Vorlesungen können und sollen für hohe und niedrige Geschäfftsmänner und Bürger eines jeden Staates lehrreich und nützlich werden, da der Mensch, wenn er zum guten Menschen gebildet worden ist, auch gewiß ein braver Staatsbürger seyn wird. Gleichwohl schränkt der Verf. dieß nur auf Chursachsen ein, welches das fastigium quod in literis, moribus, felicitate publica nunc obtinet, behaupten solle. Ob natio nostra nun von Deutschland oder Chursachsen zu verstehen sey, darüber bleibt der Leser einige Zeit in Ungewißheit. Das folgende His malis — S. 36. educandis ist wiederum generell — wie es der Absicht der Abhandlung gemäß seyn sollte — nicht speciel. S. 40. giebt der Verf. folgende Regeln über die Beschaffenheit pädagg. Vorles. an, 1) has scholas vere academicas 2) practicas 3) ita compositas esse debere, ut non solum, quid jam sit et praestetur respiciant, sed eorum quoque, quae adhuc (porro, eben so wird auch S. 49. adhuc falsch von der Zukunft gebraucht) possint et debeant fieri, diligenter rationem habeant. Diese Eintheilung ist weder deutlich, noch präcis und völlig richtig. Denn was scholae vere academicae sind, ist dunkel und muß S. 42 und 43 weitläuftig erklärt werden. Oder soll Gründlichkeit allein auf Akademieen eingeschränkt seyn? hoc Dii avertant! Eben so ist der Begriff von scholis practicis schwankend; denn man weiß nicht, ob Winke über die Anwendung der Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, oder in Gegenwart des Lehrers im Unterrichten anzustellende Uebungen darunter verstanden werden sollen. Und welchem an Bündigkeit und Präcision gewöhnten Denker kann das Schleppende der dritten Regel gefallen? Weit planer und präciser würden sie durch scholae subtiles, communi usui aptae, et temporibus omnibus

nibus congruae angedeutet worden seyn. Indessen setzt die zweyte Regel die dritte nothwendig voraus, und diese sollte daher jener, da sie wie Ursache und Wirkung sich zu einander verhalten, vorangehen. S. 56 - 59. wird ein Entwurf für die Geschichte der Pädagogik in sechs Perioden geliefert, wovon die (1ste) nach Christi Geburt bis auf Konstantin den Großen J. 1 - 300; 2) bis Karl den Großen J. 800; 3) bis auf die Reformatoren J. 1500; 4) bis auf Locke J. 1700 (warum wird nicht auch Franke erwähnt?) 5) bis auf Rousseau und Basedow J. 1768. 6) bis 1802 sich erstreckt. Statt den Gang der Erziehungswissenschaft genau ins Auge zu fassen, und mit fester Hand denselben zu zeichnen, lieset man hier eine flache Uebersicht, die fast in jedem Kompendium der Universalgeschichte eben so gut sich befindet. Weit befriedigender ist der meisterhafte Umriß dieser Geschichte, den der verdienstvolle Niemeyer der dritten Auflage seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, im 2ten Th. S. 451 - 464. angehängt hat. Unser Verf. hat daraus die Abtheilung der Perioden — wie es scheint — und den Inhalt der fünften bis achten entlehnt; ist aber in Absicht der fruchtbaren Fülle an Sachen, und kernhafter Kürze des Ausdrucks, weit hinter seinem Vorgänger zurücke geblieben. — Auf Literatur hat der Verf. gar keine Rücksicht genommen. Dieß findet Rec. sehr zweckwidrig. Denn wenn ein junger Gelehrter dem literärischen Publikum eine Probeschrift seiner Gelehrsamkeit vorlegen will: so ist es für denselben Pflicht, durch sorgfältige Zurückweisung auf die Quellen zu bewähren, daß er seines Gegenstandes mächtig sey, und die vielbedeutende Forderung Cicero's Or. II. c. 38. habitare in arte tractanda, erfülle. Bloß dadurch kann er seine gründliche Gelehrsamkeit, weite Umsicht, und scharfe Urtheilskraft beweisen, und begründete Resultate über Fort- und Rückschritte ziehen. Im entgegengesetzten Falle erregt ein Verf. gegen seine Geschicklichkeit Verdacht, dem er doch aus Selbstachtung vorbeugen sollte. Denn da man auf Akademieen das unschätzbare Glück genießt, alle erforderlichen Hülfsmittel benutzen zu können, und selbst durch Konversation auf viele aufmerksam gemacht zu werden: so muß man den Mangel an literarischen Nachweisungen entweder der Unkunde oder der Bequemlichkeit zuschreiben. Keine aber von diesen beyden Vermuthungen kann einem Verf. gleichgültig seyn. Auch würde die Schrift selbst dadurch nicht stärker geworden seyn, da bey zweckmäßiger Oekonomie des Druckes,

kleinern Lettern für die Anmerkungen und sorgfältiger Präcision im Ausdrucke, dieselben Sachen auf derselben Bogenzahl geliefert werden konnten. Der Hr. Verf. hätte den mit Recht allgemein geschätzten Prof. Beck sich zum Muster hierinne nehmen können. Wie reichhaltig an Stoff, wie lichtvoll in der Darstellung, wie präcis im Ausdrucke, wie gedrängt in den historischen Umrissen, und wie gewählt in der beygebrachten Literatur sind nicht die Observationes critico-exegeticae desselben? Rec. muß daher aus Liebe zur Wahrheit gestehen, daß der Verf. sein Unternehmen sich sehr leicht und bequem gemacht habe, und wünscht dagegen, daß er keine Nachahmer finden möge. Die Gültigkeit dieses Urtheils ergiebt sich auch noch aus der sehr vernachläßigten Diktion. Man vermißt darinne Numerus, Koncinnität und Präcision, und stößt nicht selten auf Germanismen und sogar grammatikalische Fehler. S. 2. verursachen die Worte: Cum vero scholarum et academiarum ipsumque literarum docendarum discendarum ordinem contemplarer nicht allein eine höchst widrige Kakophonie — man kann sie nicht laut lesen, ohne dem Sprachorgane den größten Zwang anzulegen — sondern man weiß auch nicht, ob discendarum zum Subjekt literarum, oder zum Objekt ordinem gehört. Dieß konnte weit deutlicher und sonorischer ausgedrückt werden: Cum vero modum literas tradendi tam in inferioribus, quam superioribus scholis receptum cogitarem. Dasselbe gilt auch S. 3. von den Worten: cum justum artis paedagogicae discendae docendae notionem animadverterem. Germanismen aber sind: sine omni adminiculo — praeceptione st. ullo S. 2. familia st. gens S. 6, 9, 11, 28, 29. duplex st. duo, S. 7. meretur appellari st. appellanda est S. 9. proventare S. 12. inferre lites in doctrinam st. doctrinae S. 13. difficilis ad intellectum st. intellectu S. 16. ambitum inspicere st. perspicere S. 17. lectionem autorum classicorum plus justo negligi st. nimium und studium manet st. viget S. 21. lectio veterum custodita st. servata S. 22. usurpatio st. usus S. 23. pulcrae artes st. liberales S. 24. animi sensum monstrare st. prodere S. 30. vir adolescens, vir juvenis (!) S. 29 und 41. absisto st. desisto, S. 38. lineae proponuntur st. ducuntur S. 40. familiis olim interfore st. patrem familias esse futurum S. 43. patriae aliquem utilem fieri curo st. reddo S. 62. Verstöße gegen die Grammatik sind: si contemplatur, erunt st. contemplatus fuerit S. 4.

viris

viris juvenibus celentur S. 41, ejus modi disciplina st. talis, ea und praecipit st. praecipiat S. 8, paedagogice ea est indole, ut veras rationes indagat et describit S. 20. Ob diese Fehler Schuld des Setzers, oder des Verf. sind, kann Rec. nicht entscheiden; allein er glaubt, aus diesen Bemerkungen folge, daß der Herr Verf. seinen interessanten Gegenstand weder mit der Umsicht und Gründlichkeit aufgefaßt, noch demselben in der Darstellung die Sorgfalt und Pflege gewidmet habe, die man von einem als akademischen Lehrer der Pädagogik sich ankündigenden jungen Manne zu erwarten berechtiget war.

Gi.

Kriegswissenschaft.

Von dem Dienste des Officiers im Felde (,) besonders der leichten Truppen (,) sowohl der Kavallerie als Infanterie. Nach dem englischen Originale aufs neue bearbeitet, und mit Beyspielen aus dem siebenjährigen und dem letzten Revolutionskriege beleuchtet. Zum Gebrauch der Akademie zu Belvedere bey Weimar, und Sr. Durchl. dem reg. Herzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach, unterthänigst zugeeignet von A. D. G. von Groß, ehemaligem Obristlieutenant in Holländ. u. Englischen Diensten, auch Herz. S. Weim. Kammerherrn. Gotha, bey Ettinger. 1803. XVI und 240 S. 8. 1 Rt.

Die englische Urschrift dieses Werks, scheint nach der Einleitung zu urtheilen, von demselben Verf. zu seyn, ist jedoch Rec. nicht bekannt. Der Zweck des Verf. ist, laut derselben Vorrede, die Wichtigkeit der leichten Truppen und den Gebrauch derselben zu zeigen; vorzüglich weil es nothwendig sey, der Fechtart der Franzosen, eine gleiche Methode in Zukunft entgegen zu setzen. Diese Fechtart, nennt der Verf. vielleicht nicht ganz richtig ein »neues Militärsystem«, welche Benen-

nung Rec. deßhalb zu weitumfassend zu seyn scheint, weil nur von dem Gebrauch der leichten Truppen und deren Einfluß auf die Leitung der Operationen die Rede seyn kann. Diese letztern, oder die Art der Führung des Krieges im Großen und die entscheidenden Maaßregeln des Feldherrn, kann man nämlich nur das Militärsystem einer Macht nennen. In diesem größern Fach haben indeß die Franzosen nichts Neues geleistet, und es ist eine irrige Meinung, ihnen dergleichen zuschreiben zu wollen. Im Gegentheil scheint sich durch eine genaue Prüfung ihrer Maaßregeln zu ergeben, daß sie durch ihre Verfahrungsart, lediglich die alten Grundsätze der wahren Kriegskunst, von welchen man bisher abzuweichen geneigt war, bestätigt haben. Der Gebrauch ihrer leichten Truppen hingegen, dieses, zur Verbergung ihrer Schwächen, sehr zweckmäßig angewendeten Theils ihrer Streitkräfte, gründet sich auf nichts Anderm, als auf eine aus der Verfassung der französischen Armeen, entstandenen Fechtart derselben, welche allerdings wichtig werden kann.

Der Verf. hat sein Werk in XXV Kapitel eingetheilt, und in denselben die einzelnen Theile des kleinen Krieges abgehandelt.

Das erste Kapitel: Pflichten der Feldwachen und Vorposten der Infanterie. Zuerst Definition des Begriffs von den Vorposten, wobey der Verf. jedoch die berühmten Lager von Bunzelwitz und von Colberg nicht hätte citiren sollen, weil die in denselben befindlichen Armeen zwar rings umher Sicherheitsmaaßregeln zu ergreifen hatten; keinesweges aber im Stande waren, das was man sonst gewöhnlich Vorposten heißt, in der üblichen Entfernung auszustellen. Ueber die letztere, nämlich die Entfernung, sagt der Vf. überhaupt nichts, und obgleich die Poussirung dieser Postenkette eigentlich die Sache eines besondern Talents ist: so geben doch die Beschaffenheiten des Terrains sowohl als die übrigen Umstände, in denen sich die gegeneinanderstehenden Armeen befinden, einige Regeln an, welche bey dem Etablissement solcher Posten von Wichtigkeit sind. Weniger wichtig scheinen Rec. die von dem Verf. angeführten allgemeinen Maximen zu seyn, welche überdem ziemlich bekannt sind.

II. Kapitel. Von den Hauptwachen und Vorposten der Kavallerie. Rec. scheint dieß Kapitel genügender bearbeitet zu seyn.

III. Kapitel. Pflichten eines kommandirenden Officiers der detaschiert ist, vor der Fronte der Armee die Vorposten mit seiner unterhabenden Kavallerie zu besetzen. Sehr zweckmäßig und gut.

IV Kapitel. Pflichten der Feldwachen, Vorposten, Vedetten und Schildwachen bey Nachtzeit.

V. Kap. Vorsicht, die ein Infanterie Officier bey Vertheidigung eines ihm anvertrauten Dorfes oder Postens zu nehmen hat.

VI. Kap. Von dem Angriffe der feindlichen Quartiere u. s. w.

VII. Kap. Von den Patrouillen u. s. w.

Alle diese Gegenstände, sind durch den Verf. recht gut auseinandergesetzt. Nur ist bereits in dem bekannten Taschenbuch von Scharnhorst, so viel Genügendes über diese und die folgenden Sachen gesagt, und Alles so vollständig und gründlich bearbeitet worden, daß man den lehrbegierigen Kriegsmann, mit Recht auf jenes Taschenbuch, als das vorzüglichste Hülfsmittel, hinweisen kann.

VIII. Von den Pflichten eines Officiers, der bey Tage oder bey Nacht die Position oder Situation des feindlichen Lagers auszuforschen hat.

Dieß Kapitel ist sehr zweckmäßig bearbeitet, und verdient vorzüglich eine Vergleichung mit dem gedachten Taschenbuch.

IX. Kap. Attake auf eine fouragirende Partie des Feindes.

X. Kap. Von dem Angriff, den ein Korps der Kavallerie, Dragoner oder leichter Reuter auf ein ähnliches Korps machen kann. Hier fehlt es an speciellen Suppositionen; auch ist dieß Kapitel bey weitem nicht nach den neuesten und besten Grundsätzen bearbeitet. Um dieses zu beweisen, müßte Rec. sich in eine umständlichere Entwickelung derselben einlassen, als hier am rechten Orte seyn würde. Indessen scheint es hinlänglich zu seyn zu bemerken, daß das S. 100 von dem Verf. vorgeschlagene Manövre der Attake en muraille, weder die beste Methode ist, noch der Feind, wenn er beweglich ist, sich auf diese Art wird überflügeln lassen. Der Praktiker einer geübten Kavallerie, dürf-

te sich daher nicht im Stande befinden, dem Verf. durchgängig seinen Beyfall zu ertheilen.

XI. Wie sich ein Officier der leichten Truppen, der vor der Linienfronte detaschiert ist, zu verhalten hat, ehe ein förmlicher Angriff statt hat.

Ebenfalls Mangel an speciellen Suppositionen. Die Deckung des Aufmarsches einer Linie durch Kavallerie, oder durch leichte Infanterie, ist übrigens, so wichtig die Sache an sich selbst seyn mag, eine Angelegenheit, welche von der Wahl des zu Aufmärschen schicklichen Terrains, und von der Art, mit welcher der Feldherr diese Wahl einzuleiten weiß, abhängig ist.

XII. Kap. Von der Eskorte einer Convoy.

Der Verf. gesteht selbst, daß da schon »so oft und so umständlich über dieses Fach geschrieben worden,« derselbe die Hauptregeln wiederholen wolle, um sein Werk nicht unvollständig seyn zu lassen. Die S. 118 vorgeschlagene Methode des Auffahrens der Wagen bey einer Attaque, würde Rec. nicht anrathen, weil sie nicht einfach genug ist, und auch nicht allemal angewendet werden kann. Dagegen ist die übliche Formation einer Wagenburg die beste.

XIII Kap. Von dem Angriff einer Konvoy.

XIV Kap. Wie ein Officier während des Rückzugs eines Korps unter seinem Kommando zu verfahren habe. Sehr zweckmäßig; jedoch nichts, was nicht schon bekannt und bewährt wäre.

XV. Kap. Von den Ueberläufern und Spionen, und von der Nothwendigkeit ein gutes Vernehmen mit den Einwohnern des Landes zu unterhalten.

Der Verf. liefert hier keine besonders wichtigen Ansichten dieser bekannten Dinge.

XVI. Kap. Von den Hinterhalten oder Versteckend. Ebenfalls unbedeutend.

XVII. Von dem Aufheben der feindlichen Kouriere, von Zerstörung seiner (der feindlichen) Magazine, und von nächtlichen Ueberfällen seiner (d. f.) Kanton.

connements. Auch über dieses Kapitel hat man viele und lehrreiche Schriften.

XVIII Kap. Von übertriebenen Gerüchten und falschem Lärm, auch von der Standhaftigkeit, die jeder Officier bey jeder Gelegenheit zeigen, und den Vorsichtsmaaßregeln, die er während des Marsches seines Korps nehmen soll.

Die Ueberschrift dieses sieben Seiten enthaltenden Kapitels sollte eigentlich heißen: »Von dem Verhalten eines Officiers auf Posten und Märschen.« Die erste Hälfte hätte der Verf. bey dem Iten und IIIten Kapitel abhandeln können; die zweyte, hätte ebenfalls früher eingeschaltet werden sollen. Diese letztern gewöhnlichen und wahrscheinlich in allen Armeen eingeführten Dinge, nämlich die Präcaution bey Märschen, um die bequemste Marschordnung zu erhalten, um Traineurs zu vermeiden, u. s. w. sind übrigens auch wohl allgemein bekannt.

XIX. Kap. Wie sich ein Officier zu benehmen habe, wenn er irgendwo Posten fassen, oder sein Lager auf das vortheilhafteste wählen will.

Der Verf. versteht, nach Rec. Beurtheilung, ein kleines Infanterie Detaschement, bis höchstens zu einem Bataillon. Auch dieses Kapitel hätte füglich mit dem fünften vereinigt werden können. Uebrigens wird ein solches Detaschement selten in den Fall kommen, ein besonderes Lager, ohne Anweisung des kommandirenden Generals nehmen zu müssen, weshalb die S. 170 mitgetheilten Gedanken über die Lagerkunst, welche ohnehin diesen Gegenstand nicht erschöpfen, schwerlich hinreichend seyn dürften. Sie sind ebenfalls bekannt.

XX. Kap. Von einer Landung überhaupt und den Schwierigkeiten, die damit verbunden sind.

Dieß mit dem Vorigen, nicht zusammenhängende Kapitel, gehört eigentlich zum großen Kriege, weshalb der Verf. diese Materie auch wohl nur flüchtig berührt hat. Nicht unrichtig beurtheilt derselbe bey dieser Gelegenheit, die vormalige Landung der Engländer in Holland, worüber der Leser die Urtheile des Verf. mit Vergnügen bemerken wird. Eine vollständigere Bearbeitung dieses Kapitels wäre jedoch zu wünschen gewesen, und hätte in einem Anhange Platz finden können,

nen, da der Verf. als Sachverständiger, welcher dergleichen Expeditionen beygewohnt hat, urtheilen kann.

XXI. Kap. Von dem Betragen eines kommandirenden Officiers, im Fall der Feind eine Landung versuchen sollte.

Eine Unter-Abtheilung von dem Landungskriege, indem der Verf. nicht von einem, eine ganze Küste umfassenden Vertheidigungsplan, sondern nur von einzelnen Posten schreibt. In dieser Beziehung sind die Vorschriften des Vf. sehr zweckmäßig. Ueber die Anlegung der Küstenbatterieen muß die Beschaffenheit der Küsten entscheiden, damit ein Kordon vermieden werde. Dieß Kapitel scheint das vollständigste und vorzüglichste des ganzen Werks zu seyn.

XXII. Kap. Von dem kleinen Kriege im Gebürge. Ein Fragment von einigen nützlichen Bemerkungen, welche der Verf. leicht an die vorigen Kapitel des Postenkriegs hätte anreihen können. Uebrigens verdient der Gebürgskrieg eine vollständigere Abhandlung.

XXIII. Kap. Was bey der Ueberfahrt eines Flusses, (über einen Fluß) mit einem Korps zu beobachten ist. Der Verf. geräth hier in den großen Krieg. Wenigstens liegt dieser ausser den Gränzen der gegenwärtigen Schrift; auch kann man nicht sagen daß der Verf. dieß Kapitel mit Glück bearbeitet habe. Die weniger allgemeinen Regeln, und einzelnen Beyspiele wollen nicht viel sagen, und der Leser findet hier nichts, worüber er sich nicht anderwärts vollständiger unterrichten könnte.

XXIV. Kap. Von der Vertheidigung der Ufer eines Flusses. Ein eben so wenig glückliches Kapitel, welches der Verf. lieber nicht hätte schreiben sollen. Schon die Sache an sich, die Vertheidigung eines Flusses, ist äußerst mißlich, weil man niemals den Ort des Uebergangs wissen kann; weil ein geschickter Feind jedesmal seinen Endzweck erreichen wird, und weil, wie der Verf. unter andern vorschlägt, die Verschanzung unsres Ufers nichts hilft, und nur zu Ausdehnungen die Veranlassung giebt. Man muß ganz andere Mittel in Bewegung zu setzen wissen, um dem Feinde den Uebergang unnütz zu machen. Verwehren läßt derselbe sich schwerlich. Der Verf. ist zwar auch gegen lange Defensilinien;

doch

doch nimmt er deren von 4 bis 5 Meilen an, und schon dieß dürfte viel zu viel seyn. Und wo ist denn ein Beyspiel, wo man einzig und allein auf 4 à 5 Meilen eingeschränkt war, und nicht unter einer drey bis 4 mahl größern Distanz wählen konnte, um dem Vertheidiger den Uebergangsort zu verbergen? Am Ende folgert der Verf. selbst den Satz: »daß die »Vertheidigung eines Flusses in einer gar zu langen Linie un»möglich sey, und daß ein Fluß dem Angreifenden wenig »schade; dem Angegriffenen aber wenig Nutzen bringe.« Wozu fruchtete also die angestellte Betrachtung, und wozu fruchteten die vorgeschlagenen Maaßregeln? —

XXV. Kap. Von den besondern Fähigkeiten, die von einem kommandirenden Officier verlangt werden, und von der Art, wie er einen ihm anvertrauten Posten ein Fort oder verschanztes Lager, eine Redoute oder befestigte Stadt zu vertheidigen hat. Der Verf. kommt abermals auf ein Thema zurück, wovon derselbe bereits im Vten und im XIX. Kap. Einiges beygebracht hat. Doch ist hier ausdrücklich von den Verhältnissen des Kommandeurs eines Regiments oder Bataillons die Rede.

Der Leser findet einige allgemeine Betrachtungen, welche angenehm zu lesen und nützlich zu behalten seyn werden. Uebrigens erfahren wir auch hier nichts Neues, und nichts Erhebliches; obgleich manches Bekannte und Gute.

Die Berechnung einer Redoute auf 300 Mann und 2 à 4 Stück Geschütz S. 220, ist ebenfalls viel zu groß gerathen, und auf eine Besatzung von beynahe 500 Mann eingerichtet; es sey denn, daß die Besatzung sich nach der Größe der Redoute zu richten und zu vertheilen gezwungen ist. Die andern in einer Verschanzung zu treffenden Maaßregeln, sind bekannt und in allen Lehrbüchern der Feldfortifikation zu finden, ausgenommen die Vertheilung der Besatzung, welche der Verf. sehr weitläuftig stellt. Die S. 223 befindl. Note, in welcher die Stellung (im freyen Felde) zu 3 Mann hoch als gefährlich getadelt wird, findet wohl bey vorzüglich gut dressirten Truppen keine Anwendung. Die ferner von dem Verf. angeführten Sicherheits-Anstalten für die Konservation der Besatzung u. s. w. haben Rec. völligen Beyfall. Bey diesen und ähnlichen Dingen geht der Verf. zum eigentlichen Festungskriege über, und schildert dabey zum Schluß das Verhalten eines Kommandanten einer Festung.

 Dieß

Dieß ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, welche Rec. nach seiner Beurtheilung, zwar nicht zu den originellen und vorzüglichen, aber auch nicht zu den ganz unbedeutenden rechnen zu dürfen glaubt. Der Leser wird darin eine systematische Ordnung der abgehandelten Materien vermissen; dagegen aber manche auf Erfahrung und Praxis gegründete Regeln finden, welche zwar nicht neu, doch aber nützlich zu behalten sind. Die Bemerkungen des Verf. scheinen das Resultat eigner Erfahrungen zu seyn, und verdienen als solche, geschätzt zu werden.

Mh.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

ΙΣΟΨΗΦΟΣ, oder der ausgemittelte gleiche Kalkul zur Grundsteuer eines Staats; nebst der Geschichte und vollen Uebersicht der baierschen Finanzen zur Beleuchtung des Finanzwesens im Allgemeinen. Von Joseph Hazzi, Churf. Generallandes-Direktionsrath in München. München und Leipzig, bey Lentner und Gräff. 1802. 124 S. und 2 Tabellen. 8. 16 gr.

Zwar erklärt schon das Titelblatt den hier statthabenden Sinn des zur Ueberschrift gewählten griechischen Wortes; erst S. 39 aber erfährt man, warum es gewählt wurde. Herrn H. zu Folge sollen nämlich die Griechen in allen ihren Staatsangelegenheiten zur weisen Richtschnur einen gewissen gleich ausgemittelten Maaßstab, calculum aequalem computatorium et judicialem, den Ισοψήφος mit einem Worte gesucht haben. Ob sie etwas ihm Nahekommendes wirklich gefunden, und was es damit für Bewandtniß gehabt, wird indeß unberührt gelassen; auch sollt es in der That schwer genug halten, unter dem Wenigen, was von der griechischen Finanzverwaltung uns noch bekannt ist, — denn welch eine Menge ganz verschiedner zählte das Ländchen — ihn ausfindig zu machen! Was nun den für Baiern anzurathenden

Iso-

Jsopseph, als einen der Hauptpunkte des Schriftchens, betrifft, läuft solcher auf nachstehende Vorschläge hinaus, die Rec., wo es nöthig ist, mit des Verf. eignen Worten wiedergeben will. Laut S. 43 u. f. kostet in dasiger Gegend ein so genanntes Tagwerk (Flächen-Inhalt von 40tausend □ Schuhen) nah an Städten 2, 3 bis 400, auch wohl 6 bis 800 Gulden, und zwar vom besten Boden, Wiesen- und Gartengrund; vom mittlern 100-150; entfernt im Hügellande 50 bis 80, und die schlechtesten, Kies oder Moosgründe (Brüche, Moore) 10, 20 bis 30 Gulden. Die Mittelzahl vom Ganzen wäre sicher der Werth von 100 Gulden. Davon der 10te Theil der Procente, à 5 Floren genommen, käme auf jedes Tagewerk 30 Kreutzer, oder ein halber Gulden. Die ganze Grundsteuer von Baiern, dieses zu 520 Quadratmeilen berechnet, und die Q. M. zu 16tausend Tagewerken, beliefe sich also auf 8 Millionen 320 tausend Tagwerke, und deren Steuerertrag sodann auf halb so viel Gulden. Schon jetzt müsse der Landmann vom Tagwerke wenigstens 6 Kreutzer geben, diese aber meist fünfmal des Jahrs entrichten; was denn ebenfalls einen halben Gulden betrüge. Gegenwärtig indeß würfe die ganze Landsteuer, statt der so eben projektirten 4 Millionen 160tausend Gulden, auch im fünffachen Anschlage, nicht mehr als 1200,000 Gulden ab; was denn freylich von dem bisherigen Kulturzustande Baierns, und seiner Steuerrepartition keinen vortheilhaften Begriff giebt!

Wie nun Herr H. sich bemüht, auch ohne kostspielige neue Landesvermessung Alles auf Tagwerke zurückzuführen, bey jedem Tagwerk aber die Möglichkeit eines Kulturwerths von 100 Gulden wahrscheinlich zu machen, und ferner zu erhärten versucht, daß diese Gelasteuer von einem halben Gulden fürs Tagwerk den wahren Mittelanschlag gebe, der sich höchstens in 10-20 Jahren ändern könne, und sodann weiter bestimmt werden müsse, will bey ihm selber nachgesehen seyn. Ungerechnet indeß, daß die zuletzt erwähnte, und über lang oder kurz eintretende neue Steuerregulirung, als die doch immer auf Erhöhung es anlegen wird, großen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn dürfte; nirgend beantwortet Herr H. die Frage: ob Baiern auch Menschen und Mittel genug besitzt, seinem Boden die möglichste Kultur abzugewinnen? denn hieran muß es doch sehr noch fehlen; weil Privilegien

und

und Mißbräuche in der Steuerverwaltung es unmöglich allein gewesen seyn können, die von dieser Seite seinen Flor bisher gehindert haben. Daß der Eigenthümer schlechten Bodens eben so viel zahlen soll als der eines guten, ist und bleibt gleichfalls ein Grundsatz, dessen Nothwendigkeit und Ausführbarkeit Herr H. noch lange nicht befriedigend darthut. Die seinem neuen Grundsteuerentwurfe zur Propädeutik dienende Einleitung von 38 Seiten hat es mit Ansichten des Finanzwesens im Allgemeinen zu thun; kann, in so engen Raum beschränkt, aber nur ein und anderes berühren. Mit Dank ist jedoch manche das Neu-Französische Finanz- und Steuerwesen angehende Notiz anzunehmen, weil es bey jetzt so despotisch gewordner Verfassung schwer genug hält, über dergleichen sich Auskunft zu verschaffen. Ueberhaupt findet Herr H. Alles in's Finanzfach Einschlagende durchgängig noch in der alten Verwirrung, und brachte nichts als Klagen mit nach Hause. Da indeß, außer den durch Frankreich, Italien und die Schweitz hauptsächlich in Hinsicht auf diesen Gegenstand jüngst von ihm unternommenen Reisen, wovon er in der Vorrede spricht, wohl auch näher gelegne Länder seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn werden: so steht hoffentlich etwas weniger Fragmentarisches und nicht bloß obenhin Geschöpftes aus seiner Feder noch zu erwarten. Seinen sogenannten, hier zum Grundzehenten umgestempelten Ilopseph mit den Grundsätzen der weiland Oekonomisten, der Dixme Royale des Marschall Vauban und anderer Staatsrechenmeister zu vergleichen, würde viel zu weit führen.

Mit der andern und größern, schon von S. 58 an laufenden, und Geschichte der baierschen Finanzen überschriebnen Hälfte des Traktätchens hat es die, für Recensenten wenigstens, unangenehme Bewandtniß, daß Herr H. schon im 2ten Bande seiner Statistischen Aufschlüsse über das Herzogthum B. von den landschaftlichen Finanzen desselben gehandelt; und weil dieses Werk nicht sogleich sich herbeyschaffen ließ, Rec. also nicht weiß, was in vorliegender Abhandlung daraus beybehalten worden. Zwar hat unsere Bibl. besagten Theil der Aufschlüsse rc. Bd. 84 S. 500 und f. auch bereits angezeigt: aus Mangel an Raum aber nur der Freymüthigkeit und Genauigkeit rühmlichst erwähnen können, womit der Verf. die Geschichte der allmähligen Einführung von Steuern und Abgaben in jener Gegend vorgetra-

tragen, und den Totalbetrag aller baierschen Landesschulden bis in den März des Jahres 1802, mit 17 Millionen 424404 Gulden angegeben gehabt. Bey so bewandten Umständen, und weil Herr H. in ein noch weit reichhaltigeres Detail hier scheint gegangen zu seyn, glaubt Rec. doch die Hauptrubriken, so wie einige der hervorragendsten Angaben ausheben zu müssen. Zuerst also auch hier bis S. 81 die gedrängte Geschichte der ehemaligen und jetzigen Verfassung in Hinsicht auf Landessteuer, Wein- Bier- und Fleischaufschläge, oder Abgaben. Daß die Landsteuer nur 1200tausend Gulden einträgt, ist schon oben erwähnt worden; die übrigen Aufschläge warfen im Jahr 1798, 660291 Gulden ab, wovon mehr als fünf Sechstel der Bierkonsumtion allein zur Last fielen, und bey dem Allen noch Unterschleif in Menge statt haben soll. Sodann kommt die Reihe an das leidige Schuldenabledigungswerk und dessen Geschichte. Hier ergiebt sich aus, wie es scheint, völlig sichern Belegen, daß von Churfürst und Landschaft zu Bestreitung der Interessen und Erhaltung eines Tilgungfonds doch alle Jahre die erkleckliche Summe von einer Million und 70255 Gulden wirklich bezahlt wird; und es dem ungeachtet mit Verminderung dieser Schuldenlast durchaus nicht vorwärts will; vielmehr immer fort geborgt werden muß! Warum? wird sogleich sich ausweisen. — Folgt eine durch 4 Seiten laufende und 41 Rubriken enthaltende Tabelle aller übrigen (die landschaftlichen nämlich ausgenommen) in Baiern, Neuburg, Sulzbach und der Oberpfalz im Jahr 1801 erhobner Gefälle, die nach Abzug der (oft enormen) Hebungskosten und andrer Nebenausgaben zwey Millionen 695269 Gulden betrugen. Was es mit Entstehung dieser 41 Rubriken für Beschaffenheit gehabt, darüber wird sodann in eben so viel Paragraphen und zweckmäßiger Kürze das Nöthigste beygebracht. Unter den landschaftlichen Steuern fällt die Kapitalsinteressen-Steuer am meisten auf, die laut S. 69 jährlich zweymal eingetrieben werden soll; vom Gulden nämlich anderthalb Kreutzer; die aber, obschon nicht förmlich abgeschafft, noch nie erhoben worden!! — Ein paar Tabellen in Folioformat machen den Beschluß. Die erste davon giebt nach Quadratmeilen den Flächeninhalt und einfachen Steuerbeytrag jedes Gerichts der vier Rentämter München, Straubing, Burghausen und Landshut an; die zweyte liefert eine Uebersicht der gemeinen Landsteuern Baierns nach einer Regle von 7 Jahren; da sich im Durchschnitte

dann

dann auf jede einfache Steuer 240162 Gulden ergab; und weil das Land deren für jetzt jährlich fünf zu erlegen hat, fällt sogleich ins Auge, daß es nur eine Kleinigkeit ist, die solche über 1200tausend Gulden im Ganzen eintragen.

Noch aber ist von ein paar Hauptangaben Bericht zu erstatten, ohne deren Mittheilung das wenige bereits Erzählte ziemlich unbrauchbar bleiben würde. Den von Herrn H. uns vorgelegten Berechnungen nämlich zu Folge, belief die sämmtliche Einnahme aller Churpfalzbaierschen Staatskassen im Jahr 1801 sich nicht höher als auf 3 Millionen 978469 Gulden; hiervon nun sollten — man höre! und bedaure das arme Land! — bestritten werden: die Kosten der Churfürstl. Hofhaltung mit einer Million 650000 Gulden; die Regierungsausgaben, Besoldungen, Pensionen, Wasser- und Straßenbau mit drey und einer halben Million; das aus 21500 Mann damals bestehende Militär mit drey Millionen 400000 Gulden. Ein Deficit also von nicht weniger als fünfthalb Millionen!! bey dessen Angabe Herr H. mit vollem Recht ausrufen durfte: daß solchergestalt behandelt die Maschine unmöglich lange mehr im Gange bleiben könne! — Was den Hofhaltsetat, und den der Regierungsausgaben anlangt, sind alle einzelne Rubriken bestimmt angegeben; daß mithin Herr H. längst würde seyn zurecht gewiesen worden, wenn Irrthümer und Uebertreibungen sich hier vorfänden. Bey'm Militäretat aber heißt es bloß, daß man damit umgehe, seine Kosten auf anderthalb Millionen zurückzubringen; ob der Hofhaltung (wo die der regierenden Churfürstinn jährlich angewiesene Summe doch nur 30000 Gulden beträgt: vielleicht der einzige Artikel, wobey es nicht den Kopf zu schütteln giebt!) gleich hochnöthige Reform bevorstehe, wird vor der Hand unerwähnt gelassen. Allein auch hieran wird bald genug die Reihe kommen müssen; wenn anders der Landesfürst nicht aus den Hülfsquellen der ihm zu Theil gewordenen Entschädigungsländer den bisherigen Glanz seines Hofstaats zu behaupten vermag! In Hinsicht auf die Publicität, womit dergleichen Staatsgebrechen nunmehro aufgedeckt werden dürfen, ist solche hoffentlich als ein Zeichen anzusehn, daß man an Hülfsmitteln daselbst noch keineswegs verzweifle, und um die Kur radikal zu machen, dem Schaden bis auf den Grund nachspüren will. Auch ist diese Publicität schon deßhalb ersprießlich, weil man von der Staatseinnahme sowohl als dem Schuldenwesen Bai-

eruns bisher sehr irrige Begriffe gehabt, das heißt: beyde viel zu hoch angegeben hatte. — Wirklich sind diejenigen Berichte der Regierung, worin von Verbesserung der Landeskultur von Zeit zu Zeit Rechenschaft abgelegt wird, schon überaus tröstlich; und daß die löbliche Landschaft in Betreff des bisher so zweydeutig administrirten Schuldenwesens mit der Regierung gleichen Schritt halten werde, ist um so mehr zu hoffen, da der sonst in kurzem zu befürchtende Verlust alles öffentlichen Credits den Gang des Uebrigen von neuem lähmen, und in jedem Betracht für Baiern von unübersehlichen Folgen seyn müßte!

Rk.

Freymüthige Gedanken über Armenanstalten nebst ausführlichen Vorschlägen zu Verbesserung derselben. 1803. 58 S. 8.

Diese kleine Schrift, wovon sich weder Verfasser noch Verleger nennt, enthält Vorschläge, deren Ausführung theils zu wünschen sind, theils aber auch überspannte. Eine Almosen-Ordnung soll weder Zweig der Staatswirthschaft, noch Polizeyanstalt, noch Werk der augenblicklichen Rührung seyn; sondern der wichtigste und empfehlungswürdigste Theil des Religionskultus. Hätte die oberste Staatsgewalt diesen Grundsatz angenommen, und öffentlich festgesetzt: dann hätte sie nur die Hauptpunkte, wornach die speciellen Ordnungen einzurichten wären, festzusetzen, und sich allein die Oberaufsicht und Entscheidung in streitigen Fällen vorzubehalten. Jeder Ort wählte sein Almosenamt; alles müßte hier gleich seyn. Die Einnahmen beschränkten sich auf freywillige Beyträge 2c. Wie der Verf. ganz richtig behauptet, daß keine Armeneinrichtung allgemein seyn könne; sondern nach den Lokalverhältnissen eingerichtet werden müsse: so soll sie auch nicht fixirt, sondern jährlich revidirt werden. Die Austheilung soll nicht in Geld allein bestehen, auch nicht in gekochten Speisen. Hier werden wichtige Gründe gegen die Austheilung der Rumfordischen Suppe an im Ort zerstreut wohnende Familien vorgetragen. Betteley sey ein Verbrechen gegen den Staat. Die Policey soll genau untersuchen und nach Befund unterstützen oder bestrafen. Zum Fond dieser Unterstützung werden die Strafgelder dieser Theil der Gerichtsnutzungen

ange-

angewiesen. Nie könne der einheimische Arme Bettler werden, wenn die Armenordnung gut wäre.

Diese Sentenz setzt unter andern voraus, daß der inländische Arme nie seine Heimath verlasse; aber dem vorzukommen sollen die Zünfte aufgehoben, oder doch ihre Verfassung umgeändert werden. Möglich sey dieses wohl, wenn die Staatsgewalten die Schwierigkeiten nicht scheuten, und mehr auf christlich-moralischen als auf merkantilisch finanzmäßigen Werth ihrer Bürger Rücksicht nehmen. Es ist unschicklich, den Regierungen Vorwürfe zu machen, daß sie nicht eilen, gewisse Einrichtungen, welche während vieler Jahrhunderte für nützlich gehalten wurden, jetzt gleich aufzuheben oder umzuändern, weil sie einigen Schriftstellern mißfallen; aber doppelt unschicklich ists, wenn die Gelehrten selbst über die Fragen, ob, und wie, noch sehr uneinig sind.

Recensent hat jetzt die Erfahrung vor Augen, was erfolgt, wenn die Handwerker zu häufig vom Reisen dispensirt werden; er muß diese Erfahrung theuer bezahlen. Der Verf. will über diesen Gegenstand zu einer andern Zeit einige Worte sagen. Indessen protestirt Rec. gegen alles einseitige Declamiren von Menschenelend, Raub, Mord, die es immer auch ohne wandernde Gesellen geben wird.

Die allzu große Härte gegen fremde Armen, stimmt mit dem Grundsatz der Nächstenliebe, worauf der Verf. alle Armenanstalten gegründet haben will, nicht überein. Freylich muß die Policey ihre Schuldigkeit thun, die Vagabunden genau ausforschen und nach Befund bestrafen. Aber das berechtigt doch noch nicht, einen jeden solcher Bittenden als einen Verbrecher vom Almosen auszuschließen.

Hat ein Vater Kinder in der Fremde: so muß er in dem Augenblick, da er einen ihn auf der Straße um eine Gabe Bittenden mit rauher Stimme zur Policey verweist, nicht daran denken, daß eben jetzt eins seiner Kinder durch Unglück in denselben Fall gesetzt seyn könne.

Also lasse man doch die Strafgelder dem, welchem sie gehören, nach dem Spruch: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und unterstütze die Policey mit Beyträgen für solche Fremde, die sie der Unterstützung würdig findet, glaube auch nicht, daß wenn wirklich alle Armen des Orts versorgt seyen, uns nun schon die Himmelspforte offen stehe, so lange noch Fremde auf der Straße schmachten.

IV.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

> Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge rc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger- Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen rc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern rc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, rc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Professor J. Wenzel, ist auf den Vorschlag der sämmtlichen Professoren der Medicin, von dem Präfekten zu Mainz zum Lehrer der Anatomie und Physiologie ernannt worden, und erwartet nun, nebst seinen Kollegen, die Bestätigung von Paris zur Professur an der neu dort zu errichtenden Ecole spéciale.

Der Königl. Ober-Medicinalrath und Professor zu Berlin, Herr M. H. Klaproth, bisheriger Korrespondent des Nationalinstituts zu Paris, ist an Priestley's Stelle zum wirklichen auswärtigen Mitgliede ernannt, und von der Regierung bestätigt worden.

Der ehemalige Publicist im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Versailles, Herr C. F. Pfeffel, aus Kolmar im Elsaß gebürtig, ist Mitglied der Ehrenlegion geworden.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Der Königl. Oberste Herr von Knobelsdorf, Gesandter des Königs von Preußen bey der Ottomanischen Pforte, ward bey seiner Anwesenheit in Berlin von der Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede erwählt. Er überreichte hierauf der Akademie als ein Geschenk für die der Akademie

untergebene öffentliche Königl. Bibliothek zwölf Bände persischer Handschriften, welche er im Orient gesammelt hatte; und las der Akademie die Beschreibung derselben vor.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Hofrath und Prof. K. Morgenstern wird eine vollständige Biographie des unvergeßlichen Kunstkenners Joh. Winkelmann herausgeben, und vorläufig eine, am 1zten December (a. St.) zu Ehren desselben gehaltene Rede durch den Druck bekannt machen.

Zu Breslau haben die Zuhörer der ersten Klasse des Elisabethanischen Gymnasiums, aus Dankbarkeit gegen ihren verstorbenen Lehrer, den rühmlich bekannten Schriftsteller Fülleborn, dessen Brustbild von dem Bildhauer Matersberger in Marmor verfertigen lassen. Am 10ten März ward dieses Brustbild in dem Hörsaale der ersten Klasse des Gymnasiums niedergesetzt. Der Herr Rektor Scheibel hielt vor einer zahlreichen Versammlung eine dem Zwecke angemessene Rede. Darauf ward das Brustbild in die Rhedigerische Bibliothek gebracht, wo sich schon die Bildnisse mehrerer Gelehrten befinden, die sich um das Elisabethanische Gymnasium verdient gemacht haben.

Verbesserungen.

Im XC. Bd. 2. St. S. 291. Z. 10. von unten st. Plouguet l. Plouquet

Im XC. Bd. 2. St. S. 556. ist der Kustos An wegzustreichen.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCI. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

Verzeichniß

der

im 2ten Stücke des ein und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

* IV.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI.

VI. Weltweisheit.

VII. Mathematik.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Botanik.

X. Forstwissenschaft.

XI. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte

aus

XIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XIV. Gelehrtengeschichte.

XV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVI. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVII. Erziehungsschriften.

XVIII. Kriegswissenschaft.

XIX.

XIX. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

XX. Technologie.

XXI. Handlungswissenschaft.

XXII. Haushaltungswissenschaft.

XXIII. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des ein und neunzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

*

3. To-

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Anzeige kleiner Schriften.

6. Bücherverbote.

7. Reichstagsliteratur.

Er-

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Religionsvorträge im letzten Jahre des achtzehnten, und erstem des neunzehnten Jahrhunderts in Tharand gehalten von M. C. F. T. Voigt, Pfarrer daselbst. Dresden, bey Hilscher. 1803. 1 Alph. 1 B. 8.

Der Verf. glaubt nach der Vorrede, daß diese Predigten nicht nur seiner Gemeine, sondern auch andern nützlich seyn können, und hat sie deßhalb drucken lassen. Es sind auch allerdings gute Predigten; ob sie gleich nicht zu den vorzüglichern gehören. Man sieht, daß er sich Mühe giebt, solche Materien auf die Kanzel zu bringen, welche speziell und nicht gewöhnlich sind, und das ist löblich; indessen ist doch für einen angehenden Prediger an einem kleinen Orte große Vorsichtigkeit dabey nöthig, weil die Zuhörer so leicht auf den Gedanken kommen, daß der Prediger diesen oder jenen dabey im Sinne gehabt, oder wohl gar, wie der gemeine Mann sagt, ihn abkanzeln wollen, u. d. gl. In der Predigt: daß man nicht bloß um des Gewinnstes willen arbeiten müsse, scheint die Sache nicht so deutlich auseinander gesetzt, oder vielmehr so bestimmt gefaßt und im Auge behalten zu seyn, als es nöthig gewesen wäre. Denn so wahr auch der Hauptsatz an sich ist: so scheint doch der Verf. in der Ausführung bisweilen zu weit zu gehen. Lebensklugheit ist nicht tadelhaft; nur

ist es noch nicht Tugend im strengsten Sinne des Worts. Uebrigens sind die Predigten zwar nicht gedankenreich; aber doch mit Wärme und in einem fließenden Styl geschrieben.

36.

Katholische Gottesgelahrheit.

Deutsches Brevier für Stiftsdamen, Klosterfrauen und jeden guten Christen. Erster Band. Dritte, rechtmäßige, durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Erzbischöfl. Kölnischer, Bischöfl. Augsburg. und Bischöfl. Wormsischer Genehmigung. Heilbronn, bey Claß. 1803. 526 S. 8. 1 fl. 45 kr.

Es wäre zu spät, auf dieses Erbauungsbuch erst durch eine genauere Anzeige aufmerksam machen zu wollen, da das Publikum, wie der würdige Herausgeber selbst sagt, und die wiederholten neuen Ausgaben deutlich beweisen, über den Werht (Werth) desselben bereits entschieden hat. Gewiß ist es als ein schöner Beweis einer hellen Denkart anzusehen, daß das deutsche Brevier nicht nur von Einzelnen so gut aufgenommen, und zur eigenen Erbauung gebruacht wurde; sondern selbst in vielen Stiftern verschiedener Diöcesen öffentlich gebetet, von mehrern hohen Ordinariaten zum Kirchengebrauch gestattet, und von dem verewigten Fürstbischof von Würzburg, Franz Ludwig, Mehreren, die sich über das lateinische Brevier, als über ein für Geist und Herz unbrauchbares Buch beklagten, statt des lateinischen zu beten erlaubt wurde. Wäre der Zeitgeist in gleichem Maaße fortgeschritten: so dürften wir nun wahrscheinlich hoffen, daß bey der Abschliessung eines neuen Konkordats für die deutsche Kirche auch hier eine wohlthätige Abänderung getroffen, und statt des strohernen lateinischen, dieses Geist- und Herzerhebende deutsche Brevier eingeführt würde. Allein Hr. D. beklagt sich nicht nur selbst in der Vorrede zu der dritten

Aufla-

Auflage über die vielen Abänderungen, Zusätze und Verstümmelungen, welche die Augsburgischen Censores sich schon 1792 bey der ersten Auflage erlaubten; sondern das Publikum kennt nun auch die Hindernisse, welche dessen wirklichen Einführung in der Augsburgischen Diöcese in den Weg gelegt, und die vielen Verdrießlichkeiten und Kränkungen, welche seinen Beförderern, vorzüglich selbst dem nun verstorbenen würdigen Generalvikar, von Ungelter, dabey gemacht wurden, und weiß also nun, da der heilige Vater sich neuerdings ein auserwähltes Rüstzeug aus jener Schule zur Organisirung der kirchlichen Angelegenheiten des kathol. Deutschlandes nach Rom kommen ließ, schon daraus zu schliessen, was zu erwarten ist. Inzwischen verdient Hr. Dereser um so mehr Dank, daß er sein Werk nun doch in einer rechtmäßigen Auflage und mit den nöthigen Verbesserungen und Anmerkungen, die bey schweren Schriftstellen, besonders bey den Psalmen zur Erklärung dienen, neu herausgegeben hat. Dankbar nennt er auch als Mitarbeiter den Stadtpfarrer zu Bonn, Hrn. Metternich, der doch keinen sehr thätigen Antheil daran nehmen konnte, und den nunmehrigen Salzburgischen Konsistorialrath, Karl von Wreden, welcher die Vorbereitung zur Messe, die meisten Gebete und die Lektionen an den Gedächtnißtagen der Heiligen geliefert hat, und von welchem also wahrscheinlich der Ausdruck Morgensandachten und Abendsandachten herrührt, da sonst doch auch Morgens und Abendgebet vorkömmt. Doch findet sich darum keine auffallende Verschiedenheit der Bearbeitung im Ganzen. Schön hat der Herausgeber besonders die biblischen Lektionen ausgearbeitet; daß er dabey aber auch andere Arbeiten benützte, wie Rec. unter andern auch in den Psalmen bey Vergleichung der Knappischen Uebersetzung fand, wird Niemand übel deuten, da Hr. D. doch immer auch seine eigne Darstellung und Ansichten hat, und überhaupt sein Verdienst um die Bibel-Erklärung und Uebersetzung längst entschieden ist.

1) Anreden an werdende Priester in den Tagen ihrer Geistesversammlung. Gehalten im Priesterhause zu Eichstätt von Joseph Zängl, Repetitor des

Hochbischöflichen Seminars und Prediger der deutschen Marianischen Kongregation. Mit Begnehmigung des hochw. Ordinariats. Augsburg, bey Bolling. 1804. 104 S. 8. 6 Kr.

2) Kurzer Katechismus zum Gebrauche der Seelsorger und Schullehrer zur Zeit der heiligen Fasten. I. Vorbereitungsschule für die gar kleinen Kinder. II. Erste Schule für Kinder, die zur Beicht und Kommunion noch nicht fähig sind. III. Zweyte Schule von dem h. Sakramente der Buße. IV. Dritte Schule von dem allerheiligsten Altarssakrament. V. Nebst einem leichtfaßlichen Unterrichte für Hartlernende. Mit obrigkeitlicher Erlaubniß. Augsburg, bey Merz. 1804. 48 S. 12. 2 Kr.

Ein paar ihrem Zwecke nach zwar sehr verschiedene, dem Geiste nach aber einander sehr nahe kommende Schriften. Beyden Verf. ist zu glauben, daß sie es mit Gott und der Tugend redlich meinen; ohne daß aber bey Rec. der schadenfrohe Neid wohnte, der, wie der Verf. von Nr. 1 sagt, »das Gute verfolget, und dem Stifter des Guten recht feindlich, »und dann am frohesten ist, wenn er von dem Guten einige »Fehler entdecken und vergrößern kann,« so kann er doch nicht umhin zu sagen, daß beyde hinter dem fortschreitenden Geist der Zeit verhältnißmäßig gleich zurück seyn. Zwar hält Rec. nichts von dem »Geist des Zeitalters, der alles »Göttliche verschlingt, von einer Thorheit zur andern eilet, »sich seinen Christus nach Belieben bildet, und in einer Ideenwelt (nur) seiner Vernunft Weyhrauch streuet;« doch aber glaubt er diese nie ganz unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen zu müssen, und seinen Christus nicht in einer derselben widersprechenden Gestalt erscheinen lassen zu dürfen, wie sich bey näherer Ansicht solcher Produkte leicht zu finden pflegt.

Nr. 1. enthält, nach einem eignen Ausdruck, drey Geistesversammlungen oder Betrachtungen, die der Verf. als Vorbereitung für solche, die im Begriff wären, sich als Prie-

ster

ster weyhen zu lassen, (nicht werdende Priester) gehalten hat. Billig wird ihnen hier nun nicht nur die Wichtigkeit dieses Schrittes vorgestellt, und das Unangenehme, wie das Angenehme des zu erhaltenden Standes, die Bürde, wie die Würde genau geschildert, um auf beydes gehörig vorbereitet zu seyn. Allein unser Verf. hält sich in diesen drey Reden nur an drey, für den katholischen Geistlichen besonders nöthig gehaltene Eigenschaften, nämlich 1) die jungfräuliche Reinigkeit, 2) die Demuth, 3) die Geduld. Daß sich der Verf. vorzüglich bey der ersten verweilen werde, war zu erwarten; daß er aber so genaue Schilderungen der Gefahren, die bey dem jungen Geistlichen derselben drohen, machte, konnte einer lebhaften Phantasie schon den ersten Anstoß geben, sie zu verlieren, oder einen denkenden Geist um so stärker auf das Widersinnige und Unnatürliche dieser kirchlichen Einrichtung aufmerksam machen. Wirklich können die Wirkungen derselben kaum mit lebhaftern und abschreckendern Farben gemalt werden, als der Verf. hier thut, und man dürfte nur statt seines Schlusses zur nothwendigen Enthaltsamkeit wegen des Kirchengebets, den zur Aufhebung desselben beysetzen, und der Beweis für diese wäre gewiß konsequenter, als für jene.

Was Nr. 2. enthält, sagt der Titel genau genug, und Rec. würde sich überhaupt der Mühe überhoben haben, Zeit und Papier damit zu verschwenden, wenn es nicht darum zu thun wäre, hin und wieder dergleichen Produkte, als Denkmäler aufzustellen, zum Beweis, wie der Volksunterricht in manchen Gegenden noch beschaffen ist, und selbst mit obrigkeitlicher Erlaubniß, welche hier ausdrücklich auf dem Titel angeführt ist, betrieben wird, wozu es genug seyn mag, nur ein paar Proben auszuheben. Rec. schreibt also gleich den Anfang der »Vorbereitungsschule für die gar kleinen Kinder. §. 1. »Frag (e): »Wie macht man das heilige Kreutz? Antw. »Im Namen Gottes des Vaters ꝛc. Fr. Giebt es mehr »als einen Gott? Antw. Es ist nur ein Gott. Fr. Wie »viel sind Personen in der Gottheit? Antw. Es sind drey ꝛc. »Fr. Woher ist Gott? Antw. Von Ewigkeit. Fr. Wo »ist Gott ꝛc. S 39. Unter den Hartlernenden werden »die meisten Dienstboten, besonders die Viehhüter und

»ihre Kinder verstanden, die immer von einer Pfarrey in »die andere wechseln, und vom Christenthume fast gar »keine Kenntniß haben.« An solche gehen nun auch gleich die Fragen: »Wie viel sind Gott? Woher und wo ist »Gott?« u. s. w. Zur Erweckung des Glaubens wird gebetet: »Mein Gott! Ich glaube festiglich Alles, was du »uns durch die katholische Kirche zu glauben befiehlst« u. dgl. Wie leicht muß dieses den Kleinen und Hartlernenden werden!

Ueber die Leiden und Freuden der Einsamkeit: Ein Wort für Mönche und Nonnen in den heutigen kritischen Tagen. Vom Abbé Glaz (in Sigmaringen). Tübingen, bey Heerbrand. 1804. 40 S. 8. 14 kr.

Nicht leicht wird man aus dem Titel dieser sonst gut geschriebenen kleinen Schrift ihren Inhalt und Zweck errathen, da es von der Einsamkeit, nur wie lucus a non lucendo, ausgeht, und also weder nach Zimmermann eine Ilias post Homerum, noch für die Obereltischen Weltüberwinder seyn soll. Sondern der würdige Verf. spricht in einem ernsthaften Tone zur Beruhigung der Klosterleute, die sich vielleicht betrübten oder Aergerniß nähmen, daß sie ihre Zellen verlassen mußten. Mit genauen historischen Beweisen sucht er zuerst den unsaubern Mönchsgeist in seiner Blösse darzustellen, und läßt sich seinen Eifer bisweilen nur zu zu starken Ausdrücken hinreissen. So ruft er S. 9. denen, an die er seine Schrift vorzüglich richtet, zu: »Der Geist der Zeit hat euch wohl»thätig gezeigt, daß äusseres Ceremoniel nicht Religion »sey, und wenn er auch euren Mechanismus zerstört, daß »die Religion nicht in Gefahr sey. — Gewiß war die »Religion dort am reinsten, wo noch keine Orden und ge»weihte Leute in die Kirche aufgenommen wurden. Wenn »die Kirchengeschichte größtentheils ein ungeheueres Regi»ster ungeheuerer Thorheiten und Verbrechen vorzeigt: so »waren gewiß der Investiturstreit der Klosteräbte und ihre »Exemtionen (mit) die größte Ursache derselben.« S. 13.

»Ohne

»Ohne Furcht könnet ihr jetzt nach eurem Genie den Mu-»sen Altäre bauen, welche so manchmal ein eigensinniger »dummer Abt zusammenschlug. Nicht mehr werden euch »eure Vorsteher mit jener traurigen Mönchsmoral peit-»schen, welche unter die christliche Moral ägyptisches Un-»kraut streuet. Mit der Versicherung eines hinlänglichen »Unterhalts hat man euch ein besseres Schicksal zubereitet.« Wenn nur letzteres auch wirklich immer der Fall wäre; allein die Reklamationen der Aebtissinn von Baindt und des Abts von Weissenau in Regensburg, und die Klagen so mancher einzelnen mit nothdürftigem Unterhalt oder ohne Kenntniß und Lust in die Welt Hinausgestossenen lassen doch fürchten, daß es nicht immer so sey; daher Rec. von manchen eben nicht fanatischen Geistlichen den Wunsch hörte, daß sie gern wieder in ihre Klöster zurückkehrten. Mit Recht sucht sie daher auch der Verf. darauf vorzubereiten, daß sie ausser ihrer Klostereinsamkeit Uebel finden würden. »Kein Eldorado sollte die Welt seyn; aber auch kein Kettenhaus; sondern ein Mittelding von beyden.«

Die heilige Fasten, das ist: Unterricht über die Busse und Kommunion in kurzen Fastenreden und Betrachtungen übèr die Leiden Jesu, als eine Vorbereitung auf das Osterfest. Von Johann Nepomuck Endres, d. Z. Pfarrer in Hasenhofen. Mit Bewilligung des Hochfürstl. Bischöfl. Konstanz. Ordinariats. Augsburg, bey Kranzfelder. 1804. 192 S. 8. 54 kr.

Der Verf. erkennt zwar selbst, daß die vierzigtägige Fasten, die unter den Katholiken jedesmal vor dem Osterfest kommt, nicht von Christus geboten; doch aber glaubt er, daß sie in den frühesten Zeiten schon festgesetzt worden sey. Worin der Abbruch bestehe, den die Kirche befiehlt, erklärt er »aus einer Hymne, während der Fasten«, die wir also für die hier auch anführen, denen der Geist dieses erhabenen Gesanges nicht schon bekannt ist; sie heißt:

Utamur ergo parcius
Verbis, cibis et potibus,
Somno, jocis et arcrius
Perstemus in custodia.

zu dessen Erklärung der Verf. nun hinzusetzt: »Die Fasten »erstreckt sich überhaupts auf eine völlige Enthaltung von »Allem, was den Geist der Busse und der Betrachtung hin»dern kann. Um diesen doppelten Zweck pflegt man nun »gewöhnlich in der Fastenzeit jeden Abend das Volk (in den »Kirchen) zu versammeln, um mit demselben exposito »Sanctissimo den schmerzhaften Rosenkranz und die Laure»tänische Litaney zu sprechen; aber wie wenig das Volk da»durch erbauet werde, läßt sich daraus gar leicht schliessen; »es wird das Nämliche so oft wiederholt, und artet am »Ende in einer Versammlung der Christen von verschiede»nem Alter in ein gedankenloses Geschrey aus.« Was Gläubige, wie ein Stolberg, was unsre neuesten Philosophen, die der Veranschaulichung und sinnlichen Ausstellung des Heiligsten so großen Eindruck und Vorzug beylegen, dazu sagen mögen, daß ein besorgter Landpfarrer an diesem hohen Einfluß zweifelt, und daher statt eines leeren Mechanismus und blossen Phantasienspiels belehrende Betrachtungen will, dürfte zu nicht unwichtigen Bemerkungen führen. Der Verf. sucht mit seiner Arbeit vorzüglich den während der Fastenzeit vielbeschäfftigten Geistlichen etwas »zur Aushilfe« zu geben; sollten diese also nicht selbst auch bey Anhäufung ihrer Arbeiten bessere zu machen im Stande seyn: so werden sie von diesen nicht ohne Nutzen Gebrauch machen können; ob sie sich gleich nicht über das Gewöhnliche erheben. Sie sind kurz und »meist (ens) ist »darinn auf Belehrung und Empfindung, und nicht auf »bloßes Mitleid (en) abgesehen,« woraus auf den Innhalt also schon geschlossen werden kann.

Joseph Geishüttners, ordentl. öffentl. Lehrers der Moral und Pastoral an dem K. K. Lyceum in Linz, Theologische Moral in einer wissenschaftlichen Darstellung. Erster Theil. Augsburg, bey Kranzfelder. 1804. 190 S. 8. Zweyter und dritter Theil. 358 S. 2 fl. 36 kr.

Da der Verkehr der Buchhandel des kathol Deutschlands immer noch nicht in gehörigen Gang kommen will: so

so konnte Rec., obgleich in einem katholischen Lande, doch vorliegendes Werk nicht früher erhalten, als in dieser wahrscheinlich durch Kranzfelders bekannte, sehr unmoralische Industrie veranstalteten Nach-Ausgabe, und daher auch keine Vergleichung derselben mit dem Originale anstellen. Inzwischen haben mehrere kritische Blätter seinen Werth schon gewürdiget, und Hr. Geishüttner ist schon vorher als einer der konsequentesten Verfechter des ganzen Systems seiner Kirche bekannt, daher eine ausführlichere Anzeige und Beurtheilung eben sowohl zu spät kommen, als fruchtlos seyn würde. Rec. schränkt sich also darauf ein, bloß den Gang des Verfs. aus dem Inhalte seiner Schrift nachzuweisen, und auf die Ansichten und Grundsätze, denen er auch hier treu blieb, aufmerksam zu machen. Hr. G. nennt diese Moral theologisch, weil sie »in Verbindung »mit (der) Religion und insbesondere mit der christlichen »Offenbarung stehen soll,« ohne sich über die Art der Verbindung näher zu erklären, als daß dadurch der Widerspruch gehoben werden soll, »der bis gegenwärtige Stunde »noch immer in Ansehung gewisser philosophischer Behaup»tungen obwaltet, und so mannichfaltige traurige Ent»zweyungen auch in Beziehung auf die Offenbarung her»vorbringt. Welches zur Folge hat, daß eine noch so »schöne und gründliche Darstellung der geoffenbarten Lehr»sätze ohne alle Rücksicht auf Philosophie bey Manchen, die »nun einmal Philosophen seyn wollen, immer etwas im »Hintergrunde zurückläßt, was entweder die Vermuthung »oder gar die ausdrückliche Behauptung einer Unvereinbar»lichkeit der Vernunft mit der Offenbarung hervorbringt.« Hrn. G. Bestreben geht also hier vorzüglich dahin, die Gebote der Kirche durch philosophische Gründe zu stützen, »die aus den innersten Tiefen des menschlichen Geistes »und aus seinen gesammten Anlagen« geschöpft werden müssen. In einer weitläuftigen Einleitung wird daher ein ausführlicher Abriß der psychologischen Anthropologie gegeben, und dann S. 33. »die allgemeine Moral mit den allgemeinen Grundbegriffen der Sittenlehre« angefangen, und sonach der oberste Grundsatz der Moral nach dem Kantischen Systeme aus der praktischen Vernunft, die sich hier vorzüglich durch den selbstthätigen, sittlichen Trieb ausspricht, in seiner höchsten Allgemeinheit also aufgestellt: »Folge dem moralischen Gesetze, oder dem sittlichen Triebe

»in dir, oder nähere dich der freyen, oder unbeschränkten »Selbstthätigkeit in unaufhörlichen Fortschritten an, oder »behandle die Natur ausser und in dir auf eine solche Art, »daß daran deine Annäherung an die freye oder unbeschränk»te Selbstthätigkeit sichtbar werde,« woraus sich die Folgerungen selbst ergeben. Im dritten Abschnitte wird nun »der wechselseitige Einfluß der Moral und Offenbarung so»wohl nach ihrer Lehre, als nach der Geschichte ihres Ur»sprungs« bewiesen, und schon bey dem ersten geschlossen, daß dieser allein die Philosophie die bessern Begriffe in der Sitten- und Gotteslehre zu verdanken habe; denn »wie übel würde es mit beyden aussehen, hätte nicht Je»sus das Licht vom Himmel gebracht!« S. 52 werden demnach die Tugendgesetze als positiv göttliche Gesetze angegeben, wobey Gott nicht (wie doch vom Apostel Paulus selbst) als innerer Gesetzgeber durch das Gewissen, sondern als ein solcher, der sich äusserlich in einer unmittelbaren Offenbarung ankündiget, betrachtet wird. Nach dem aufgestellten Begriffe vom Gesetze wird nun der von Pflicht und Recht, Gewissen und Zurechnung entwickelt, und bey der letztern genau von der Verschiedenheit der Sünden nach ihrer Größe und Beschaffenheit, (von der Ursünde bis zu der Sünde gegen den heil. Geist) und von der Versuchung des Teufels gehandelt, wobey selbst eine Charakteristik desselben nach der Bibel aufgestellt, und alle Züge des Gemäldes ohne Rücksicht auf die Erklärungen einer bessern Exegese aus den verschiedenen Stellen ausgehoben werden. Der zweyte und dritte Theil, welche einen Band ausmachen, enthalten die besondere Sittenlehre, und zwar im ersten Hauptstück »die formalen Pflichten gegen Gott, oder »Darstellung des tugendhaften Lebens nach seinem Zwecke »oder in der Gesinnung« worunter §. 8. zuerst die Glaubenspflicht aufgestellt wird, und in ihrer ganzen Strenge vorzüglich §. 18. auf den Fall eines Religionslehrers angewendet wird, welcher darnach, wenn er von einer zum wesentlichen Lehrbegriff seiner Kirche gehörigen und von ihm als einer solchen erkannten Lehre nicht überzeugt wäre, sogleich sein Amt niederlegen müßte; wenn er schon nach besserer Belehrung und Ueberzeugung ränge, und seine Zweifel selbst zu unterdrücken, vielweniger auszubreiten suchte? Wer wäre da sicher, sein Amt nicht zu wiederholten Malen niederlegen zu müssen, wenn es wahr ist, daß

wir

wir nur vom Zweifel zur Wahrheit kommen? Wie mancher sonst würdige Geistliche müßte seine Stelle verlieren, wenn er die als wesentliche Kirchenlehren von Hrn. G. aufgestellten Behauptungen von den evangelischen Räthen der freywilligen Armuth, des Gehorsams unter einem geistlichen Obern, der Ehelosigkeit u. s. w. bezweifelt, und nicht mit ihm z. B. die Erklärung des Kirchenraths von Trient: »Wenn Jemand behauptet, der Ehestand sey dem Stande »der Jungfrauschaft vorzuziehen, und es sey nicht besser »und seliger, in der Jungfrauschaft zu bleiben, als die Ehe »einzugehen, der sey von der Gemeinde aus»geschlossen,« ganz gläubig annimmt, worüber sich jetzt so viele triftige Stimmen hören lassen? Wird nicht der größere Theil des Klerus jetzt des Verfs. Ausspruch, daß die Moral die gewissenhafteste Haltung des Cölibats gebiete, mit Recht in Zweifel ziehen, und sollten diejenigen, die die Aufhebung desselben, selbst laut, wünschen, wie z. B. ein Werkmeister, nicht mehr als würdige Tugendlehrer angesehen werden können? Sollte also im neuen für Deutschland abzuschliessenden Konkordat durchaus keine Veränderung im System der Kirche erwartet werden dürfen? Wozu dann nur einen Versuch dazu? Oder kann der gemacht werden, ohne eine Perfektibilität anzunehmen, also auch zweifeln, Mangel an Glauben Raum zu geben? Freylich darf das bey einem Systeme, das nur durch seine Form Haltbarkeit hat, nicht geschehen, wenn nicht sein ganzes Fachwerk wankend werden soll, hinter welchem doch oft so wenig Gehalt gefunden wird, und konsequente Systematiker suchen daher auch das Aeusserste und Unbedeutendste zu vertheidigen; allein wozu dieses führt, zeigt sich auch an dem Versuche des gelehrten und scharfsinnigen Verf. dieser theol. Moral, der mit allem Apparat von philosophischem Rüstzeug es doch nicht dahin bringen konnte, eine unphilosophische Sache so zu schätzen, daß er sich nicht oft hinter die Verschanzungen der Kirche hätte retten, und selbst der gemeinen Vernunft manche Blössen geben müssen; oder wer wird seine Behauptungen vom Brevier, dem Krankensalben, der jährlichen Beicht, den Gelübden, rc. als blosse Vernunftbeweise aufstellen wollen, die alle Einwürfe, als solche, niederschlagen? So wohlgemeint daher seine Absicht war, so wird er sie damit doch schwer zu erreichen hoffen dürfen, so sehr auch seinem Werke eine gute Aufnahme zu versprechen ist. Auch

seine

seine Schreibart zeichnet ihn als einen vorzüglichen Schriftsteller seiner Kirche aus, und macht, einige Provinzialismen und Eigenheiten von Purismus abgerechnet, wie z. B. Hirtenamtswissenschaft, statt Pastoral, göttliche Erblehre, statt Tradition ꝛc. diese Schrift auch von dieser Seite empfehlenswerth.

Nr. 1. Sonntägliche Predigten; verfaßt von P. Peter Fäußle, in Weissenau. Zweytes Bändchen. Enthält die Predigten vom ersten Fastensonntage an bis Pfingsten. Augsburg, bey Veith. 1804. 372 S. 8. 1 fl. 18 kr.

2. Joh. Nepomuck Tschupick, der Gottesgel. D. k. k. Hofpredigers, neue bisher ungedruckte Kanzelreden auf alle Sonn- und Festtage; wie auch für die heil. Fasten. Fünf Bände. Dritter Band, welcher den dritten Jahrgang Sonntagspredigten enthält. Augsburg, bey Doll. 1804. 654 S. 8. Vierter Band, welcher die drey Jahrgänge Feyertagspredigten enth. 611 S. Fünfter Band, welcher die Fasten- Lob- und Gelegenheitsreden enthält. 752 S.

Was schon im 75. Bd. der N. A. d. B. von den Sonntäglichen Predigten gesagt wurde, gilt auch von diesem zweyten Bändchen; gehören sie nicht zu den vorzüglichern in ihrer Art, so sind sie doch auch nicht zu den ganz schlechten zu rechnen, und daß Mittelgut immer am meisten Liebhaber finde, zeigt sich auch hierbey, da der Verf. sich sehr bey seinen Abnehmern entschuldigen zu müssen glaubt, daß er dieses Bändchen durch Krankheit verhindert nicht so schnell dem erstern habe folgen lassen, selbst auch nun weit zuversichtlicher spricht, als in der Vorrede zu jenem. So sehr Rec. der Versicherung des Verfs., daß jene Zögerung wirklich aus jenem Grunde herrühre, Glauben beymißt, und sie nicht für »anmaaßliche Ziererеyen eines hasenfüssigen »Windbeutels hält, und so sehr er auch überzeugt ist, daß

»zu

»zu jeder Zeit und — vielleicht gerade jetzt am allermeisten — »brauchbare Predigten gesucht würden« oder doch nöthig seyen: so will er ihn doch ernstlich ermahnt haben, sich mit der Herausgabe des dritten Bändchens ja nicht zu übereilen, und die Muster guter Predigten während der Zeit eben so zu benutzen, wie er die seinen von seinen Amtsbrüdern benutzt zu sehen wünscht. Ueber den Vorwurf, der dem ersten Theil dieser Predigten gemacht worden seyn soll, daß »selbe überhaupt zu lange und für den Pöbel zu hohe wären«, hätte sich der Verf. nach Rec. Meinung eben nicht so sehr zu vertheidigen Ursache gehabt, indem das eine wirklich nur bey sehr trägen Lesern oder Zuhörern, und das andre bloß bey einem wirklichen sehr dummen Pöbel der Fall sey, da der höllische Widersacher, der heilige Geist, der die Thüre zum Schaafstall aufschließt, u. dergl. doch aus der ziemlich gemeinen Volks- oder Pöbelsprache hergenommen sind. Der Geist und die Art dieser Predigten, läßt sich übrigens schon aus dem Inhalt und der Abtheilung der ersten erkennen. Ueber das Evangelium Matth. 4, 1. spricht der Verf. darin davon, daß »die mannichfaltigen Klagen »über äusserliche Versuchungen, die auf Rechnung Gottes »oder des Satans geschrieben werden meistens ungerecht »sind, und die Schuld unsers Falles inner uns liegt, denn: »1) Gott versucht uns niemal(s); 2) der Teufel nur selten; »3) wir aber selbst am öftesten.« Obgleich der arme Teufel übel genug dabey wegkömmt, und selbst ohne Rücksicht auf eine bessere Exegese schon Hiobs Satan zu seinem Spießgesellen gemacht wird: so ist doch auch das Bestreben einer praktischen Anwendung nicht zu verkennen.

Nr. 1. ist der Beschluß der gleich auf fünf Bände angekündigten Sammlung von des verst. Tsch. noch ungedruckten Predigten. Ihr Inhalt ist auf dem Titel schon angezeigt, und die Manier ihres Verf. genug bekannt; daher Rec. nicht wiederholen will, was schon bey der Anzeige der beyden ersten Theile im 77. Bande der N. A. d. B. darüber gesagt worden ist.

Mb.

Arzney-

Arzneygelahrheit.

Joseph und Carl Wenzel, d. A. Doktoren, über den Cretinismus. Wien, bey Schaumburg. 1802. 246 S. 8. 1 Rg. 4 K.

Ungeachtet wir schon von Ackermann und Foderé umständliche Beschreibungen des Cretinismus erhalten haben, so ist doch die Kenntniß dieser erbärmlichen Ausartung des menschlichen Organismus noch lange nicht zu der Vollkommenheit gediehen, daß man die nächste Ursache derselben mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit, und daraus mit hinlänglichem Grunde die Mittel zur Ausrottung dieses wirklich abscheulichen Uebels bestimmen kann. Daher ist jeder neue Beytrag zu dieser Kenntniß für die Heilkunde willkommen; zumal, wenn er, wie dieser, auf eigenen sorgfältigen Beobachtungen beruhet. Die Verf. haben diese größtentheils auf einer Reise durch das Salzburgische Hochland angestellt, welches mit den Schweizerischen und Piemontesischen Gebirgsgegenden viele Aehnlichkeit, und wahrscheinlich aus einerley Ursache in seinen tiefen engen Thälern viele Cretinen hat, dabey aber auch andere Beobachtungen, und insbesondere mehrere vom Prof. Autenrieth ihnen mitgetheilte benutzt. Der Cretinismus hat verschiedene Grade: man benennt nach diesen verschiedenen Graden die damit behafteten Menschen mit den Namen: vollkommener Cretin, Halbcretin, cretinartiger Mensch; die Verf. schildern den vollkommenen Cretinen, so daß sie alle Organe, an denen sie Verschiedenheiten beobachteten, einzeln durchgehen; ihre Beobachtungen sind größtentheils am lebendigen Körper angestellet, einige an Schädeln von Cretinen; übrigens hatten sie zu Leichenöffnungen solcher Geschöpfe noch keine Gelegenheit. Der allgemeine Charakter des Cretinismus, welcher aus allen Mängeln und Häßlichkeiten desselben hervorleuchtet, ist Schwäche des Nervensystems; allein eben dieses Uebel ist eins der vielen Beyspiele, welche beweisen, daß eine jede Krankheit des Organismus, die ihren Grund in Schwäche hat, nicht allein von dem Grade der Schwäche, sondern auch von ihrer Art abhänge, und daß die allgemeine Schwäche eines oder mehrerer der im ganzen Körper verbreiteten Systeme durch die Schwäche eines

oder des andern einzelnen Organs sehr verschiedentlich modificirt werde. Am Schädel ist vorzüglich das Mißverhältniß der Form auszeichnend, indem die Hirnschaale oben zu breit, unten in der Grundfläche von vorn nach hinten zu kurz ist, wodurch alle Theile mehr zusammengedrängt werden, und den Gaumentheile des Oberkiefers näher zu liegen kommen. Das Hinterhaupt ist sehr flach, und läuft beynahe senkrecht abwärts zum Nacken, das grosse Loch und die Gelenkhügel hingegen gehen (in der horizontalen Lage des Hirnschaalengrundes) nicht fast horizontal vorwärts, sondern sehr schräg aufwärts, und in der Mitte des vordern Randes findet man, wenigstens an vielen Cretinenschädeln, ein rundes Knöpfchen. Die Zitzenfortsätze sind gemeiniglich vorzüglich lang; das sogenannte zerrissene Loch hingegen ungewöhnlich klein. Das Siebbein läuft sehr flach zurück, die Augenbraunbogen ragen stark und wulstig hervor; unter diesen liegen die Augenhöhlen gleichsam tiefer einwärts geschoben; die Oberkiefer ragen stark vorwärts, das Gesicht ist nach Verhältniß der Höhe unförmlich breit; eben so ist der Theil des Stirnbeines zu breit, welcher zur Anlage der Nasenbeine dient, und diesem gemäß sind auch die Nasenbeine an ihrem obern Theile nicht so schmal zulaufend, als an gut gebildeten Köpfen. Eben diese Bildung des Schädels bestimmt schon die Häßlichkeit des noch mit den weichen Theilen umgebenen Cretinenkopfs, die aber ausserdem noch durch Abweichungen der weichen Theile von der Regel vermehrt wird. Das Gesicht ist schlaff, aufgedunsen, bleich; die Augenlieder sind dick und wulstig, und lassen wenig von dem kleinen Augapfel sehen: die Nase kurz, breit und dick, die Nasenlöcher sind weit offen, und sind meist aufwärts stehend, so daß man von vorn hineinsehen kann. Die Mundöffnung ist ungeheuer groß, die Zunge dick und schwer beweglich; bey manchen findet man unter der Zunge ein in die Höhe stehendes, fleischigt scheinendes Kränzchen, meist so breit, als die Zunge selbst. Vielen fehlt das Zungenbändchen. Die meisten Cretinen sind mit Kröpfen behaftet; indessen haben manche Menschen, auch in den Gegenden, in denen der Cretinismus einheimisch ist, ungeheure Kröpfe, ohne die geringste Spur von Cretinismus, und hingegen giebt es auch wirklich Cretinen ohne Kröpfe, so daß dieses Uebel offenbar nicht wesentlich zum Cretinismus gehört. Richtig unterscheiden die Verf. die

Ge-

Geschwulst der Schilddrüse selbst, von der Geschwulst der an ihr liegenden Theile, (vorzüglich der Saugaderdrüsen;) sie nennen die letztere den eigentlichen Kropf. Die Schilddrüse selbst scheine von der Skrophelkrankheit nicht angegriffen zu werden. Ob die Geschwülste, mit denen die Cretinen gewöhnlich behaftet sind, Schilddrüsengeschwülste oder Geschwülste der anliegenden Theile seyn, ist aus den Angaben der Verf. nicht genau zu ersehen; vielmehr sagen sie S. 93 daß die ältern Cretinen, welche sie in den tiefsten Alpenthälern fanden, entweder Schilddrüsengeschwülste oder Kröpfe hatten. Sie fanden übrigens den Kropf im Allgemeinen mehr bey Männern, als bey Weibern. Die meisten Cretinen haben häßliche, halbzerstörte Zähne, die um so widriger auffallen, weil sie dieselben mit ihrem gewöhnlichen grinsenden Lachen fast beständig zeigen. Sie vermuthen aus der Stellung der Gelenkfortsätze des Hinterhaupts, daß die Säule der Halswirbel nach vorn umgebogen sey; hatten aber keine Gelegenheit, sich durch Untersuchung an Gerippen davon zu überzeugen. Der Thorax ist bey den meisten Cretinen nicht verschoben, nur ist er platt und eng, und hängt, wegen der Schwäche der Rückenmuskeln, vorwärts. Fell und Fleisch sind welk und schlaff, so insbesondere bey dem weiblichen Geschlechte die äusseren Geschlechtstheile und die Brüste; die letztern sind dabey klein und bey einigen kaum merklich. Eben diese Schlaffheit ist wahrscheinlich Ursache, daß viele Cretinen Brüche haben. Krumme Beine fanden sie bey den Cretinen in der Regel nicht; nur das Kniegelenk nach vorn und zugleich nach innen eingebogen; Füsse und Hände klein, und bey einigen die Arme viel länger, als die Beine. Die Verf. hatten nicht Gelegenheit, das Gehirn eines Cretinen zu untersuchen, und beziehen sich in dem dieses Organ betrachtenden Abschnitte theils auf ihre Beobachtungen am Schädel, indem die Engheit der Hirnschaale und insbesondere des Hinterhauptheils auf ein zu kleines Encephalum, insbesondere ein zu kleines Cerebellum schliessen läßt; theils auf Malacarne's Untersuchungen an drey Gehirnen von Cretinen, welche eben dieses beweisen. Aus beyden erhellet zugleich, daß wegen der schief nach vorn aufwärts steigenden Lage des großen Loches das verlängerte Mark vom Hirnknoten (*Pons* VAROLII) erst rückwärts gehen, dann abwärts und vorwärts sich herumkrümmen muß, um in den Kanal des Rückgrads hinabzugehn.

gehn. Davon müssen offenbar die Nerven des verlängerten Marks, wahrscheinlich auch die des Hirnknotens, beträchtlich leiden, und schon daraus lassen sich die meisten Unvollkommenheiten erklären, die man in den Verrichtungen dieser verunstalteten Körper wahrnimmt. Sie sind gegen die meisten äusseren Reize äusserst unempfindlich, so daß die Verf. sie sogar mit Nadeln stechen konnten, ohne daß sie schmerzliches Gefühl geäussert hätten; und dabey so dumm und gleichgültig, daß sie kaum zu bloß mechanischen Geschäfften zu gebrauchen sind. Ihr Puls ist klein und langsam, ihre Wärme gering, so auch ihr Athem langsam; dieser ist auch bey vielen beschwerlich und röchelnd, welches wenigstens doch nur von dem Drucke des Kropfs auf die Luftröhre herzurühren scheint, weil bey denen, welche keinen Kropf hatten, der Athem nicht merklich litt. Die meisten sind taub, oder hören doch schwer. Die Sprache fehlt vielen ganz; andere stossen höchst unverständliche, unartikulirte Töne aus. Sie essen wenig, und haben selten Stuhlgang; hingegen trinken sie mehr, und harnen auch viel. Der Monatsfluß fehlt den weiblichen Cretinen nicht, ja er kommt bey vielen zu früh, bey manchen eben so früh weisser Fluß. So ist auch der Geschlechtstrieb bey ihnen stark; man hat insbesondere bey dem männlichen Geschlechte, bey welchen auch der Cretinismus durch ein vorzüglich großes männliches Glied sich auszeichnet, äusserst heftige Wirkungen desselben wahrgenommen.

Die Verf. haben in den letzten Abschnitten vorzüglich die Ursachen dieses schrecklichen Uebels untersucht. Man findet die Cretinen nur in gebirgigten Gegenden, und in diesen nur in tiefen und engen wasserreichen Thälern, welche theils vermöge ihrer feuchten Luft, theils wegen der schnellen Veränderung ihrer Temperatur schädlich auf den Organismus wirken müssen. In den tiefsten Thälern fanden sie die meisten, im hohen Zillerthale keine. Aber, wie wirkt ein solches Klima zur Entstehung eines solchen Zustandes? Es ist eine nicht unwahrscheinliche Hypothese, daß die schwüle feuchte Luft der tiefen Thäler der Knochenbildung ungünstig sey, und daher der Hirnschaalengrund in Kindern, deren Körper diese nachtheilige Wirkung erleidet, zu lange seine knorplichte Weichheit behalte, so daß er durch Druck und Muskelzug entstellt werden kann;

diese Entstellung hat dann Unvollkommenheiten im Gehirne und den Nerven zur nothwendigen Folge. Ackermann hält daher den Cretinismus und die Rhachitis für verwandte Krankheiten, ja den ersteren für den höchsten Grad der Rhachitis; indessen fanden die Verf. in der Vergleichung beyder Krankheiten doch so wichtige Unterschiede, daß sie ihm darin nicht beystimmen. Es fehlen sowohl bey dem Anfange, als bey der ferneren Entwickelung des Cretinismus die der Rhachitis eigenen Zufälle; die Cretinen haben weder krummes Rückgrad noch krumme Gliedmaaßen; Skropheln, welche gewöhnlich mit der Rhachitis gepaart sind, trafen sie bey keinem Cretinen an; die rhachitischen Kinder sind, so lange sie keinen Wasserkopf haben, gemeiniglich klüger, als andere ihres Alters; Cretinen hingegen dumm. Sehr interessant sind die Bemerkungen von Autenrieth, welche die Verf. theils S. 42 fg. theils im Nachtrage mitgetheilt haben. Starke Kopfnickermuskeln (Sternocleidomastoidei) scheinen gleichsam den Schädel, als er weicher war, mit Gewalt auf die Wirbelsäule herab, und etwas vorwärts gezogen zu haben, während der Oberkiefer in gleicher Entfernung, wie vorher, von der vordern Fläche der Halswirbel blieb; die Zitzenfortsätze verlängerten sich, der Boden des Hinterhauptbeins wurde zwischen diesen Fortsätzen auf den ersten Halswirbel, und durch diesen in die Höhe gedrückt. Die Grundfläche der Hirnschaale schob sich von vorn nach hinten zusammen, u. s. w. So erklärt er die Entstehung der Mißbildung im Grunde der Hirnschaale, und fragt im Nachtrage: »Ist vielleicht Unvollkommenheit der Entwickelung der den Menschen vom Thiere auszeichnenden Beugung der Schädelgrundfläche Schuld, und bleibt der Cretin, da sein Gehirn sich nicht hinlänglich entwickeln kann, ein Kind in seinen Geisteskräften, während sein Körper zum Manne aufwächst?« Ferner: »Ist nicht Rhachitis einigermaaßen dem unvollkommenen Cretinismus gänzlich entgegengesetzt? Hohe Seelenfähigkeiten und Scharfsinn sind bey dem ersten mit äusserster Schwäche den Muskeln gepaart; thierische Dummheit mit Stärke und viehischen Trieben häufig bey den letzteren.« Was der Unterschied der Rhachitis vom Cretinismus betrifft, so mögten beyde Krankheiten von zu lange dauernder knorplichter Weichheit, oder einem wieder Weichwerden der Kno-

chens

chenmasse entstehen können: nur mit dem Unterschiede, daß diese krankhafte Beschaffenheit bey dem Cretinismus den Schädelgrund, bey der Rhachitis das Rückgrad und die Röhrenknochen trifft. Uebrigens halten die Verf. aus ihren Beobachtungen mit Grunde für wahrscheinlich, daß die Entstehung des Cretinismus großentheils von angeborner Anlage dazu abhange, weil doch bey weitem nicht alle Kinder in tiefliegenden feuchten Thälern Cretinen werden, und daß die Krankheit forterbe, wenn es gleich Cretinen giebt, deren Aeltern es nicht waren. — Vom Vater scheint der Cretinismus leichter fortzuerben, als von der Mutter.

John Hunter's Bemerkungen über die thierische Oekonomie. Im Auszuge übersetzt und mit Anmerkungen versehen von K. F. A. Scheller. Braunschweig, bey Culemann. 1802. 366 S. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Diese, meist nur fragmentarischen, Aufsätze gab der Vf., nachdem sie theils in den philosophical Transactions und anderen englischen Journalen einzeln erschienen waren, unter dem hier unverändert übersetzten Titel: *Observations on certain parts of the animal oeconomy*, schon im Jahre 1786 zu London heraus, und es ist daher bey der Uebersetzungssucht der Deutschen zu verwundern, daß dieselben nicht schon eher im deutschen Gewande erschienen sind.

Ungeachtet John Hunter ein sehr ruhmsüchtiger Mann war, und daher, wo er nur konnte, paradox zu seyn suchte, so war er doch gewiß ein eben so emsiger Beobachter, als scharfsinniger Denker. Nur Schade, daß jenes Bestreben ihn oft hinderte, unbefangen zu urtheilen, und zu Behauptungen verleitete, welche die Wahrheit verfehlen. Der Uebersetzer hat daher mit der Verdeutschung dieser Aufsätze eine um so nützlichere Arbeit unternommen, als er des Verfs. Meinungen in zahlreichen Anmerkungen berichtigt hat.

I. Beschreibung der Lage des Hoden in der Frucht und seines Herabsteigens in den Hodensack.

Schon in seines Bruders, William Hunter's *medical commentaries* zuerst bekannt gemacht. Ein sehr reichhaltiger Aufsatz, dessen Gegenstand jedoch jetzt schon zu bekannt ist, als daß wir hier einen Auszug desselben liefern dürften. Vorzüglich wichtig ist die Beschreibung des Leitbandes (*Gubernaculum testis*), dessen oberes Ende an den Hoden angeheftet ist, und dessen unteres, indem das Band durch den Bauchring geht, im Zellgewebe des Hodensacks sich verliert. Er läßt die Ursache des Herabsteigens, (welche doch vielleicht bloß darin beruht, daß das Leitband nicht nach Verhältniß der übrigen Theile mitwächst, und daher zu kurz wird,) unentschieden; der Uebersetzer hält dafür den Druck auf den Unterleib im Durchgange durch die Beckenhöhle bey der Geburt. Er beobachtete, daß eine Frau mit einem ungeheuer weiten Becken immer Kryptorchiden gebar. (Indessen muß, wenn auch dieser Druck die Ursache des Heraustretens ist, vorher eine Kraft gewirkt haben, welche den Hoden von seiner Lage bey den Nieren bis zum Bauchringe hinabzieht. Die Ursache dessen, daß der Hoden in einigen Fällen noch nach der Geburt, oder gar Lebenslang im Unterleibe bleibt, soll nach Hunter im Hoden selbst liegen, weil der länger zurückgebliebene Hode immer kleiner als der andere sey; der Uebersetzer findet dieses unwahrscheinlich, und meint, daß der Grund entweder in einer zu starken Adhäsion des Hodens am Psoas, oder in einem zu kurzen Saamenstrange, oder in einer Unnachgiebigkeit des Bauchringes, oder in einer zu leichten Geburt liege. Der Verf. redet auch über die Kurmethode bey angebornen Brüchen, bey welchen dem zu spät heraustretenden Hoden Eingeweide des Unterleibs nachfolgen; erfahrne Wundärzte wissen, wie schwierig es sey, bey solchen Brüchen ein Bruchband ohne Nachtheil anzulegen. Der Uebersetzer räth, durch ein Bruchband den Hoden ganz im Unterleibe zu erhalten, (welches freylich das sicherste wäre; allein auch nicht immer sich thun läßt, indem diese Zurückhaltung, wahrscheinlich wegen daraus entstehender Spannung des von aussen nach innen zum Hoden gehenden Leitbandes, oft solche Beschwerden zur Folge hat, daß man sich genöthigt sieht, das Bruchband wieder abzunehmen.) Er beobachtete bey einem monorchischen Knaben, daß in der leeren Hälfte des Hodensacks sich eine große Menge Wasser ansammlete, und räth daher zugleich, wenn man den Hoden im Bauche zu-

rückhalte, die Höhle des Hodensacks zum Verwachsen zu bringen.

II. Bemerkungen über die Drüsen zwischen dem Mastdarm und der Blase, oder die sogenannten Saamenbläschen. Diese Bläschen seyen nicht Saamenbehälter, sondern Drüsen, die einen besondern Schleim absondern, welcher vom Saamen ganz verschieden sey. Der eigentliche Saamen werde bey jeder Ausführung erst aus dem Hoden heraufgebracht u. s. w. Man findet eine umständliche Widerlegung dieser übrigens nicht neuen Meinung, von Sömmering in Blumenbachs med. Biblioth. III. 1. S. 87. Aber auch der Uebersetzer hat in seinen Anmerkungen dieselbe sehr gründlich bestritten.

III. Ueber die Zwitterkuh, in England *Free Martin* genannt. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß, wenn eine Kuh Zwillingskälber verschiedenen Geschlechts wirft, immer, oder wenigstens oft, das eine, welches äusserlich weibliche Zeugungstheile zeigt, zur Fortpflanzung untüchtig sey, auch nicht geneigt werde, sich zu begatten. Hunter hat Gelegenheit gehabt, drey solche Rinder zu zergliedern, und wirklich gefunden, daß die inneren weiblichen Zeugungstheile derselben unvollkommen sind, und dagegen Spuren von unvollkommen ausgebildeten Hoden, Saamenbläschen rc. sich finden.

IV. Nachricht von einem ausserordentlichen Fasan. Man findet Fasanhennen, mit Hahnenfedern, die sich aber nicht fortpflanzen; er untersuchte eine solche und fand, daß sie demungeachtet übrigens ein vollkommenes Weibchen war. Er beobachtete selbst eine Fasanenhenne, welche im Alter zur Mausterzeit den weiblichen Charakter verlor, und die Federn und Sporen des Hahns nach und nach annahm.

V. Ueber die Luftbehälter bey Vögeln. Diese beyden reichhaltigen Aufsätze gestatten keinen Auszug, der auch um so unnöthiger wäre, da diese Organe in den neueren Lehrbüchern der Ichthyologie und Ornithologie schon vollkommener beschrieben sind, als hier. Es ist Schade, um diese an sich selbst trefflichen Aufsätze, daß der Verf. seine kleinliche Ehrsucht, mit welcher er überall Entdeckungen sich zuzueignen suchte, hier so stark durchblicken

 läßt.

läßt, daß es fast scheint, als wäre es ihm mehr um die Celebrität als um die Wahrheit selbst zu thun gewesen, und das schlimmste dabey ist, daß manche seiner Vindicirungen bloß im Mangel an ausländischer Literatur ihren Grund hat.

VI. Versuche und Beobachtungen an Thieren über die Kraft, Wärme zu erzeugen. Die Versuche zeigen, daß die lebendigen Thiere die erkältende Wirkung eines sehr kalten (durch kaltmachende Mischungen kalt gemachten) Mediums zwar vermindern, aber eben dadurch auch an Lebenskraft verlieren, durch fortwährende Wirkung der Kälte endlich erschöpft werden und sterben, worauf dann erst das Gefrieren ihrer Säfte erfolgt. (Indessen scheint hier zwischen den warmblütigen und kaltblütigen Thieren ein wichtiger Unterschied Statt zu finden, der auch aus des Verfs. Versuchen selbst erhellet; jene vermindern die Kälte des Mediums in ihrer Nähe weit mehr; obwohl auch die kaltblütigen einen gewissen Grad eigner Wärme haben, und dadurch ebenfalls einigermaaßen die Kälte des Mediums mindern, z. B. das Gefrieren des sie zunächst umgebenden Wassers hindern können; diese hingegen ertragen einen weit höheren Kältegrad ohne Verlust ihres Lebens.) Einzelne Glieder warmblütiger Thiere, z. B. die Ohren an Kaninchen, der Kamm und Bartlappen an Hühnern ließ der Verf. in kaltmachenden Mischungen ganz steif gefrieren; sie starben demungeachtet nicht ab, sondern wurden nach einiger Zeit (durch die Gegenwirkung der benachbarten unverletzten Organe) hergestellt.

VII. Vorschläge zur Herstellung von Ertrunkenen. Die Hauptursache des Scheintods des Ertrunkenen liege wahrscheinlich im Mangel des Athemholens; das wichtigste Hülfsmittel sey daher das Einblasen frischer Luft (oder eigentlich Herstellung der eigenen Respiration.) Sowohl darin, als in der Empfehlung langsamer Erwärmung, Widerrathung des Aderlassens ꝛc. kommen des Vfs. Vorschläge mit den besten Vorschlägen der neueren Aerzte überein; er hat aber bey ihnen ein größeres Verdienst als diese, weil sie viel älter sind.

VIII. Ueber den Bau des Mutterkuchens. Der Gegenstand ist jetzt allgemein bekannt. Der Verf. bemühet

sich

sich hier wieder sehr angelegentlich, keinem andern die Ehre der Entdeckung zu lassen; insbesondere nicht seinem Bruder William Hunter, mit welchem er, weil dieser in seinem Werke *on the gravid uterus* den Gegenstand beschrieben hatte, ohne ihn als den Entdecker zu nennen, ganz zerfiel.

IX. Beobachtungen an der Placenta eines Affen (von welcher Gattung?). Das Amnion, das Chorion und die Decidua waren beynahe, wie beym Menschen, nur daß die letzte beträchtlich dicker ist. Die Nabelschnur war verhältnißmäßig so lang, als beym Menschen, und sehr regelmäßig geflochten. Der Urachus fehlte (?), folglich die Allantois, selbst das kleine Band, wodurch die Blase am Nabel aufgehängt ist, und die Blase war zugerundet.

X. Bemerkungen über die Gillarootrout, oder Gizzardtrout der Irländer. Diese Forellenart hat einen Muskelmagen, fast wie die körnerfressenden Vögel, welcher hinlängliche Kraft hat, Schaalen kleiner Schaalthiere zu zerbrechen.

XI. Bemerkungen über die Verdauung. Ein weitläuftiger Aufsatz, mit besonderer Rücksicht auf Reaumür's und Spallanzani's Versuche, welcher viele scharfsinnige Bemerkungen enthält, und ohne Zweifel vollkommener und reichhaltiger ausgefallen seyn würde, wenn der Verf. nicht gar zu rasch und voreilig geschlossen, und die neueren chemischen und physiologischen Entdeckungen gekannt hätte. Am Ende ist der schon 1772 in den *philosophical transactions* bekannt gemachte Aufsatz über die Verdauung des Magens nach dem Tode wieder abgedruckt, in welchem der Verf. aus Beobachtungen an Leichen zu erweisen sucht, daß der Magensaft nach dem Tode den Magen selbst angreiffe.

XII. Ueber eine Absonderung im Kropfe brütender Tauben zur Ernährung ihrer Jungen. Die abgesonderte Materie ist weichem Käse ähnlich, und dient Anfangs allein, nachher mit verschlucktem Futter gemischt, als Nahrungsmittel für die Jungen.

XIII. Ueber die Farbe des Augenpigments bey verschiedenen Thieren. Viele, aber großentheils auch

unrichtige Bemerkungen, welche dem Uebersetzer reichliche Gelegenheit zu berichtigenden Anmerkungen dargeboten haben.

XIV. Vom Nutzen der schiefen Augenmuskeln. Zur Heftung des Auges auf einen Gegenstand, wenn der Kopf in Bewegung ist. (Wozu aber nach Art der Kopfbewegung verschiedene Muskeln auch die schiefen, wirken können.)

XV. Beschreibung der Nerven, die das Riechorgan versorgen. Eigentlich nur des ersten Paares.

XVI. Beschreibung einiger Zweige des fünften Nervenpaares, Namentlich des Nervus nasalis vom ersten Aste, und des nasopalatinus vom zweyten Aste. Die Chorda Tympani gehöre eigentlich dem fünften Nerven, und nicht dem harten (durus) oder Antliznerven (facialis) zu.

Kz.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter; neu bearbeitet und herausgegeben von Ludewig Tieck. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. XXX u. 284 S. gr. 8. (Mit in Kupfer gestochnem Titelblatt, und vier von Runge gezeichneten und Köbike gestochenen Vignetten. 2 Rℓ.

Zur Wahrnehmung, daß unsre alten, vorzugsweise so genannten Minnesinger abermals aus der Vergessenheit ziehen zu wollen, eine ganz vergebliche Arbeit sey, braucht es gar keiner langen Bekanntschaft mit den Ueberbleibseln ihrer Reimereyen. Diese Dichter hatten gegen eine noch so rohe Sprache zu kämpfen, und drehten in dergestalt engem Kreise von Gefühl, Kenntnissen und Phantasie sich herum, daß ihre Darstellungen nicht nur Alles höchstkümmerlich noch bezeichneten, sondern sich auch sehr bald erschöpften. Dieser Umstand hatte wieder zur Folge, daß,

um

um Mitbewerbern den Rang abzulaufen, auch wohl um der Sängerey noch Zuhörer und Leser zu schaffen, Verschiedenheit der Form ersetzen mußte, was an Material gebrach. Wie dergleichen Nothbehelf in noch so geschmacklosem Zeitalter ausfiel, ist offenbar. Immer neue Spielereyen im Strophenbau und im Gebrauche des Reims waren Alles, wodurch sie ihre Blöße zu decken und das Machwerk auszuzeichnen versuchten. Die Sprache selbst gewann hierbey so wenig, daß vielmehr die Eigenmacht, womit jeder Dichterling oder Reimer sie behandelte, einer bessern Ausbildung lange genug mag hinderlich geblieben seyn! Kurz, abgerechnet wenige Ausnahmen (Goldkörner in wässerichem Bächlein zu suchen,) sind diese Ueberreste altväterischer Tändeley, hauptsächlich nur wegen der Geschichte der Muttersprache ernsthafter Aufmerksamkeit würdig, und der Untersucher wird oft genug eine Wolke statt der Juno umarmen; weil nämlich unachtsame Abschreiber am Text so willkührlich geändert, und ihn nicht selten dermaßen verderbt haben, daß nunmehr theils der Sinn schielend geworden, theils auch in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Sprache oft keine sichere Bemerkungen zu machen sind. In Rücksicht, auf Geist und Sitten der Zeit, zeigt der Ertrag sich meist eben so dürftig; denn da jene Reimschmiede meist nur an's Nächste sich hielten, und dieses dem Menschen immer dasselbe bleibt, ist von den Ansichten so beschränkter Köpfe auch kein sonderlicher Gewinn zu erwarten. Versteigen sie sich ja, was indeß nur sparsam geschieht, in Anspielungen auf Ereignisse ihrer eigenen oder der Vorzeit; so thun sie es mehrentheils entweder mit so schlechter Auswahl oder so bleichen Farben, daß man nur selten noch erräth, was ihnen hierbey auffallend gewesen seyn kann?

Wenn bey dem Allen dennoch von Zeit zu Zeit Versuche geschehen, sie aus ihrer Gruft hervorzubannen, und ihnen mehr Verdienst beyzulegen, als sich erweisen läßt, braucht man auch hierüber sich nicht zu wundern. Wie schon längst zugeworfne Bergwerke immer wieder geöffnet werden, bleibt auch im Gebiete der Redekunst dem längst schon Beseitigten noch immer Hoffnung, über lang oder kurz sich wieder aufgesucht, und wohl gar angepriesen zu sehen. Am wenigsten darf es befremden, daß vor einem halben Jahrhundert Bodmer und seine Landsleute bey dergleichen

chen Anlässe sich so enthusiastisch benahmen. Derjenige Codex, worin die Lieder der Minnesinger sich noch am saubersten kopiert, auch mit allerhand Malereyen verziert finden, und der seit Plünderung der Heidelberger Bibliothek in die Hände der Könige von Frankreich, man weiß nicht, wie, gerieth, war ehedem ein Eigenthum der Stadt Zürich gewesen, und eben daselbst auch geschrieben worden. Was Wunder, wenn die wackern Schweitzer bey Ansicht der durch Schöpflin's Vermittlung aus Paris mitgetheilten Handschrift ein güldnes Vließ darin erblickten, und ihre Freude sich verdoppelte, als ihnen Idiotisme und Wendungen in Menge aufstießen, die noch bis jenen Augenblick in Helvetien gäng und gebe waren, und als eben so viel liebenswürdige Naivetäten treuherzig von ihnen genossen und empfohlen wurden! Wie wenig indeß das übrige Deutschland diese den Schweitzern sehr verzeihliche Entzückung theilte, hat der Kaltsinn belegt, womit man den im Jahr 1748 als Vorläufer erschienenen, und schon sehr reichhaltigen Probeband altschwäbischer Poesien aufnahm. Auch stutzten die biedern Züricher nicht wenig über einen so frostigen Empfang, und hauchten bekanntlich bittere Klagen darüber aus; was sie jedoch nicht abhielt, wiewohl zehn Jahre später, mit der Manessen ganzer Sammlung von Minnesingern in zwey Quartbändchen hervorzutreten; nicht etwa, weil die auswärtigen Liebhaber sich indeß vermehrt hatten; sondern weil in Zürich selbst es deren doch so viel gab, um wenigstens den Abdruck wagen zu dürfen.

Hr. Tieck scheint nur einen neuen Abdruck eines Theils dieses genugsam bekannten alten Gedichte veranstaltet zu haben, um mit weniger Mühe ein Buch drucken zu lassen, und dabey nicht seinen Kopf, sondern bloß seine Finger anzustrengen. Es fehlt ihm an allen Eigenschaften, welche ein Herausgeber einer wiederholten Ausgabe alter Denkmäler der deutschen Sprache haben müßte, wenn sie wirklich nützlich seyn sollte. Er geht mit unglaublicher Sorglosigkeit zu Werke. Er gedenkt z. B. S. IV. der Vorrede des Züricher Abdrucks der Minnesinger, nur dergestalt im Vorübergehen, daß wer von diesem nichts weiß, wirklich glauben muß, Hr. Tieck habe den Pariser Codex selbst vor Augen gehabt, und seine Chrestomathie daraus zusammengesetzt. S. XXV. wo er über Unlesbarkeit und andere

Män-

Mängel der Maness'schen Handschrift sich beschwert; daher auch lächerlicher Weise zu zweifeln geneigt ist, daß sie von diesem Manesse, einem Kenner und Freunde des Gesanges, herrühre, (als ob Kritik von einem kompilirenden reichen Manne jener Zeit zu erwarten sey!) fügt er ausdrücklich hinzu, sich dennoch bloß an den Manesse'schen Codex gehalten zu haben; weil solcher nicht nur eine gewisse Einheit zeige, sondern wohl auch die vorzüglichsten Stücke der Minnesänger enthielt. Wer sollte nach dergleichen Aeusserungen nicht meinen, Hr. Tieck, dieser neueste Sospitator der Minnesinger, spreche von der Pariser Handschrift selbst; da Er sie doch gewiß niemals gesehen hat, sondern bloß die Züricher Ausgabe benutzt hat! Auch konnte dieß mit vollem Zutrauen geschehen, weil die keineswegs unleserliche Handschrift ihrer Landsleute von den gelehrten Schweitzern gewiß ungleich sorgfältiger kopiert worden, als dem in aller Literatur so unwissenden Herrn Tieck vermuthlich je gelungen wäre. — Etwas anmaaßend bleibt es ferner, seinen Auszug als solchen anzukündigen, der die schönsten Stücke der Maness'schen Sammlung darböte. Dergleichen Urtheile sind einzig und allein der Stimmung des Lesers anheim zu stellen; denn als Arbiter deliciarum ist wahrlich der Verf. des gestiefelten Katers oder des Kaisers Oktavianus doch keinesweges noch anerkannt. Dagegen hätte Hr. Tieck, dem Reputation der Minnesinger so sehr am Herzen liegt, wenn er nicht überhaupt so unfähig zu literarischen Arbeiten wäre, gar nicht übel gethan, sich in dem Jena'schen Codex vorher ein wenig umzusehn, als was schon Bodmer, und aus triftigem Grunde, dringend empfohlen gehabt; sich überdieß auch von selbst verstand, sobald man darauf ausgieng, um die Minnesinger sich im Ernst verdient zu machen. Statt dessen bekommt man von gedachtem Codex hier kein Wort weiter zu hören, als daß er jünger sey; welches sein übriges Verdienst (und dieß hat er wirklich,) doch mit nichten ausschließt. Die in der Vatican-Bibliothek und anderwärts noch befindlichen Handschriften endlich zu vergleichen, läßt sich freylich von einem Manne wie Tieck nicht fordern.

Bekanntlich sind es 140 altdeutsche Liederdichter, und deren Namen man größtentheils nur aus dieser Sammlung kennt, die den im ersten Drittel des XIV. Jahrhunderts zu

Zürich

Zürich geschriebnen, und ebendaselbst 1758 u. 59 treu abgedruckten Codex hätten füllen helfen. Nach Bodmers Angabe, die er selbst jedoch nur für flüchtig erklärt, sind wenigstens sechstausend bald kürzere, bald längere Strophen darin vorhanden. Daß von der Strophen-Legion dieser 140 Federn kein Zehntel vielleicht in der Tieck'schen Auswahl beybehalten worden, läßt schon aus der mäßigen Corpulenz dieser letzten sich abnehmen; dem Leser aber zu sagen, wie viel Autoren gänzlich um die Ehre gekommen sind, darin zu figuriren, müßte Rec. erst ein eignes Register fertigen; und da der Antholog für gut fand, seine Bearbeitung ganz ohne dergleichen zu lassen, sieht Erster nicht ab, warum er für die Nachläßigkeit des Andern büßen soll? Was der Auswähler indeß der Aufnahme würdigte, theilt sich in zwey Hauptklassen: in's Leichter- nämlich und ins Schwerergewordne. Mit jenem, wie natürlich, wird angehoben, sodann das Künstliche, Dunklere, Prächtige, Geistliche, Leidenschaftliche, ꝛc. vorgeführt. Zum Nachspiel aber mit dem Einfachen und Leichtverständlichen wieder aufgewartet, und das Ganze mit einem eilf Strophen langen, sehr steifen Lobliede zu Ehren der Minnesängerey aus der eignen unpoetischen Ader des Hrn. Tieck beschlossen; in welchem Epiphonem die Jünger der Urpoesie Geist und Kunst ihrer Ahnherren wie in einem Nachklange vernehmen werden. —

Im Original-Codex, und folglich auch im treu ihn wiedergebenden Züricher Abdruck, ist Alles, was von jedem Dichter sich auftreiben ließ, ohne weiteres Abzeichen als den Versalbuchstaben jeder neuen Strophe, hintereinander gestellt worden. Wie unzusammenhängend und buntschäckig es nunmehr in vielen dieser unter einen Hut gebrachten Reimereyen aussehen müsse, kann man sich vorstellen. Hr. T. unternahm also nichts Ueberflüßiges, wenn er in dem von jedem Dichter beybehaltenen Identität des Gegenstandes wieder herzustellen suchte, und daher nicht selten in mehrere Stücke, verwandten sowohl als verschiedenen Inhalts theilte, was im Original oft sinnlos genug unter- oder eben so unschicklich hinter einander stand. Freylich ist es ihm wohl mit dieser dreisten Scheidung und Combinirung bey weitem nicht überall geglückt. Vielmehr verräth Hr. Tieck dabey sogar nicht selten, wie wenig er

poeti-

poetischen Sinn hat. Dieß mit der nöthigen Umständlichkeit zu erörtern, müßte dem Rec. mehr Raum zu Gebot stehn, als er für diese Anzeige noch übrig hat. Er will daher nur einige kurze Proben aus dem Originale ausheben, und Hrn. Tiecks verjüngten Singsang ihnen gegen über stellen. Gleich der Anfang also, und wie oben erwähnt, aus der leichten Gattung; dem Liede nämlich eines, der Himmel weiß welches, Kaiser Heinrichs; denn die Geschichte schweigt von deutsch poetisirenden Kaisern dieses Namens!

Ich gruesse mit gesange die suessen
Die ich vermiden nicht wil noch enmac
Do ich si von munde rehte mohte gruessen;
Ach leides des ist manig tag
Suer im dissi liet singe vor ir
Der ich sogar unsenstеclich *enbir*
Es si wib oder man der habe si gegruesset von mir.

Ich grüße mit Gesange die süßen,
Die ich nicht vermeiden will und nicht mag,
Da ich sie von Munde rechte mochte grüßen,
Ach, leider! das ist mancher Tag:
Wer nun dieses Lied singe vor ihr
Die ich vermeide so unsänftlich hier,
Es sey Weib oder Mann, der habe sie gegrüßet von mir!

Warum ist das enbir des Originals in's abermalige Vermeiden umgesetzt worden? Die Zeile will doch gewiß nichts anders sagen, als: Der zu entbehren mir so hart fällt — der ich so höchst ungern entbehre. — Rec. berührt diese Kleinigkeit deßhalb, weil Hr. T., der überhaupt sehr hohen Begriff von der Salbung hegt, womit die Minnesinger den Reim sollen behandelt haben, sich's doch sonst zum Gesetz macht, nirgend die Form des Verses zu verletzen, mithin auch so viel andere veraltete Wörter, Wendungen und übel klappende Reime mußte stehen lassen, als ohne die jene Form sich unmöglich beybehalten ließ! Dieses elende Gemisch von Altem und Neuem fand Hr. Tieck so wenig anstößig, daß S. XXVII. es für eine sehr billige Forderung erklärt wird, ihm dem Restaurator auf halbem Wege entgegen zu kommen; so wie er selbst, dem Leser ja halb entgegen gegangen sey; das heißt, den etwanigen Sinn dieser veralteten Reimereyen zur Hälfte wenigstens enträthselt habe. Begnüge sich mit dieser Ueber-

einr

einkunft wer da will und kann! — Da Hr. Tieck die Lieder Heinrichs von Veldeck, oder Veldig, wie er im Codex heißt, für das älteste Vorbild der Minnesängerey hält, und besonders in einem derselben so viel liebliche ja unwiderstehliche Töne hört, mag aus dem herzbrechenden Stücke folgende Strophe zum Vorschmack dienen:

Selig ich were Und an froeiden der *fruote*
Wolte min swere Bedenken diu welgemuote
Diu wol behuote Vor falschen dingen
Mit singen Ich muote Das si min huete
Mit guete Si liebiu sie guote.

Selig ich wäre und voll Freuden in meinem Muthe
Wollte meine Schwere bedenken die Wohlgemuthe,
Die Wohlbehuthe
Vor falschen Dingen, mit Singen ich anmuthe
Daß sie mein hüthe mit Güte, sie Liebe, sie Gute!

Ob Herr Tieck den Sinn der ersten und dritten Zeile auch nur halb errathen, mag an seinen Ort gestellt bleiben! In der dunkeln Künstlichkeit des Christian von Lupin fand Er einen mächtig ergreifenden Zauber; wenn NB. das Ohr erst eingelernt wäre, den Einklang der Worte zu fühlen, und die Fremdheit seiner Sprache zu verstehen! Hier ein Pröbchen dieser zauberischen Dunkelheit:

Hende wis weich darinne sint vürwar
Ob ich das tar Sprechen nir hantgebeine
Alle mins herzen sinne Nement war ir ogen klar
Als ich God solde meine Mir were noeter danne not
Das ich an ir genaden fünde Vür alle mine sunde
Wolt ich liden di buosse
Das ir munt Mich tusent stunt
Küste mit guoter muosse.

Hände weiß, weich darinne
Sind fürwahr, darf ich das gar sprechen nicht Handgebeine,
Alle meine Herzenssinne
Nehmet wahr ihre Augen klar! Mit Gott ich das meine,
Mir wäre nöther denn noth.
Daß ich an ihr Genade fünde
Für alle meine Sünde
Wollt' ich leiden die Buße
Daß ihr Mund
Mich tausend Stund
Küsse mit guter Muße!

Höchst.

Höchstwahrscheinlich haben unsere Leser an diesen wenigen Strophen schon übrig genug. Weil jedoch der Wiederhersteller z. B. in den fünf Liedern des ungenannten Thüringer eine nicht genug zu bewundernde Meisterhaftigkeit anstaunt, die Freude wie einen rollenden Strohm, der über alle Hindernisse lachend springt, darin rauschen hört; der Dichter sogar die Worte und Reime bloß deßwegen häuft, weil er den rechten Ausdruck, der Alles erschöpfen soll, niemals finden kann, will Rec. doch auch von diesem so viel Sonderbares enthaltenden Kunstwerke, wenigstens ein Probestückchen den Lesern der A. D. B. mittheilen:

Sus mag ich in Froeiden ringen Twingen Ringen (im Sinne von Verringern)
Si kan hohen Pin
Dii mir wont in minem muote Huote Muote
Mich der vrowen min
Die mit züchten want ir mündelin
Ja kan ir vil zartlich lachen Machen Lachen
Jn ir ongen schrin.

So mag ich in Freuden ringen, zwingen ringen sie kann hohe Pein
Die mir wohnet im Gemüthe, huthe in Güte o du liebe Fraun mein,
Die in Züchten wand ihr Mündelein,
Wohl kann ihr viel zärtlich Lachen machen lachen aus ihrer Augen Schein.

Was Hrn. Tieck berechtigen könne in seiner Uebersetzung, in den letzten Zeilen, anstatt in ihren Augen Schrein, oder Schrank, auch ihrer Augen Schein zu schreiben, ist schwer zu sagen; es wäre denn, daß man Hrn. Tieck für ein Genie erklärt, das thut, was er will und keine Rechenschaft zu geben hat. Etwas komisch ists übrigens, zu bemerken, wie Hr. Tieck vermeint, sein eigenes Talent nach dem Muster der alten Minnesinger ausgebildet zu haben. Wie ängstlich der gute Mensch von Anfang an gesucht hat, seinen Reimereyen ein nov-antikes Ansehen zu geben, weiß man freylich längst schon; oder — hat es vielleicht auch schon wieder vergessen! Hier also nur ein paar Strophen bereits oben erwähnten herzbrechenden eigenen Tieckschen Lobgedichtes auf die Minnesinger:

Was soll Liebe doch wohl lieben,
Liebe,
Als das schöne arm Vergängliche?
Pflegen muß sie zart die kränkliche
Freude, und sich daran üben;
Denn sie bliebe
Nicht die Liebe, wenn das eine,
Was da ist und bleibt, ihr Wunsch wie Freude sollte seyn alleine.

Was noch zarter ist als Töne
Scherzend
Mehr als Melodie und Düfte,
Selber nicht berührt die Lüfte,
Lebend in der eignen Schöne
Lieblich schmerzend? —
Ach es sind die Liebsgedanken
Die in Wehmuth, Sehnsucht, Andacht, wie in Blumenkelchen schwanken!

Wirklich hat das unterstrichne Bild Stoff zu einer der fünf Vignetten hergegeben; wo nämlich ein kleiner Genius auf einem Blumenstengel sitzt, und an der, wie natürlich, noch kleinern Puppe, oder was das Figürchen in seiner Hand vorstellen soll, sich kindisch ergötzt; in der Ferne aber ein Haufen Kinderköpfchen schwebt, die um einen mit voller Glorie und in mystischen Buchstaben strahlenden Namen flattern; auch von ihm, wie es scheint, sympathetisch angezogen werden. Kein Zweifel, daß es mit den Sinnbildern der übrigen Kupferblättchen (die von Seiten der Kunst sich jedoch durch gar nichts empfehlen,) eine nicht minder geheimnißreiche Bewandtniß hat; aber aus Mangel der geheimen Weihe muß ihre Deutung hier unversucht bleiben, wie denn auch in Hinsicht auf die wiedererweckten Minnesinger selbst, was Rec. etwa noch auf dem Herzen hätte, sich bald anderwärts wird aussprechen lassen; sintemal Hr. T. seine Vermuthungen über einige der bekanntern Minnesinger, so wie die Anzeige einiger ihrer hauptsächlichsten Werke bey einer schicklichern Gelegenheit nachzuhohlen gedenkt. Bey einer schicklichern? Wenn etwa seine Bearbeitung eben dieser Reimereyen schon wieder vergessen seyn wird? — Auch an die Ritter-Epopeen des Mittelalters und ihre Literatur soll alsdann die Reihe kommen; und da haben wir auf ganz neue Tiecksche Ansichten uns gleichfalls gefaßt zu halten! Sie werden die neuen Ansichten Shakespears vermuthlich noch übertreffen, die Hr. Tieck in sei-

seinem eines frühen Todes gestorbenen poetischen Journale zu geben wußte. Wo aber Zeit und Raum her, von der nicht weniger als 30 enggedruckte Seiten starken Vorrede noch Bericht zu erstatten? Daß die von dem neuen Minnesinger Tieck neu bearbeiteten alten Minnesinger himmelhoch darin erhoben werden, ließ sich erwarten. Aber so sehr man auch gewohnt ist, Hrn. Tieck Tieckisch reden zu hören, kann man sich vorstellen, in was für Einseitigkeiten und Eccentritäten, Idiosynkrasieen sogar und leere Träumereyen — um nicht Abgeschmacktheiten oder gar Sinnlosigkeiten zu sagen — ihr Lobredner hier verfällt, um nur irgend was Unerhörtes auf den Markt zu bringen! Man urtheile aus nachstehenden, keinesweges lange gesuchten, Stellen: S. XIII. z. B. „Gewiß zeigt sich in keinen andern Gedichten die Natur „und Absicht des Reims so vollständig, als in diesen. „So wie man hier eine sichere und gebildete Hand fast „allenthalben erkennt, so wird dem Leser doch fast immer „auch zugleich die Entstehung dieses Wohlklangs deutlich. „Es ist nichts weniger als Trieb zur Künstlichkeit „oder zu Schwierigkeiten, welche den Reim in die Poesie „eingeführt hat, sondern — (man höre!) die Liebe zum „Ton und Klang, das Gefühl, daß die ähnlich lautenden Worte in deutliche oder geheimnißvollere (sollte heißen, in deutlicher und geheimnißvollerer. — Ein wenig die Grammatik zu lernen, ist einem Genie nicht unnützlich, Hr. Tieck!) Verwandschaft stehen müssen, das Bestreben, die Poesie in Musik, in etwas Bestimmt-Unbestimmtes zu verwandeln. Dem reimenden Dichter verschwindet das Maaß der Längen und Kürzen gänzlich, er „fügt nach seinem Bestreben, welches den Wohllaut im „gleichförmigen Zusammenklang der Wörter sucht, „die einzelnen Laute zusammen, unbekümmert um die „Prosodie der Alten, er vermischt Längen und Kürzen „um so lieber willkührlich, damit er sich um so mehr „dem Ideal einer rein musikalischen Zusammensetzung „annähere. Eine unerklärliche Liebe zu den Tönen ist „es, die seinen Sinn regiert, eine Sehnsucht, die Laute, die in der Sprache einzeln und unverbunden stehn, „näher zu bringen, damit sie ihre Verwandschaft erkennen, und sich gleichsam in Liebe vermählen. Ein „gereimtes Gedicht ist dann ein engverbundnes Ganze,

»(Ganzes, Hr. Tieck!) in welchem die gereimten Worte »getrennt oder näher gebracht, sich unmittelbar in Lie»be erkennen, oder sich irrend (ja wohl irrend!) suchen, »oder aus weiter Ferne nur mit der Sehnsucht zu ein»ander hinüber reichen; andere springen sich entgegen, »wie sich selbst überraschend; andere kommen einfach »mit dem schlichtesten und nächsten Reim unmittelbar in »aller Treuherzigkeit entgegen.« —

Wer sieht nicht, daß solchergestalt auch das Allerungereimteste sich zusammenreimen läßt, und in Liebe vermählen wird? Wem indeß an dieser Reim-Theorie und dem ihm preisgegebnen Spielraume noch nicht genügt, der erbaue sich an folgendem Versuche, jeder Bänkelsängerey zur Ehre beyfallswürdiger Originalität zu verhelfen! S. XI. »Diese Freyheit des Gemüthes, diese schöne »Willkührlichkeit, welche sich nicht ausschließlich und »mit ängstlichem Vorurtheil an einen Gegenstand heftet, »und sich dadurch unfähig macht, andere zu genießen und »zu verstehen, zeigt sich allenthalben (bey den Minne»singern nämlich). So ist die Sprache, welche die Dich»ter in diesem Zeitalter brauchten, eine ungebundene, ganz »freye, die sich alle Wendungen, Tavtologien und Ab»kürzungen erlaubt; manche Worte wechseln fast durch »alle Vokale (ein wahrer babylonischer Thurmbau!) und »e, o und a sind fast immer gleichgültig, angehängte »Buchstaben und Sylben, so wie unterdrückte, sind gleich»sehr erlaubt, um den Vers härter oder wohlklingen»der, weicher und schmachtender zu machen.« — Hoffentlich werden diese beyden Pröbchen schon für die Leser hinreichende Fingerzeige seyn; weil indeß sich voraus sehen läßt, daß die Jünger der Natur- und Ur-Poesie der ganzen Vorrede einen Ehrenplatz in ihrem neuesten ästhetischen Codex einräumen, und dem freyen Spieltriebe sich um so muthiger hingeben dürften, will man diesen zu Liebe noch die tröstliche Stelle S. II. abschreiben. Hier übertrifft sich Hr. Tieck selbst! Es heißt:

»Denn es giebt doch nur Eine Poesie, die in sich »selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zu»kunft, mit den Werken, die wir besitzen, und mit den »verlohrnen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, so »wie mit den künftigen, welche sie ahnden will, nur

»ein

»ein unzertrennliches Ganze ausmacht. Sie ist nichts »weiter, als das menschliche Gemüth selbst in allen »seinen Tiefen, jenes unbekannte Wesen, welches immer »ein Geheimniß bleiben wird,« — (sehr schlimm, für-wahr! und ein klägliches Idem per idem; weil auf diese Art wir ja niemals hinter die Heimlichkeiten der Ur-Poesie kommen werden!) — »das sich aber auf unendliche »Waise« — (bekanntlich ein Lieblingswort der Neu-Aesthetiker) — »zu gestalten sucht, ein Verständniß, welches »sich immer offenbaren will, immer von neuem versiegt, »und nach bestimmten Zeiträumen verjüngt, und in »neuer Verwandlung wieder hervortritt. Je mehr der »Mensch von seinem Gemüthe weiß, je mehr weiß er »von der Poesie, ihre Geschichte kann keine andre seyn, »als die des Gemüths von den ersten Offenbarungen und »dem Wunderglauben der Kindheit, der schönen Ahndungen des jugendlichen Lebens zur Reifheit der Phantasie, »bis in alle ihre Verirrungen, die sich wieder zur frühen kindlichen Klarheit selber zurückführen, dazwischen »wechselnd mit prophetischen Träumen, mit Anschauungen, welche verloren gehn, und sich wieder suchen. So »ist die wahre Geschichte der Poesie die Geschichte eines »Geistes, sie wird in diesem Sinne immer ein unerreichbares Ideal bleiben; jedoch ist es jedem Beobachter, jedem Freunde der — (dieser, nur dieser) Poesie »möglich, seine Ansichten darzustellen, seine Liebe in Worten auszusprechen, um alte Mißverständnisse zu entwirren, oder die, die ihn verstehn, allmählich der klaren »freyen Aussicht näher zu bringen.«

Der ganze Einfall, Minnesänger wieder aufzusuchen, und ihre Gedichte als Kunstwerke von unzer-»störbarer Gediegenheit anzupreisen, war ein ächt urpoetischer Einfall. Man vernehme und freue sich, unter was für günstiger Constellation er zur Reife gedieh! S. III: »Erfreulich ist es, zu bemerken, wie dieß Ge-»fühl des Ganzen« (der dichterische Kosmopoliticismus nämlich und Universalismus) »schon jetzt in der Liebe zur »Poesie wirkt. Wenigstens ist wohl noch kein Zeitalter »gewesen, welches so viele Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen. — Individuen, die sich oft beym ersten Anblick zu widersprechen

»scheinen,« — (was in aller Welt soll das heissen?) — »und von keiner Vorliebe sich bis zur Partheylichkeit und »Nichterkennung verblenden zu lassen. So wie jetzt, wür»den die Alten noch nie gelesen und übersetzt (?) die ver»stehenden Bewunderer des Shakespear sind nicht mehr »selten, die Italiänischen Poeten haben ihre Freunde »(Freunde? daran aber hat es ihnen ja niemals gefehlt!) »man liest und studirt die Spanischen Dichter so fleißig, »als es in Deutschland möglich ist, von der Ueber»setzung des Calderon darf man sich den besten Einfluß »versprechen — (quod Dii avertant!) — es steht zu er»warten, daß die Lieder der Provenzalen, die Romanzen »des Nordens, und die Blüthen der Indischen Imagina»tion uns nicht lange mehr fremde bleiben werden; was »man von der Poesie fordern darf, welche Stelle sie ein»nehmen kann, auch dieß scheint mehr anerkannt zu wer»den; man ist in Grundsätzen fast einig, — (Wer? vel »duo vel nemo!) — die man noch vor wenigen Jahren »Thorheit gescholten hätte, und daher sind diese Fort»schritte der Erkenntniß nicht von mehr Widersprüchen und »Verwirrungen begleitet und gestört, als jede grosse »menschliche Bestrebung nothwendig immer herbeyziehen »wird.« —

Hoffentlich hat Rec. Hrn. Tieck zur Genüge sich selbst aussprechen und offenbaren lassen! Wer sieht nicht, daß über den, auf's mildeste gesagt, possierlichen Vortrag weiter etwas zu sagen sehr überflüßig seyn würde!

Nl.

1. Zwey Proben von Uebersetzungen aus Ossian, nebst Nachträgen zur Ossianischen Literatur. Womit die Schulprüfung am 4. und 5. Oct. und die öffentl. Redeübung am 11. Oct. in der ersten Klasse des Iohanneums, ehrerb. ankündigt *Ioh. Gurlitt.* Hamburg. 1803. 5½ B. 4.

2. Der Rhein, Fragment aus einem Gedicht: Die Ströme, vom Hrn. Prediger Bodenburg. Womit

mit zu dem mit den abgehenden Primanern des Ioh. am 28. März anzustellenden Maturitäts-Examen ehrerb. einladet *I. Gurlitt.* Hamburg 1804. 3½ B. 4.

3. Rede über einige Vorzüge des verwichenen Iahrhunderts. Womit zu der Schülerprüfung im Iohanneum am 10. u. 11. April und zu der Redeübung am 17. Apr. ehrerb. einladet *I. Gurlitt.* Hamburg 1804. 6½ B. 4.

Einem Gelehrten, der in jedem Jahre mehr als ein Programm zu schreiben hat, und überdem bisher mit der Organisation der bedeutenden Lehranstalt, welcher er vorsteht, genug zu thun hatte, wird es Niemand verdenken können, wenn er zuweilen bloß die Bekanntmachung fremder Arbeiten zum Gegenstand seiner Einladungsschriften wählt. In den beyden Programmen des Hrn. Direktor Gurlitt, in denen dieß der Fall ist, (die Rede in dem dritten Progr. ist von ihm selbst.) kann man überdem eine wohlwollende und humane Absicht nicht verkennen. Gewiß würde es für die Literatur selbst mannichfaltigen Vortheil haben, wenn ältere Gelehrte von Ruf öfter als es zu geschehen pflegt, die Arbeiten, welche jüngere Männer dem Publikum vorzulegen Willens sind, vorher prüfen könnten, und fänden sie dieselben der Herausgabe werth, einige Proben davon öffentlich mit ihrem Urtheile im voraus bekannt machten, um die Aufmerksamkeit des Publikums darauf hinzulenken. Ohne Zweifel könnte dadurch manches unreife Produkt ganz zurückgehalten, mancher andern, Aufmunterung verdienenden Arbeit aber die öffentliche Erscheinung und günstige Aufnahme erleichtert werden. — In dem Programm Nr. 1. liefert der Hr. Direktor Seite 1—8 eine hexametrische Uebersetzung des Ossianischen Gedichts Oithona vom Hrn. Birckenstädt, Candidaten des Predigtamts zu Bützow im Mecklenburg-Schwerinschen, und S. 9—24 den ersten Gesang von Ossians Fingal, gleichfalls in Hexametern, als Probestück der Uebersetzung des ganzen epischen Gedichts Fingal, vom Hrn. Doct. Med. Neumann zu Meissen. Sind gleich beyde Uebersetzungen von Verstößen

gegen das Metrum nicht ganz frey, und scheint auch hin und wieder eben wegen des Zwanges, den das Metrum veranlaßte, der Ton und die Manier des Originals etwas verwischt: so fehlt es ihnen doch auch nicht an einzeln gelungenen Stellen. Wir setzen aus Hrn. Neumanns Uebersetzung folgende Stelle als Probe her:

Gleich wie Stürme des Herbsts sich von zweien hallenden Bergen
Nähern, zogen die Heer' einander entgegen. So stürzen
Zwei Waldströme herab von erhabnen Felsen und mischen
Rauschend die Fluth in der Tiefe, wie Lochlin und Erin im Kampfe
Schrecklich und laut und finster sich trafen und mischten die Reihen
Streiche fielen von Mann auf Mann, von Führer auf Führer;
Stahl schlug klingend auf Stahl; in die Höhe flogen die Helme;
Ueberall dampfte quellendes Blut. An den glänzenden Bogen
Klangen die Sehnen, und die Pfeile durchflogen die Lüfte.
Die Speere
Fielen *in* (?) glänzenden Kreisen, die glänzen in stürmischen Nächten.

Von S. 25—33. läßt Hr. Dir. G. einige schätzbare, vorzüglich literarische Zusätze zu seinem im J. 1802 erschienenen Progr. über Ossian folgen, und von S. 34 bis 43 machen Notizen über das Johanneum den Beschluß.

Das Progr. Nr. 2. enthält mehr in nigro als in rubro. Nach dem poetischen Fragmente nämlich, welches der Titel angiebt, liefert Hr. G. S. 16—28 einige sehr gute Bemerkungen über einen von allen Lehrern und Ephoren öffentlicher Schulanstalten zu berücksichtigenden Gegenstand, nämlich über das Maturitäts-Examen der Schüler. Er zeigt zuerst kurz, aber genügend, die Vortheile dieser Veranstaltung, und beantwortet zugleich die dagegen erhobenen Zweifel; dann setzt er die Grundsätze und Vorsichtigkeitsregeln, die bey einer solchen Prüfung zu beobachten sind, auseinander, und zuletzt erklärt er sich über den Maaßstab, nach welchem die Reife und Unreife der Abiturienten zu bestimmen ist, mit eben so vieler Einsicht als Billigkeit. Gelegentlich kommen manche treffende Nebenbemerkungen vor, z. B. S. 21: »Eben so sollten auch die Prüfungen nach den akademischen Jahren mit den Candidaten der Staatsämter von den bisherigen

rigen Lehrern derselben gehalten werden, weil System, Ideengang und Methode dieser ihren Schülern bekannt ist, weil die akademischen Lehrer, die in den Studien leben, auch in der Regel in ihrer Wissenschaft mit dem Zeitalter fortgeschritten sind, und ihr System nach dem Geiste desselben gemodelt haben; da hergegen die Räthe in den Collegien meistens in ihrer Wissenschaft da stehen geblieben sind, wo einst ihre Lehrer standen. Gleichwohl ist vom Jüngling Kenntniß aller Systeme einer Wissenschaft und Bildung eines eigenen aus denselben noch nicht zu erwarten.« S. 26: »Es ist mir nach meiner Einsicht und Erfahrung immer auffallend gewesen, wenn selbst Männer, wie Gedicke, gerathen haben, das Geschichtstudium mit der neueren Geschichte oder auch mit der vaterländischen Geschichte anzufangen, da die neuere Geschichte nicht ohne Geschichte des Mittelalters, Geschichte des Mittelalters aber keinesweges ohne Geschichte des Alterthums verstanden werden kann.« S. 18 sagt der Verf.: »Wie wichtig es, besonders in unsern Tagen, Schulmännern seyn müsse, die Jünglinge mit einem recht wackeren Fond klassischer Gelehrsamkeit versehen, den höhern Lehranstalten zu übergeben, um sich auf einigen dieser nicht von schwärmerischen, den armseligen Mysticismus und verschlagenen Katholicismus aus Unwissenheit der Alterthumskunde, der Bibelerklärung und der Geschichte der Begriffe und Meinungen, begünstigenden Lehrern täuschen zu lassen, — davon an einem andern Orte.« Wir ersuchen den Hrn. Direktor, dieß Versprechen nicht unerfüllt zu lassen. — Durch das, dem Programm vorangeschickte Fragment eines größern Gedichts: die Ströme Deutschlands betitelt, kündigt Hr. G. den Verfasser desselben, seinen vormaligen Schüler, Hrn. Prediger Bodenburg unweit Magdeburg, als einen bisher zwar unbekannten, aber mit trefflichem Talent, mit feinem und richtigen Geschmacke und einem ungewöhnlichen Schatze vielfacher Kenntnisse ausgestatteten Dichter an, und muntert zugleich ihn, den zu sehr Bescheidenen, zur Herausgabe des Ganzen mit Recht auf. Die N. D. Bibl. ist befugt, diesem ermunternden Zurufe beyzustimmen, und hebt, um auf die baldige Erscheinung des vollständigen Werkes das größere Publikum vorzubereiten, aus dem mitgetheilten Fragment einige Stellen aus. Das Gedicht beginnt also:

Preisen will ich die edlen Najaden im Lande Thuiskons,
Welche zum Seegen der Fluren, aus tiefen Grotten hervorgehn,
Und mit silbernem Gürtel den Teppich der Flora durchwinden.
Dreimal glücklich die Flur, wohin sie leiten die Quellen!
Dahin folgen Pomona und Ceres, Dryaden und Flora
Niederzulegen die köstlichsten Gaben am Ufer der Ströme.
Welche Frische des Thales vom murmelnden Bache durchwunden!
Höher wölbet der Hain sich empor, und lieblicher tönet
Das harmonische Spiel seiner Blätter zum Klange der Wellen;
Dichter wogen die Halme der Ceres; die Kinder der Flora
Neigen sich hin zu der spielenden Welle und trinken und blühen.

Schon dieser Anfang kann dem prüfenden, aber unbefangenen Leser einen schönen Genuß vom Ganzen versprechen. Wir erlauben uns nur ein paar kleine Erinnerungen. V. 3. kommt auch als V. 19. nur mit einer kleinen Veränderung, nämlich folgendermaaßen vor:

Die mit dem silbernen Gürtel *den Busen der Tellus* umwinden!

Sollte diese oder eine ähnliche Wendung auch nicht V. 3 der dort gewählten »den Teppich der Flora durchwinden« vorzuziehen seyn? Die Flora wird nachher V. 5. im Gefolge der Najaden vorgestellt. — V. 7. als Ausruf scheint uns nicht zu dem Tone in den voraufgehenden und den folgenden Versen zu passen. Unser, freylich subjektives, Gefühl wünscht dafür eine andere Wendung. — Mit V. 20 bis (zum Ende dieses Fragments) V. 274. folgt der erste Gesang, der Rhein überschrieben. Es kommen darin sehr treffliche Stellen vor; z. B.

V. 116.
Wo die Kette der stolzen Graniten im Gaue der Urner
Näher dem Himmel sich thürmet, von Donnergewölken umgürtet,
Ewigen Kampf mit den Stürmen besteht und den spaltenden Blitzen,
Ruhet des Gotthards weitgespreitetes Riesengebäude,
Schwerbelastet vom nimmerzerrinnenden, wachsenden Eismeer,
Stets umdampft von den streifenden Nebeln des hohen Gewölkes.
Eine der Seiten streckt er Hesperiens Frühling entgegen,
Rauherem Norden die andere. Klippe streichet an Klippe

Tief-

Tiefgespalten zum Abgrund nieder, voll grausigem Dunkel.
Furchtbar donnern die Ströme hinunter von bebenden Felsen,
Und es dampfen in Nebel empor die stiebenden Fluthen.

Mit V. 165.

Ach es fielen auch Thränen der Nymphe hinab in die Wellen,

fängt eine schöne, von lebhaftem, sowohl moralischem als poetischem Gefühl zeugende Schilderung an, mit Hinsicht auf die furchtbaren Scenen des letzten Krieges in den Rheingegenden. Wenn es der Raum erlaubte, würden wir hier gern den ganzen Abschnitt einrücken. Wir begnügen uns, nur noch folgende, dem Patriotismus des Verfs. Ehre machende Stelle mitzutheilen. Nach einer (noch vor dem Schluß des 18ten Jahrhunderts) niedergeschriebenen Stelle zum Lobe des bewunderten Helden Frankreichs (V. 218—233.) singt der Dichter V. 234 also:

Neben dir ragt er hervor, der glücklichen Brennen Beherrscher.
Gröfse mit Waffen errungen, wie leicht entnimmt sie das Schicksal!
Friedrich Wilhelm, die deine ward nicht mit dem Blut der Gefallnen,
Nicht mit Thränen erkauft, sie kündet kein Donner der Feldschlacht;
Dir ist das glückliche Land der weite Tempel des Ruhmes.
Du, mit dem zügelnden Ernst, du Ordner nach weisem Gesetze,
Wandelst so prunklos und einfach, nur hold der lauteren Wahrheit,
Festen Schrittes voll Spartischem Geist, und schaffest mit Weisheit;
Und es reifen viel Früchte des emsigen Fleisses dem Lande
In Saturnischen Tagen. — Ihm Heil, dem Herrscher der Brennen!
Ihm erblühe der Kranz seines Ruhmes auf glücklichen Fluren!

Die Rede, welche das 3te Programm enthält, hat Hr. Dir. G. am 11. Okt. 1803 bey einer Feyerlichkeit im Hamburg'schen Johanneum gehalten. Es sind darin die Vorzüge des verwichenen 18ten Jahrhunderts und einige frohe Aussichten des gegenwärtigen 19ten J. H. mit vieler Einsicht und Wahrheit, und in einem edlen, zuweilen sehr affektvollen Style geschildert, so daß Rec. dieselbe zu den

besten Schriften, die der Secular-Wechsel veranlaßt hat, zu rechnen kein Bedenken trägt. Der Verf. erinnert zuerst an den großen Schatz von neuen Erfindungen und Verbesserungen in allen Arten von Gewerken, Künsten und Wissenschaften, welche das vergangene J. H. bey seinem Scheiden gleichsam in den Schooß seines Nachfolgers niederlegte; zeigt dann, daß dasselbe sich durch Aufstellung großer Fürsten, welche Erstaunen erregende Begebenheiten hervorbrachten oder leiteten, und durch Hervorbringung großer Männer, welche die Kenntniß des an sich grenzenlosen Feldes der Wissenschaften unter uns erweiterten, oder das Studium der schönen Künste zu einer hohen Staffel der Vollkommenheit emporhoben, auszeichnete; darauf folgt eine kurze Darstellung dessen, daß die gesunde Vernunft und der Muth eines Christian Thomasius, der fromme edle Sinn eines Spener und Frank, die geläuterte Philosophie eines Leibnitz und Wolf, und die gründliche Gelehrsamkeit eines Semler, Schultens, Michaelis, Eichhorn und anderer einsichtsvollen und muthvollen Männer, die (vorzüglichsten) Quellen waren, aus welchen jene auch für die Jugend und das Volk ersprießliche Aufklärung und Verbesserung der Theologie hervorgieng, welche dem Aberglauben, dem Wahne, der Verketzerungssucht und der Verfolgung unter uns steuerte, indeß das Vatican auch dort durch einen Voltaire und Rousseau, hier durch einen Joseph abermals erschüttert ward. Endlich wird vom Verf. entwickelt, daß ausser dem verbesserten Unterrichts- und Erziehungswesen des jungen Menschengeschlechts auch noch die verbesserte Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege, die gemeinnützige und populäre Schriftstellerey, und das dadurch beförderte Bestreben, sich durch Lektüre zu belehren, die allgemeiner verbreitete Neigung, fremde Länder und Menschengeschlechter kennen zu lernen, und endlich der überall erwachte Geist, der Industrie und des Erwerbsfleisses als Vorzüge des verflossenen J. H. mit Recht betrachtet werden dürften. Die dann (S. 31.) folgende, in eine ermunternde Anrede an die Lehrer der Jugend und des Volks eingekleidete Schilderung der frohen Aussichten des gegenwärtigen J. H. muß nothwendig die Herzen aller Zuhörer erwärmt haben, und wird auch Leser in eine angenehme Stimmung versetzen, und zum Eifer in kräftiger Mitwirkung zur fortschreitenden Verbesserung der Welt und Menschheit erwecken können.

Das

Taschenbuch der Erfahrung für gebildete Leser. Jahr 1804. Nebst einem Anhange von vermischten poetischen Versuchen, von Ehrenhaus. Schwerin. mit Bärensprungschen Schriften. VI. und 313 S. gr. 12.

Der Herausgeber will durch dieses Büchelchen denkenden und gebildeten Lesern eine angenehme Unterhaltung verschaffen, und zwar scheint er mit den mehrsten Stücken dieser Sammlung besonders Menschenkenntniß befördern zu wollen. Große Forderungen von Tiefsinn und vollendeter poetischer Kunst muß man an ihn nicht machen; bey vielen Lesern aber wird er doch hoffentlich die Absicht, zu belehren und zu ergötzen wirklich erreichen. An Mannichfaltigkeit des Stoffes sowohl als der Form hat er es nicht fehlen lassen. Von S. 1—90 liefert er Apophtegmen, lauter kurze Sätze von Gemeinsprüchen, und mehr oder weniger witzigen und scharfsinnigen, zum Theil auch satyrischen Gedanken, die er sich bey der Lektüre und bey seinen Beobachtungen in der Welt aufzeichnete. Dann folgen bis S. 170. Gedichte, größtentheils über Verhältnisse der Liebe und Freundschaft; einige betreffen auch moralische und philosophische Gegenstände; auch sind einige elegische Stücke darunter; bey sieben von diesen Gedichten hat der Herausgeber musikalische Compositionen beygefügt, welche vielen Käufern des Taschenbuchs willkommen seyn werden. An die Gedichte schließen sich S. 171 — 178 altdeutsche Denksprüche an; die aber doch zum Theil eine moderne Einkleidung haben. Wir geben einen dieser Denksprüche zur Probe:

Ahnenstolz.

Du bist aus großem Stamm' und altem Blut geboren?
Es ist so alt kein Blut, als das der Thoren.

S. 179 bis 200 findet man satyrische Grabschriften, unter denen einige bereits gedruckte von Pfeffel, Göckingk, Claudius ff. sind. S. 201. die Guirlande; eine Handlung für Kinder am Geburtstage ihres Vaters; S. 215. die transparente Pyramide; eine Handlung für Kinder am Geburtstage der Mutter. Beyde Stücke sind

sind vom Verf. wahrscheinlich für einen kleinen Familienkreis wirklich bestimmt gewesen, und werden auch noch jetzt, wenn sie von Kindern aufgeführt werden, den gutgemeinten Zweck wohl nicht verfehlen. S. 231—272. der Siege deutscher Treue; eine Ballade. Sie kommt des sel. Bürgers Arbeiten in dieser Gattung der Poesie bey weitem nicht gleich; hat aber doch einige hübsche Stellen. Dann folgen noch (bis 186.) scherzhafte Gesundheiten, und (bis S. 313.) Aufsätze in Stammbücher; beyde in gereimten Versen. — In den beyden ersten Rubriken (Apophtegmen und Gedichte) hat der Herausgeber am mehrsten geleistet. Viele der Apoph. zeigen ihn als einen feinen Beobachter; nur scheint uns die Menge dieser Apoph. viel zu sehr gehäuft; durch eine strengere Auswahl würde er sich ohne Zweifel einen ausgebreiteteren Beyfall erworben haben; jetzt lassen sich gegen das Treffende von manchen Einwendungen machen: einige enthalten auch zu sehr bekannte und triviale Gedanken; auch möchte man einigen eine elegantere Einkleidung wünschen. In der Vorrede erinnert der Verf. mit Recht, daß man die Apophtegmen, zur Vermeidung des Ueberdrusses nicht gar zu lange hinter einander fortlesen möge. Rec. zweifelt auch, daß dieß irgend Jemanden möglich sey; er selbst hat wenigstens mehrere Male abbrechen müssen. Um unser obiges Urtheil zu belegen, wollen wir einige Stücke hersetzen; S. 4: »Wer mit freundlichen Worten das erhalten kann, was er wünscht, kauft wohlfeil. Mit einem Löffel voll Hon'g kann man mehr Fliegen fangen, als mit 20 Tonnen Essig.« S. 10. »Ein Mann ist anvertrauten Geheimnissen treuer als seinen eigenen. Ein Weib aber verschweigt seine eignen Geheimnisse besser, als die Geheimnisse Anderer.« »Lotterieloose sind Einlaßscheine ins Armenhaus.« S. 24. »Man findet unter den Menschen bey weitem mehr junge Greise als alte Jünglinge.« S. 25: »Unsere Tage im höhern Alter gleichen den Sybillinischen Büchern (!); je weniger deren übrig sind, desto kostbarer dünken sie uns. Aber um den Tod nicht zu fürchten, muß man das Leben nicht zu sehr lieben. Wer ein rühmliches Andenken hinterläßt, überlebt sich selbst.« — »Selten kennt man, was man liebt.« — Unter den Gedichten sind mehrere recht wohl gelungene; z. B. S. 108. An die Tugend; S. 130. Elegie; S. 132. die schöne

Mol-

Molly; S. 157. die Gefundene; S. 165. Lina's Klaglied um den Verlornen. Bey einzelnen Versen ließen sich freylich Erinnerungen machen; wie aber der Verf. bey wiederholter Prüfung leicht selbst finden wird. Wir wollen statt dessen lieber aus einem artigen Gedichte, Spiel der Phantasie überschrieben, eine Stelle (S. 99.) ausheben:

Spricht Irus: sey beglückt! so wünscht er dir Dukaten;
Sagts Harpax dir, so denkt er Sparsamkeit:
Sey glücklich! ruft der Stolz, das heißt: auf breiten Pfaden
Erwarte dich der Ruhm, der Palmen vor dir streut!
Der Skribler wünscht dir Glück, und meint gesunde Hände;
Der Büchersammler: goldne Bände;
Der Künstler: mit Van Dyks austapezierte Wände;
Der Zecher: Syrakuser Wein;
Der Antiquar: Faustina's und Ottonen;
Der Jude: wichtige Dublonen;
Der Müssige: ein weiches Kanapee;
Der Stutzer: Damengunst und Uebung im Filet;
Der Liebesschwärmer: ew'gen Mondenschein,
Und mit ihm schwindelnd eine Mariane —
Kurz alle wünschen Glück, und alle zeichnen sich
Den Riß dazu nach eignem Plane.

Unter den satyrischen Grabschriften und scherzhaften Gesundheiten sind einige Verse, die man wohl im Augenblick des gesellschaftlichen Muthwillens ausstößt, oder aufs Papier wirft; die man aber wenigstens nicht sollte drucken lassen. Siehe S. 189. 169. 97 u. 279.

Ns.

Frühlings-Almanach, herausgegeben von F. H. Bothe. Berlin, bey Schöppel. (Ohne Jahrzahl; aber 1804.) M. K. 15 B. 16. gebunden im Futteral. 1 Rh. 12 g.

Die Idee, nicht bloß Jahrgangweise, wie dieß seit 1770 am deutschen Parnaß der Brauch war, eine sogenannte Blumenlese zu sammeln; sondern vierteljährlich dem Düfteluftigen Publikum sein beschiedenes Sträußlein vor-

zuhalten, ist nicht neu. Ein Hr. v. Seckendorf, sonst in Weimar, jetzt, soviel wir wissen, wirtemberg. Geschäftsführer am Regensburger Reichstage förderte, gegen das Ende der vorigen, oder um den Beginn der laufenden Centurie, ein Frühlings- und Sommer-Taschenbuch ans Licht. — Das Publikum nahm sie jedoch mit Kälte auf; der sonst so fruchtreiche Herbst blieb mit seinen Gaben aussen; und die Verlagshandlung sah sich genöthigt, den ansehnlichen Rest der Auflage, unter dem Titel: Vermischte Schriften, größtentheils Weimarischer Gelehrten dieselbe Waare nochmals um den halben Preis feil zu bieten.

Deus omen avertat! — Aber fast besorgen wir, das vorliegende, etwas unzeitige Kind des Lenzes möchte ein nicht günstigeres Schicksal haben. — Es ist von rechtlichen und ehrenwerthen Pathen, zwar ärmlich ausgestattet; aber doch nicht ganz nackt gelassen worden. Aus Gleims Nachlasse ist manches recht Artige hier gesammlet; v. Halem, Gramberg und Seume haben Mehreres beygesteuert, was des Druckes nicht unwerth ist; allein der Herausgeber, so wie die Herren Giesebrecht, K. Monti (etwa v. Berg?) Horn, Mächler, Rosenhayn. u. s. w. haben doch auch so viel Plunder, (Staff) hinzugelegt, daß man das wenige Bessere ganz aus den Augen verliert. Das Impromptu, zu welchem — das Zahnenweh S. 8. den Herausgeber begeisterte, die Begebenheiten einer Mutter und Tochter, die er, im verfehlten Herdern nachgeahmten Töne zu einer soi-disant Ballade dehnt, S. 64. das höchst insipide, von unseeligem Bernwitz strotzende Mährchen Palibs, S. 154. Franz Maßliebens geruchlose Veilchen, S. 229, 240. das nie ruhende, Hrn. K Schmids poetisches Unkraut S. 213. 242. u. K. Witte's armselige Butterblumen, S. 61. 223. bilden einen sehr kümmerlichen Strauß. — Auch einige Todtenblumen v. John's und Wackenroder's längst begraßtem Rasen sind mit eingewunden, S. 137. 210. 1. u. 232. Das Alles giebt nun freylich, mit den Britten zu reden, eine Nasen-Ergötzlichkeit; (à Nose-gay!) aber eine armseelige! —

Das Einzige, was uns in diesem kleinen Buche angezogen hat, sind die Fragmente aus Gleims Briefen, die der Herausgeber S. 29—43 hat abdrucken lassen. Sie

zeigen, daß Gleim ein Biedermann und treuer Freund seines Freunde war. Doch das ist nie bezweifelt.

Was aber Hr. B. damit sagen will, wenn er, S. 27. u. 28. in Bezug auf jenen unvergeßlichen Sänger, von hyperkritischen Geschmäcklern und Aberwitzlingen, von Waffen der Bosheit u. s. w. radotirt, ist schwer zu begreifen. Soll denn Alles, was Gleim reimte, und in Masse drucken ließ, als Nektar und Ambrosia gepriesen werden? — Und ist es Bosheit, wenn einem Kritiker manche von Gleims spätern Gedichten als matt und kraftlos erscheinen? — —

Za.

Nachhall verklungener Tage, oder Gedichte von Uffo v. Wildingen. Halle, bey Schimmelpfennig. 1803. 12½ B. 8. 16 gr.

Die leidige Affektation auf dem Titelblatte ließ uns befürchten, hier Explosionen eines genialisch-gemeinten Schwindelgeistes, nach dem Laufe der allerneuesten Poesie geformt, zu finden; wir sehen uns aber zu unserm Vergnügen getäuscht. Der Verf. nährt sich zwar großentheils von Reminiscenzen; weiß sie jedoch recht gut anzubringen, und hat Deutschlands vorzüglichste Dichter nicht ohne Nutzen studirt. Etwas Eigenthümliches, ein Deus in nobis — haben wir nicht bey ihm entdecken können; dagegen aber treibt auch der Dämon, den wir den Poltergeist des Neologismus und lächerlicher Prätension nennen möchten, der jetzt, wie die Burggeister, in den Ritter-Romanen gewaltig umherspukt, sein Unwesen nicht mit ihm. Zum Belege unsers Urtheils geben wir eins der kürzesten Gedichte als Probe: S. 68.

An die Vergessenheit.

Vergessenheit, die du mit leisem Flügel,
Dem Leidenden, ein Engel niedersinkst,
Und gleich beglückend uns vom Todtenhügel,
Wie von des Schlummers Ruhestätte winkst!

Dich ruft der Mann, dem seines Schicksals Tücke
Von allen Gütern einen Dolch nur ließ;

Dir

Dir strömt die Wunde, die mit starrem Blicke
Und fester Hand er in die Brust sich stieß.

Nur du kannst noch des Mädchens Herz erfreun,
Das schlummerlos auf weichem Lager bebt;
Und von dem Blick des lieben Ungetreun
Sich, ach vergebens! — loszureißen strebt.

So weih' auch ich mich deinen stillen Hallen
Zum Schläfer ein, für den kein Morgen tagt,
Bey dir, bey dir, wo keine Thränen fallen,
Kein Tag dem andern seinen Jammer klagt.!

Einst fleht' ich auch zur Liebe und zur Freude,
Zur Freundschaft, Hoffnung und Religion;
Ich fleht' umsonst; sie höhnten meinem Leide, (mein Leid!—)
Sprich nicht auch du, mein letzter Trost, ihm Hohn! —

Druck und Papier verdienen gelobt zu werden.

X.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, sind in der Leipziger Oster-Messe 1804 folgende neue Bücher herausgekommen.

Bibliothek, Neue Allgemeine Deutsche, LXXXIII. bis LXXXVIII. Band und des LXXXIX. Bandes 1stes Stück. gr. 8. 9 Thlr. 18 Gr. wird fortgesetzt.

Biesters, J. E., neue Berlinische Monatschrift. Jahrgang 1803. Nov. Dec., und 1804. Jan. bis April. 8. Jedes Stück 7 Gr. Der Jahrgang 3 Thlr.

Dapps, R., kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien. Nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden; besonders für Landleute und Landprediger. Des VI. Jahrgangs 1ste Abtheilung. gr. 8. 12 Gr. wird fortgesetzt.

Engels, J. J., Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt. 8. Neue verbesserte Ausgabe. 18 Gr.

Foot, Jesse, praktische Fälle vom Nutzen der Einsprützungen in den Krankheiten der Harnblase, und von der natürlichen Phimosis als Ursache derselben, nebst einer neuen Methode sie zu heilen. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolph Heinrich Meineke. Mit einem Kupfer. 8. 12 Gr.

Forsyth, W., über die Kultur und Behandlung der Obstbäume; enthaltend die vollständige Beschreibung einer neuen Methode, Bäume zu beschneiden und zu ziehen. Nebst einer neuen und verbesserten Ausgabe seiner Beobachtungen über die Krankheiten, Schäden und Gebrechen der Obst- und Forstbäume aller Art, und Beschreibung einer besondern Heilmethode, auf Befehl der englischen Regierung bekannt gemacht. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. Adolph Heinrich Meineke. Mit 13 Kupf. gr. 8. 2 Thlr.

Glöckchen, das silberne, von Federigo Ardenno. Ein Roman mit 1 Kupf. von Henne. 8. 21 Gr.

Klein, E. F., Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preuß. Staaten, XXIII. Band. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

(Wird zur Michael-Messe fertig.)

Köpke, F. Germ., Kommunionbuch, enthaltend: 1) eine kurze Anweisung zum würdigen und nützlichen Gebrauche des heil. Abendmahls; 2) Betrachtungen und Gebete für Kommunikanten, vor, bey, und nach der Haltung des heil. Abendmahls; 3) einige Lieder für Kommunikanten; 4) nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil Abendmahls. Fünfte durchaus verbesserte Auflage. Mit einer Vorrede von Joh. Aug. Hermes. Mit kleiner Schrift. 8. 6 Gr.

Martius, Joh. Nic., Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von G. E. Rosenthal.

Auch unter dem Titel:

Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, erstlich zusammengetragen von J. C. Wiegleb, fortgesetzt von G. E. Rosenthal. XVIII. Band, mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Mösers, Justus, patriotische Phantasien. I. bis III. Theil. Dritte verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Reuß, J. D., das gelehrte England, oder Lexikon der Schriftsteller in Groſs-Britannien und den vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst einem Verzeichnisse

ihrer

ihrer Schriften. Supplement vom Jahre 1790 bis 1801. 2 Bände. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

J. D. Reuß Alphabetical-Register of all the Autors in Great-Britain and in the United Provinces of North-America, with a Catalogue of their publications, Supplement from the year 1790 to the Year 1801. Two Volumes. gr. 8. Beyde Bände 3 Thlr. 18 Gr. (Der 2te Theil wird nachgeliefert.)

(Das Werk, wozu diese Supplemente gehören, welches die von allen englischen Schriftstellern von 1770 bis 1790 herausgegebene Schriften in zwey Bänden enthält, kostet 1 Thlr. 6 Gr. also das ganze Werk compl. 5 Thlr.

Wiegleb's Magie XVIII. Band s. Martius.

Zerrenner, H. G., der deutsche Schulfreund: ein nützliches Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. XXX. Theil, oder des neuen deutschen Schulfreundes VI. Theil. 8. 10 Gr.

Künftig werden herauskommen.

Bruns, P. J., außer-europäische Geographie, oder Erdbeschreibung von Asien, Afrika, Amerika und Australien; als Fortsetzung von Klügels Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse. gr. 8.

— — dessen europäische Geographie, oder Erdbeschreibung von Europa; als Fortsetzung von Klügels Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse. gr. 8.

Dapps, R., Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. I. Band in 3 Abtheilungen. gr. 8. Wird fortgesetzt.

Folgende Bildnisse sind zu haben:

Bildniß des Herrn Georg Joseph Beer, Doktors der Arzneykunde und Augenarzts bey der K. Königl. Universität zu Wien. gr. 8. 4 Gr.

Bildniß des Herrn Franz Joseph Gall, Dr. der Arzney-kunst in Wien. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Dr. Gerhard Anton Gramberg, Herzogl. Holstein. Oldenburg. Kanzleyraths und Hofmedikus zu Oldenburg. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Kapellmeisters Joseph Haydn. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Karl Gottl. Köttner. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Lebr. Friedr. Benj. Lentin, Königl. Großbritann. Leibarzts zu Hannover. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Joseph Milbiller, der Weltweisheit Dr., Kurfürstl. Pfalzb. geistl. Raths und Professors in Landshut. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Heinrich Pestalozzi zu Burgdorf. gr 8. 4 Gr.
— des Herrn Gottl. Jakob Plank, Königl. Großbritann. Kurbraunschweig. Konsistorialraths und Professors der Gottesgel. zu Göttingen. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Karl Friedr. Pockel's, Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Hofraths zu Braunschweig. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Johann Nicolaus Tetens, Königl. Dänisch. Konferenzraths zu Kopenhagen. gr. 8. 4 Gr.
— des Herrn Benedikt Maria Werkmeister, Pfarrers zu Steinbach im Wirtembergischen. gr. 8. 4 Gr.

Neue Verlagswerke, Portraite und andere Kupfer des Landes-Industrie-Komtoirs zu Weimar, welche letzte Leipziger Ostermesse 1804 erschienen, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit deutschen, französischen, englischen und italiänischen Erklärungen; mit ausgemalten Kupfern Nr. 71. 72. 73. 74. gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 45 Kr. Dasselbe mit schwarzen Kupfern gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.
Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgesetzt von

T. F.

T. F. Ehrmann X. Band, enthält 1) Schilderung von Louisiana, aus dem Franz. mit 1 Charte; 2) Rochon's Reise nach Marokko und Indien in den J. 1767 bis 1773 aus dem Franz. ꝛc. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr. Derselben XI. Band enthält 1) R. Percivals Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner, mit 1 Charte. 2) Paultre's geographische Nachrichten von Syrien, mit 1 Charte. 3) Elmore's vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien. gr. 8 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr. Derselben XII. Band enthält 1) Bory de St. Vincent Beschreibung der Kanarien-Inseln; 2) Devezin's Nachrichten von Aleppo und Cypern. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Bory de St. Vincent, Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln aus dem Franz. mit Einleitung und Zusätzen herausgegeben von T. F. Ehrmann, mit 2 Charten. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Devezin's, Mich., Nachrichten über Aleppo und Cypern. Aus der noch ungedruckten englischen Originalhandschrift übersetzt und herausgegeben von Dr. Harles. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Elmore's vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien und vorzüglich in Ostindien. Aus dem Engl. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Ephemeriden, allgemeine geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 6r Jahrgang 1803. 11s, 12s, und 7r Jahrgang 1804 1s—6s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 Kr.

Essai sur les Hiéroglyphes, ou nouvelles lettres sur ce sujet, av. fig. 4o. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr.

Essen, Karl von, Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Deutschland einheimischen Pflanzen, Bäume und Sträucher, und zum veredelten Anbau einiger Gewächse und Obstarten. gr. 8. Druckpap. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr. Schreibp. 21 Gr. oder 1 fl. 36 Kr.

Froriep, D. L. Fr., theoretisch-praktisches Handbuch der Geburtshülfe zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen und für angehende Geburtshelfer. 2te vermehrte und ver-

verbesserte Auflage mit 1 Kupfer. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Funke, C. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. Nr. 71. 72. 73. 74. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Funke, C. Ph., und G. H. Lippold, neues Natur- und Kunstlexikon, enthaltend die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. 3r Theil. S bis Z. gr. 8. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemeines deutsches, oder gemeinnützige Beyträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens; 1r Jahrgang 1804. 1s—6s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Haüy's, R. J., Grundlehren der Physik, aus dem Franz. übers. mit Anmerkungen von Dr. J. G. L. Blumhof, und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von J. H. Voigt. 1r und 2r Band mit 24 Kupfert. gr. 8. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 Kr.

Introduction à l'etude de l'art de la guerre, ouvrage enrichi de Planches et Cartes, p. le Comte de la Rocheaymon, Vol. IV. av. fig. gr. 8. 4 Rthlr. 18 Gr. oder 8 fl. 33 Kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 18r Jahrgang 1803. 11s, 12s und 19r Jahrgang 1804. 1s bis 6s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Lexikon, allgemeines mythologisches, aus Originalquellen bearbeitet von C. A. Böttiger und F. Majer, erste Abtheilung, welche die nicht altklassischen Mythologien, nämlich die heil. Mythen und Fabeln der Sinesen, Japaner, der indischen Völkerschaften im weiteren Umfange, sowohl nach den Lehren der Brahmanischen als Lamaischen Religion, der nordasiatischen Völker, der Parsen, der alten Araber, des Mahomedism, der Hebräer, der afrikanischen Völker, der Slawen, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämmtliche ursprünglichen Völker Amerika's, und endlich der Bewohner

ner von Australien enthält, bearbeitet von Dr. F. Majer. 2r Band mit Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 Kr.

London und Paris VI. Jahrgang 1803. 7s und 8s Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 8 Stücken 6 Rthlr. 8 Gr. oder 11 fl.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von J. A. Hildt. 1r Jahrgang 1803. November, December mit ausgemalten und schwarzen Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr. Dasselbe herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäfftsmännern. Jahrgang 1804. Januar — Junius. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern und Charten. gr. 8. der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Murr, Ch. Th. de, Chirographa Personarum celebrium Missus I. duodecim Tabulas c. Fig. 4. maj. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 Kr.

Obstgärtner, der deutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämmtlichen Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur, und herausgegeben von J. H. Sickler. X. Jahrgang 1803. 11s, 12s, und XI. Jahrgang 1804. 1s — 6s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Paultre's, K., geographische Nachrichten von Syrien, als Kommentar zu dessen neuer Charte von Syrien, aus dem Franz. mit 1 Charte. gr. 8. 9 Gr. oder 40 Kr.

Percival's, R., Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner, nebst einer Nachricht von einer Gesandtschaftsreise an den Hof von Kandi, aus dem Engl. mit Einleit. v. T. F. Ehrmann. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 Kr.

Rochon's, A., Reise nach Marokko und Indien in den Jahren 1767 bis 1773, aus d. Franz. Auszugsweise übersetzt mit einer Zugabe von T. F. Ehrmann. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr.

Schilderung von Louisiana, aus dem Franz. mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von T. F. Ehrmann, nebst einer Charte. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 Kr.

Siebold's, D. E. von, Abhandlung über den neuen von ihm erfundenen Geburtsstuhl mit 3 Kupfert. gr. 4. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr.

Voigt's, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. 1803. 11s und 12s, und 1804 1s — 6s Stück mit Kupfern. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue deutsche Merkur vom Jahre 1803. November, December, und 1804. Jan. — Jun. Mit Kupfern. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 Kr.

* * *

Kommissions-Artikel.

Hortus Reichertianus, oder ein vollständiger Katalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerey, von J. F. Reichert. gr. 8. Weimar. 8 Gr.

Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués p. A. L. Millin. T. I. 6e Livr. 4. Paris. Le même T. II. prémier et seconde Livr. 4. Paris.

* * *

Portraits und andere Kupferstiche.

Abbildungen aller Obstsorten aus dem deutschen Obstgärtner. Aepfel, 9e Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr. Derselben, Birnen, 9e Lieferung in 12 Bl. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr.

Portrait von G. Mercator. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von J. D. Barbié du Bocage. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Fr. Andreossy. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Nic. Copernicus. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Ph. Cluver. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Ch. Reichard, Burgermeister zu Erfurt. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Ticho Brahe. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von P. L. Moreau de Maupertuis. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

In

In Kommission.

Portrait von J. G. Herder, nach einer Handzeichnung von Bury, gestochen von C. Müller. Royalfol. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Kr.

Neue Landcharten und geographische Werke, welche im Verlage des geographischen Instituts zu Weimar Leipziger Ostermesse 1804 erschienen, und in allen guten Buch- und Chartenhandlungen zu haben sind.

A. größere Charten im gewöhnlichen Landchartenformat, wovon die mit * bezeichneten zum Gasparischen Handatlas gehören.

* Charte von dem fränkischen Kreise nach Murdochischer Projektion entworfen, nach den bewährtesten astronomischen Ortsbestimmungen, und nach den neuesten politischen Veränderungen berichtigt, bis zum Januar 1804, gezeichnet von F. G. Kreibich. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif: Papier mit engl. Gränzillumination. 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte von den Ländern zwischen dem Rhein, der Werre, dem Neckar und der Dimel (Oberrhein. Kreis), neu entworfen und auf astronomische Ortsbestimmungen gegründet, von J. L. Güßefeld. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier mit engl. Gränzillumination. 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte von Neu-Ost-Preußen, nach den neuesten Ortsbestimmungen entworfen und gezeichnet von Sotzmann. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier rc. 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte von England nach den neuesten Ortsbestimmungen und andern Hülfsmitteln, entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier mit engl. Gränzillumination. 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte von Irland, nach Beaufort, Kitchin und Jeffery's und andern Hülfsmitteln entworfen. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier rc. 12 Gr. oder 54 Kr.

* Charte von Schottland, nach astronomischen Ortsbestimmungen und den besten Hülfsmitteln neu entworfen und gezeichnet von A. Stieler. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier. 12 Gr. oder 54 Kr.
* Charte von Persien, nach astronomischen Ortsbestimmungen und den besten und neuesten Nachrichten entworfen und gezeichnet von C. G. Reichard. 1804. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier ꝛc. 12 Gr. oder 54 Kr.
* Charte von Afrika, nach den neuesten Beobachtungen und Reisen berichtiget, und gezeichnet von C. M. Reinecke. 3te Ausgabe revidirt im Septemb. 1803. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf holländ. Olif. Papier. 12 Gr. oder 54 Kr.
* Charte von China, nach Murdochischer Projektion entworfen, nach den neuesten und zuverlässigsten Ortsbestimmungen berichtigt, und gezeichnet von H. F. A. Stieler, neu verbessert im Januar 1804. Royalfol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf Olif. Papier. 12 Gr. oder 54 Kr.

Charte, neue, von Syrien, entworfen von C. Paultre, gezeichnet von Lapie. Royalfol 8 Gr. oder 36 Kr.
(Nächstens erscheinen: 1) Generalcharte von Asien von Reichard. 2) Charte des türkischen Reichs in Asien. 3) Charte des westphälischen Kreises. 4) Charte von Südamerika, womit sodann der Handatlas vollendet wird.)

Plan von St. Petersburg, neu verbessert. Royalfol. mit franz. und deutscher Erklärung. 8 Gr. oder 36 Kr. Derselbe auf holländ. Papier 12 Gr. oder 54 Kr.

B. Charten in Atlaße gebunden.

Atlas minimus universalis. Atlas de Poche composé de 43 Cartes et d'autant de Tables statistiques et enrichi des découvertes les plus récentes a l'usage des Voyageurs et en général de toutes les personnes, qui ne veulent se charger d'un grand Atlas 8vo trav. 5 Rthlr. oder 9 fl.

C. Kleinere Charten.

Charte der Reiseroute von Basra in Asien, nach Hermannstadt in Siebenbürgen. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte

Charte von Bambuk nach Compagnon's Zeichnung. 4. 3 Gr. oder 12 Kr.

Specialcharte von Nieder-Aegypten, nach den astronomischen Ortsbestimmungen des B. Nouet. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte vom Herzogthum Berg, der Grafschaft Mark, und den benachbarten Gegenden. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von den Häfen der Ostsee und dem Sunde. kl. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von dem Laufe der Oder, ihrer Mündung und ihren Nebenflüssen. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

— von Nordamerika zur Erläuterung des Systems der Winde und Strömungen. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von den Senegalländern nach den neuesten Bestimmungen, nebst Rubaults Reiseroute. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

— von dem Ourcq-Kanal zwischen Paris und Lisy. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

In Kommission:

Carte générale des Marches, Positions, Combats et Batailles de l'armée de Réserve depuis le passage du Grand St. Bernard le 24 Floréal an 8. jusqu'à la Victoire remportée à Marengo etc. p. le Général P. Dupont. gr. Fol. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Kr.

Carte, nouv. géographique, des Isles brittanniques ou Royaume uni de grande Bretagne et d'Irlande etc. Royalfol. à Paris. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 45 Kr.

Carte physique et polit. de la Syrie pour servir à l'histoire des Conquêtes du Génér. Bonaparte p. Ch. Paultre. Royalfol. av. des Notes géogr. in 8vo. à Paris. 2 Rthlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 Kr.

Carte de la France divisée en Départements etc. dess. p. Hérisson et gravée p. Chamouin. Royalfol. à Paris. 1 Rthlr. 8 Gr.

Generalcharte von einem Theile des russischen Reichs in Gouvernements und Kreise eingetheilt. Aus dem Russischen übersetzt, berichtigt und mit Nachträgen herausgegeben im Jahre 1802. von D. G. Reyman. 8 Bl. Fol. 8 Rthlr.

Be-

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr M. Pausser, Rektor der höhern Bürgerschule in Neustadt bey Dresden, hat die Stelle des sel. Beutlers, als Rektor an der Kreuzschule in Dresden, erhalten.

Der Landesregierungsrath Herr J. E. Gruner zu Koburg, ist zum Landesregierungsdirektor ernannt, und der Geheime Archivrath Herr J. A. von Schultes daselbst, ist mit Beybehaltung seiner Stelle beym Archiv, auch als Landesregierungsrath angestellt worden.

Der Professor des Kirchenrechts am Lyceum zu München, Herr F. A. Römer, ist Pfarrer in Oberhaching geworden.

Der S. Gothaische Amts-Advokat, Herr Rousseau, Mitarbeiter an Feßlers Eunomia, hat von dem Fürsten Reuß zu Graiz, den Rathscharakter erhalten.

Herr Frähn aus Rostock, (Verfasser der Schrift: Aegyptus, auctor Ibn-Al-Vardi. Halle. 1804.) ist Lehrer an dem, nach Buchsee bey Bern verlegten Pestalozzischen Erziehungsinstitut, geworden.

Frau von Hassfer, geb. von Klenk in Paris, ist Vorleserinn bey der Schwester des Kaisers Napoleon, der Prinzessinn Karolina (Generalinn Murat) geworden.

Der Musikdirektor beym Berliner Theater, Herr Weber, hat das Prädikat eines Kapellmeisters erhalten.

Todesfälle.

1804.

Am 27sten April starb zu Dannenberg im Lüneburgischen, der Königl. Großbritannische Landphysikus Herr Dr. P. J. M. Zimmermann, im 41sten Lebensjahre.

Am

Am 1sten Jun. zu Wien, der bekannte Kardinal Herzan.

Am 11ten Jun. zu Sldow bey Rathenau, Herr S. F. Schultze, 77 Jahre alt. Er hat 5 Sammlungen geistlicher Lieder herausgegeben.

Am 12ten Jun zu Berlin der gewesene Major beym Königl. Preuß Ingenieurkorps, Herr Müller, 69 Jahre alt. Er hat unter andern ein Tableau des guerres de Frederic le Grand, und Vorschriften zu Militair-Plans und Chartenzeichnungen geschrieben, die sogar ins Spanische von Paterno übersetzt worden sind.

Am 5ten Jul. zu Kopenhagen der Professor der Beredtsamkeit an der dasigen Universität, Herr J. Baden, 68 Jahre alt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die Kurfürstl. Sächsische Leipziger ökonomische Societät hat über die Preisfrage des Herrn Oberaccisraths Bastide zu Berlin: „Welches sind die besten Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues?" Folgendes entschieden.

Unter 20 eingegangenen Preisschriften, davon die letzte nur Aphorismen enthielt, auch 10 Tage nach dem Termine eingegangen war, wurde Nr. 14. mit dem Motto: „Quid faciat laetas segetes?" nach den meisten Beurtheilern für die vorzüglichste gehalten, und ihr Nr. 19. mit dem Wahlspruche: Docet nos ipsa natura, quid oporteat fieri, zur Seite gesetzt, so, daß jene vollständig, diese aber mit einigen Abkürzungen, in dem 3ten Bande neuerer grösserer Schriften der Societät abgedruckt werden könne. Der Preis von 5 Friedrichsd'or wurde unter beyden getheilt, und jeder Schrift noch die neue silberne Medaille zuerkannt. Nach Eröffnung der versiegelten Beylagen, welche die Namen ihrer Verfasser enthielten, stand in Nr. 14: Pachaly, Königl. Preuß. Geheim. Kriegsrath zu Breslau. Derselbe ist durch seine schon 1776 ohne Namen her-

herausgegebenen: Versuche über die schlesische Geschichte, die er in der Folge mit seinem Namen, in zwey Bänden betitelt: Sammlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung. Breslau, bey Meyer. 1790. f. neu bearbeitet herausgegeben, bereits rühmlichst bekannt. Er überließ den Betrag des halben Preises, nach geschehener Bekanntmachung, der Societät zu anderer Verwendung, und fand sich durch die silberne Ehrenmedaille genüglich belohnet. In Nr. 19. war eingeschrieben: Jean Paul Harl, und entdeckte sich dieser darin als ehemaliger Professor der Pädagogik von der Universität Salzburg, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften; er privatisirt gegenwärtig in Berlin, und ist ebenderselbe, welcher am 21sten November 1803. an Ertheilung eines Preises: über die Erweckung zur Industrie, bey der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg mit Herrn Kollegienrath Dschunkowsky, die Hälfte erhielt. Die 2½ Friedrichsd'or sind ihm bereits auch von hieraus zugesendet worden.

Hiernächst wurde noch dreyen das Accessit, und zwar Nr. 12. mit der Devise:

„Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus excercet suis."

Nr. 15. mit dem Wahlspruche: „Terra nostra mater est vera omnium."

Nr. 17. mit dem Motto: „Prüfet Alles und behaltet das Beste."

und solchen gedachte silberne Preismedaille zuerkannt.

Die eröffneten Beylagen enthielten folgende Namen: Nr. 12. Friedrich, Herzog zu Holstein-Beck, und datirt, Lindenau in Preußen, den 30sten November 1803, hierbey aber 10 Friedrichsd'or zu einer selbstvorgeschlagenen Preisfrage, als Fortsetzung der beantworteten, auf ein Lehrbuch über die gesammten Grundsätze der Landwirthschaft und der damit verbundenen Hülfswissenschaften zum Gebrauche für Landschulen, zugesichert; wovon künftig das Erforderniß erfolgen wird.

In

In Nr. 15. stand: Johann Samuel Richter, Pastor der reformirten Gemeinde zu Anhalt und Pleß in Oberschlesien.

Nr. 17. enthielt: Karl August Sebald, Königl. Preuß. Justiz-Kommissarius beym Kammergerichte zu Berlin.

Unter den übrigen Preisschriften, waren die vorzüglichsten folgende, und zwar wie die 3 vorigen nach den Nummern ihrer Ankunft.

Nr. 3. mit der Ueberschrift: „Eigennutz ist das „große Triebrad aller menschlichen Handlungen."

Nr. 6. ist überschrieben: „Auch die Blüthe, die ab„gewelkt vom Baume fällt, geht im Reiche der Na„tur nicht verloren."

Nr. 8. mit der Devise: „In omnibus fere minus „valent praecepta, quam experimenta."

Nr. 10. bezeichnet: „Non multa sed multum."

Nr. 11. mit dem Wahlspruche: „Felicitate frui „magnum bonum est, sed eam et aliis impertiri posse, „adhuc majus."

Der in diesen Abhandlungen bewiesene Fleiß wurde gelobt, und soll ihrer bey dem Abdrucke der Preisschriften in dem dritten Bande neuer größerer Societätsschriften mit Auszügen rühmlich gedacht werden; deren Denkzettel blieben aber uneröffnet, worauf solche nebst den übrigen von Nr. 1, 2, 4, 5, 7, 9, 13, 16, 18 und 20, welche beynahe alle ziemlich einerley sagten, gewöhnlichermaaßen verbrannt worden, so, daß es nun von ihren Verfassern abhängt, ob sie sich entdecken wollen.

Von Nr. 2. mit dem Motto: „Plus ultra," ist zu gedenken, daß sie zwar ganz gute, aber nicht genug bearbeitete Sätze enthielt, darüber ihr Verfasser sich selbst äußerte: daß er alle seine Mittel, welche er für die vorzüglichsten und besten hielte, niedergeschrieben, hingegen die unwichtigen weggelassen habe; wenn sie Approbation erhalten sollten: so wolle er sie weiter auseinandersetzen, weil

er

er solches jetzt, bey überhäuften Geschäfften nicht gekonnt hätte.

Da dieß nun aber bey Preisbeantwortungen nicht angenommen wird: so mußte sie eben so, wie die Aphorismen Nr. 20. bey Seite gelegt werden. Ein gleiches geschah mit Nr. 7. überschrieben; „Freyheit und Gerechtigkeit sind „die Stützen einer blühenden Landwirthschaft;“ denn ihr Verf. hatte, theils zu lokale Gegenstände aufgestellt, theils in einem angefügten offenen Briefe ohne Namen, der Karlsruh, den 30sten Oktober 1803. datirt war, zugestanden, daß seine Bemerkungen nur einen Entwurf zur Beantwortung enthielten, weil seine sehr vielen Amtsgeschäffte ihm nicht mehr vorzulegen erlaubten. Von selten mancherley lokalen Exempeln hatte man eben so wenig, als von den Vorschlägen zu neuen Preisfragen, Gebrauch machen können.

Alles Uebrige wird in schon gedachten größern Schriften der Societät zu ersehen seyn. Dresden, im Mai 1804.

Sekretariat der gnädigst bestätigten
Leipziger ökonomischen Societät.
Johann Riem.

Verbesserungen.

Im XCI. Bd. 1. St. S. 72. Z. 12. st. Martius l. Martens

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Ein und Neunzigsten Bandes. Zweytes Stück.
Sechstes Heft.

Romane.

1) Friedrich Julius Lebensjahre und endliche Bildung. Ein Roman für die elegante Welt; herausgegeben von Julius Werden. Erster Band. Penig, bey Dienemann. 1803. 16¾ Bog. kl. 8. 1 Rt. 18 gr.

2) Moralische Erzählungen von A. Evers. Erster Band. Schwerin, bey Bärensprung, Leipzig, in Commission bey Gräffe. 1802. 20½ Bog. 8. 20 gr.

Nr. 1. Wir würden diesen kraftlosen sogenannten Roman schon eher angezeigt haben, wenn wir nicht, (um von einer Armseligkeit nicht zweymal reden zu dürfen,) die Erscheinung des 2ten Theils hätten abwarten wollen. Da dieser aber seit länger als einem Jahre ausgeblieben, auch seiner in dem allgemeinen Bücherverzeichnisse von der Oster-Messe 1804 nicht erwähnt worden ist: so hegen wir die erfreuliche Hoffnung, daß es bey diesem ersten sein Bewenden haben werde. Herr Friedrich Theodor Mann, bisher Studiosus in Halle, (denn, so heißt der pseudonyme Julius Werden,) hat uns durch diesen eben so barock zusammengesetzten als peinliche Langeweile erregenden Mischmasch recht lebhaft an unsre ersten Kinderjahre und namentlich an den bekannten Vers:

»der Affe gar possirlich ist,« erinnert. Denn eigentlich scheint es damit auf eine platte Nachahmerey von Göthe's unsterblichem Wilhelm Meister angelegt gewesen zu seyn. — In dem etwas lämmelhaften, aber doch sehr sentimentalen Namensvetter des Verfassers soll die Situation eines jungen Mannes, der von genialischem Streben entflammt wird, und so ins freyere und unabhängigere Leben eintritt, geschildert werden; aber wie schlecht ist dieses, allerdings, interessante Thema ausgeführt! — Jeder Charakter wird unter den unfeinen Händen des jugendlichen Autors zur Karrikatur; da wo er recht pathetisch seyn will, wird er komisch; und überall jagt er seine höchst dürftige Phantasie jämmerlich zu Tode. — Wie verbraucht und tausendmal da gewesen ist der alte Floryn mit seinen französischen Brosamen; wie abgedroschen die Schilderung des Magister Landschulz, wie elend motivirt das Zusammentreffen Julius und Ernestinens! Wie mark- und gehaltlos, wie gegen den Willen des Verf. komisch die Extasen der letzten, ans Tollhäuslerische gränzen! — Ach! der gute alte Vater Hagedorn hatte wohl Recht zu singen:

»Es giebt ein Volk, das immer lernen sollte,
»Und immer lehrt! —
»Das ist das Volk, das man nie hören wollte,
»Und immer hört!

Unser Lehrer mögte sich gern an den Nachtrab der Gebrüder Schlegel anschließen; daher ist es in der Ordnung, daß er nach den kläglichsten Wortspielen hascht. Z. B. S. 49.

»Mein Herr nehmen Sie sich in Acht,
»Daß diese Maulwürfe nicht Würfe
»Nach Ihrem losen Maule thun!

O sancta simplicitas!

Das Studium von Adelungs Auszug aus der deutschen Sprachlehre wäre dem Verfasser wohlmeinend anzurathen. Wird er dieß nur einige Monate mit Ernst treiben, so wird er nicht mehr, wie hier geschehen ist, schreiben: »ungestümm, ihn selbsten wäre solche Zerstreuung nöthig. die »Aeußerung hat ihn geschnuppt (d. h. verschnupft) u. s. w.«

Nr. 2. Liefert recht gutgemeinte, aber schlecht vorgetragene Erzählungen. — Schaden werden sie nicht anrichten; sie

sie können sogar einen accidentellen Nutzen haben, wenn man sie statt des zur Mode gewordenen Opiums, als ein *soporiferum* anwendet.

1) Graf Friedrich von Werben. Von Fillbert. 2 Theile. Leipzig, bey Göschen. 1802. 1 Alph. 9½ Bog. mit 1 Titelkupf. 2 Rg.

2) Biographieen der Kinder-Mörder, aus gerichtlichen Akten gezogen und romantisch dargestellt. Seitenstück zu den Biographieen der Selbstmörder, von K. H. Spieß (ß). Leipzig, im Magazin für Literatur. Ohne Jahrzahl, aber 1802. 15½ Bog. 8. 22 gr.

3) Meine erste Hochzeitsnacht. Ein komischer Roman in zwey Bänden nach Althing. 1r Band. Hamburg, bey Vollmer. Ohne Jahrzahl. 12 Bog. 8. 21 gr.

Nr. 1. Gehört zu den vorzüglichern Hervorbringungen im romantischen Fache, welche seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erschienen sind. Sowohl die Erfindung der dabey zum Grunde liegenden Begebenheiten, als die Darstellung und Verflechtung derselben zeichnen diesen Roman zu seinem großen Vortheile vor dem leidigen Meßgute aus, mit welchem wir alljährlich zweymal überschwemmt, und oft auch noch zwischen den Messen kläglich heimgesucht werden. Wenn der Verfasser die Klippe des Vielschreibens, an der schon so viele gescheitert sind, glücklich umschifft: so dürfen wir uns von ihm noch sehr gelungene Werke versprechen.

Nr. 2. ist wiederum eine der vielen armseligen Mißgeburten, welche nach dem Ableben des rüstigen Polygraphen, Spieß, unter seiner, eben nicht ehrenvollen Firma, recht erbarmenswürdig umherspuken.

Nr. 3. ist, wiewohl es der Titel nicht besagt, der Anfang einer Uebersetzung eines sehr mittelmäßigen französischen Romans: *Ma première nuit des noces.* — Daß des un-

saubern Althing Name dazu gebraucht wird, dieser mißere Käufer zu verschaffen, ist eine Unrechtlichkeit, deren sich Uebersetzer und Verleger schämen sollten.

Wg.

1) Der Wiedererzähler. Herausgegeben von W. G. Becker. Erster Band. Dresden, bey Gerlach. 1804. 313 S. 8. 1 Rß. 12 gr.

2) Romanesken aus Langermanns Pulte. Herausgegeben von Fr. Laun. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, bey Martini. 1804. 171 S. 8. 1 Rß. 4 gr.

3) Zwey Bräute für einen Mann, von Fr. Laun. Pirna, bey Arnold. 1803. 245 S. 8. 1 Rß.

4) Ramiro's Tagebuch. Aus alten Papieren eines Freundes des Grafen Donamar. Herausgegeben von Feodor Adrianow. Leipzig, bey Martini. 1804. 304 S. 8. 1 Rß. 8 gr.

5) Albano Giuletto, Ein Roman von Fr. Lassaulx. Erster Theil. Koblenz, bey Lassau. Jahr 11 (der französisch. Republik.) 258 S. gr. 8.

6) Das Weib ohne physische Liebe. Eine wahre Geschichte, von ihr (ihm) selbst geschrieben. Zeitz, bey Webel. 1803. 348 S. 8. 16 gr.

7) Freundschaft und Liebe, ein Familiengemälde, von D. Fr. Lindenheimer. Fide, sed cui vide! Leipzig, bey Hinrichs. 1804. 138 S. 16 gr.

8) Launige Erzählungen und Mährchen. Von Gustaf (v). Leipzig, bey Richter. (in Commission?) 1804. 281 S. kl. 8. 1 Rß.

9) Der Malthefer. Ein Roman von dem Verf. des

des Rinaldo Rinaldini. Mit 1 Kupf. Leipzig, bey Gräff. 1804. 259 S. kl. 8. 1 Rh.

Nr. 1. entspricht seinem Titel. Nicht neue, nur umgearbeitete Erzählungen erhält der Leser hier. Es sind ihrer drey und alle aus fremden Sprachen, doch keine, was Schade ist, von dem Herausgeber. Die Idee der Sammlung gehört ihm zwar, aber seine anhaltenden Berufsgeschäffte, Krankheiten und andere literarische Arbeiten hinderten ihn an der selbsteigenen Ausführung derselben. Er gesellte sich demnach Mitarbeiter zu. Der erste, Hr. Kretschmann, giebt eine spanische Novelle, Liebe, Freundschaft und Rache; der zweyte, Hr. K. L. W. Müller, eine Dichtung der Frau von Genlis, Louise Bourbon-Condé, Prinzessinn von Frankreich, und Amalie Berg endlich eine Amaudsche Erzählung, Adelson und Salvini, zum besten. Das meiste Interesse hat unstreitig die Dichtung der Frau von Genlis. Sie gehört, nach des Rec. Bedünken, zu dem Besten, was diese fruchtbare Schriftstellerinn im romantischen Fache hervorgebracht hat. Auch ihr deutscher Nacherzähler producirt sich hier am vortheilhaftesten. Für die Dauer des Institutes wäre sehr zu wünschen, daß der Herausgeber, theils thätigen Antheil nehmen, theils die Wahl seiner Miterzähler leiten möchte; denn wirklich sind Nr. 1 und 3 dieses Bandes zu unnatürliche und abentheuerliche Ausgeburten einer regellosen Phantasie, um Lesern von gesundem Urtheil und Geschmack eine befriedigende Unterhaltung gewähren zu können.

In Nr. 2. ist die launige Vorrede des Herausgebers das Unterhaltendste. Von den Romanesken selbst, — auch wenn der Herausgeber und der vorgebliche Langermann eine Person wären — muß Rec. bekennen, daß er sie, wofür sie doch ausgegeben werden, nicht im mindesten empfindsam, hingegen ziemlich nüchtern gefunden hat. Weder durch Erfindung, noch Vortrag ziehen sie, auf irgend eine Weise, an. Sie gehören zu dem lauwarmen Mittelgute, das den Leser nicht gerade zurückstößt; aber auch nirgend seine Theilnahme lebhaft beschäfftigt und festhält.

Nr. 3. hingegen entspricht dem Namen des Herausgebers oder Verf. würdiger. Drollichte Erfindung, humoristische Charaktere, launige und witzige Darstellungen machen den kleinen Roman zu einer angenehmen Lektüre. Selbst

die sonst etwas geschwätzige Manier dieses Schriftstellers ist hier weniger sichtbar, und die Diktion schreitet rascher und lebhafter vorwärts. Kurz, man empfindet hier nicht, wie in einigen seiner neuesten Produktionen, die allzugroße Fruchtbarkeit seiner Feder, und liest sein Büchlein, vom Anfange, bis zum Ende, mit sich erhaltendem Vergnügen.

Nr. 4. kann sich mehrerer Tugenden rühmen, an denen es einem großen Theil unserer Moderomane fehlt, eines wohl ersonnenen Stoffs, gut gezeichneter Charaktere, und eines blühenden, leichten und reinen Styls. Der Ausgang ist, wie er, der Anlage nach, nicht anders seyn konnte, tragisch, aber nicht widrig und empörend; sondern sanft rührend, natürlich und menschlich. Mit gutem Fuge darf Rec. daher den Liebhabern der romantischen Lektüre dieses Tagebuch empfehlen.

Nr. 5. schmeckt stark nach neuästhetischem Schwindel. Wenn der Verf. von diesem genesen wird: so kann er noch ein, ganz guter Erzähler werden. Anlagen hat er dazu. Aber dem Friedrich-Schlegel-Tieckschen Ungenius muß er entsagen lernen, wenn diese Anlagen nicht verloren gehen sollen. Das Versmachen muß er vollends ganz bleiben lassen. Auf diese Kunst versteht er sich durchaus nicht. Zum Beweise können, unter andern, seine Farbenreimereien, id est, seine Lieder auf roth, und weiß, blau und grün und die andern Farben des Regenbogens dienen. Besonders hat er sich, nach dem allerneuesten Klingklanggeschmack, in die kurzgliedrigen reimenden, schäumenden, gellenden und schellenden Verslein verliebt, z. B.:

O der traurigen
schaurigen
Trennung
Vom wonnigen
sonnigen
Frühling!

O ihr klingenden
singenden
Töne,
Ihr hallenden
schallenden
Laute!

O ihr

O ihr klagenden
  zagenden
    Laute!
Zum südlichen
  friedlichen
    Ufer
Zieht euch hinüber in stiller Nacht!

Wenn das Poesie ist: so ist in der Welt Gottes nichts leichter, als Versmachen. Dergleichen läßt sich, stante pede, in einer halben Stunde ganze Bogen vollklügeln. Aber dem Leser, voll ächten poetischen Sinnes, wird übel und weh dabey; es ist ihm, als bekäme er das Ohrenbrausen, das gewöhnliche Resultat der allerneuesten Poesie.

In Nr. 6. fehlt es nicht an einigen richtigen psychologischen Bemerkungen. Aber, was in dem Buche, als Geschichte gegeben wird, ist theils so fragmentarisch und unzusammenhängend, theils so oedipisch-räthselhaft, daß man die Begebenheiten, wie den Charakter der Erzählerinn, nur, wie durch einen Flor sieht, und fast über nichts einen nur halb befriedigenden Aufschuß erhält. Der Leser weiß daher, wenn er seine Lektüre geendet, kaum recht, was er gelesen hat? Ein Uebelstand, durch den das Buch, weder viel Unterhaltung, noch — was doch der Zweck der Verfasserinn zu seyn scheint — viel Belehrung gewährt.

Nr. 7. besteht aus dramatischen Scenen ganz alltäglichen Schlages. So charakterisiren sie der höchst abgedroschene Stoff und der höchst nüchterne flache Dialog.

Wem Plattituden und Gernwitz für Laune gelten, der mag sich nach Herzenslust an Nr. 8. erbauen. Jeder andere aber wird bekennen müssen, daß das Wort, Laune, nie ärger gemißbraucht worden ist. Abgeschmackte Gespenstermährchen und jämmerliche Liebesgeschichten, plumpe Satyre, schwerfällige Prosa und wäßrige Poesie sind die Hauptbestandtheile dieses höchstärmlichen Machwerks.

Nr. 9. verdient kaum einer Erwähnung. Der Zusatz auf dem Titel: vom Verf. des Rinaldo Rinaldini, charakterisirt das Buch hinlänglich; Jedermann weiß, was er zu erwarten hat. Wo möglich, übertrifft Hr. Vulpius sich in diesem Maltheser noch: ein Mährchen aus der Elementargeisterwelt, das an Ungereimtheit seines Gleichen suchen kann, und

dabey so breit und langweilig, so schwülstig und doch zugleich so platt erzählt, daß alles, was der Federfertige Wundermann bisher geschrieben, für musterhaft dagegen gelten kann. Dasselbe gilt von den häufig eingestreuten Reimlein und Verslein. Ein Pröbchen von des Verf. meisterhafter Manier, fremde Gedanken zu versaalbadern, muß Rec. doch geben. Hamlets bekannten, hundertmal schon citirten, und eben so oft gemißbrauchten Ausspruch: »es giebt Dinge im »Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Phi»losophie nichts träumen läßt,« heißt, durch Vulpiussisches Wasser gezogen, also: **Es haben Erde und Himmel Dinge, von denen wir alle nichts wissen, und die dennoch da sind!!!**

Rf.

Amalie Mansfield. Seitenstück zur Delphine. Erster Band. 392 S. Zweyter und letzter Band. 496 S. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1804. 8. 3 Rg. 8 gr.

Nicht ohne Grund wird obenstehender Roman dem berühmten Romane der Frau von Stael hier zur Seite gestellt; beyde Dichtungen haben wirklich eine nähere und fernere Aehnlichkeit mit einander. In jenem, wie in diesem, ist eine junge, schöne, durch Herz und Geist anziehende Frau die Heldinn; Amalie, wie Delphine, wird das Opfer einer überwältigenden, allen Anstrengungen und Kämpfen erliegenden Leidenschaft. Beyde geben ihren Ruf, ihre Achtung für das Urtheil der Welt, ihre bessere Weiblichkeit der Liebe und den Stürmen ihres Herzens Preis; beyde erfahren alle Qualen der Verkennung, der Verläumdung und der gekränkten Ehre; beyde erheben sich über Verläumdung, Verkennung und Kränkung, und finden in ihrer Liebe Trost und Entschädigung. Gegen beyder Liebe stemmen sich Stolz, Starrsinn, Eigennutz und Vorurtheile, beyde leeren den bittersten Kelch der Leiden, beyde enden höchst tragisch; aber in beyden enthüllt sich auch die Liebe mit ihrer ganzen Allmacht über die Seelen. Selbst den wahrhaft romantischen Zug, daß ihre überschwengliche Liebe sich aus den entgegengesetztesten Empfindungen bey Delphinen aus Gleichgültigkeit und Kälte,

bey

bey Amalien aus Haß und Abscheu entwickelt, theilen sie mit einander. Eben so ist es mit den Umgebungen, in denen beyde ihr Schicksal kämpfen und auskämpfen; gleiche feindliche widerstrebende, zerstörende Charaktere, gleiche Qual- und Martergeiste, die, wie böse Dämonen, zwischen sie und ihre Liebe treten; mehr, als eine sich ähnelnde Situation! Beyde sterben, da sie nicht mehr lieben können, und beyde vor, und unter den Augen ihrer Geliebten. Beyde Schriftstellerinnen endlich haben die Darstellung durch Briefe gewählt und beyde ihr Werk in einer und derselben Sprache geschrieben.

Trotz allen diesen Aehnlichkeiten aber, geht jede Schriftstellerinn ihren ganz eigenen Weg, hat jede ihren ganz eigenen Geist der Ansicht und der Darstellung, ihre eigene Ton- und Farbengebung. Beyde Werke sind daher, der Aehnlichkeit ihrer Tendenz und Stofferfindung ungeachtet, in dem Gebrauche der Mittel zur Erreichung ihres Zieles, der dichterischen Komposition; in Rücksicht des Genius, der in und über ihnen waltet, hervorspringend von einander unterschieden; bezeichnen durch ihre Mängel, wie durch ihre Vorzüge, den eigenthümlichen schriftstellerischen Charakter ihrer Urheberinnen; beschäfftigen und interessiren den Leser von ganz verschiedenen Seiten, und übertreffen oder stehn einander nach durch ganz verschiedene Talente und Eigenheiten.

Die glänzendere, sublimere, praktischere Dichtung von beyden ist unstreitig Delphine. Ein lebendigerer, kühnerer, schöpferischerer Geist beseelt das Werk der Frau von Staël; Phantasiereicher, origineller, Schwungvoller enthüllt, entwickelt und veranschaulicht sie Charaktere und Situationen. Vor Allem hat ihre Diktion eine hervorragendere Energie, einen ergreifendern Zauber, eine glühendere Kraft der Sprache, der Leidenschaft und Empfindung.

Nichts desto weniger darf ihr Amalie Mansfield, als eine schöne geistvolle Komposition, an die Seite gesetzt werden. Schwebt der Genius der Madam Cottin nicht auf so hohen begeisternden Schwingen: so erhebt auch sein leiserer, milderer Flug uns zur Theilnahme; springen durch ihn Charaktere und Situationen nicht so kühn, fortreißend und ergreifend hervor: so begegnen sie uns doch mit Leben, Wärme und Wahrheit; taucht er seinen Pinsel nicht in

so brennende Farben, entzündet und entflammt er unsere Phantasie nicht so allherrschend und überwältigend: so erwärmt, regt und bewegt er sie doch zur vollen Hingabe für seine Welt und seine Helden; erschüttert, zermalmt und zerfleischt er unser Herz nicht: so rührt, durchdringt und erfüllt er es doch mit den Leiden und Schicksalen seiner Helden; ist der Styl der Madam Cottin nicht so kraftvoll, sublim und lebendig-poetisch: so ist er doch einfach, edel und schön-natürlich. Kurz, wenn die Dichtung der Frau von Stael sich unserer Phantasie, wie mit einem Zauberstabe bemeistert, und unserm Geiste die vollste, reichhaltigste Nahrung giebt: so setzt der Roman der Madam Cottin unsere Phantasie auch ohne lyrischen Flug, in Thätigkeit, und macht sich zum Meister von unserm Herzen.

Hoch steht an poetischer Vollendung, an Geistesenergie, leidenschaftlicher Stärke, Empfindungshöhe und schöpferischer Originalität Delphinens Charakter über den Charakter der Amalia. Trotz seiner Ueberspannung, trotz allen seinen Inkonsequenzen, ist er, als Charakter in gewaltsamem, fieberhaften Stande der Leidenschaft, wahr. Das Weib, das nur in, mit und durch Liebe lebt, und nichts will, als lieben, tritt in jedem Zuge, jeder Aeußerung, jeder Handlung, unverkennbar sich veranschaulichend hervor, und beurkundet sich so, als Kunstwerk eines in poetischer Glorie strahlenden Genies.

Amalie hingegen erscheint in ihrer ersten Liebschaft mit Mansfield nur, als ein thöricht verliebtes Mädchen. Kaum kann man das, was sie für dieses Gehaltlose Geschöpf von einem Manne empfindet, Liebe nennen; es charakterisirt sich nur, als eine kindische Vergaffung. Gleichwohl giebt sie sich ihr mit einer festen widrigen Schwäche, mit einer unverzeihlichen Thorheit hin. In unbeschreiblicher Geistesblindheit und Nichtachtung ihrer weiblichen Würde opfert sie dieser Herzens- und Geistesverirrung Wohlstand, Lebensglück und Familienliebe. Erst in ihrer zweyten ächten Liebe gegen Ernst Woldemar giebt sie uns einen wahrhaft leidenschaftlichen, und nun auch energischen Charakter. Nun erst gewinnt sie unser Interesse, und dieses Interesse steigt, je näher ihre Liebe sich der unglücklichen Katastrophe zuneigt, die ihr Schicksal endet. Sie entwickelt in den letzten Tagen ihres Lebens so manchen Zug von Herzensgröße und Her-

zens-

zuswürde, über die wir die unzarten und unweiblichen Seiten ihrer frühern Existenz gern vergessen. Aber trotz dieser Theilnahme für sie an der Neige ihres Lebens, hat ihre Charakterschilderung doch nicht die Höhe und Lebendigkeit, durch die wir an Delphinen gefesselt werden; und selbst die mächtigere Energie ihrer Schicksalskatastrophe erhebt sie, als Kunstwerk; nicht zu der Meisterschöpfung, die wir in Delphinens Darstellung erblicken.

Dafür aber zieht Amaliens Geliebter, Ernst Woldemar, das Interesse des Lesers ungleich wärmer an, als Delphinens Abgött, Leonce. Wahr sind zwar beyde Charaktere gezeichnet; aber die Wahrheit in dem letzten ist eine, harte, grelle, zurückstoßende. Die Herrschaft der öffentlichen Meinung überwältigt auf der einen Seite seinen Kopf allzuüberwiegend, um nicht eine Unmännlichkeit darin zu erkennen, die des von einer Delphine so bis zur Vergötterung geliebten Mannes unwürdig ist; von der andern Seite macht die Leidenschaft ihn für diese öffentliche Meinung wieder so taub, daß sie ihn bis zu den härtesten Undelikatessen, zu den schneidendsten Versündigungen gegen Sitte und Wohlstand, zu den herabwürdigendsten Schritten gegen Delphinens guten Ruf hinreißt. Mehr, als einmal, empören die Ausbrüche seiner Leidenschaft, und flößen mehr Verächtlichkeit, als, Theilnahme, ein. Wir sehen ihn, beynahe seine ganze Existenz durch, von dem heftigsten hitzigen Fieber befallen, und sein leidenschaftlicher Zustand ist eine dauernde Raserey, die uns öfter mit Schauder, als mit Mitleid, erfüllt. Woldemar hingegen, aus einem verzogenen, herrschsüchtigen, beynahe herzlosen Tyrannen zum tieffühlenden, für Schönheit, Güte und weibliche Tugend hochempfänglichen Menschen durch die Allmacht der Liebe verwandelt, empört auch selbst in dem gewaltsamsten Stande der Leidenschaft unser Zartgefühl nicht; entwürdigt nirgends so sich, seine Leidenschaft und seine Geliebte; auch da, wo seine Liebe zu einer Art Wahnsinn steigt, ist er kein totaler Verrückter; ja selbst in der etwas unnatürlichen Nachtscene, wo Amalie ein Opfer seiner Begier, fällt, mildert die mächtige Empörung des innern und äußern Menschen, von der er überstürmt und überwältigt wird, die Brutalität seiner Handlung einigermaßen, und sein nachher durchaus zartes Betragen gegen Amalie, seine unüberwindliche Beharrlichkeit, für die durch

ihr

ihren Fall ihm nur noch theurer gewordne Geliebte alles aufzuopfern, was Rang, Stand und Reichthum ihm, als Erbtheil, darbieten; seine Unerschütterlichkeit in allen Stürmen, die der Haß und die Verachtung der Familie, selbst der Fluch einer verehrten Mutter über seinem Haupte versammeln: kurz sein eben so unverrücktes Augenmerk, auf die Ehre der Geliebten, als seine unendliche Liebe für sie, läßt uns eben so willig ihm jene Entweihung der Unglücklichen verzeihen, als es unsre Theilnahme für sein Schicksal immer gleich warm und lebendig erhält.

Ein neuer Vorzug der Dichtung der Frau von Stael ist die größere Mannichfaltigkeit, die lebendigere Versinnlichung und Originalität der Charaktere; ist, daß diese Charaktere der Welt, in der sie handeln, einheimischer und treuer aus der sie umgebenden Natur genommen sind, als in der Dichtung der Madame Cottin; aber dafür beleidigt uns auch in keinem derselben die zurückstoßende Härte, die schneidende Selbstigkeit, der niedrige Eigennutz, die gemeine Plumpheit und Ungezogenheit, die uns in der Frau von Vernon, der Aebtissinn und dem Herrn von Valorbe anwidern. Der einzige Charakter dieser Art in Amalie Mansfield ist die Gräfinn von Woldemar. Aber auch dieser verliert einen großen Theil seiner Härte dadurch, daß diese Härte nicht sowohl das Resultat ihrer Natur, als ihrer Erziehung, ihrer Vorurtheile, ihrer falschen Begriffe von Familienglück ist; daß ihre bessere und ihre verbildete Natur nicht selten gegen einander kämpfen, daß die erste sogar nahe daran ist, der letztern zu erliegen.

Entschieden aber und, keinem Zweifel unterworfen, neigt sich der Sieg auf die Seite der Verfasserinn von Amalie Mansfield, in Rücksicht der Katastrophe. Zwar lassen beyde Schriftstellerinnen ihre Helden so unglücklich enden, als ein Paar, bis zum Schlusse ihres Lebens, gemarterte menschliche Wesen nur enden können, und beyde zerreißen durch den überschwenglich tragischen Tod der Liebenden das Herz des Lesers. Nur liegt auch in dem zerreißenden Schmerze, mit dem Madam Cottin uns am Grabe der Geopferten, erfüllt, noch eine Art von Wollust; die süßen Gefühle des Mitleids behalten in ihrem Schmerze die Oberhand. Frau von Stael hingegen erkältet unser Herz mit einem starren Schauder, und die empörte Seele wendet sich verabscheuend

von

von einem Ausgange ab, der jede süße Empfindung der Theilnahme tödtet. Ueberhaupt ermattet der letzte Theil jener Dichtung unsre Theilnahme merklich, und ermüdet durch die allzuweite Ausspinnung unsre Aufmerksamkeit. Beyde werden endlich durchaus vertilgt durch das sichtbare Streben der Schriftstellerinn, Weh, Unheil und Jammer recht anzuhäufen, und jede Glückswendung, die sich darbietet, muthwillig wieder zu zernichten. Amaliens und Woldemars Unglück hingegen, so groß und ergreifend es auch ist, ergiebt sich der Natur, dem ganzen Gange der Begebenheiten, den Charakteren, ihren Verhältnissen und Umgebungen gemäß. Der Schwerdstrich des Schicksals fällt nicht gewaltsam und blutdürstend auf seine Schlachtopfer, er trifft unvermeidlich, und preßt so zwar heiße, brennende Thränen aus den Augen des Lesers; aber ohne alle Beymischung von Schauder, Abscheu und Entsetzen. — Wenn daher, wie schon erinnert worden, der Roman der Frau von Stael für den Geist das Werk des höhern Genies ist: so charakterisirt sich die Dichtung der Madam Cottin durch eine wohlthätigere, zartere, befriedigendere Einwirkung auf unser Herz; und die letzte, wie die erste, behauptet einen Ehrenvollen Rang in dem Felde der romantischen Literatur.

Pl.

Weltweisheit.

Was heißt Denken? von Karl Egger. Ulm, bey Stettin. 1804. VIII. 70 S. 8. 8 Kr.

Der Verf hält es für eine der auffallendsten Erscheinungen in der gelehrten Welt, daß man seit vielen Jahrhunderten, eine so strenge Wissenschaft als die Logik, betrieben habe, ohne sich im Besitze einer Real-Definition des Denkens zu befinden. Alles was die Stoiker und Peripatetiker, was Des Cartes und Leibnitz, sammt ihren zahlreichen Schulen darüber sagten, scheint ihm hierzu unzulänglich zu seyn; und daß er bey den neuen Eklektikern das Gesuchte nicht finden konnte, wird man ihm ohne große Versicherung glauben. Er lobt zwar die Kantianer, wenn sie bemüht sind im Anfange ihrer Logiken das Denken zu erklären; aber

aber der wenige Gebrauch, den sie von ihren Definitionen machen, wird getadelt, und es scheint ihm Bardili Gehör zu verdienen, wenn er sagt, daß es noch keine Logik habe geben können, weil es eben an diesem Grundbegriffe gemangelt habe. Aufgemuntert durch die Preisfrage der Pariser Akademie: »wie man das Denkvermögen zer»gliedern könne, und welche Elementarvermögen »man darin erkennen müsse,« stellt nun der Verf. seine Erklärung in diesen aphoristischen Versuchen (wie er sie selbst nennt) auf, bey denen freylich wohl, die andre Frage aufsteigen möchte, ob er nicht zu früh, und ohne in den Sinn der ältern Philosophen einzudringen, an diese Arbeit gegangen sey. Wie sehr muß es nicht schon auffallen, wenn er nicht mit einem Worte der Eberhardischen Theorie des Denkens und Empfindens gedenkt, da doch diese, das, in der Leibnitz-Wolfischen Schule herrschende, System, nicht allein auf eine äußerst bündige und deutliche Weise darstellt; sondern ebenfalls durch eine ähnliche Aufgabe der Akademie zu Berlin veranlasset worden war, wo sie auch den aufgestellten Preis erlangte! Aber in unsern Tagen, läßt sich von jüngern Philosophen, so Etwas leicht erwarten, und wir müssen es unserm Verf. noch immer Dank wissen, daß er nicht Etwas von noch geringerm Werthe geliefert hat.

Das Denken überhaupt nimmt der Verf. nicht in dem allgemeinen Sinne, wie es Des Cartes und Leibnitz nahmen, welche alles Vorstellen mit Bewußtseyn, für ein Denken erklärten, wie fern in demselben Etwas von einander unterschieden wird. Allein wie sehr würde er sich irren, wenn er glauben sollte, daß sie nicht auch einen engern Begriff davon aufgestellt, und das eigentliche Denken, von der bloßen Apperception unterschieden hätten. Des Cartes theilte seine Vorstellung nicht nur in Empfinden, Einbilden, und Begreifen ein; sondern Leibnitz gab sogar die genauern Unterschiede der Erkenntniß, nach den Graden der Klarheit an, so daß diejenige Modifikation, welche der Verf. unter Denken versteht, in seiner ganzen Schule, zu der deutlichen Erkenntniß durch den Verstand gezählt, und dem Empfinden, oder dem Vorstellen des Gegenwärtigen durch die Sinne, und allem sinnlichen Vorstellen überhaupt entgegengesetzt wird. Sie hatten also gewisse Vorstellungen mit Bewußtseyn, die noch kein eigentliches Denken waren; und der Verf. scheint

nicht

nicht mehr wie sie zu sagen, wenn er zum Denken ein freyes Bewußtseyn erfordert, da bey ihnen das Gefühl der Selbstthätigkeit, als eine wesentliche Eigenschaft angesehen wird, durch welches man das Denken genau vom Empfinden unterscheidet. Seine Erklärung als ein freyes Bewußtwerden, (§. 19. 21.) dürfte übrigens noch gegen die der Leibnitzianer zurückstehen, weil sie das Gefühl der Freyheit nicht mit ausdrückt, und es wohl gar ein freyes Bewußtwerden geben könnte, das mit keinem solchen Gefühl begleitet wäre, und zu dem Empfinden oder sinnlichem Vorstellen überhaupt, gezählet werden müßte. Auch hatten die Leibnitzianer den Vorzug, daß sie jenes Gefühl aus ihrer Definition erklären konnten, da es in der Deutlichkeit der Vorstellung, als dem wesentlichen Merkmale, lag, daß die Seele sich ihrer Willkühr über dieselben, oder des Vermögens sie verfolgen zu können, wie sie will, bewußt seyn mußte.

Es läßt sich also diese Erklärung, viel weniger als die Leibnitzische, für eine Real-Definition erachten, welche das Wesen des Denkens ausdrückte, und die Logik möchte sich von ihr, so wie von der Arbeit des Verf. überhaupt, nur wenig Gewinn versprechen; zumal er sie mit mehrern, aus der neuesten kritischen Philosophie abstammenden Vorstellungsarten, zu bereichern sucht. Begriffe von einzeln Gegenständen, auf dem bloßen Stoffe beruhende Unterscheidungen in dem Begriffe des Denkens — das Denken des Gegebenen, und das reine Denken — sollen in die Logik aufgenommen, dahingegen die verneinenden Urtheile verwiesen werden, indem sie alle unendlich, und dieserhalb bejahend seyn sollen. Das Denken durch Gründe beruhet auf der Natureinrichtung unsers vernünftigen Wesens, und der Widerspruch ist nur darum undenkbar, weil alles Denken positiv, und die Copula im Urtheile nie verneinend ist; folglich das mit der Verneinung zu denkende Widersprechende, nicht gedacht werden kann. Wahrlich gäbe es nicht noch mehrere Männer, wie Flatt und Hoffbauer: man müßte für die Logik fürchten! Wie viel hat sie sich schon, seit den kritischen Zeiten, müssen gefallen lassen, bald um eine verunglückte Kategorientafel, bald um ein paar falsche Erklärungen in ihrem usurpirten Ansehn zu erhalten! Daran denkt Niemand, daß die ganze Philosophie einstürzt, wenn das Denken durch Gründe, bloß unsre Natureinrichtung ist, und daß jeder Beweis für das Ge-

setz des Widerspruchs selbst auf Widerspruch führt. Aber unsre Kritiker verlangen keine Philosophie, die auf den ewigen Gesetzen der Vernunft ruht. Sie hoffen, der Geist der Zeit werde schon die ihrige erhalten, und wenn allenfalls auch der Gedanke aufsteigen sollte, daß ihnen Untergang bereitet seyn könnte: so bleibt ihnen doch die Unsterblichkeit gewiß, Philosophen nach der Mode gewesen zu seyn.

Gl.

Metaphysik des Menschen, enthaltend: 1. Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils. 2. Organographie des Menschen. 3. Eigentliche Metaphysik des Menschen. 4. Lehre der relativen Gesundheiten. 5. Lehre der Krankheiten. Erster Theil. Grundlinien ꝛc. Mit 9 Tabellen. Von Joh. Chr. Goldbeck, ausübendem Arzte in Altona. Altona, bey Eckstorff jun. 1803. 51 S. 8. 8 Gr.

Der Verf. hat wohl gethan, daß er uns nicht sogleich seine ganze Metaphysik des Menschen, sondern von den fünf Punkten, aus denen sie nach dem Titel bestehen soll, nur erst den ersten, oder die Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils, zum Besten gegeben hat; denn wir hoffen, daß nun die vier übrigen Theile desto gewisser in der Feder oder im Pulte bleiben werden; wenigstens begreifen wir nicht, wie man auch nur das mindeste Verlangen nach dem Uebrigen haben kann, wenn man diesen Anfang gelesen hat. Es sind zum Glück nur 34 kurze §§.; aber auch dieses Wenige ist ein so völlig sinnleeres Wortgeklingel, daß wir uns, ungeachtet jetzt dergleichen Dinge leider nur gar zu oft für tiefe Weisheit verkauft werden, kaum erinnern, ein leereres gehört zu haben. Daß wir dem Büchlein nicht Unrecht thun, das werden unsere Leser mit voller Ueberzeugung eingestehen, wenn wir ihnen nur ein Paar dieser §§. hersetzen: »§. 1. Man nehme an, daß Alles in der Welt aus einer einfachen Substanz, Materie,

»dem

»dem Realen im Raume bestehe, und daß Raum und Zeit »bloß Formen der sinnlichen Anschauung sind: so findet man, »daß alle Erscheinungen, welche an der Materie wahrzuneh»men sind, von zwey Endpunkten begränzt werden. Einer »ist der Punkt der Einheit, der zweyte, der Punkt der »Mannichfaltigkeit. §. 2. Zwischen diesen beyden Punkten »nun liegen alle Erscheinungen, welche die Materie geben »kann; denn entweder die Erscheinungen steigen zur Mannich»faltigkeit hinan, welches der Fall in der organisch-belebten »Welt ist; oder sie steigen zur Einheit herunter, welches »an der sogenannten physischtodten Materie wahrgenommen »wird. §. 3. Die Materie, welche nach Einheit in den Er»scheinungen strebt, giebt also das Ideal der sogenannten »physisch-todten Materie, oder das Reich der leblosen Kör»per. §. 4. Die Materie, welche nach Mannichfaltigkeit in »den Erscheinungen strebt, giebt das Ideal der organisch»belebten Welt, d. i. der drey Reiche der Natur.« So geht es fort, bis sich endlich in dem Vesten und Flüssigen, und in den Grundtheilen des Vesten und Flüssigen, der Faser und dem Tropfen, die Quelle der Zusammensetzung aller organisirten Körper findet, und das heißen Grundlinien einer Metaphysik der Natur überhaupt, besonders aber des organisirten Theils derselben. Von S. 9 bis 36 und also den größten Theil des ganzen Raums nehmen zwey Fragmente ein, wovon das eine ein Bruchstück aus Johann Neebs Rede über Kants Verdienste um das Interesse der philosophirenden Vernunft, und das andere etwas aus Kants Vorrede zu seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft ist. Es ist ohnfehlbar das Beste in dem Schriftchen; aber uns däucht, es passe zum Ganzen, wie eine Faust aufs Auge.

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnt. Jahrh.; von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie. Von Joh. Gottl. Buhle. Dritter Band. Zweyte Abtheilung. Von S. 361 bis S. 696. Vierter Band. S. 724. Göttingen, bey Röwer. 8. 1802.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von u. s. w. 4 Rk.

Von dem dritten Bande dieser Geschichte, der den Zustand und die Gestalt der neuern Philosophie während des siebzehnten Jahrhunderts bis auf Leibnitz beschreibt, haben wir nur die zweyte Hälfte hier vor uns. Diese erzählt zuerst die Schicksale des Cartesianismus zunächst nach dem Tode des Des Cartes, wobey Huet und Daniel als vorzügliche Gegner, und Ludwig de la Forge und Pierre Sylvain Regis als die eifrigsten und scharfsinnigsten Beförderer dieser Philosophie aufgeführt werden, und Frankreich nebst den Niederlanden der vornehmste Schauplatz ist, wo sie noch einige Zeit ihre Rolle spielt. Aus dem Cartesianismus gieng auf der einen Seite des Nicolas Malebranche Philosophie, die uns alles, was wir außer uns erkennen, in Gott sehen läßt, und auf der andern das System des Benedict de Spinoza von der unendlichen Substanz und ihren Attributen, dem Denken und der Ausdehnung, hervor. Daher werden jetzt beyde Systeme in sehr ausführlichen Auszügen dargestellt, und zugleich, wie bisher eine kurze Lebensbeschreibung ihrer Urheber mitgetheilt. Zwischen beyden Abschnitten aber enthält ein eigenes Kapitel einige Bemerkungen über die Pnevmatologie des 17ten Jahrhunderts, und einige Notizen von den Schicksalen und Schriften des Balthas. Becker; und dann beschließt der 9te Abschnitt den dritten Band mit einer kurzen Geschichte des Platonismus in England, während des 17ten Jahrhunderts. Der vierte Band, der nun den Zustand und die weitere Ausbildung der Philosophie während des 18ten Jahrhunderts bis auf Wolf und sein System schildert, hat gleichfalls zwey Abtheilungen, und liefert in der erstern, nach einer allgemeinen Uebersicht des Zustandes der Philosophie in den kultivirtesten Staaten Europa's gegen das Ende des 17n Jahrhunderts, die Geschichte und Philosophie des Pierre Bayle, des Isaac Newton, des Leibnitz, und des John Locke. In der zweyten Abtheilung aber kommen im V. Abschnitt Algernon Sidney, James Harrington und Samuel von Pufendorf, lauter politische und Natur- und Staatsrechtliche Schriftsteller; im VI. von Tschirnhausen und Christian Thomasius,

und

und im VII. die Geschichte Wolfs und seiner Philosophie während seines Lebens und zunächst nach seinem Tode vor, womit zugleich eine sehr ausführliche Schilderung des neben der Wolfischen Philosophie entstandenen Eklektizismus des Johann Franz Budde, Nicolaus Hieronymus Gundling, Andreas Rüdiger und anderer verbunden wird. — Einer besondern Empfehlung bedarf wohl dieses Werk nicht mehr. Zwar getrauen wir uns nicht, wo von so verschiedenen und öfters so ganz sonderbaren Systemen, wie z. E. von Spinozas tiefsinnigen oder vielleicht auch bisweilen sinnenleeren Spekulationen, von Leibnitz Monadologie u. s. w. Rechenschaft gegeben werden muß, für jeden ausgehobenen Satz gut zu stehen; allein wenn auch dieser oder jener Theil nicht immer in seinem wahren Lichte erscheinen sollte: so schadet dieses im Ganzen nichts. Es kommt mehr darauf an, daß die Philosophie eines gewissen Zeitraums überhaupt in einem richtigen und vollständigen Gemälde dargestellt werde; und dieses ist nach unserm Urtheile von dem Verf. bisher so geleistet worden, daß jeder billige Leser mit ihm zufrieden, und für seine in der That nicht geringe Bemühungen dankbar seyn wird. In dem noch zu erwartenden fünften Band hofft er die Geschichte der Veränderungen, welche die Philosophie bis auf unsere Tage erfahren hat, vollends ganz zu begreifen; wir zweifeln nicht, daß er es ohne alle Vorliebe für irgend eins der neuesten philosophischen Systeme, auch das Kantische selbst nicht ausgenommen, thun werde.

Benedicti de Spinoza opera quae supersunt omnia. Iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad Historiam Scriptorum pertinent, addidit *Henr. Eberh. Gottlob Paulus*, Ph. ac Th. D. huius Prof. ord. Jenensis. *Volumen prius.* Pag. 700. Jenae, in Bibliopolio Academico. *Volumen posterius.* 1803. Pag. 680. 8. 7 Rg.

Unläugbar weist uns unser Denken selbst, und alles, was wir durch dasselbe in uns und außer uns finden, auf etwas hin, das gleichsam früher und höher als unser Denken, nicht mehr das selber ist, was wir denken; aber doch in einer Be-

ziehung mit demselben steht, und als der letzte absolute Grund von allem, was in unserm Denken vorkommt, von uns angesehen wird. Allein eben so unläugbar ist es auch, daß dieses Absolute eben darum, weil es höher und früher als unser Denken ist, und über dasselbe gleichsam hinausreicht, von uns schlechterdings nicht weiter, weder an sich, noch in seiner Beziehung auf das, was in unserm Denken vorkommt, erkannt werden kann. Daher muß jeder Versuch, das Unendliche und Unbedingte zu bestimmen, und das Endliche und Bedingte in demselben gleichsam zu finden, oder aus demselben abzuleiten, durchaus mißlingen, und eine Philosophie, die sich in diese Region des Absoluten hinüberwagt, wird jederzeit ohne allen wirklichen Gewinn für die Erkenntniß mit gehaltleeren Einbildungen aus ihr zurückkommen, oder wohl gar durch den Schein geblendet, und durch Nebelgestalten irregeführt, in Zukunft unfähig seyn, das Gebiet, das ihr einzig und allein zur Kultur angewiesen ist, das Feld der Erfahrung mit einem glücklichen Erfolg zu bearbeiten. Wie oft schon dieser unglückliche Versuch von der Vernunft vergebens gemacht worden ist, das lehrt uns die Geschichte der Philosophie in so vielen Beyspielen so laut und nachdrücklich, daß man denken sollte, die Philosophen wären nun einmal hinlänglich gewarnt, um diese gefährliche Reise nie wieder zu wagen. Allein jede Warnung, jedes noch so lehrreiche Beyspiel scheint umsonst zu seyn. Die Spätern glauben immer, ihren Vorgängern habe es nur an Aufmerksamkeit und Scharfsinn gefehlt; sie bereden sich, diese Eigenschaften in einem höhern Grade zu besitzen, und so steuern sie dann aufs neue wieder keck und kühn auf das unbekannte Land loß; kommen aber auch eben so getäuscht und leer wie die andern zurück. Vorzüglich aber hat, wie es scheint, die Philosophie in unsern Tagen diese Richtung genommen; denn was wollen doch alle die fremden Theorieen und Systeme, die wir in so kurzer Zeit so zahlreich haben entstehen sehen, die Wissenschaftslehre, das System der Identität, die erste wahre Logik und andere, was wollen sie doch, als jenes große Problem auflösen, das Erste und Absolute erforschen, und aus dem Unbedingten und Unendlichen, das Endliche und Bedingte ableiten? Daß aber der Erfolg dieser neuern Versuche um nichts besser ist, als der ältern, dieß ist so klar, daß es für diejenigen, die sich noch warnen lassen, weiter nichts bedarf, als einer bloßen Hinweisung auf diese Systeme selber. In-

dessen kann es doch auch nichts schaden, wenn man außerdem auch noch an ältere Beyspiele von der Art erinnert wird, und da ist wohl in dieser Rücksicht das System des Spinoza eines der auffallendsten und merkwürdigsten. Wir glauben also, die neue Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, die der gelehrte und thätige Hr. D. u. Prof. Paulus (jetzt in Würzburg) veranstaltet hat, unsern Lesern als etwas, das den Bedürfnissen unserer Zeit vollkommen gemäß ist, ankündigen zu dürfen. Als ein ganz originelles Geistes-Produkt, das sich vorzüglich durch seine Einheit und unzertrennliche Zusammenkettung; aber auch durch seine kühne um keine Folgen sich bekümmernde gerade und unbestechbare Wahrheitsliebe auszeichnet, bleibt es jederzeit eine merkwürdige Erscheinung in der philosophischen Welt. Ohne Zweifel enthält es auch, wenn es gleich im Ganzen ein mißlungener Versuch ist, in seinen einzelnen Theilen doch manche noch jetzt wahre und brauchbare Resultate, besonders über das Verhältniß der Vernunft zur Religion und Offenbarung; daher auch unser aufgeklärteres und gerechteres Zeitalter den Manen dieses vorzüglich von den Theologen so schnöde verkannten und verfolgten Denkers in der That eine solche Ehren-Reparation gleichsam schuldig war, als sie jetzt wirklich durch einen unserer berühmtesten und freymüthigsten Gottesgelehrten erlangt haben. Allein der größte Gewinn, der sich von einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit der Philosophie dieses kühnen und doch liebenswürdigen Weltweisen, und also von dieser neuen Herausgabe seiner Werke erwarten läßt, besteht unsers Erachtens doch immer darin, daß dieses System als ein mißlungener Versuch, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen, und durch dasselbe zu begründen, die Vernunft vor ähnlichen Verirrungen warnen, und zu einer bescheidenen nüchternen Genügsamkeit mit dem, was sie allein wissen kann und soll, erwecken kann. Uebrigens wird man wohl bey dieser Anzeige keine ausführliche Beurtheilung dieser Schriften und ihres besondern Inhalts von uns erwarten; denn wenn es auch möglich wäre, ihren Inhalt ohne eine Weitläuftigkeit, die wir uns nicht erlauben dürfen, in einem verständlichen Abriß darzulegen: so wäre es doch, da diese Philosophie in ein schon lange vorüber gegangenes Zeitalter gehört, dem Zwecke unserer Bibliothek durchaus zuwider, als welche nur von dem gegenwärtigen Zustande der wissenschaftlichen Kultur unter uns ein getreues und vollständiges Gemälde zu liefern hat. Wir

lassen es also mit Recht bey dem Gesagten bewenden, und verbinden damit sogleich auch die kurze Anzeige folgender kleinen Schrift:

Benedicti De Spinoza Adnotationes ad Tractatum Theologico-Politicum. Ex Autographo edidit ac praefatus est, addita notitia scriptorum Philosophi, *Christophorus Theophilus De Murr.* Cum Imagine et Chirographo. Hagae-Comitum. 1802. 4. Pag. 44.

die man allenfalls als einen Anhang oder als ein Supplement zu den Werken des Spinoza betrachten kann, und die ihren Inhalt durch ihren Titel bestimmt genug ankündigt.

Gm.

Mathematik.

Fertige Rechnungen oder Taschenbuch für jeden, der in oder außer Frankreich etwas kauft, oder verkauft, oder etwas berechnet wissen will; (.) worinnen das neue französische Decimalsystem dargestellt und erklärt, neues und altes Maaß, Gewicht und Geld, und das Maaß und Gewicht der vorzüglichsten Handelsplätze in Europa, wie auch deutsche und französische Geld mit einander verglichen, und jeder Preis von jeder Gattung Waare von 1 bis 100, nebst mehrern andern Sachen berechnet ist. Entworfen von Johann Adam Enth, Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Strasburg. Strasburg, bey Eck. 10. (1802.) 828 S. 8. (2 Rk. 16 Kr. Pränumerat.)

Ellenlange Titel abschreiben, besonders wenn sie so wie dieser abgefaßt sind, ist eine sehr verdrüßliche Sache, und Rec. hat sich dieser Mühe bloß in der Absicht unterzogen, um auch eine Probe von der Schreibart des Verf. zu geben, welche durchaus holpericht, sehr undeutlich und voll Provinzialismen

stro-

strotzend ist. Mit vielem Gepränge kündigte derselbe dieses Buch als eine Art von non plus ultra an, und die Pränumeranten sollten ein Werk erhalten, welches jede nur mögliche Lücke im Rechnen ausfüllen und gar nichts zu wünschen übrig lassen würde. Durch eine Menge mehrerer dergleichen unerfüllten Versprechungen mißtrauisch gemacht, hatte Rec. gleich nicht eben die größte Meinung von dieser Schrift, und der Erfolg bewies, daß er sich gar nicht getäuscht hatte. Man findet hier eine unübersehbare Menge von Tabellen auf schlechtes Papier eben so schlecht und unkorrekt gedruckt, wovon nur ein sehr kleiner Theil kaum der sechzehnte, einigen reellen Nutzen leisten kann, und auch dieser wenige ist nur lokal. Alles übrige dient zu nichts, als den Raum mit Sachen auszufüllen, die man entweder in andern Büchern weit besser findet, oder deren Gebrauch anstatt einen Vortheil zu gewähren, vielmehr nachtheilig ist. Zum Beweis wollen wir den Inhalt zergliedern. Einleitung. Enthält eine äusserst magere und unvollständige Anweisung zur Dezimalrechnung. Da das ganze Buch nichts als eine Anwendung dieser einem fertigen Rechner unentbehrlichen Operation ist: so wäre es sehr nützlich gewesen, einen gründlichen Unterricht zu derselben voranzuschicken; denn so leicht auch Alles ist: so giebt es dennoch genug Rechner, welche keinen Begriff davon haben; aber hier findet man nichts als eine dürftige undeutlich vorgetragene Erklärung von der Aussprache eines Dezimal-Bruchs. Kein Wort von der Verwandlung, dem Vermehren und Vermindern, Wurzel-Extraktionen rc. Völlig hiermit harmonirend ist die Erläuterung von der Entstehung und Erfindung des neuen französischen Maaßes; auch da nichts als leere Worte. Nun folgen 50 Tabellen, welche die Vergleichung des alten Strasburger Münz-Längen-, Flächen- und Körpermaaßes gegen das neue französische Meter enthalten. Jede dieser Tabellen ist äußerst kurz; nur von 1 bis 10 mit 1, und 20 bis 100 mit 10, aufsteigend und war sehr leicht zu verfertigen. Für Strasburg können sie allerdings nützlich seyn; allein für andre Plätze und Länder haben sie gar kein Interesse, und sind bloß lokal brauchbar. Tab. 51—58. Vergleichung von verschiedenen Maaß und Gewicht der vorzüglichsten Handelsplätze (tze) in Europa mit dem französischem Maaß und Gewicht. Der genießbarste Abschnitt des ganzen Buchs; denn diese Vergleichung ist wirklich brauchbar, da sie sich nicht auf einen

Platz, allein erstreckt. Nur verringert sich auch hier dieser Nutzen dadurch, daß der Verf. nur die Ellen-Maaße und das Gold- und Silbergewicht der fremder Oerter mit dem Meter verglichen; hingegen das Handelsgewicht, die Rechnungs- und wirklichen Münzen ausgelassen hat. Wie weit besser hätte der Raum, den die nachfolgenden unnützen Tabellen einnehmen, hierzu können benutzt werden. Alle diese übrigen Tabellen 188 an der Zahl dienen, wie schon oben gesagt, mehr ¾ des Raums auszufüllen, und dem Publikum, wenigstens bedrucktes Papier für sein Geld zukommen zu lassen, als daß sie mit wirklichem Vortheil zu gebrauchen wären. Der Inhalt dieser Tabellen ist sehr mannichfaltig, als Berechnung der Carolin Valuta in französische Währung, Interesse und einfache Pro Cente ꝛc.; aber alles was man dadurch berechnen kann, ist weit leichter auf die gewöhnliche Art, selbst durch wenig geübte Rechner zu bewerkstelligen. Rec. ist überzeugt daß sich gewiß Niemand derselben bedienen, und jeder viel lieber die gemeine Operation vornehmen, als sich durch einen solchen Wust von Tabellen durcharbeiten wird. Wir wollen nur einige Beweise anführen. Z. E. die 59. Tab. enthält die Berechnung der Frankfurter Carolin Valuta à 9 Fl. in französische Valuta. Gesetzt nun, man wollte berechnen, wie viel 2982 Fl. 57 Xr. in dieser Währung betragen: so steht dieses nach der Tabelle also:

10 Fl. = 22.22230 Livres

20 Fl. = 44.44460 Livres

2000 Fl.	Ls. 4444.6000
900 ʒ	ʒ 2000.0070
80 ʒ	ʒ 177.7778
2 ʒ	ʒ 4.4444
50 Xr.	ʒ 1.8518
7 ʒ	ʒ 2592
	Fac. Ls. 6628.9302

Nach der gewöhnlichen Regeldetri aber:

9 Fl. — 20 Livres — 2982 19/20 Fl.

1 — 59659

9) ————

Fac. Ls. 6628.777...

Welcher ungeheure Unterschied! Da der Verf. seine Tabellen nur von 1—10 Fl. und von 1—10 Kr. berechnet hat: so muß man durch einfache Multiplikation die höhern Summen finden; dieses ist zwar dem Geübten leicht, wie bald versieht sich aber der gemeine Rechner nicht; dieser findet nicht einmal das nöthige Verfahren nothdürftig erläutert; denn die wenigen Exempel helfen zu gar nichts. Selbst gegen die strenge Richtigkeit der Tabellen (die Haupteigenschaft, ohne welche sie ganz unbrauchbar und schädlich werden) wird man mißtrauisch, da solche bey dieser einzigen Post schon um 0,1525 differiren. Ferner: »Wie viel betragen 4 P. C. »von 2839 Liv. 51 Centim?«

Gewöhnliche Berechnung:

100 — 4½ — 2839,51
———————(4
1135804
141975
———————
Ls. 1277779
Fac. 127.7779 Ls.

Nach der Tabelle:

Tab. LXXXIII.

2000 Livres à 4 P. C.	Ls. 80.0000
800 —	32.0000
39 —	1.5600
50 Centim.	0.0200
1 —	0.0000

Tab. LXXVI.

2000 Livres à ½ P. C.	10.0000
800 —	4.0000
39 —	0.1950
50 Cent.	0.0025
1 —	0.0005
	Ls. 127.7780

Obwohl der Verf. ohne zu erröthen behaupten kann, »diese Tabellen übertreffen an Bequemlichkeit alle andre?« Die Interesse-Tabellen sind auf kaufmännische Zeit, das Jahr zu 360 Tagen berechnet, nur auf 5, 10, 20 und 30 Ta-

Tage; aber dieses hätte sollen bemerkt werden, wer kann es errathen? Auch hier findet man gleiche Weitläuftigkeit, gleiche Unbrauchbarkeit. Z. E. wie viel beträgt der Zins von 1734 Ls. 48 Cent. à 6 P. C. in 126 Tagen?

Gewöhnliche Berechnung *)

6000 —	1734.48 —	126
1000	346896	21
	Ls. 3642408	

Fac. 36.42408 Ls.

Nach der Tabelle CIII.

Zins von 1000 Ls. auf 125 Tage. . .	Ls. 20.830000
— — 700 . — — — . .	14.581000
— — 34 . — — — . .	0.708220
— — — 48 Cent. — — . .	0.010000
— — 1000 Ls. auf 1 Tag. . .	0.166640
— — 700 . — — — .	0.116648
— — 34 . — — — . .	0.005665
— — — 48 Cent. — — . .	0.000080
	Ls. 36.418253

Mit Unwillen warf hier Rec. die Tabelle hinweg, weil durch solche nicht nur das Papier unverantwortlich verschwendet, sondern auch der Kopf durch das viele bey Seite Rechnen (das nicht einmal das richtige Facit bringt) angestrengt wird. Diese Tabellen dienen gerade darzu, die Berechnung recht schwer zu machen, anstatt sie zu erleichtern. Zuletzt folgen noch 131 Tabellen, die nichts als das große Ein mal Eins von 1 bis 100 durch alle einzelne Zahlen durch, enthalten. Der Verf. mußte freylich weiter nichts als dieses, um doch nur noch Etwas zugeben und seine Pränumeranten nicht gar zu kahl abzuspeisen. Besser wäre es aber dennoch gewesen, er hätte die lose Speise weggelassen. Wozu kann man sie brauchen? Große Ein mal Eins giebt es weit bessere, als dieses in so viel einzelne Blätter zerstreuete; z. E. Grüson's und Herwarts, und auch bey den besten ist der Nutzen

*) Die Proportional-Zahl 6000 bey 6 P. C. ist zu bekannt, als daß Rec. ihre so leichte Entstehung zu erklären nöthig hätte.

ßen nur gering; da das Aufsuchen eben so viel Zeit als die gewöhnliche Multiplikation wegnimmt. Rec. glaubt durch diese wenigen Proben genugsam den sehr geringen Nutzen dieses Buchs bewiesen zu haben. Solches als allgemein brauchbar zu empfehlen, würde wider Gewissen geredet seyn. Indessen ist es einmal in unserm schreibseligen Zeitalter leider gar nichts Seltenes, daß Autoren ohne allen Beruf ein Werk mit Pomp ankündigen, das endlich nach seiner Erscheinung zu weiter nichts dient, als ihre ökonomischen Umstände zu verbessern und das Papier unnöthig zu vertheuern. Was will man machen, es ist einmal also. Nur wollen wir den Verf. recht ernstlich ermahnen, daß wenn er ja seine Drohung erfüllen und uns noch mit mehrern Fortsetzungen dieser Schrift beschenken will, er wenigstens gemeinnützigere Gegenstände bearbeiten möge, um nicht abermals leeres Stroh zu dreschen.

Ueber Combinatorische Analysis und Derivations-Calcul. Einige Fragmente gesammelt und zum Druck befördert von *K. Fr. Hindenburg*. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 336 S. 1 Tab. gr. 8. 2 Rt.

Schon der Name des würdigen Hrn. Verf. bürgt für den Inhalt dieser Schrift; aber man findet solchen in der That noch reichhaltiger, als man vermuthete. Wahr ist es, daß nur, ganz in dem höhern combinatorischen Calcul eingeweihte Personen, Alles werden verstehen können und wenig Geübtern Manches sehr dunkel seyn muß; allein dagegen ist diese, der Natur der Sache gemäße Schwierigkeit, dadurch um vieles erleichtert worden, daß die größte Deutlichkeit in der Erklärung herrscht und besonders die Menge ganz besonderer Zeichen, welche man in andern Schriften über combinatorische Analytik so häufig findet, beynahe ganz vermieden und der Inhalt derselben auf andre leicht verständlichere Art ausgedrückt wird. Dieses ist ein sehr wesentlicher Vortheil; denn Anfängern machen diese, oft sehr sonderbaren Zeichen viele Mühe und Verwirrung, und verleiten manchen, das Studium dieser erhabenen Lehre zu vernachlässigen.

Das

Das Ganze enthält mehrere Fragmente, theils von dem Hrn. Verf. selbst, theils von Andern mit seinen Anmerkungen und Noten versehen. Sie sind zwar sämmtlich verschieden; allein sie stimmen in Ansehung ihres Hauptinhalts darinnen überein, daß sie nämlich beweisen: der Derivations-Calcul mache die combinatorische Analysis mit ihren Involutionen und Evolutionen keinesweges entbehrlich; sondern erweitere sie vielmehr und bestätige ihren herrlichen Nutzen. Diese Behauptung wird vom Hrn. Verf. mit vielem Scharfsinn ausgeführt und bewiesen. Der erste Abschnitt ist vom Hrn. Prof. Bürmann in Mannheim, von welchem wir noch ein besondres Werk: „Traité d'Analyse fonctionnaire-combinatoire" zu erwarten haben, und hat den Titel: Essai de caracteristique combinatoire ou Notation universelle déduite d'Elemens simples systematiquement combinés. Der zweyte Abschnitt. Developpement general aux fonctions Arbitraires. 3ter Abschn. Polynome combinatoire. Diese beyden letztern Abhandlungen haben gleichen Verf. mit der ersten und sind alle drey französisch geschrieben. Vierter Abschnitt. Anmerkungen zu Bürmanns Essai etc. von Hindenburg. Fünfter Abschn. Der Derivations-Calcul und die combinatorische Analysis in Beziehung auf einander von Hind. Anhang. Combinatorische Entwickelung und Darstellung der Complexionen für einzelne Combinationsklassen und mehrere zusammen, nebst verschiedenen Tabellen.

Unmöglich und ganz zweckwidrig würde es seyn, Auszüge des Inhalts hier anzubringen; allein man glaube deshalb ja nicht, als habe Rec. die Schrift selbst nicht aufmerksam durchgelesen oder vielmehr durchstudiert. Wem es nur einigermaaßen daran gelegen ist, seine analytischen Kenntnisse zu erweitern, der versäume ja nicht dieses Werk zu gebrauchen, und er wird gewiß den herrlichsten Nutzen davon haben. Wir unserer Seits wünschen dem Hrn. Verf. Gesundheit, um uns bald wieder mit etwas Aehnlichem zu erfreuen.

Leichtfaßlicher Unterricht in den Anfangsgründen der Rechenkunst für die erste Klasse der deutschen Schulen in meinem Vaterlande Baiern. Den Land-

Landschullehrern mit aufrichtiger Freundschaft gewidmet von Fr. X. Müller, Kurfürstl. Elementarlehrer in München. Straubing, bey Schmid. 1803. 8. 58 S.

Leichtfaßlich und deutlich für Kinder zu schreiben, ist allerdings das erste Bedürfniß eines Buchs, das zu ihrem Unterricht bestimmt ist; allein man muß darüber nicht selbst zum Kinde werden (wie es bey vielen neuern Pädagogen geschieht) und aus einer so abstrakten Sache, wie das Rechnen ist, eine läppische Spielerey machen. Denn dadurch wird der Zweck am allerwenigsten erreicht, und die Kinder nur zu unnützem Zeitverlust verleitet. Gegenwärtige Schrift ist weiter nichts, als eine Art von Unterricht, den ein Kind, das noch nicht deutlich sprechen kann, einem andern eben so schwachen Kinde, über die ersten vier Species der Rechenkunst ertheilt. Rec. hat solche mit wahrem Unwillen gelesen, daher ist es ihm auch unmöglich Proben anzuführen; allein schon der Titel kann für einen dienen. Wer Lust hat Etwas zur Erschütterung des Zwergfells zu lesen, dem empfehlen wir dieses Buch, oder sonst als ein Narkotikum, und er wird zufrieden seyn.

Darstellung geometrischer Wahrheiten für den Künstler, Kaufmann und überhaupt für den Nicht-Mathematiker. Von S. Sachs, Königl. Ober-Hofbauamts-Inspektor. Berlin, bey Dieterici. 1804. XXXVI S. Einleit. 86 S. mit 4 Kupfertafeln. 8.

Der Verf. bezweckt mit dieser Schrift, denjenigen Personen, welche öfters mathematische Verzeichnungen und Berechnungen zu machen haben, ohne ihren Grund zu verstehen, ein Mittel zu verschaffen diese Operationen zu erleichtern und zu verbessern, ohne doch die abstrakten Beweise zu studieren. Ein Unternehmen, welches mit vieler Schwierigkeit verbunden ist; schon Clairaut, Penther u. a. m. haben dieses versucht und die vorzüglichsten Grund- und Lehrsätze der niedern Geometrie ohne Beweis vorgetragen; allein im Ganzen mit schlechtem Erfolg. Mathematische Operationen vor-

neh-

nehmen und nicht wissen, warum sie so und nicht anders geschehen müssen, ist und bleibt eine sehr paradoxe Sache. Wahr ist es, viele Künstler und Arbeiter wenden öfters im gemeinen Leben dergleichen an und erreichen ihren Zweck, ohne sich um den Beweis zu bekümmern. Hieraus folgt aber noch gar nicht, daß man geradezu eine Art von Lesebuch haben müsse, worinnen eine Anweisung hierzu enthalten ist, so zu verfahren. Es ist nur leider zu gewiß, daß eine Menge, öfters beträchtlicher Fehler, bloß darum begangen wird, weil man eine solche beweislose Regel falsch angewendet hat, welches nicht geschehen konnte, wenn man ihren Beweis wußte. Aus diesen Gründen bezweifelt Rec. ob dieses Buch, wahren Nutzen stiften und seinen Zweck erfüllen wird; indessen muß man gestehen, daß der Verf. keinen Fleiß dabey sparte. In der Einleitung giebt er eine freylich gedrungene Anweisung zur Behandlung der Brüche, wobey Manches zu erinnern wäre; indessen mag es hingehen, da man noch weit schlechtere hat. Der 1ste Abschnitt handelt von den Linien. Der 2te von den Winkeln. Der 3te von den Flächen. Der 4te von den Körpern. Die Erläuterung der Linien ist am magersten unter allen; hier hätte billig sollen gezeigt werden wie Linien in verschiedene Theile zu zerlegen sind, wie die Mittel- und Vierte Proportional-Linie zu finden ist 2c. Diese Operationen machen einen wesentlichen Theil der praktischen Geometrie aus; man vermißt sie aber hier gänzlich. Besser ist der zweyte Abschnitt gerathen; bey der Erläuterung des Flächen- und Körper-Maaßes meint der Verf. man bediene sich zur Einheit desselben der Quadrat-Ruthe und des Kubik-Fußes; dieses ist sehr einseitig und unrichtig gesagt. Denn jede Länge, sie habe Namen wie sie wolle, kann zur Bestimmung des Quadrat- und Kubik-Inhaltes dienen, so hat man Quadrat- und Kubik-Ellen, Meilen, Aunes, Yards 2c. Man findet mehrere dergleichen Verstöße, bey der Quadratur und Kubatur der Flächen und der Körper, welche hier anzuführen der Raum nicht gestattet. Die Kupfer sind recht gut gezeichnet und gestochen, und werden Anfängern nützlich seyn.

Dm.

Na-

Naturlehre und Naturgeschichte.

Commentatio de Taenia hydatigena anomala, adnexis cogitatis quibusdam de vermium visceralium physiologia. Auct. *Joanne Georg Steinbuch*, Med. Doct. cum tabula aen. Erlang., ap. Palm. 1802. 132 Pag. 8. 12 gr.

Dieß ist des, durch ähnliche Arbeiten schon vortheilhaft bekannten, Verfassers Inauguraldissertation, und darum lateinisch geschrieben, und aller Auszeichnung werth. In der Vorrede erklärt sich Hr. St. über die Hülfsmittel bey mikroskopischen Untersuchungen, über das einfache und zusammengesetzte Mikroskop und den Preßschieber dahin, daß keines geradezu verwerflich; sondern jedes an seinem Orte brauchbar sey; besonders giebt er über den Gebrauch des Preßschiebers gute Regeln. Sect. I. Den Gegenstand dieser Schrift oder die hier beschriebenen Eingeweidewürmer hat dem Verf. das Anatomische Theater zu Erlangen dargeboten. Er fand sie im Zellgewebe zwischen den Muskeln, und eben so der Hr. Prof. Isenflamm. Doch wurden dem Verf. auch solche Würmer von seinem Lehrer, dem Hrn. Hofr. Loschge, zur Untersuchung mitgetheilt, welche dieser zwischen den Hirnkappen in der fossa vasorum gefunden hatte. Sect. II. Sehr genaue anatomische Beschreibung dieses Wurms nach allen seinen Theilen, in deren Entwickelung Hr. St. besonders glücklich war. Sect. III. Systematische Betrachtung dieser Taen. hydat. anom. Beweis, daß Werners Finna humana, Gözen's Finna suilla, und die von Treutler im Affen gefundene Finne eben dieselbe sey. Das Abweichende in den Figuren des Werners, Göze's, Fischers von denen des Verf. hat offenbar, wie die Vergleichung zeigt, in der schärfern Beobachtung des Letztern seinen Grund. Warum Hr. St. die Benennung Taenia hydatigena anomala wählte, davon giebt er seine Gründe an, und findet nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Genuß des finnigen Schweinefleisches dem Menschen die Finnen mittheilen könne? Sect. IV. Physiologische Betrachtung. Wie sich das Thier seines Hakenkranzes bedient und wozu? Wahrscheinlich, um sich in einer Stelle seines Wohnorts anzusetzen, diesen zu reizen, und

damit das Geschäfft der Saugorgane zu unterstützen. Die Saugblasen, welche der Verf. ohne alle Mündungen fand, dienten nicht zum Einsaugen der Nahrung; sondern zum Ansaugen oder Festhalten des Kopfes, und dieß vermöge eines eigenen Mechanismus. Die Einsaugung der Nahrung möchte vielmehr, nach Hrn. St. Vermuthung, durch die ganze Oberfläche des Körpers geschehen; doch konnten vielleicht auch durch die Saugorgane feinere zum Leben erforderlichen Stoffe aufgenommen werden, oder darin gewisse, dem Athmen ähnliche, Lebensprozesse vorgehen? — Die schönen Abbildungen entsprechen dem Ganzen vollkommen.

Ph.

Darstellung der gesammten Elektricitätslehre von *Friedrich Saxtorph. Erster Theil.* Mit 6 Kupf. Kopenhagen, bey Arntzen. 1803. 8. 1 Alph. 12 B. 2 Rg. 8 gr.

Bey der großen Menge solcher Schriften, worin die Lehre von der Elektricität, theils für sich, theils mit andern physischen Gegenständen vorgetragen, und solcher, worin von den von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an gemachten Entdeckungen in diesem Fache, einzeln Nachricht gegeben wird, erfordert es nicht geringen Kostenaufwand, etwas Vollständiges zu sammeln, und eben so viel Zeitverlust, das Gesammelte in zweckmäßige Ordnung zu bringen. Wer Hindernisse dieser Art nur einigermaaßen kennt, der kann und wird das Unternehmen des Verf. das er mit unverkennbarem Fleiße und sorgfältiger Wahl beginnt, gewiß nicht überflüssig finden. Selbst dem gelehrten Naturforscher kann eine Darstellung der Elektricitätslehre in ihrem ganzen Umfange dieser Art, nicht unwillkommen seyn, und der Dilettante wird durch die so sehr erleichterte Uebersicht des Ganzen, und durch den zugleich ertheilten Unterricht im Experimentiren und Verfertigen des vorzüglichen Geräthes, schneller fortschreiten und früher zum Ziele seiner Wünsche gelangen. Der Verf. folgt der Symmerschen Theorie; fügt aber immer die Erklärung der Erscheinungen nach andern Hypothesen bey, die er zugleich mit vieler Bescheidenheit prüft und beurtheilt. Da der Verf. auch bey andern Gelegenheiten auf gleiche Art verfährt: so kann es

nicht

nicht fehlen, daß er seine Leser angenehm und lehrreich unterhält, und zu eigenem Nachdenken Anlaß giebt. — Um von dem reichen Inhalte des ersten Theils nur einige Kenntniß zu geben, und zu zeigen, wie der Verf. die Materialien geordnet hat, wollen wir bloß die Hauptabschnitte bemerken. I. Abschnitt. Die einfachen elektrischen Erscheinungen. II. Abschn. Hypothesen zur Erklärung dieser Erscheinungen. III. Abschn. Die Elektrisirmaschine aller Art. IV. Abschn. Mittheilung der Electricität. V. Abschn. Vertheilung der Elektricität, ihre Erscheinungen und verschiedenen Erklärungen. VI. Abschn. Die verstärkte Elektricität mit ihren Erscheinungen. VII. Abschn. Wirkungen des elektrischen Funken und Schlages auf Körper. Hypothesen über die Natur und Bestandtheile der elektrischen Materie. VIII. Abschn. Der Elektrophor. IX. Abschn. Die Werkzeuge, die eine schwache Elektricität kenntlich machen, und die dadurch gemachten Entdeckungen. — Dieses wird hinreichen, diejenigen Leser, die sich mit diesem so einladenden Theile der Naturlehre wirklich beschäfftigen oder noch zu beschäfftigen gedenken, auf dieses Werk aufmerksam zu machen, und sie zu überzeugen, daß sie in ihrer Erwartung nicht unbefriedigt seyn werden. Die Uebersetzung hat einige wenige fremde Ausdrücke, die aber der Deutlichkeit keinen Eintrag thun.

Der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge für Kinder, von A. F. Löpfner. Drittes Bändchen. Erfurt, bey Keyser. 1803. 15 Bog. 8. 12 gr.

Der Rec. will bey der Beurtheilung des gegenwärtigen dritten Bändchens des angezeigten Werks, im Ganzen auf das, was er bey den beyden vorhergehenden erinnert hat, hier sich bloß beziehen, um nicht in unnöthige Wiederholungen zu fallen; nur glaubt er noch bemerken zu müssen, daß der Verf. sichtbar zu flüchtig gearbeitet hat. An mehrern Stellen erinnert er sich des schon einmal Gesagten nicht mehr, und hier und da scheint er auch auf neuere Entdeckungen nicht aufmerksam genug gewesen zu seyn. Z. B. S. 73. befindet sich eine mehrere Zeilen lange Stelle, die sogar schon S. 76 wörtlich wiederholt wird. S. 12 weiß der Lehrling, daß, vermöge der allgemeinen Schwere, kein Körper von der Erde entflie-

hen kann, und S. 140 fragt er: Wenn die Erde eine Kugel ist, wie können sich denn da Menschen und Thiere erhalten ohne herabzufallen? Auch hätte der Verf. von dem Steinregen schon etwas mehr wissen können und sollen, als diese Erscheinung S. 26. für eine Fabel und schlechterweg für physisch unmöglich zu halten.

Beyträge zur Naturwissenschaft, vom D. *Rodig*. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 169 S. 8. 16 gr.

Man weiß schon aus mehrern in die Naturwissenschaft einschlagenden Proben des Verf. auf was für Irrwege und abgeschmackte Behauptungen seine eigene Verworrenheit von Begriffen ihn schon geführt hat. Wir dürfen auch aus gegenwärtiger Schrift nur ein paar Proben auszeichnen, um zu beweisen, wes Geistes Kind sie sey. Die Elasticität der Luft zu behaupten, meint der Verf. sey ein wahrer Unsinn, den man aus allen Lehrbüchern der Physik verbannen müsse. Denn es sey ungedenkbar, daß eine gewisse Quantität Luft, die also einen bestimmten Raum in allen seinen Punkten erfülle, mit allen diesen Theilen in einen kleinern Raum eingeschlossen, zusammengedrückt, verdichtet werden könne, daß sie einen und denselben Raum doppelt erfüllen, ein Raum also in allen seinen Punkten doppelt erfüllt seyn könne, und wenn sie umgekehrt in einem gewissen Raume Platz fand, jetzt einen größern Raum in allen Punkten erfüllen, sich ausdehnen könne. Die Sache mit der angeblichen Elasticität der Luft verhalte sich vielmehr so. Wenn man von irgend einem Punkte aus, gegen eine eingeschlossene Quantität Luft drücke: so begebe sich diese Luft nach den Seiten des sie einschließenden hohlen Körpers, und werde gerade von den Seiten so viel Platz einnehmen, als ihr genommen ward, wie sich dieses an einer aufschwellenden Blase und an andern weichen Körpern zeige. Wenn der diese Luft einschließende Körper aber fest sey, und der eindringenden Luft in Masse nicht nachgebe: so müßten dieses dennoch seine kleinen Theilchen, woraus er zusammengesetzt ist, thun, und die die Höhlung zunächst einschließenden Theile des festen Körpers müßten sich nun als Federn, oder als aufschwellende Segel, oder unter ähnlichen Gestalten, zurücklegen. Die hinter diesen inner-

aeussen Theilchen befindliche Luft werde dadurch zurückgedrängt, und hier könne sie bloß wieder — und so immer weiter — die hinter ihr befindlichen festen Theilchen als Federn ausspannen, oder aber diese Luft befinde sich schon so nahe an der äußern Oberfläche, daß sie daselbst durch die Poren des Körpers, die auch das beste Mikroskop nicht entdecke, austrete. Wenn nun jener Druck von innen aufhöre: so sprängen jene Federn oder ausgespannten Seegel wieder in ihre vorige Lage, und stießen durch Hülfe der Luft den Stempel mit Gewalt fort u. s. w. In einem andern Aufsatze über die Quadratur des Kreises kann sich der Verf. gar nicht in die gewöhnliche Vorstellungsart der Mathematiker von krummen Linien finden. Nach ihm giebt es eigentlich gar keine krummen Linien; sondern alle sogenannten krummen Linien sind nur aus lauter kleinen geraden zusammengesetzt. Er ist über die Mathematik so aufgebracht, daß er gerne eine Satyre über sie schreiben möchte. Ihr gebühre schlechterdings der Name einer Wissenschaft nicht, sie sey nur ein Appendix zur Physik, bloß Hülfsmittel, weiter nichts. Wer, ehe er andere Wissenschaften erlernt hat, Mathematik treibt, sey, wenn er nicht für die Wissenschaften verloren gehe, wenigstens zurückgesetzt. Der Mathematiker lehre Zahlen statt Vorstellungen, berechne, statt einzusehen, Worte für Sachen. Die Menge der guten Köpfe die das zu frühe oder einseitige Erlernen der Mathematik umgebracht habe, sey unzählbar, u. s. w.

Es wäre Sünde über alles dieses nur ein Wort zu verlieren; das Angeführte wird uns hinlänglich entschuldigen wenn wir von dem übrigen Inhalte dieses elenden Machwerks nichts weiter auszeichnen.

Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaften, von Friedr. Bouterweck. Göttingen, bey Vandenhoek. 1803. 292 S. 8. 16 gr.

Alle abgeleitete Philosophie, also auch diejenige der Naturdinge, und ihrer Gesetze, gehe von der vorzugsweise sogenannten Philosophie, nämlich von der Analyse des Bewußtseyns aus. In diesem Bewußtseyn sey uns nun der Begriff des Lebens und der Begriff von Kraft gegeben, ohne die wir

uns überhaupt keine Natur gedenken könnten. Aller Begriff des Daseyns sey an jenem Begriff des Lebens geknüpft, welcher der Elementarbegriff aller Naturkenntniß sey. Durch den Organismus, an den unsere ganze Geistesthätigkeit geknüpft ist, werde eine Natur außer uns erkennbar. Das Ich im Bewußtseyn sey weder reine Vernunftthätigkeit, noch ein metaphysisches Seelending; sondern vielmehr die unergründliche Vereinigung der einfachen Vernunft mit der mannichfaltigen Natur in unserem Bewußtseyn. In eben diesem Bewußtseyn, das sich selbst einzig und allein unmittelbar durch sich selbst anerkennt, sey alles Natur, was nicht reine Vernunft ist. Nun scheide sich zwar im Bewußtseyn die Individualität von allem, was wir Objekt, oder Dinge außer uns, nennen; aber indem die denkende Individualität in dieser Scheidung sich selbst gegenwärtig werde, und den Schulnamen eines Subjekts annehme, sey sie doch unauflöslich an die Objekte eben dadurch gebunden, daß sie sich nicht anders finden könne, als immer durch den erneuerten Akt der Trennung von den Objekten. Die vernünftige Individualität, als solche gedacht, sey aber weder aus der Vernunft noch aus der Natur erklärbar. Alles was wir als uns anerkennen, sey menschliche Natur. Der Organismus verbinde die Kräfte außer uns, mit den Kräften in uns, zu einer Natur, die weder subjektiv noch objektiv heißen könne, weil sie beydes zugleich sey. Die Idee eines allgemeinen Lebens der Natur sey der höchste Standpunkt, auf den sich die Philosophie der Natur erheben könne, und das eigentliche Geschäfft derselben sey kein anderes, als die Funktionen des individuellen Lebens und alle besondern mechanischen, chemischen und organischen Erscheinungen an die Funktion des allgemeinen Naturganzen, als einer lebendigen Einheit, und einen allgemeinen Organisationsprozeß, anzuknüpfen und gegenseitig eines aus dem andern zu entwickeln. Im Begriffe des Lebens verschwinde nun sogleich der gemeine Unterschied des Daseyns der Dinge von ihren Kräften, der Unterschied einer subjektiven von einer objektiven Natur. Wenn wir indessen in unserm Bewußtseyn die Vernunft von der Natur absondern: so erscheine uns unsere Natur als eine dynamische Einheit, als ein Produkt entgegengesetzter Kräfte oder Funktionen, weil in jedem wirklichen Lebensakt sich Wirkung und Rückwirkung der Objektivität und Subjektivität beständig vereinigen, und das eigentliche Geschäfft der Naturphilosophie sey, nach der Analogie unseres

seres eigenen menschlich wirklichen Daseyns, ein solches System entgegengesetzter Kräfte oder Funktionen überall in der ganzen Natur, so weit sie erkennbar ist, aufzusuchen. Das eine Extrem dieser Kräfte sey die Kraft der Selbstbewegung, oder die animalische Willkühr. Unter dem andern müsse man sich ein Princip der Ruhe gedenken, das aller Bewegung entgegenwirke; weil sonst die bewegte Natur sich ins Unendliche zerstreuen und gar nicht mehr erkennbare Natur seyn würde. Was nun aber auch dieses Princip sey: so werde man dessen doch als hemmende Kraft gedenken müssen, die der Verf. in Ermangelung eines bessern Wortes mit dem Namen der allgemeinen Schwere belegt; nur daß man dabey nicht an Attraktion, Cohäsion u. dgl. denken müsse, welche Kräfte nur besondere Erscheinungen jenes allgemeinen hemmenden Princips in diesen oder jenen Körpern seyen. Schwerer an sich sey also Nichts, wie jede Naturkraft, die etwas an sich seyn soll, Nichts ist. Sie sey nur das negative Extrem der Kräfte in der lebendigen Evolution des Naturganzen (also ohngefähr das, was der Endpunkt an einer Linie), das beschränkende Naturprincip im Großen und im Kleinen in der organischen Schöpfung wie in der chemischen, u. s. w. — Zwischen diesen Extremen der animalischen Willkühr und der Schwere, erhalte sich also die Natur vor unseren Sinnen im schwankenden Daseyn. Keines dieser Extremen sey aber weder aus sich selbst, noch aus irgend einem höhern Princip erklärbar. Die Vereinigung dieser beyden Principien in eine virtuelle Natureinheit Weltseele zu nennen, dagegen hat der Verf. nichts zu erinnern, wenn man sich darunter nur nichts mehr als jene Entgegensetzung gedenke. Alle Bewegung und Gestaltung in der Natur müsse man sich nun als eine Annäherung zu dem animalischen Lebensprozeß, und jeden mechanischen und chemischen Prozeß, als einen unvollendeten Lebensprozeß gedenken. Die Mehrheit und Mannichfaltigkeit der Naturprodukte leitet der Verf. aus diesem Uebergang von dem einen Extrem der dynamischen Natureinheit zu dem andern ab. Die Art, wie dieß von dem Verf. geschieht, verstattet hier keinen Auszug. Wenn man sich nun aber fragt, was im Grunde durch alle diese Ansichten, die doch großentheils auf ein Spiel mit Begriffen hinauslaufen, für die innere Kenntniß der Natur gewonnen ist: so wird man doch bekennen müssen, daß wir uns im Grunde noch immer auf dem Standpunkt befinden,

 auf

auf den unsere besten Lehrbücher der Physik, freylich mit weniger Aufwand von Worten hinweisen, nämlich daß wir uns unter dem Naturganzen nichts Anders als ein System von Kräften gedenken müssen, gleichviel ob diese Kräfte das Wesen der Materie selbst ausmachen, oder wie es uns scheint, der Materie als den Raum Erfüllendem (einem eben so unbekannten Etwas, als jenes von dem Verf. angenommene Princip der Ruhe) bloß inhäriren. Wollen wir uns die gesammte Wirksamkeit dieser Kräfte unter dem Bilde einer lebendigen Einheit, und alle einzeln Aeußerungen und Funktionen dieser Kräfte als Glieder dieser Einheit, in einer höhern oder niedern Potenz, oder wie man es sonst nennen will, gedenken, das Alles bringt uns in der Kenntniß des geheimnißvollen Daseyns des Ganzen um keinen Schritt weiter, so gerne wir übrigens zugeben, daß das Wort Leben tauglicher als irgend ein anderes ist, jenes wundervolle Spiel von Kräften zu bezeichnen, wodurch die einzeln Glieder jener Einheit sich aus der Funktion des Ganzen entwickeln, und daß dadurch wenigstens der krasse Begriff von einer todten Materie aus der Physik verbannt wird. Uebrigens wird man aus dem Angeführten schon selbst beurtheilen, wie weit der Verf. mit andern Naturphilosophen zusammentrifft. In dem Buche ist überdem eine historische Einleitung vorausgeschickt, woraus sich die Leser über den Standpunkt des Verf. noch weiter orientiren können. Der zweyte Theil dieses Buchs enthält die philosophischen Anfangsgründe der Astronomie, Geologie und Physiologie. Was uns der Verf. über die Bildung aller Weltkörper aus einer gestaltlosen Materie, als einem dynamischen Chaos, erzählt, enthält in der Hauptsache nichts Neues, und coincidirt mit ähnlichen Vorstellungen anderer Naturphilosophen. Wie das Licht bey der Entstehung der Gestirne mitgewirkt habe, lasse sich zwar nicht bestimmen. Aber man dürfe nach der in unserm Sonnensysteme beobachteten Entgegensetzung selbst leuchtender und dunkler oder erleuchteter Körper wohl muthmaaßen, daß diese Entgegensetzung ursprünglich und allgemein in dem Weltraume sey, weil nach dynamischen Grundsätzen Entgegensetzung überhaupt die ursprüngliche Bedingung alles endlichen Daseyns sey. Offenbar dehnt doch der Verf. den dynamischen Begriff viel zu weit aus, wenn er dunkele Körper als solche betrachtet, welche dynamisch den leuchtenden entgegengesetzt seyn. Denn so könnte man überhaupt jeden Körper, der unsere Sinne nicht

so afficirt als ein anderer z. B. einen riechenden Körper, einem nicht riechenden dynamisch entgegensetzen.) Um die heutige Gestalt der Erde und die bis jetzt bekannten geologischen Phänomene zu erklären, hält es der Verf. für überflüssig, mehr als eine Hauptrevolution anzunehmen. Wie er dieß ausführt, darinnen sind wir in der Hauptsache mit ihm einig. Aus dem Conflikt zwischen der Attraktiv- und Repulsivkraft, ohne daß jedoch dadurch dynamische Ruhe in einem Körper erfolgt sey, leitet der Verf. die Phänomene des Magnetismus ab. Ueberall gesteht der Verf. wie billig, daß wir noch Vieles in der Natur nicht wissen, und durch Versuche zu erforschen haben, und unterscheidet sich dadurch auf eine sehr respektable Art von unsern allwissenden Naturphilosophen.

Lw.

Botanik.

Pflanzen-physiologische Abhandlungen. Von Fr. Cas. Medicus. Erstes Bändchen. Fortpflanzung der Pflanzen durch Saamen. Erzeugung des Saamens. Zweytes Bändchen. Fortpflanzung der Pflanzen durch Wurzelung. Verlängerung. Drittes Bändchen. Entstehung der Schwämme. Vegetabilische Krystallisation. Anhang. Von den Ursachen der Saftbewegung im Pflanzenreiche. Leipzig, bey Gräff. 1803. 745 S. 12. 2 Rk. 6 gr.

Eine vollständige Sammlung derjenigen Abhandlungen, welche über diesen Gegenstand von dem Verf. in dem Laufe seines akademischen Lebens ausgearbeitet, und so wie sich die Gelegenheit dazu darbot, mehrern größern Werken einverleibet, auch bereits unter diesen in der N. A. D. B. angezeigt worden sind. Größten Theils verdiente der Inhalt durch diese zur leichten Uebersicht der vorgetragenen Materien zweckmäßig geordnete Ausgabe gemeinnütziger gemacht zu werden, weil er das Resultat gründlicher Beobachtungen und Erfahrungen ist, die ihren Werth behaupten werden. Weniger

sind den Fortschritten unsers Zeitalters diejenigen Aufsätze angemessen, worin der Verf., wie z. B. in der 1774 vor der Kurpfälz. Akademie der Wissensch. gehaltenen Vorlesung über die Lebenskraft, sich bemüht, die Ursachen verschiedener wichtigen Erscheinungen im Pflanzenreiche aus philosophischen Gründen zu entwickeln. Doch findet man auch hier manche nicht unwichtige Bemerkungen, welche, wenn man gleich den daraus hergeleiteten Folgerungen nicht alle Mal beyzupflichten vermag, doch Veranlassung zu fernern Nachforschungen geben können. Aus diesem Gesichtspunkt muß denn auch jener dem dritten Bande beygefügte Anhang über die Saftbewegung im Pflanzenreiche betrachtet werden. In der Einleitung nimmt der Verf. einen gewaltigen Anlauf, um über den Abgrund von täuschenden Geschöpfen der Einbildungskraft, gefährlichen Analogien und falschen Hypothesen zu springen, worin er Gray, (Grew) Malpighi, Du Hamel und mehrere der berühmtesten Pflanzen-Physiologen versunken sieht. Sein Eifer verleitet ihn sogar, »zuförderst den ganz wahren Satz aufzustellen, daß zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche gar keine Uebereinstimmung statt habe; daß die Lebensgeschichten dieser beyden Reiche ganz verschieden von- und unter einander sind.« — Doch gleich auf der folgenden Seite fällt es ihm bereits ein, »daß wenigstens in der Vermehrungsart der Pflanzen eine überaus große Uebereinstimmung mit der Vermehrungsart des Thierreichs unverkennbar sey.« Allein ein vorzüglich charakteristischer Unterschied zwischen beyden Reichen bestehe in den eigends gebildeten und eigends organisirten Gefäßen der Thiere, da in dem Pflanzenreiche nur kanalartige Höhlungen existiren. »Jeder Einzelne hätte eingestehen müssen, daß er Gefäße im Pflanzenreiche nie gesehen.« — »Denn solche müssen sich nicht durch Mikroskopien, sondern mit bloßen Augen darlegen lassen, wenn sie anders ihr wirkliches Daseyn haben sollen.« Indessen ist der Ort, der die Pflanzen-Feuchtigkeit in sich faßt, leicht entdeckt, wenn man sich nur seiner Augen ohne alle Vorurtheile bedienen will. Die Säfte erheben sich nämlich in den verschiedentlich gestalteten Zwischenräumen, welche die Fasern des Holzes, der Rinde und des Markes zwischen sich lassen, aufwärts und seitwärts, und fallen nur dann um etwas weniges zurück, wenn bey Abwesenheit der Sonnenwärme die Spannung der Fasern sanft nachläßt, wodurch der Durchmesser der Höhlungen sich erweitert. Zu Hauptursachen

suchen dieser Saftbewegung werden die Wirkungen der Sonne, des Lichts, und Wärmestoffs, auch das Spannungs- und Erschlaffungs-Vermögen nach van Marum angeführet.

St.

Forstwissenschaft.

1) Der Förster, oder neue Beyträge zum Forstwesen, von Fr. Heldenberg. Zweyten Bandes drittes Heft. Mit einer Tab. Nürnberg, bey Stein. 1803. 164 S. 8. 12 gr.

2) Unächter Akacien-Baum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart. Von F. C. Medicus. Fünften Bandes Zweytes, drittes und viertes Stück. Leipzig, bey Gräff. 1802. jedes Stück 8 gr.

3) Tabellarische Uebersicht über alle das ganze Jahr hindurch vorkommende Forst- und Waldverrichtungen, für Förster, und andere Forst- und Waldbediente. Erfurt, bey Henning. 1803. Auf 2 zusammengefügten großen Bogen. 8 gr.

Nr. 1. Ist die gewünschte Fortsetzung einer sehr lehrreichen und interessanten Zeitschrift, die in der That nicht nur neue, sondern auch wichtige Beyträge zum Forstwesen liefert.

Nr. 2. Ein neuer Beweis des unermüdeten Eifers des Hrn. Medicus, der unächten Akacie durchaus das Bürgerrecht unter unsern wilden Holzarten verschaffen zu wollen.

Nr. 3. Sollte billig in den Zimmern jedes Forstbedienten aufgehängt werden, da mit einem Blick darauf, wirklich alles kann übersehen werden, was das ganze Jahr hindurch in dem Walde zu verrichten und zu beobachten ist.

Anleitung zur Forstwissenschaft. Von S. A. Däzel, Prof. der Mathematik und Forstwissenschaft in München. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Zweyter Band. München, bey Lindauer. 1803. 365 S. gr. 8. 1 Rt. 12 gr.

Wir freuen uns, daß unser bey Anzeige des ersten Bandes dieser Anleitung zur Forstwissenschaft, geäußerte Wunsch in Erfüllung gegangen ist; und wir jetzt die Fortsetzung dieses sehr brauchbaren Werks anzeigen können. Herr Däzel, der die niedere Forstwissenschaft sehr zweckmäßig in drey Theile, 1) die Erhaltung, 2) die Verbesserung, und 3) die Nutzungen der Waldungen eintheilet, hat nun in diesem zweyten Bande, die Verbesserung der Waldungen mit eben der Gründlichkeit und Deutlichkeit vorgetragen, als man im ersten Bande, die Erhaltung der Waldungen abgehandelt findet. Da die Verbesserung der Waldungen, bloß durch die künstliche Holzzucht kann bewirkt werden: so kommt dabey hauptsächlich a) die Saat und b) die Pflanzung in Betracht. Alles nun was hierbey zu thun und zu bemerken ist, hat der Verf. auf das gründlichste und lehrreichste angezeigt. In einem folgenden Bande, dessen baldige Erscheinung wir mit Verlangen erwarten, wird der würdige Verf. nun auch wohl den dritten Theil der niedern Forstwissenschaft, oder die Nutzung der Waldungen abhandeln.

Forsthandbuch zum allgemeinen Gebrauch für Unterforstbediente, und Lehrlinge, auch Liebhaber der Forstwissenschaft, aus den bewährtesten Forstbüchern zusammengetragen, und in Fragen und Antworten gebracht. Von G. C. W. von Scheurl. Nürnberg, bey Stein. 1803. 336 S. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Die Absicht des Verf. war, »aus den gründlichsten und allgemein geschätztesten Forstbüchern dasjenige auszuziehen und »in beybehaltene systematische Ordnung zusammenzustellen, »was einem Unterforstbedienten bey seinen täglichen Geschäf-
»ten

nen und Dienstverrichtungen vorkommen, und zu wissen unentbehrlich seyn möchte.« Allerdings eine gemeinnützige Arbeit, die den Lehrlingen sowohl als den bloßen Liebhabern der Forstwissenschaft, die sich oft die kostbaren Forstschriften nicht anschaffen, noch die gehörige Auswahl darunter treffen können, sehr brauchbar seyn wird. Alles was zur Erhaltung, Verbesserung und Nutzung der Waldungen gehört, findet man hier, kurz und deutlich zusammengetragen. Der Verf. glaubte »sich faßlicher und verständlicher zu machen, auch »die Denkkraft eines Anfängers durch einen ununterbrochenen »Vortrag und viele an einander gereihete Sätze nicht zu ermüden, wenn er das Ganze in einfache und zweckmäßige »Fragen, und Antworten kurz abtheilte.« Wir wollen hierüber nicht mit ihm streiten; ob wir gleich die Katechetische Form eben nicht für die schicklichste für ein zum allgemeinen Gebrauch bestimmtes Forsthandbuch halten. Nur wünschten wir, daß er hier und da die Quellen angezeigt hätte, aus welchen er seinen Unterricht geschöpft, damit der lehrbegierige Anfänger, wenn es seine Umstände erlauben, jene Schriften selbst kennen lernen, und sich daraus ausführlicher belehren könnte.

Grundsätze der natürlichen und künstlichen Holzzucht. Herausgegeben von C. P. Laurop ꝛc. Meiningen, bey der Wittwe Hanisch. 1804. 404 S. gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

Man ist schon gewöhnt, von einem Laurop nichts Mittelmäßiges, oder gar Unbrauchbares zu erhalten; und das vor uns liegende Werk, das ohnedem schon in den Händen der mehresten denkenden Forstmänner seyn wird, brauchen wir hier nur bloß anzuzeigen, um etwa diejenigen darauf aufmerksam zu machen, denen es noch nicht bekannt seyn möchte.

Po.

Allgemeine Weltgeschichte.

M. Stuarts Römische Geschichte. Dritter Theil. Geschichte der Republik, von dem Untergang der

Fä-

Fabier bis auf den Einfall der Gallier. Aus dem Holländischen. Düsseldorf, bey Dänzer. 1802. 23 Bog. gr. 8. 1 Rk. 8 gr.

Es begreift dieser dritte Theil den Zeitraum der römischen Geschichte, vom Jahr Roms 279 bis 364, also von 81 Jahren, und scheint also dieses Handbuch der römischen Geschichte noch voluminöser zu werden, als das Rollinsche ist, das bisher vorzüglich in den Händen der Lehrer und Schüler zu seyn pflegte. Stuart ist aber auch, wie wir aus einigen Erzählungen ersehen, die wir in beyden Geschichtschreibern verglichen haben, viel umständlicher, als Rollin, dessen Fehler doch auch die Kürze nicht ist; inzwischen sagt er doch nichts Unnöthiges, und folgt seinen Quellen, dem Dionys und Livius. Etwas geschmeidiger und reiner könnte die Uebersetzung hie und da wohl seyn. Wir führen nur auf einer Seite einige Beyspiele an: ein häckelichter Kampf — Passonius, durch sein gutes Glück zu unbesorgt geworden, ließ seine Truppen zu ungeregelt fortrücken, und wurden — auseinander geschlagen.

Gl.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Beyträge zur Kritik der deutschen Sprache. Aus dem Nachlaß des verstorbenen Prof. Joel Löwe. Breslau und Leipzig, bey Gehr u. Comp. 1803. IV. und 272 S. 8. 20 gr.

Mit gutem Gewissen kann Rec. diese Schrift zum Lesen und Erwägen empfehlen, die sehr viel Gedachtes, Vernünftiges, und auf Kenntniß der deutschen und fremden Sprachen Gebautes enthält. Demohngeachtet muß der Sprachforscher nichts ungeprüft lesen, stets seine eignen Erfahrungen und den Rede-Gebrauch seines Landes dabey zu Rathe ziehen. Die hier abgehandelten Rubriken sind: 1) Sinnverwandte Wörter. S. 1—138. 2) Verdeutschungen frem-

fremder Wörter. S. 141—190. 3) Prüfungen. S. 193—240. 4) Sprachuntersuchungen, S. 241 bis zum Ende.

Wir können bey keiner dieser Abtheilungen ins Einzelne gehen, um nicht unsern Kollegen den Raum in dieser Bibliothek zu verengen; sondern wir bleiben beym Allgemeinen, und einigen wenigen Anmerkungen stehen. Uns dünkt, daß der Verf. bisweilen zu sehr über sinnverwandten Wörtern grüble. Sie sind oft gleichgültig im Gebrauch; nur taugt das eine mehr in die vertraute oder einfache, das andere in die höhere, oder bilderreichere Schreibart, so wie die letztere nicht die Präcision in der Auswahl der Synonymen als die philosophische Schreibart verlangt. Oft verändert auch ein Wort seinen Begriff durch den Zusammenhang, und oft macht ein Land oder mehrere Länder einen Unterschied zwischen zwey sinnverwandten Wörtern, der in andern nicht gilt, so wie manche hier aufgeführten hier und da entweder ungebräuchlich oder gar unverständlich sind. Billig muß eine Provinz gegen die andere duldsam seyn; daher auch Rec. nie Provinzialismen eines Schriftstellers, zumal in abgelegenen Gegenden Deutschlands, zu scharf gerügt hat; denn sich ihrer ganz zu enthalten ist unmöglich; nur müssen deren nicht zuviel seyn, welches beweisen würde, daß er die Schriftsprache zu wenig studieret hätte; vornehmlich aber muß keine Provinz weder Ober- noch Niedersachsen ihre Sprach-Eigenheiten (wie bisher oft genug geschehen) dem ganzen übrigen Deutschlande in seine Schriftsprache aufdringen wollen. Zum Beyspiele des Gesagten mag Folgendes dienen. Andächtig, S. 18 ist uns nie in dem Sinne: faux dèvot vorgekommen und sollte auch nie so gebraucht werden. Antlitz S. 24. ist völlig einerley mit Angesicht; beyde stammen vom Begriff sehen her; denn auch die letzte Sylbe litz vom ersteren kömmt vom alten Litan, Angel-Sächs. wlitan, Schwed. lita, sehen, nicht aber von glitzen, glänzen her; — ein abermaliger Beweis wie leicht die falsche Herleitung eines Worts auch einen falschen Schimmer auf die Bedeutung desselben wirft. — Aufnehmen S. 28 würde man in Thüringen und Franken nie vom Aufheben eines auf der Erde liegenden Kindes oder einer Stecknadel brauchen können, ohne belacht zu werden. In diesen und andern Ländern braucht man aufnehmen nur von einer armen, verwaisten oder sonst verlassenen oder des Ob-

dachs beraubten Person. S. 38 das W. barmherzig ist ächt deutsch; aber deßhalb doch eine wörtliche Uebersetzung von miseri-cors (diese Adelungische Bemerkung ist nicht bloß scharfsinnig, sondern unstreitig wahr) das Wort heißt aber ursprünglich armherzig und hieß auch so bis ins funfzehnte Jahrhundert, da es durch eine Prosthesis in barmherzig verändert wurde. Es von Beren, tragen herzuleiten, wäre offenbar und aus mehrern Ursachen höchst gezwungen; auch gehört das m gar nicht zur Wurzel von baren ferre. Das possierlich S. 136 findet Rec. nicht eben verbannungswürdig, weil dessen Bildung nicht einleuchtet; es giebt noch unzählige Wörter von denen man nicht weiß, wie sie zu uns gekommen, die aber bräuchlich und brauchbar sind. Wird man Geld oder Hausgeräthe wegwerfen, dessen Mechanismus uns unbekannt ist, das uns aber Dienste leistet (verba valent sicut nummi)? Drollicht kann — wenigstens im Lande des Rec. — meist für possierlich gebraucht werden; aber doch giebt es Ausnahmen; und possig ist seiner Bildung gemäß der, der reich an Possen ist, wogegen der Possierliche in seinem Aeußern und ganzem Thun und Seyn etwas Drolligtes hat. Es wäre zu wünschen, der Verf. oder Herausgeber hätte diese Abtheilung mit einem Register versehen. Die zweyte: Verdeutschungen fremder Wörter, oder Bemerkungen zu Campe'ns Wörterbuch, ist sicher an Berichtigungen reich und belehrend. Aber Kritiken über Kritiken zu schreiben, würde uns zu weit führen, sonst könnten wir hier viele Gegen-Bemerkungen beyfügen.

Die dritte Abtheilung enthält Wortkritiken über deutsche Musterschriften (denn so nennt der Verf. die Produkte unsrer klassischen Schriftsteller, wiewohl uns im Klange des letztern Ausdrucks mehr Edles und in jenem etwas Plattes zu tönen scheint. —) Hier finden wir zuerst Sprachbemerkungen über Schillers Maria Stuart, worunter einige nicht ungegründet sind. Allerdings darf sich auch ein genialischer Schriftsteller nicht über die Regeln der Sprache, in der er schreibt, hinaussetzen, wenn er diese gleich zuweilen im Feuer der Begeisterung mit seinem Fluge hinter sich zu lassen glaubt. Manche gerügte Fehler getrauten wir uns einigermaaßen zu vertheidigen, wenn wir sie gleich nicht ganz gut heißen, z. B. Nr. 2, 3, 5, 8, 9, 10, 13, 17, 19, 22, 24, 33, 34, 37; und 38 und 39 könnte durch die Interpunktion ver-

verbessert werden; wo aber gegen die Grammatik gesündigt oder der Wohlklang durch Härten allzusehr beleidigt ist, mag der Tadler völlig Recht behalten; nur daß man es mit dem Metrum der Verse nicht so genau nehme, da uns die Beyspiele solcher Vernachlässigungen bey den lateinischen Dramatikern bekannt genug sind.

Auch das Taschenbuch für Damen von 1800 hat der Verf. seiner Prüfung unterworfen, und da mögen wir ihm weniger widersprechen, weil die Prosa den Schriftsteller zwanglos läßt, und nicht der Versuchung aussetzt, um des Versbaues willen sich an der Sprache zu versündigen. Ohnstreitig sind die ausgehobenen Stellen Beweise eines oft vernachlässigten Styls, wo es an Dunkelheiten und Zweydeutigkeiten mittelst ungeschickt eingeschobener Zwischensätze, nicht fehlt; ja wir haben selbst einige Fehler gefunden, die der Kritiker übersah.

Die vierte Nummer: Sprach-Untersuchungen beschäfftigt sich im ersten Abschnitt mit einigen Buchstaben unsers Alphabets und ihrer wandelbaren Aussprache, weshalb Hr. Superintend Cludius in den Beyträgen zur weitern Ausbildung der Sprache 4 St. S. 65 und ff. neue Buchstaben vorgeschlagen hatte. Der Verf. hält für rathsamer, die abweichende Aussprache jener Buchstaben — z. B. das ch, g, ß, sch, u. ti vor einem Vokal — durch Striche und Punkte über den Buchstaben (wie im Polnischen und Böhmischen geschieht) anzudeuten und z. B. statt Sprache Sprace, statt Philosoph Pilosop; und statt bewegen bewegen u. s. w. zu schreiben. Aber das fremd Aussehende dieser Schreibung (an die man sich mit der Zeit gewöhnen könnte) abgerechnet, ersparte der Schreiber nichts an Mühe und Zeit, und die Anlässe zu Druckfehlern würden vermehrt. Die Vergleichungen mit Buchstabentönen aus andern, besonders morgenländischen Sprachen, thun hier gute Dienste, und wir müssen jedem deutschen Sprachforscher, die daraus hervorleuchtende Kenntniß mehrerer Sprachen, besonders aber die aller germanischen ältern und neuern Dialekte empfehlen, um sich vor dem so gewöhnlichen einseitigen Absprechen zu hüten. Der zweyte Abschnitt dieser vierten Abtheilung besteht aus lesenswürdigen Anmerkungen zum 8ten und 9ten Stück

der

der Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache. Sie haben größtentheils unsern völligen Beyfall. Schade daß der Tod des Verf. uns der Fortsetzung dieser seiner kritischen Arbeiten beraubt hat. S. 245 sind zwey Druckfehler zu verbessern, wo beydemale ein hebräisches Daleth (ד) statt eines Resch (ר) steht.

Ausübende Englische Sprachlehre. Die Redetheile. Von D. Joh. Jac. Meno Valett, Rektor der Hauptschule des Landes Hadeln. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1803. 18 B. 8. 16 gr.

So weit wie diese ausübende Sprachlehre durchgangen haben, finden wir sie ziemlich deutlich und richtig. Wir wünschten jedoch, daß der Verf. an manchen Stellen lieber die alte grammatische Terminologie beybehalten als sie verdeutscht hätte. So wird z. B. das Zeitwort seyn das Beylegewort genannt, weil vermittelst desselben dem Subjekt ein Prädikat beygelegt wird. — Das deutsche bohnern to gloss with wax, muß bohnen heißen. Denn so nennen es die vorzüglichsten deutschen Dialekte, und so hat es auch Adelung.

Wa.

Intel.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der, im Fache der Geschichte und Belletristik bekannte Herr Professor A. G. Meißner, verläßt Prag, und geht, mit dem Charakter eines weltlichen Konsistorial-Raths nach Fulda, als Direktor des dort neu zu organisirenden, die Stelle der bisherigen katholischen Universität vertretenden Gymnasii illustris.

Herr Dr. und Prof. Feder zu Würzburg, ist Kurfürstl. Universitäts-Oberbibliothekar, und Herr Prof. Goldmajer daselbst, erster Unterbibliothekar geworden. Herr Dr. Müller, ehemaliger Prof. und Bibliothekar in der Abtey Ebrach, und der ehemalige Guardian des dortigen Minoritenklosters, Herr A. Horn, sind als Gehülfen, jeder mit 50 Thlr. Gehalt angestellt.

Der berühmte Opern-Komponist, Herr Pär, der auf unbestimmte Zeit in Dresden bey der italiänischen Oper angestellt war, ist von Sr. Durchl. dem Kurfürsten von Sachsen auf immer engagirt worden.

Herr Geh. CR. Wehrs in Hannover, ist von dem weltlichen Stifts-Ritterorden St. Joachim, zum wirklichen Ordens-Ehren-Ritter aufgenommen.

Der K. Rath Ammon, und die Professoren Buhle und Heise zu Göttingen, sind der erstere nach Erlangen, der zweyte nach Moskau, und der dritte nach Heidelberg unter sehr annehmlichen Bedingungen berufen.

Deutsche Reichstagsliteratur.

Nr. 98. Fürstlich - Nassauisches Promemoria über die weitere Schrift des Grafen Bassenheim vom 27. Februar — Regensburg im April 1804. Fol. 1 Bog.

Nr. 99. Promemoria J. M. R. Grafen Waltbott von Bassenheim d. d. Burg - Friedberg, den 8. May 1804. Fol. 1 Bog.

Nr, 100. Schreiben des Grafen von Goertz, als Churfürstlich - Badenschen Reichstagsgesandten, an die Allgemeine Reichsversammlung d. d. Regensburg, den 12. April 1804. 4 Bog. Fol.

Nr. 101. Gründliche Abfertigung der Kurpfalzbayerischen Recursschrift in Sachen der regierenden Herren Reichsgrafen von Rechteren und Limpurg entgegen Kurpfalz, als Herzog in Bayern, Höchst dessen Generalcommissariat und Landesdirection zu Würzburg, dann die Zentämter zu Ochsenfurt und Marktbibart, Mandati poenalis f. C. 1804. 34 S. Fol.

Schreiben der Grafen F. E. C. und F. R. B. R. von Rechteren an die Reichsversammlung. d. d. Markt - Einersheim, den 26. May 1804. Dictatum Ratisbonae, die 8. Junii 1804.

Nr. 102. Note du Chargé d'affaires de France Bacher à la Diète. d. d. Ratisbonne, le 8. Prairial, an XII. (28. Mai 1804). Communicatum Ratisbonae, die 29. Maii 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 103. Senatus - Consulte Organique, du 28. Floréal an XII. 24. S. Fol.

Nr. 104. Schreiben des Kurerzkanzlerischen Staatsministers und Reichstags - Directorial - Gesandten Freyherrn von Albini, an die Reichsversammlung. d. d. Regensburg, den 5. Juny 1804. Dictatum Ratisbonae, die 8. Junii 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 105. Erklärung Sr. Königl. Majestaet zu Dänemark. d. d. Regensburg, den 25. Juny 1804. ½ Bog. Folio.

Nr. 106. Erklärung der Hochfürstlich Lübeckschen und Herzoglich Hollstein - Oldenburgischen Gesandtschaft. d. d. Regensburg, den 25. Juny 1804. ½ Bogen Folio.

Nr. 107. Schreiben des Königlich Brittischen und Kur-Braunschweigischen Comitialgesandten von Reden. d. d. Regensburg, den 26. Juny 1804. Dictatum Ratisbonae, die 28. Junii 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 98 wurde anonymisch durch Nassauische Agenten im April zu Regensburg vertheilt, und ist gegen die zweyte Gräflich-Bassenheimische Streitschrift gerichtet, welche oben in der Reichsliteratur Nr. 52. angezeigt wurde. Ohne das Historische des Faktums aufzuklären, über welches man sich auf die Zeitumstände und äußeren Verhältnisse bezieht, wird das Benehmen und das Schreiben des Burggrafen hier auf eine höchst empfindliche Weise beurtheilt. Die Fürstliche Rüge von den gewagten Schritten und Uebereilungen, von den unbescheidenen Anzüglichkeiten und Einstreuungen in den verunglückten Produkten des Grafen, von dessen gelehrt zugestutzten Attestaten einiger Dorfschultheißen — und was dergleichen Ausdrücke mehr sind — mag zur Probe dieses Styls dienen.

Nr. 99 ist gleichsam die Gräflich Bassenheimsche Triplik, und widerlegt vorliegendes Promemoria, als wenn es ein anonymisches Pasquill wäre. Dessen mitleidswürdiger und dreister Verfasser verstecke klare Thatsachen hinter ein künstliches Gewebe von unstatthaften Vorspiegelungen, erlaube sich ungesittete Ausdrücke, Unwahrheiten und gekünstelte Wendungen u. s. w. Der Graf stellt sich als Reichsstand hier dem Fürsten gleich, retorquirt auf ihn die Ansichten und Folgen des Herganges, welcher hier Landfriedensbrüchig, lächerlich und verdrüßlich genannt, und mit der Fabel von den Trauben und dem Fuchs verglichen wird. Schließlich ersucht er den Fürsten, seinen ungesitteten Schriftsteller in die Ordnung gebührender Achtung zurückzuweisen, und dessen elendes Schreibwerk einzustellen. — Am 3. Juny verlas der Kur-Würtembergische Reichstagsgesandte von Seckendorf in circulo ein Rescript, worin gegen die unziemlichen Ausdrücke dieser Eingabe zum Nachtheil angesehener Reichsstände, sehr geeifert und er angewiesen wird, dem Legations-Rath Loder, welcher das Promemoria austheilte, es zurückzugeben, und dergleichen nie wiederum anzunehmen, noch zu befördern. Ersteres war von ihm auch wirklich geschehen.

Nr. 100 steht mit den sieben Dictatis über das *Corpus Evangelicorum* in Verbindung, welche in der Reichsliteratur Nr. 17. (Allg. D. Bibl. Bd. 87. St. 1. S. 340.) angezeigt wurden. Das dem Kur-Badenschen Schreiben beygefügte Promemoria, setzt die Ansprüche, so die Rheinpfälzischen evangelisch-lutherischen Gemeinden, auf dem rechten Rheinufer, an den ausschließenden Besitz der sogenannten Germersheimer Kasse in Regensburg, machen, auseinander, und ist vom Hofrath Voltz in Karlsruhe, unterm 8. März 1804. signiret. In 18. §§. ist die eigentliche Bewandtniß der Sache staatsrechtlich und umständlich deduciret. Nach zwey beygedruckten Verzeichnissen sind jetzt 18 Kur-Badensche Pfarren und 36 Schulen, sodann 9 Fürstlich-Leiningische Pfarren und 17 Schulen in der Pfalzgrafschaft diesseits Rheins andotiret.

Nr. 101 gehört zu der Bayrisch-Rechternschen Streitigkeit, welche schon in der dießjährigen Reichsliteratur Nr. 38. (A. D. Bibl. Bd. 89. St. 1.) vorgekommen, und ist namentlich gegen das Pfalzbayrische Comitial-Schreiben vom 9. April gerichtet. Das Reichshofraths-Mandat vom 10. Jänner, wird darin unter 7 Hauptrubriken auf das vollkommenste gerechtfertiget. Die Deduktion wurde auch in Wien und in ganz Deutschland verbreitet; jedoch mit Ausnahme der vier Beylagen, unter welchen sich auch das zweyte Reichshofraths-Mandat vom 28. März befindet. Als Verf. wurde abermals Herr Amtmann Prechtlein in Sommerhausen bekannt.

Das beygefügte Schreiben beschränkt sich auf die bescheidene Bitte, daß dem ordentlichen Rechtsgange der Lauf gelassen werden möge.

In Nr. 102 und 103 theilt der Französische Geschäftsträger, Herr Bacher, dem Reichstage die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den ersten Consul, unter Beyfügung des darüber gefaßten Senatus-Consults, mit. Er bemerkt zugleich, daß die officiellen Mittheilungen bis nach den erfolgten nöthigen Abänderungen in den Gesandten-Creditiven, aufhören, die vertraulichen Mittheilungen zur Vorbereitung und Beförderung der Geschäffte jedoch fortgehen. Zuletzt erklärt er noch, daß die neue Organisation des Französischen Staats keine Veränderung in den politischen Verhältnissen herbeyführe.

Nr. 104 bringt zur Kenntniß der Reichsversammlung ein Schreiben, welches der Herr Kurerzkanzler von Aschaffenburg aus, am 31. May an den Kaiser, wegen seiner Dotation aus den Rhein-Zöllen erlassen hat. Erstlich ist daraus das traurige Geständniß ersichtlich, daß die ganze erstjährige Einnahme aus diesen Zöllen nicht einmal zwey Drittheile dieser zugebilligten Dotationsgelder ausmache; zweytens, daß, wenn auch selbst die zu hoffende Verbesserung der Einnahme noch erzielet werden sollte, doch schwerlich nur das ganze Quantum für den Kur-Erzkanzler, geschweige denn erst gar aus diesen Fonds die noch weiters assignirten Renten und Lasten, aufgebracht werden können. Vor dem 1. December 1803. giengen 155,485 Gulden 2½ Kr., und nachher 58,758 Gulden 1¾ Kr., ein. Mit sehr vieler Discretion werden die verborgenen Ursachen dieser so geringen Einnahme angedeutet; namentlich der Mangel an Kenntniß der Zollrechnungen und Zollschlüsse, die Zurechnung derer auf den Uferbau verwandten Gelder, die unordentliche Verwaltung der Zölle und der Mangel an Aufsicht u. s. w. Mit Preußen und Baden war der Kur-Erzkanzler am wenigsten unzufrieden.

Nr. 105. und 106 betreffen eine, in circulo verlesene Königl. Dänische Reservation und eine Fürstlich-Lübecksche Verwahrung wegen des mit der Reichsstadt Lübeck am 2. April geschlossenen Vertrags. Bemerkenswerth ist es, daß beydes, Reservation und Verwahrung, von dem Gesandten von Koch geschehen ist, weil solcher von dem Königlich-Dänisch-Holsteinischen Gesandten, von Diede substituirt worden.

Nr. 107 ist gegen das Unternehmen des Grafen von Bentheim-Steinfurt, unter dem Vorschub der unruhigen Umstände die, dem Kurfürsten von Hannover zustehende Pfandschaft der Reichsgrafschaft Bentheim zu erhandeln, gerichtet. Der König erklärt diese und ähnliche Negociationen und Verträge für null und nichtig.

Nr. 108. Reflexions sur la Conjuration denoncée à Paris par le Grand-Juge le 27 Pluviôse (17. Mars 1804) et les événemens subséquens. Extrait des papiers Anglois. Londres, 1804. 36 S. 8.

Nr. 109. Antwort des Grafen von B***, Mitglieds des Schwedischen Adels, an den Freyherrn von G***, vorgebliches Mitglied der unmittelbaren Reichsritterschaft des Fränkischen Kreises. Deutschland, 1804. 8 S. 8.

Nr. 110. Aussichten in dem gegenwärtigen wichtigen Zeitpunkt für Deutschland. Allen Vaterlandsfreunden gewidmet. Halle, 1804. IV und 98 S. 8.

Nr. 111. Der deutsche Fürstenbund, nach den Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Mittel zur Erhaltung Deutschlands und vielleicht des Gleichgewichts von Europa, von Hieronymus a Lapide dem Jüngern. Leipzig und Gera, 1804. 174 S. 8.

Nr. 112. Betrachtungen über die Frage: Ob Deutschland durch die Säcularisation der Bisthümer und Abteyen gewinne, oder verliere? 1803. 78 S. 8.

Nr. 113. Die neuen und alten Kurfürsten und Fürsten der Entschädigungsländer, als Mitglieder des deutschen Reichs, als Regenten und als Menschen geschildert von Iulius Frey. Mit fünf Portraits. Leipzig und Gera, 1804. 310 S. 8. (2 fl. 45 Kr.)

Nr. 114. Bonaparte und Moreau. Erstes Heft. Germanien, 1804. 116 S. 8.

Nr. 108 wurde unter dem angeblichen Druckort London am Ende des May-Monats am Reichstage vertheilt, kam aus dem Nördlichen Deutschland, und ist die erste Vertheidigungsschrift des Gesandten Drake, aus dem Berichte des Großrichters Regnier genommen, dessen Lebensgeschichte seit 1788 hier genau beschrieben wird. Der ungenannte Verf. trennt mit Recht von einander zwey Anklagspunkte, den eines Mordanschlags, und den vom Umsturz der Bonaparteschen Regierung. Von ersterm findet er nicht den mindesten Beweis, und den letztern hält er, wenn er auch eingestanden wäre, für Recht und Pflicht; damit wird eine Digression über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien verbunden. Es hat Rec. in den Englischen Blättern diese Bemerkungen nicht aufgefunden und hält daher den angeblichen Auszug für eine Maske.

Nr. 109 gehört zu der in zwey Sprachen geführten anonymischen Korrespondenz über die Verwendung des Königs von

von Schweden für die Reichsritterschaft, wovon das Französische Original schon Nr. 91. angezeigt wurde.

Nr. 110 wurde zu Regensburg gegen Ende des May-Monats feil, und ist wirklich ein Wort zu seiner Zeit, wenn gleich der unter der Vorrede sich N — b — unterschreibende Verf. mehr Winke als ausgeführte Plane, unter mancherley Wünschen, Andeutungen und Aussichten, giebt. In der Einleitung findet man einige treffende Bemerkungen über die zwey blühenden Zweige der neuesten Mode-Schriftstellerey, nämlich die Philosophie und Politik. Letztere führt den Verf. zu der Uebersicht des letzten Landkrieges und der Friedens-Schlüsse, die ihn beendigten.

Nächst deren speciellen Anwendung auf Deutschland kömmt der Verf. zu den Sekularisationen, welche eigentlich das Hauptthema der Schrift sind. Sie werden hier unter den verschiedensten Ansichten trüber und heller Art, und mit Rückblicken auf die Vergangenheit beleuchtet. In dem Gemälde der geistlichen Wahl-Staaten, deren Mängel und Gebrechen hier mit Unpartheylichkeit und Sachkenntniß geschildert werden, kömmt viel Persönliches über die letzten der possedirten Bischöffe, Fechenbach, Walderdorf u. s. w., und über die neuesten Bischofswahlen vor. — Sehr richtig ist der Blick in die Zukunft und mit frommen Wünschen für die neuen weltlichen Landesherren begleitet. Hierbey ist natürlich die Aufhebung der Stifter und Klöster die fruchtbarste Betrachtung. Zuerst nimmt der Verf. die Ansicht nach deren Ursprunge, Zwecke und Geist — übler Einfluß derselben auf Kultur und Menschheitsbildung — die Klöster als Versorgungsanstalt für Gelehrte, als Institute für Unterricht und Krankenpflege. Hieraus wird die Anwendung der Fonds für den Unterricht und die Bildung des Volks mit eigenthümlicher Anwendung auf die drey vorzüglichsten Erwerber, Preußen, Pfalzbayern und Baden abstrahiret. Das erste Erforderniß hierzu ist Gemeinsinn und Tilgung des unglücklichen Zwiespalts, der leider! den Norden und Süden von Deutschland trennt. Wenn daher sich des Verf. Aussichten auf eine entstehende Einheit, Gemeininteresse, Verbrüderung, Nationalsinn, Nationaltugend unter den Deutschen nicht bald nähern: so wird auch der Zweck seiner Schrift nicht erfüllt werden können. Was er von dem Nutzen einer guten

National-Zeitung sagt, wurde schon in den von Schwarzkopfschen Schriften größtentheils vorgetragen.

Aus mehrern Ansichten sieht man, daß diese Abhandlung bis S. 90 schon im Herbst 1803. ausgearbeitet worden. Dagegen erstreckt sich die Nachschrift auf die neueste Lage der Reichsritterschaft und der Vielstimmen-Sache.

Nr. 111. Ein Buch ohne Vorrede und Inhaltsanzeige, ohne irgend einen Abschnitt und Erholungspunkt, auf 174 enggedruckten Seiten. Eben so wenig ist der Titel und insbesondere die Auferweckung und Jugend des so oft in der neuesten Literatur Lapidirten Hieronymus a Lapide anlockend. Allein dafür lohnt manche einzelne Bemerkung in dem Plane dieses neuen Fürstenbundes, wenn sich gleich gegen das Ganze Vieles erinnern läßt. Vor dessen Auseinandersetzung beurtheilt der ungenannte Verf. die seit einigen Jahren im Druck erschienenen Entwürfe einer neuen Staats-Konstitution, namentlich den von Häberlin im 12. Hefte des Staatsarchivs 1800. — die dazu besonders gedruckte Zugabe, 8. 1801. und diejenige, welche in dem Buche: Die deutsche Reichsverfassung, seit dem Luneviller Frieden, in Hinsicht auf ihre Form und ihre Natur betrachtet. Deutschland, 1803. 8., in Vorschlag gebracht wird. Auf dieser Kritik begründet er eine Nothwendigkeit, die Reichsstände Oesterreich, Dänemark und Schweden von dem Bunde auszuschließen, so wie auch Kur-Salzburg. — Kur-Braunschweig, über dessen Verhältnisse und Lage der Verf. mehrere nützliche Winke und Bemerkungen liefert, wird zur Theilnahme zugelassen. Aus den neuesten statistischen Schriften wird deduciret, daß dieser Verein, dessen ungeachtet, noch eine Bevölkerung von 11 Millionen, und bey Aushebung des 54sten Kopfes eine Kriegsmacht von 200,000 Mann darbietet. Diese ist nebst der Neutralität die Grundlage des Bundes, und die Organisation der Reichsarmee ist das Hauptthema. Daß für die Verfassung und Ruhe von Deutschland etwas Aehnliches geschehen müsse, ist außer Zweifel, und in dieser Hinsicht verdiente der vorliegende Plan allerdings eine nähere Prüfung.

Nr. 112 beantwortet die Frage über Deutschlands Nutzen von den Säkularisationen verneinend, wiewohl unter mancherley Digressionen, welche vorzüglich eine Abneigung

gegen

gegen das Englische Gouvernement andeuten. Der Verf. befürchtet für Deutschland das Schicksal von Polen, wenn es nicht die Lage der Umstände, die Eifersucht der Europäischen Mächte und die Verwendung des Wiener Hofes verhindern. Als Verf. wurde der zu Regensburg privatisirende K. K. und Kur-Pfalzbayerische Kämmerer, Freyherr von Stingelheim genannt, von welchem auch unter mehrern Flugschriften die in der vorletztjährigen Reichstagslitteratur angezeigte Abhandlung: Auf wessen Seite liegt der Vortheil, wenn Deutschlands Bisthümer säkularisirt werden? (1802) herrührt.

Die auf dem Titel genannten Bildnisse der vier neuen Kurfürsten sind, außer den Gesichtszügen im Badenschen und Salzburgischen, nicht sehr ähnlich, und das des Kur-Erzkanzlers ganz und gar nicht getroffen. Zufriedener möchten die deutschen Regenten mit den moralischen Schilderungen seyn, deren man, 26 an der Zahl, voll von Lobe und Beyfall findet. Sehr selten hat ein vom Schicksal verfolgter Schriftsteller, wie es der Ungenannte nach der Vorrede zu seyn angiebt, diese Lobsucht beybehalten. Nach einer kurzen Einleitung, welche ihrer Allgemeinheit wegen auf alle historischen und statistischen Schriften angepaßt werden könnte, erzählt der Verf. den Verlust und Gewinn von 38 deutschen Ständen, bey der letzten Entschädigungsepoche. Der Reichsschluß vom 25. Februar 1803, ist darin wörtlich ausgeschrieben, mithin bis auf einige Ansichten und Bemerkungen sehr wenig Eigenthümliches und Neues. Dagegen enthält das Buch auch wenig Unrichtigkeiten, wenn man dahin nicht etwa den geringen Ertrag der Rhein-Octroy (S. 50.), die jährlichen Geldsendungen aus dem Hannöverschen nach England, und andere in dem Artikel von Kur-Braunschweig vorkommende Umstände rechnen will. Sehr selten läßt sich der Verf. in mißliche Partikularitäten und Verhältnisse ein, wie es z. B. bey Würtemberg mit den Landständen und mit den Grafen Zeppelin der Fall ist. Nur hin und wieder öffnet sich die Ader der Freymüthigkeit; unter andern S. 281 bey den Mängeln der Kur-Sächsischen Verfassung. Als solche erkennt der Verf. folgende: die Langwierigkeit und Kostspieligkeit der Prozesse, welche ein ungeheures Heer von Advokaten bis ins Unendliche vermehre, verwickele und verzögere, die ungleiche Vertheilung der Steuern und anderer Ab-

gaben, die Steuerfreyheit des Adels, die Besetzung der Staats-Aemter durch Adliche, die allzusehr beschränkte Denk- Glaubens- und Schreibfreyheit, die Intoleranz gegen die Katholiken und Reformirten, die nicht gehörig berücksichtigte Verbesserung der Universitäten und Schulen, und die armselige Besoldung ihrer Lehrer, den Schlendriansgeist im Geschäftsgange, und die zu große Rücksicht auf die Anciennität bey der Besetzung der Aemter. Allein Vieles davon ist zu grell geschildert.

Von S. 276 an zieht der Verf. die Resultate seiner geographisch-statistischen Abrisse dahin, daß Preußen und Baden am meisten gewonnen, das Erzhaus Oesterreich aber den größten Verlust erlitten. Zu spät kömmt darauf die Erörterung des Grundsatzes, nach welchem die Entschädigung geschah. Das Buch schließt sich mit dem Beweise, daß Deutschland ein verbündeter Staatenbund, aber kein Völker-Staatenverein sey, und mit einigen Worten über die Reichsritterschaft.

Nr. 114 wurde in Regensburg kurz nach der Bekanntmachung der erblichen Kaiserwürde feil. Es enthält biographische Fragmente und Charakterschilderungen von Napoleon, von Moreau und von Talleyrand aus den neuesten Schriften, namentlich aus Meyer, Reichardt, Bonaparte's Consulat und andern Anonymen zusammen getragen, mithin sehr verschiedenartig. Wenn gleich Compilation, so ist sie doch interessanter, als die officiellen Bekanntmachungen und kürzern Nachrichten über die Arrestation von Moreau, welche der Herausgeber beygefügt, und mit unerheblichen sogenannten eigenthümlichen, Bemerkungen begleitet hat.

Nr. 115. Bemerkungen über die Frage: Welche Abgabe an Decimation haben die, in den Deutschen zur Entschädigung angewiesenen Domstiftern doppelt präbendirten Domherren für die überrheinische Geistlichkeit, in Gefolge des §. 75. des Reichsfriedensdeputations-Hauptschlusses, zu entrichten? Im May 1804. 16 S. 8.

Unter Beziehung auf die Deputationssitzungen Nr. 20, 26, 28, 37, 38 und auf die §§. 53 und 64, 75, des Hauptschlusses, so wie auch auf die Note der vermittelnden Minister vom 13. Jänner, beantwortet der ungenannte Verf. seine

An-

Anfrage dahin, daß nur die Reichsversammlung sie entscheiden könne. Jedoch bestimmt er sich mehr für die Meinung, daß die doppelt Präbendirten in allen nur zwey Zehntheile von ihren gesammten Präbenden zu entrichten haben.

Nr. 116. Historische und staatsrechtliche Betrachtungen über die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein. Regensburg, 1804. VI. 92 S. 8.

Eine sehr scharf gezeichnete Kritik des Oesterreichischen Verfahrens in der Ritterschaftssache mit einer humoristischen Vorrede. Um dessen Kontrast mit den vormaligen Maaßregeln des Erzhauses grell darzustellen, sind hier, wie schon in einer andern Schrift geschehen, die Conservatoria vom 21. Sept. 1531. und vom 23. Jänner 1804. mit einander vollständig abgedruckt. Weit zweckmäßiger ist jedoch der historisch-diplomatische Rückblick auf die Vorfälle mit der Herrschaft Asch im Jahre 1764. und der Seitenblick auf die dermalige Ausübung des Fiskalischen Heimfallsrechts. Letzteres wird erst in dem Nachtrage censiret, statt mit dem §. 13. der Hauptschrift in Verbindung gebracht zu seyn, welches einen Uebelstand macht. Bey der sehr gewandten Darstellung, daß der Ritterverband zu den jetzigen Zeiten gar nicht passe, wird Nr. 60 u. f. der Criminal-Proceß des Reichsritters von Münster eingeschaltet. Der statistische Werth aller Ritterbesitzungen in Deutschland wird hier mit Recht als höchst übertrieben censiret, und diese Unrichtigkeit insbesondere der Berlinischen Zeitung vorgeworfen; welche aber ihre Angaben bloß aus andern Blättern und Journalen abschrieb.

Nr. 117. Fragmente aus der Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrohm. Nürnberg, April 1804. 37 S. 4.

Eine allerdings fragmentarische Erörterung des Ursprunges der Reichsritterschaft und deren schon in frühern Zeiten vorgekommenen Verbindungen. Die daraus nach und nach entstandene Vereinigung in die noch bestehenden fünf Ritterkreise, und von diesen wiederum in einen Ritterstaat, welcher unter dem Namen der gesammten Reichsritterschaft, sowohl im Westphälischen Frieden als in den neuern Reichsgesetzen, seine Bestätigung erhielt, wird darin kürzlich angedeutet.

Nr. 118.

Nr. 118. Verhandlungen der auf Kurfürstlichen höchsten Befehl einberufenen Versammlung ritterschaftlicher Glieder. Mit Beylagen. Bamberg, 1803. 52—63. S. Folio.

Nachtrag zu den Verhandlungen der auf Kurfürstlichen höchsten Befehl versammelten ritterschaftlichen Glieder. Mit Beylagen, Nr. 50—61. einschlüſslich. Bamberg, 1804. 8—14 S. Folio.

Diese Verhandlungen machen einen sehr wesentlichen Theil der Reichsliteratur aus, und wurden am Reichstage, wiewohl nur sparsam, vertheilt, sehr gelesen; obgleich die Protokolle des Bamberger Ausschusses nur den kurzen Zeitraum vom 14. bis zum 25. November 1803 umfassen, die füllen sie die ersten 52 Seiten. Er wurde von 14 Rittergenossen eröffnet. Der Inhalt wurde schon im December durch Huber's Allgemeine Zeitung in Ulm größtentheils abgedruckt. Sehr praktisch war die Schlußverfügung über die Bestreitung der laufenden Ausgaben und die Diäten von resp. 15 fl. bis 45 Kr. Auch von den 49 Beylagen wurde Manches durch die Zeitungen bekannt. Die wichtigste und größte ist Nr. 11, so wie für die Staatskunde es Nr. 20 die Verzeichnisse der Ritterschaftlichen Besitzungen in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg sind. Solche enthalten unter vier Columnen den Namen des Guts nach alphabetischer Ordnung, dessen Eigenschaft in Rücksicht auf Lehen und Allodium, und den Namen des dermaligen Besitzers.

Der Nachtrag umfaßt den längern Zeitraum vom 24. November bis zum 23. Februar 1804, wo bekanntlich die Wiedereinsetzung wegen des Conservatorii geschah. Unter den Antworten auf diese Kurfürstliche Erklärung, welche die angetragene freywillige Unterwerfung unter die Pfalzbayerische Landeshoheit verweigerten, enthält die 61ste Beylage ein merkwürdiges Beyspiel. Der ungenannte Reichsritter erklärt darin, daß seine Unterzeichnung nur in Folge des ihm angelegten unwiderstehlichen Drangs, mit dem feyerlichen Vorbehalte der Rechte Kaiserlicher Majestät, des Reichs und der unmittelbaren Reichsritterschaft, dann unter der ausdrücklichen Bedingung und Voraussetzung der von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht förmlich übernommenen Vertretung und Auflösung des Reichsunmittelbaren Verban-

landes jener Besitznngen geschah. Sehr ungern vermißt man in diesem Werke ein Namenverzeichniß derer, mit und ohne diese Bedingung subscribirten Ritter, unter welchen sich auch die Grafen Schönborn und Ingelheim befanden. Oeffentliche Blätter lieferten solche weder vollständig noch genau, und doch ist beydes für die Geschichte von Wichtigkeit.

Nr. 119. Einige vorläufige Bemerkungen über das, von dem Pfalzbayerischen Kurhofe, als Beyspiel seines Verfahrens gegen die Reichsritterschaft angezogene Benehmen des Hauses Oesterreich gegen die Burgauischen Innsassen, und die Königlich Preussischen Occupationen in Franken. Nürnberg, im April 1804. 32 S. 4.

Die im December 1803. am Reichstage umgetheilte Kurpfalzbayerische Beleuchtung derer in einer gedruckten Kaiserlich-Königlichen Gesandtschaftsnote an das Kurfürstliche Ministerium in München. d. d. 6. December 1803 enthaltenen Beschwerden der Reichsritterschaft ist der Angriffspunkt des Bemerkers. Zu Rechtfertigung der Schritte jenes Kurhofes gegen die Ritterschaft wurden unter andern auch ein, von dem Erzhause Oesterreich gegen die Insassen der Marggrafschaft Burgau erlassenes, Provisorium und die Königl. Preußischen Occupationen in Franken vom Jahr 1796 für den Satz angeführt, daß dergleichen Staatsangelegenheiten nicht zur gewöhnlichen judiciellen Erörterung gebracht werden könnten, und daß man in solchen Fällen bey beurkundeten peritorischen Gründen sich immer berechtigt gehalten habe, ohne Rücksicht auf das Possessorium jene geltend zu machen. Der Verf. bestreitet die Anwendbarkeit dieses Satzes, und sucht zu zeigen, daß jene, als Belege desselben angeführten Beyspiele, nichts dafür beweisen. In dieser Absicht wird besonders die Geschichte des angeführten Provisorii hier beurtheilt.

Nr. 120. Von Hertwich: Abhandlung für den Monat Juny 1804. 14 S. Folio.

Außer der Fortsetzung der Angelegenheiten von der Burg Friedberg, von Salm gegen Frankfurt, und von den Virilstimmen, namentlich Lichtenstein und Reuß-Plauen, kommen hier drey neue Materien vor, welche con amore bearbeitet zu seyn scheinen. — Die eine ist der Aufruf der me-

dia-

dizirten Städte beym Fränkischen Kreiskonvent … berg, wobey die Frage aufgeworfen wird, wie sich … bayern, Brandenburg, Baden, Würtemberg, Kur- … und Hessendarmstadt wegen der zugetheilten Reichsstädte … den Kreisen benehmen werden. Um das Kreis… zu vermeiden, bringt der Verf. einen Mittelweg in … — Der zweyte neue höchstwichtige Gegenstand ist … sau-Weilburgische Beschwerde wider den Kurfürsten … erzkanzler, und die Kommission über den Sustentation… wobey sehr viele praktische Bemerkungen über die … lungen der Frankfurter Kommission vorkommen. Das … burgische Schreiben vom 19. März wird hier als … dukt der Uebereilung, als überspannte Anm… als eine vertrauenswidrige, ungereimte, belei… Anschuldigung des Kurerzkanzlers, als die Lini… Licenz überschreitend geschildert, und dem Fü… Weilburg bedeutet, daß er wegen der noch nicht … Virilstimme bloß zur Reichsgräflichen Curie bethellig… sich daher diese Sprache nicht erlauben dürfe. … praktisch sind die zehn Anmerkungen über dieses … — Wie, drittens, der gewaltsame Französische … das Kur-Badensche Gebiet und die Aufhebung de… wanderten behandelt werde, ergiebt sich schon aus … ten der Rubrik: Der Hergang gehört platterding… Reihe jener unzähligen völkerrechtswidrigen Fälle … ganz Europa in den letzten 15 Jahren gesehen ha… der Russischen Note wird der Irrthum gezeigt, daß … Vorfall den ersten nennt; allerdings war die Ueb… des Kurfürstenthums Hannover der erste, in jeder … auch der wichtigere, Fall.

Nr. 121. Von Hertwich: Abhandlung für den … July 1804. 12 S. Folio.

Liefert außer der Fortsetzung der Gräflich-Rech… Occupationssache und zwey Reichskammergerichtlichen… ständen mehrere wichtige Ausführungen. a) Ext… Rheingelder vom 1. December 1802 bis dahi… wobey gezeigt wird, wie wenig der §. 39. des Reichs… erlediget ist. b) Die officielle Anzeige am Rei… von der veränderten Regierungsform in Fran… wobey der Verf. abermals einen Rückblick auf den … Friedensschluß von 1795. unter einer politischen D…

nstitut, und c) die Resignation des Erzherzogs Karl, als Deutschmeister. Ganz neu für die Publicität war aber d) der Abschnitt über den Vergleich von Nassau-Weilburg mit den Kur-Trierischen Pensionisten, vor der Kurerzkanzlerischen und Kur-Hessischen Kommission. Hierbey wird das Dom-Kapitel wegen einer Wortbrüchigkeit gegen die übrige Dienerschaft getadelt.

Nr 122. Reichstags-Bulletin 1804. Regensburg, April, May, und Iuny. Nr. I-X. 8.

Seit dem 7. April zeigt sich die Regensburger Industrie auch in einem gedruckten wöchentlich in der Regel, oft zweymal, herauskommenden Bulletin, statt daß man bisher nur handschriftliche Nachrichten aus den geschickten Federn eines Ganz, Loder, von Hertwich, Bösner u. s. w.) kannte. Hauptsächlich liefert es nur Nachrichten von Druckschriften; jedoch floß daraus auch manche andere in politische Zeitungen über, z. B. von dem Gesandten Drake, von dem Postraube bey Regensburg am 3. May u. s. w. Die Kenntniß der ephemeren Regensburger Flugschriften wurde durch dieses Bulletin in Deutschland mehr verbreitet; nur wurde es selbst zu sehr im Fluge geschrieben. Bey Nr. IX. wurde der Anzeige der Vorträge in circulo vom 4. Juny die, freylich bey Bulletinisten sehr gewagte Bitte beygefügt, daß man davon keinen öffentlichen Gebrauch machen möge.

Nr. 123. Notices Historiques sur S. A. S. Mgr le Duc d'Enghien, assassiné par Ordre de Bonaparte, dans le Bois de Vincennes, la Nuit du 21. au 22. Mars. 1804. présentées à la Diète de Ratisbonne, 1804. Mai. 52 S. kl. 8.

Wurde in Regensburg, wahrscheinlich von England kommend, im Juny vertheilt, und verdient, in sofern die Katastrophe des Herzogs von Enghien unter allen Ereignissen der Revolution eines der merkwürdigsten ist, und in den deutschen Reichsannalen hervorleuchtet, auch hier eine Erwähnung. Die Lebensgeschichte des Duc wird hier kurz und bündig mitgetheilt, so wie dessen Theilnahme an dem Kriege, die Reise durch die Schweiz und nach Russisch-Polen, so wie der Auffenthalt in Ettenheim seit 1801. Bey dem Ereignisse vom 15. März werden vier Thatsachen abgesondert; die Entführung aus Deutschland, die schnelle Fortbringung

nach

nach Straßburg und Vincennes, die Verurtheilung und der Tod. Einiges ist dabey übertrieben, welches um so entbehrlicher war, da schon die nackte That eben so abscheulich als unnütz ist. Dagegen ist Manches, was solche, wo möglich, noch mehr graviret, gar nicht darin angeführt. Ein sehr wichtiges historisches Faktum S. 24 u. f., betrifft das Verhältniß der Condéer zu der Krone England.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Zoega in Rom, dessen großes Werk über die Obelisken den Beyfall aller Kenner des Alterthums erhält, scheint noch immer nicht entschlossen zu seyn, die ihm vor zwey Jahren konferirte Professur in Kiel anzutreten. Gegenwärtig arbeitet er, auf Veranlassung des gelehrten Kardinals Borgia, an einem Catalogue raisonné, der in der Antiquitäten-Sammlung dieses würdigen Prälaten sich befindenden drey Hundert koptischen Manuskripte.

Der König von Preußen hat zwey schöne Mumien gekauft und sie der Akademie der Wissenschaften zu Berlin für ihre Kunstsammlung geschenkt.

Verbesserungen.

Auf den Bogen Q unten zu lesen anstatt XC. 2, — XC. 1.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Ein und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Nachricht von Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes, und von dem den Kirchen- und Schullehrern dafür ausgemittelten Aequivalente, wie auch von einigen andern Veränderungen des Kirchen- und Schulwesens in der Stadt Hameln. Nebst einigen Ideen zur Beurtheilung der Umwandelung der sogenannten geistlichen Accidentien in feststehende Besoldungen im Allgemeinen. Von H. R. Matthäi, zweytem Prediger in Hameln. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1804. 104 S. 8. 10 gr.

Obgleich diese kleine Schrift ihre nächste Beziehung auf die Stadt und Gegend des Verfassers hat: so hat sie doch auch in so fern eine ausgedehntere Brauchbarkeit, als das Verfahren des Magistrats in Hameln bey dem auf dem Titel benannten Geschäffte als musterhaft zur Nachahmung empfohlen werden kann, und Hr. Matthäi in der zweyten Hälfte der Schrift die Gründe für und wider eine bessere Einrichtung mit dem Accidentienwesen gut dargestellt und auseinandergesetzt hat. Wenn sich indessen hin und wieder noch Stimmen hören lassen, welche für die Beybehaltung der alten Einrichtung sprechen: so ist doch der Wunsch, daß der Theil der Predigereinkünfte, welcher auf den sogenannten Accidentien beruht, im

eine sicherere und ehrenvollere Einnahme verwandelt werden möchte, allgemeiner und von viel besseren Gründen unterstützt. Der Verfass. fängt mit einer Nachricht von der bisherigen Einrichtung der dortigen Prediger- und Schullehrer-Verhältnisse, Geschäffte und Einnahmen an, welches freylich für auswärtige Leser viel zu weitläuftig geschehen ist, und größtentheils nur den Einwohnern in Hameln interessant seyn kann. Desto brauchbarer sind aber seine Nachrichten von der Einleitung und Ausführung der gemachten Veränderungen, die man in der Schrift selber nachlesen muß, indem eine ausführliche Anzeige unsere Gränzen übersteigen würde. Und überall, wo man ähnliche Veranstaltungen treffen will, wird man wohl daran thun, wenn man diese Schrift mit Bedacht liest, weil das, was und wie es in Hameln geschehen ist, beherziget und nachgeahmt zu werden verdient.

G.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer Universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Fr. Schiller. 25r Band. zweyte Abtheilung. Mit 1 K. XL und 355 S. 26 Band 1 Alph. 6 ½ B. Jena, bey Mauke. 1803. gr. 8. 2 Rf. 21 M.

In diesen beyden Bänden befindet sich die Fortsetzung der Merkwürdigkeiten des Herzogs Louis de St. Simon vom 8ten Buche an; sie endigt sich mit dem 12ten Buche. Jedem Bande sind Anmerkungen, Zusätze und Erläuterungen aus den Papieren des Herzogs und mehrerer seiner Zeitgenossen, auch aus einigen gedruckten Memoires angehängt. Der 26te Band schließt sich mit des Herzogs von St. Simon eigenen Schilderungen merkwürdiger Personen seiner Zeit, die aus dem 9ten und 10ten Theil seiner Memoires genommen sind. — Noch bemerkt Rec., daß dem 25sten B. noch eine Darstellung des Jean Baptiste Colberts Verdienste um

die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. vorgesetzt ist; der Vf. hat sie meist nach der Preisschrift des Hrn. von Necker, die schon längst mit dem verdienten Beyfall gekrönt worden ist, geschildert.

Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution, fortgesetzt von Fr. Buchholz, 14ter Band XIV und 483 S. 15ter Band VIII und 405 S. 16ter Band XII und 344 S. 17 Band 538 S. Berlin, bey Unger. 1802. u. 1803. 8. 5 Rt. 16 gr.

Der 12te und 13te Band wurde in dieser Bibliothek XL. B. 1 St. S. 50 von einem andern Rec. angezeigt. In diesen 4 Bänden rückt die Geschichte von dem Sturze der Partey der Girondisten bis zur Verwandelung des Konvents in eine Direktorialregierung vor, oder vom 2ten Jun. 1793 bis zum 16ten Okt. 1795. Der neue Verf. Hr. Buchholz hat im Ganzen den vorigen Plan befolgt; unterscheidet sich aber durch einen vorurtheilsfreyen Geist, durch eine tiefereindringende Beurtheilung der Begebenheiten, durch Freymüthigkeit, durch treffendere Charakterschilderung der Hauptpersonen, durch einen rascheren Gang, und durch einen kürzern und nervösern Vortrag merklich von dem erstern Verf. Manche Ansichten möchten freylich nicht überall Beyfall finden; aber natürlich muß der Mann, der sich, um ein solches Werk der Wahrheit gemäß zu schreiben, in die Revolutionsgeschichte ganz hineinarbeiten muß, der, wenn ihm anders ein scharfer Blick zu Theil geworden ist, mit dem Getreibe der Theilnehmer und ihren besondern Absichten vertrauter werden muß, auf eigne Ansichten kommen, die andern zum Theil oft sehr auffallend seyn möchten. Das Studium der Revolutionsgeschichte hat den Verf. nach seinem eigenen Geständnisse von allem Glauben an Bosheit und allen damit zusammenhängenden Vorurtheilen einmal für allemal geheilet. Die ganze Schreckensperiode erscheint ihm als das Produkt der Schöngeisterey im Gegensatz von Genie und Grausamkeit, nur als das Surrogat besserer Hülfsmittel. Die zerrissenen Socialverhältnisse müssen durch andere, und wo möglich durch bessere ersetzt werden. Dieser Aufgabe unterlag der Verstand der

Machthaber um so mehr, weil sie ihnen von außen sehr erschwert wurde. Die Tugend wurde zu Hülfe gerufen. So floß das Blut in Strömen, ohne daß man im Mittelpunkt der Handlung selbst wußte, warum es floß. Danton und Robespierre werden in ein vortheilhafteres Licht gestellt; ohne sich dieser Männer anzunehmen, hat der Verf. ihnen bloß ihr Recht wiederfahren lassen wollen. Robespierre, der vorzüglich Rousseau's gesellschaftlichen Vertrag studierte, war nach dem Verf. nur das Werkzeug des Schicksals; die Schreckensperiode hält er für nothwendig, und eben so nothwendig waren nach ihm selbst die Uebel, welche sie noch zurückließ, um den Umschwung noch länger zu unterhalten. Der Charakter der Charlotte Corday ist gut entwickelt, und ihre Geschichte gewissermaaßen dramatisch dargestellt. Die Anklage-Akte der Girondisten hat der Verf. vollständig aufgenommen, weil sie ihm den Geistesumfang ihrer Gegner am besten darzustellen schien; und um den Einfluß dieses Geistes auf die Tribunale zu zeigen, hat er den ganzen Proceß der unglücklichen Marie Antoinette in seine Erzählung eingeflochten. Ueberall hat der Verf. sich bemüht, den Einfluß moralischer Ideen auf die Revolution zu zeigen, weil sie sich von dieser Seite von allen Revolutionen unterscheidet, und eben durch diese moralischen Ideen blutiger geworden ist, als irgend eine. Alle Kämpfe im Innern scheinen ihm Versuche zur Feststellung der Socialverhältnisse zu seyn, alle Kämpfe an den Gränzen zur Feststellung der Nationalverhältnisse; daher sondert er beyde von einander. In Ansehung der beygefügten Aktenstücke ist nur die Konstitution der französischen Republik, die am 23 Sept. 1795 durch einen Schluß des National-Konvents als ein vom Volke angenommenes Grundgesetz proklamirt wurde, dem letzten Bande vollständig angehängt worden; andere Aktenstücke sind in die Erzählung im Auszuge mit eingeflochten. Die verschiedenartigen Quellen, die der Verf. in den Anmerkungen anführt, sind mit Beurtheilung benutzt, und ihr Werth oft treffend gewürdigt worden.

Mm.

Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer von K. F. Becker. Sechster Theil. 1 Alph. 18 B.

Sie-

Siebenter Theil. 1 Alph. 21 B. Berlin, bey Frölich. 1803. 8. 3 Rthl. 20 gr.

Die ununterbrochne Fortsetzung der Beckerschen Weltgeschichte zeugt von dem Beyfall, den sie, nach unserm Urtheil, von Anfang an mit Recht verdient hat. Die beyden Theile, die wir jetzt anzukündigen haben, enthalten die erste Periode der neuern Geschichte, von 1453 bis 1618, oder vom Ende des griechischen Kaiserthums bis zum Anfang des dreyßigjährigen Kriegs. Der sechste Theil liefert, nach einer Einleitung von den nunmehrigen Fortschritten der Menschheit, und dem Charakter der damaligen Zeit, diesen Zeitraum in der Geschichte der Portugiesen, Spanier und Deutschen; und der siebente in der Geschichte der Franzosen, Engländer, Niederländer, Italiäner, und übrigen, sonderlich nordischen Völker. In beyden wechseln, wie man schon aus den vorhergehenden Theilen gewohnt ist, Geschichte der Völker oder ihrer Regenten mit der Geschichte und Charakterisirung der merkwürdigsten Personen ab, die auf die Begebenheiten ihrer Zeit den vornehmsten Einfluß hatten. Da die Portugiesische und Spanische Geschichte dieses Zeitraums mit den Entdeckungs- und Eroberungsgeschichten in Ostindien und Amerika verwebt ist: so hat der Verf. für schicklich gehalten, beyden die Aufsuchung Indiens zur See, in einem eignen Abschnitt von 152 Seiten vorauszuschicken, worin denn alle Abentheurer dieser Zeit, Diaz, Columbus, Gama, Cabral, Vespucius, Behaim, (der Verf. zeigt aus Proben seiner Weltbeschreibung die äußerste Unwahrscheinlichkeit, daß Magellan und Columbus ihm die ersten Ideen zu ihren Entdeckungen zu verdanken haben sollten) Balboa, de las Casas, Cortez, Almagro, Pizarro, de la Gasca, Almeida, Albuquerque, nach der Reihe auftreten und alle zum Theil verübte Greuelthaten, und Beyspiele von Regentenschwäche und Regentenundank ins Gedächtniß zurückrufen. Wir wundern uns aber, wie der Verf. zum Schluß dieser Entdeckungsgeschichten S. 151 den Gedanken sich eigen machen kann: daß man, um des großen Zweckes willen, die Amerikaner und Indier an den großen Fortschritten der Europäer in der Entwickelung des Menschengeschlechtes Theil nehmen zu lassen, die blutigen Mittel übersehen müsse, die die Natur dabey gebraucht habe. Konnte denn die Europäische Kultur anders nicht als durch Ausrottung der Ureinwohner

dahin verpflanzt werden? Und ist der jetzt in Indien und Amerika hergestellte Grad der Aufklärung und Kultur, den Amerikanern und Indiern, und nicht vielmehr den sie in ihrem Lande tyrannisirenden Europäern eigen? Waren denn die bey ihrer Unterjochung verübten Grausamkeiten Wirkungen der Natur, und nicht vielmehr des Fanatismus und Golddurstes? Besser ist es doch, dergleichen Schwierigkeiten gegen den Glauben an eine göttliche Weltregierung gar nicht zu berühren, wenn man, wie hier, nichts Befriedigenderes zu ihrer Rettung zu sagen weiß. Uebrigens erscheinen hier viele berühmte Namen, als Ferdinand des katholischen, Karls V. und seines Großvaters Maximilians in ganz anderm Lichte, als in den gewöhnlichen Kompendien, die bloß der merkwürdigen Begebenheiten unter ihrer Regierung erwähnen; ihre Schwächen aber und deren Ursachen übergehen. Die Geschichte der Deutschen nimmt mit vorzüglicher Weitläuftigkeit den meisten Raum ein, wovon die Reformationsgeschichte einen großen Theil ausmacht. Indem hier der Verf. das Leben Luthers einwebt, verweilt er bey gewissen scheinbar kleinen Umständen seiner Erziehung und Jugendjahre, und zeigt ihren Einfluß auf die nachherige Bildung und Eigenheiten seines Charakters, und unter andern auf seinen Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes. Schön und wahr ist auch der Charakter Melanchthons gezeichnet. Außer der weitläuftigen Regierungsgeschichte Karls V. fällt auch die Geschichte des Bauernkriegs, des Schmalkaldischen Kriegs, wo die Ursachen seines schlimmen Ausgangs, bey allen Fehlern und Mängeln des Gegentheils, ohne Schonung dargelegt werden, der Grumbachschen Händel, des Jülichschen Succeßionsstreits, und die durch Rudolphs kraftlose Regierung, und Matthias und Ferdinands bigotte Strenge geschehene allmälige Vorbereitung zum dreyßigjährigen Krieg, in diesen Zeitraum. Den Schluß macht ein unterhaltendes Gemälde von dem Kulturzustand und der Lebensart der Deutschen in dieser Zeitperiode.

Von dem siebenten Theil melden wir nur, daß er die Geschichte der Franzosen, bis S. 360, der Engländer bis S. 521, der Niederländer bis 550, der Italiäner bis 646, und dann aller übrigen Europäischen Völker bis 698 enthält. Daß Schweizer, Dänen, Norweger, Schweden, Rußen, Polen, Preußen, Ungarn und Türken in einer so unverhältnißmäßigen Kürze abgewiesen werden, vermag der Verf. kaum

durch

durch die Vorsicht zu entschuldigen, daß das Buch nicht durch Anhäufung mehrerer Bände vertheuert würde. Allein wir glauben doch auch, daß, sonderlich in der Geschichte der Deutschen und Franzosen, sich durch Abkürzung oder Uebergehung solcher Begebenheiten und Kriege, die in das Ganze nicht viel Einfluß hatten, viel Raum für andere Völker hätte gewinnen lassen. Die berühmten Männer übrigens, die in diesem Theil der Weltgeschichte besonders aufgestellt werden, sind Kalvin, Shakespeare, Angelo, Raphael, Galilei, Zwingli und Kopernikus.

Noch müssen wir beym Schluß dieser Anzeige bemerken, daß Th. VI S. 214. der Jesuitenstaat in Paraguay, als noch jetzt bestehend, beschrieben wird, der doch schon längst aufgehoben ist. Auch wundern wir uns, daß bey Erzählung der klevischen Erbfolgestreitigkeiten nicht mit einem Wort erwähnt wird, auf welchen Rechtsgründen sich die Ansprüche des Churfürsten zu Sachsen, des Churfürsten zu Brandenburg und des Pfalzgrafen eigentlich gründeten, welches doch zur Vollständigkeit und Gründlichkeit der Geschichte nöthig war, und auch ohne viele Raumverschwendung, höchstens auf einer halben Seite hätte geschehen können. Bey der übrigens korrekten Sprache des Verf. ist uns nur der einigemal vorkommende Ausdruck: jemanden antreten, statt sich an ihn wenden, anstößig gewesen. Wenn der Verf. Th. VI S. 79 zum Nachtheil des ehrwürdigen Barthol. de las Casas den von Herreras zuerst ersonnenen und von Robertson unbedachtsam nachgeschriebenen Vorwurf wieder aufwärmt, daß er zur Schonung der schwächlichen Amerikaner zuerst den Vorschlag gethan habe, afrikanische Sklaven einzuführen: so scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, was Gregoire zur vollkommenen Widerlegung dieses Gerüchtes geschrieben hat. Der Vf. begleitet die Beyspiele religiöser Grausamkeit des intoleranten Heinrichs VIII. mit folgender Sentenz (S. 428) »die Religion ist ihrer Natur nach eifersüchtig, wie die Liebe, und »wo noch heut zu Tage Jemand sich der Toleranz rühmt, der »hat entweder auf sein Herz nicht recht gemerkt, oder Religionssachen sind ihm überhaupt gleichgültig.« Wir gestehen, daß wir für dieses Epiphonema keinen Sinn haben; der Verf. scheint Religion und Fanatismus verwechselt zu haben. Eben so überlassen wir dem Vf. zu verantworten, was er S. 462 bey Gelegenheit der Königinn Elisabeth schreibt:

»Es kann der weiblichen Natur nichts Unglückseligeres begeg-»nen, als wenn sie verdammt wird, an einem männlichen »Platze zu handeln, und alle Weiber auf einem Thron, mit »so größerer Kraft sie regiert haben, sind desto scheußlichere »moralische Zerrbilder gewesen.«

Gi.

Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie und Statistik rc. herausgegeben vom (von) Lorenz Westenrieder Siebenter Band. München, bey Lindauer. 1803. 27½ B. 8. 1 Rf. 16 gr.

Hr. Westenrieder fährt unermüdlich fort, die vaterländische Geschichte und Staatskunde mit schätzbaren Beyträgen zu bereichern, und sich dadurch bleibende Verdienste zu erwerben. Die in diesem Bande enthaltenen Stücke sind folgende: I. Ruprechts von Freysingen, eines im 14ten Jahrhundert berühmten Sachwalters, Rechtbuch oder Landrecht vom Jahr 1332. Hr. W. hat es nach dem im Stadtarchiv zu München befindlichen Original abdrucken lassen. Es ist mit deutschen Buchstaben, wovon S. 2. das Muster geliefert wird, auf sehr starkem Papier geschrieben. Um ungeübten Lesern die damalige Schreibart zu erleichtern, hat der Herausgeber eine Uebertragung der ersten 25 §§. in die jetzige deutsche Sprache beygefügt; und da die Versetzungen, Abkürzungen und besondere Zeitausdrücke auf allen Seiten sehr häufig vorkommen: so hat er noch S. 230-249. über einen Theil derselben eine Erklärung angehängt, die dem Leser sehr willkommen seyn wird. II. Miscellanea. 1) Schicksale des Philipp Apian, Doktors der Medicin und Professors der Mathematik zu Ingolstadt, wegen seines Uebertritts zur augsburgischen Konfession. Er wurde 1569, aller dringenden Vorstellungen und Bitten ungeachtet, seines Amts entsetzt und des Landes verwiesen. 2) Ueber das jährliche Schlittenfahren des Magistrats von München. 3) Gewisser Bericht und Urkund des entstandenen Uebels und Unruhe zu München im Jahr 1632; eine Beschreibung der von der schwedischen Miliz damals erlittenen Drangsale der Einwohner von München. 4) Des Dorfs Langenpreisina und seiner gewohnten Ehaft und Dorfrecht. III. Statistik. Des Herausgebers Meinung über

über den Geldreichthum, die freye Konkurrenz u. die unbedingte Bevölkerung; ein sehr verständiger, der allgemeinen Beherzigung werther Aufsatz. IV. Verstorbene Gelehrte und Künstler: Herrmann Scholliner, geboren zu Freysingen den 15ten Jan. 1722, gestorben zu Weichenberg den 16ten Jul. 1791, mit dem Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieses berühmten Theologen und sehr fleißigen Geschichtforschers. Scholliner lebte und schwebte so ganz und gar in seinen Arbeiten, daß er Jahre lang nicht aus seinem Kloster kam. Dabey war er äußerst mittheilend, und bereit, dem fremden Docht mit seinem Lichte Glanz zu verschaffen. Mit der schönen Literatur war er weniger vertraut; aber er kannte ihren Werth, und empfahl sie seinen jüngern Mitbrüdern nachdrücklichst. Auch war er ein sehr religiöser Mann, bescheiden, schonend, mit den Leidenden leidend, ein Freund und Vater der Dürftigen. V. Geschichte von des Herausgebers Backenschmerz, genannt Trismus, einer fürchterliche schmerzhaften Krankheit, woran Hr. W. seit 1787 fast unausgesetzt und oft so schrecklich leidet, daß man sich wundern muß, wie er dabey seine öffentlichen Berufsgeschäffte, und seine vielen literarischen Arbeiten habe fortsetzen und Geduld behalten können. Während der vielen Jahre, da er von diesen fast unerträglichen Schmerzen gequält wird, hatte er, alle guten Tage zusammengenommen, nicht 6 Monate, da er von ihnen vollkommen befreyt war. Das Lesen dieses Aufsatzes kann jedem, der an einer schmerzhaften Krankheit leidet, Trost und Linderung geben.

Ob.

Martini Schwartner, Bibliothecae Reg. Scient. Universitatis Pestanae Custodis Primi, et Professoris Diplomaticae, Introductio in Rem Diplomaticam aevi intermedii, praecipue Hungaricam, cum tabulis V aeri incisis. Editio secunda auctior et emendatior. Budae, (Ofen) typis Regiae Univers. Pestanae, 1802. 403 S. 8.

Die erste Ausgabe dieses schätzbaren Buchs haben wir im 117ten Bande unserer ältern Bibliothek, S. 178 fg. beschrieben.

ben. In der gegenwärtigen zweyten hat es so sehr an Veränderungen, Berichtigungen und Vermehrungen gewonnen, daß es beynahe als ein neues Werk angesehen werden kann. Wir können freylich, bey dem Erzeugnisse eines auswärtigen gelehrten Bodens, dieses Alles nicht umständlich anzeigen; doch müßen wir auch dem forschenden und scharfsichtigen Fleisse eines Deutschen in Ungarn; der aber durch Gatterers Unterricht gebildet worden zu seyn dankbar erkennt, einige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Einleitung, welche sonst nur 37 S. größern Drucks betrug, ist jetzt zu 54 S. kleinern angewachsen. Hier finden wir den 16ten §. des ersten Abschnitts, worinne von fälschlich geschmiedeten Diplomen in Ungarn Beyspiele vorkommen, von sechzehn Zeilen bis zu sechstehalb Seiten vergrößert. Wie in der ersten Ausgabe, so erklärt sich Hr. S. auch hier (§. 18 p. 30.) über Gatterers Definition der Diplomatik — sie sey die Wissenschaft, Diplome zu verstehen, zu beurtheilen und anzuwenden — dieselbe möchte wohl in der Rücksicht viel zu weit seyn, daß auch die Anwendung der Diplome darunter begriffen werde. Allein, wenn gleich zur richtigen und vollständigen Anwendung derselben mancherley historische, antiquarische, statistische, rechtliche u. a. Kenntnisse gehören: so ist es doch gewiß, daß die Diplomatik schon durch die Untersuchung und Aufklärung des Inhalts der Urkunden ihre Anwendung vorläufig nicht wenig befördert. In der Geschichte dieser Kunst (p. 31. sq.) hätten wir doch auch unsers Conrings Censuram Dipl. Lindav. als eine der ersten musterhaften Untersuchungen über die Aechtheit eines Diploms, zu sehen gewünscht. Bey dem berühmten diplomatischen Kriege zwischen den Jesuiten und Benediktinern, ist zwar (p. 33.) ein Grund des Vorwurfs, den man erstern, wegen ihres Bestrebens, die Aechtheit alter Urkunden zu zernichten gemacht hat, angegeben; aber der wichtigere und gewöhnlichere, der Harduin und Germon hauptsächlich getroffen hat, ist übergangen. Die neuere Behauptung, daß nicht der Abt Beßel, sondern Fr. Jos. Hahn, Verfasser des Chron. Gottwic. sey, findet Hr. S. nicht gegründet genug. Von den Schicksalen der Diplomatik in Ungarn, und drey dahin einschlagender Streitigkeiten, wird auch ausführlicher als vorher gehandelt. In einem neuen Zusatze zur diplomatischen Graphik (p. 56 sq.) verwirft der Verf. mit Recht die Meinung derer, welche den noch heidnischen Ungarn den Gebrauch der Schreibekunst

bey-

beylegen. Mit Schönemann glaubt er gegen Gatterern, (p. 63 sq.) daß es keine ältere deutsch geschriebene Urkunde, als eine vom J. 1217 gebe. Merkwürdig ist allerdings der p. 81. in Kupfer gestochene, mit litteris columnatis geschriebene Anfang einer Urkunde des K. Bela IV. vom J. 1252. Gegen die Meinung des Verf. (p. 112.), daß das Leinenpapier bis zum 16ten Jahrhunderte in Ungarn zu wichtigern Diplomen nicht gebraucht worden sey, möchten sich doch wohl Beyspiele auffinden lassen. So besitzt Rec. die Originalurkunde des K. Ludwigs I. vom J. 1375 auf solches Papier geschrieben, durch welche er einem ansehnlichen Staatsbedienten, Georg Bubek, das Schloß Trencsin, nebst einigen andern dazugehörigen Schlößern, geschenkt hat. Zur Erläuterung dessen, was p. 143 sq. 193 sq. von den Siegeln in den ungarischen Urkunden gesagt wird, kann es dienen, daß in einer andern Urkunde des gedachten Königs vom J. 1359, welche gleichfalls in den Händen des Recensenten ist, der Siegelring desselben, worauf ein Kranich mit dem Worte Lodovicus zu sehen ist, auf rothem Wachse gebraucht worden. Wie beynahe überall an erheblichen Stellen Zusätze hinzugekommen sind: so wird auch p. 240 der Titel Rex Christianissimus, den so viele Könige im Mittelalter führten, in dem Titel der K. von Ungarn durch ein Beyspiel vom J. 1444 bestätigt, und p. 241 sq. sucht es der Verf. noch wahrscheinlicher zu machen, daß die Worte in jenem Titel: in perpetuum, oder Rex in perpetuum, eine Nachahmung der kaiserl. Formel: Semper Augustus sind. Daß an statt der ehemaligen auch in Ungarn beliebten pedantischen Gewohnheit, seinen Nationalnamen in einen gleichbedeutenden lateinischen, (z. B. Kovács, ein Schmidt, in Fabricius, u. dgl. m.) zu übersetzen, jetzt eine andere einreiße, aus deutschen Familiennamen ungrische und slavische zu bilden, (z. B. statt Reutermeyer, Rostaházi) verdiente allerdings p. 260 für die Nachkommenschaft angemerkt zu werden. Doch wir müssen hier abbrechen, und bemerken nur noch, daß die Muthmaaßung des Hrn. S. (p. 291.) Johann von Hunyad habe nicht schreiben können, (wenigstens nicht lateinisch) durch eine Urkunde des großen Helden vom J. 1447, die sich in unserer kleinen Sammlung befindet, ein Gewicht erhält, indem die Unterschrift derselben folgende ist: 9 pp'a Dni Gub'nator. (manus propria Domini Gubernatoris.) Auch die Urkunden

den und die in Kupfer gestochenen Proben derselben, sind in dieser Ausgabe ansehnlich vermehrt worden.

Kr.

Palmzweige auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten? von J. G. Reuter, Churf. Mainz. Geh. und Revis. G. Rath. Nürnberg, bey Lechner. 1802. 61 S. und 4 Kupfertafeln gr. 8.

Eine wirklich gelehrte mit sinnreichem Scharfsinn geschriebene diplomatische Schrift; deren Resultaten der Recensent aber dennoch seinen vollen Beyfall nicht geben kann. Die Brakteaten des Erzstifts Mainz, des Stifts Fulda, des Stifts Quedlinburg, auf welchen die Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen mit dem Palmzweig in der rechten Hand erscheinen, beschäfftigten die Münzkenner Tenzel, Seeländer, Heim, Olearius, Schlegel zuerst mit der Untersuchung, was der Palmzweig für eine Bedeutung haben möchte. Der eine hielt sie für Symbole des Siegs, der andere für Symbole einer glücklichen Regierung, der dritte für Symbole der Unschuld, und Olearius hielt alle Münzen mit dem Palmzweig für Begräbnißmünzen. Da alle diese verschiedenen Meinungen bald nur auf die eine, bald nur auf die andere Art der Brakteaten anpassend war: so verbindet der Hr. Verf. mit diesen Brakteaten die Siegel, auf welchen bis jetzt die Palme entdeckt worden ist, um aus der Zusammenhaltung und Prüfung beyder eine solche Bedeutung für den Palmzweig aufzufinden, welche auf alle und jede Münzen und Siegel anpassend sey. Die Siegel, welche der Verf. hier zusammen gestellt hat, sind außer den Siegeln der Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II. und der Imagina, der Gem. K. Adolphs v. Nassau, deren zwey den belaubten Zepter und die dritte die belaubte Ruthe enthalten, die Siegel der Pröbste Reinold von Hildesheim, Adalbero von S. Paulin zu Trier, Hartmann und Gerbodo zu Mainz, Heinrichs von Bolanden, Probst zu S. Stephan zu Mainz, Simons, Probst zu S. Johann in Mainz, Arnolds, Probst zu S. Gereon zu Mainz, Wilhelms, Probst zu S. Moritz zu Mainz, die Siegel der

Prob-

Probstei Ilmstadt und des Probsts des Jungfrauenklosters zu Ichtershausen, das Siegel des Bisch. Friedrichs zu Straßburg und das Siegel des Bürgermeisters zu Viterbo, zu welchen in einem Nachtrag noch die Siegel einiger Dechanten hinzukommen. Alle diese Siegel führen die wahre eigentliche Palme in der rechten Hand, deren wahre Bedeutung, als Symbols, der Hr. Vf. nur in dem einzigen allen diesen Personen, welche mit der Palme auf den Münzen oder Siegeln erscheinen, zustehenden gemeinschaftlichen Charakter, daß sie alle obrigkeitliche Personen sind, deren jede eine eigene Gewalt, Regierung oder Gerichtsbarkeit zu verwalten hat, aufgesucht, und den Palmzweig für nichts als einen Zepter, als das allgemeine Kennzeichen der obrigkeitlichen Gewalt, und im nähern Betracht als das Sinnbild einer sanften blühenden Regierung, angesehen haben will. Zur Wahrheit dieser Deutung setzt er einen andern Beweis hinzu — die Verwandlung des Zepters in einen Palmzweig. Ursprünglich war der Zepter von den Schäfern hergenommen, welche ihre Heerden mit einem Stocke oder mit einer Ruthe zu leiten pflegten, er selbst also ursprünglich ein langer Stock, welcher nachher das allgemeine Zeichen eines jeden Heerführers und Befehlshabers wurde. Noch zu Karls des Großen Zeiten war der Zepter ein langer Stab. Nach und nach wurde er abgekürzt, u. nahm mehrere Verwandlungen, als Adler- Kreutz- Lilien- und Ruthenzepter an. Der letztre war erst bloße Ruthe, darauf die belaubte Ruthe, und endlich nach dem bekannten pictoribus atque poetis die Palme. So sind also, fährt der Hr. Verf. im §. 12 fort, die Palmzweige auf den Siegeln und Münzen nichts anders, als Zepter und der stärkste Beweis, daß durch sie die Gerichtsbarkeit angezeigt werde, ist dieser, daß alle diejenigen Personen, welche nach den bis jetzt aufgefundenen Münzen und Siegeln die Palme führen, auch die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, und hingegen keine, die mit eigner Gerichtsbarkeit nicht begabt sind, als Dechante und andere Stiftsprälaten, Domherren und Ritter je mit einem Palmzweige versehen vorkommen.

Mit gutem Bedacht hat Rec. den ganzen Beweis des Hrn. Verf., der mit vieler gelehrten Belesenheit ausgeführt ist, in gedrängter Kürze zusammengestellt. Nun aber in eben so gedrängter Kürze seine Bemerkungen und Einreden: 1) Der Herr Vf. hat die in der Hauptschrift eben angeführte Behaup-

hauptung, daß kein Dechant mit einem Palmzweige versehen in den Siegeln vorkomme, in dem Nachtrage selbst zurücknehmen müssen, weil ihm schon nach vollendetem Drucke Dechantensiegel mit der Palme in der Hand mitgetheilt worden sind. Sollte wohl alles, was zur Untersuchung über die Palme auf den Münzen und Siegeln nöthig ist, aus den Archiven schon so rein vorgelegt seyn, daß sich darüber eine feste und sichere Entscheidung geben ließe? Bis jetzt ist noch zu wenig Aufmerksamkeit auf die Siegel mit der Palme gewendet worden, und es ist noch nicht ausgemacht, ob sich nicht noch Dechanten- und Scholaster-, so gar Rittersiegel mit dem Palmzweige auffinden werden? 2) Der Verf. sagt unter andern, daß die auf dem Siegel der Sophie, Scholasterinn von Essen v. J. 1282 vorkommende Ruthe von dem eigentlichen Palmzweige ganz verschieden sey, und daß dieses auch der von Salvern in den Proben des deutschen Reichsadels angeführte Leichenstein des Georgs von Lichtenstein, Scholasters zu Würzburg, beweise, auf welchem dieser mit einer aber abwärts gewendeten und aus einem ganzen Büschel Reiser bestehenden Ruthe vorgestellt wird. Wie aber, wenn wir dem Herrn Verf. freylich nicht aus eigner Ansicht, sondern durch die Mittheilung eines sichern diplomatischen Freundes, die Versicherung geben können, daß der Scholaster Rudolph von Würzburg in einem Siegel v. J. 1283 den wirklich aufwärts gerichteten Palmzweig in der linken Hand führe? 3) Noch kann der Recensent dem Hrn. Verf. nicht ganz beystimmen, daß der belaubte Creuzzepter den Kaisern, die belaubte Ruthe auf dem Siegel der Imagina und der Palmzweig auf den Siegeln der Pröbste in eine und dieselbe Klasse gehören, und noch weniger kann er 4) demselben beypflichten, daß der sogenannte Ruthenzepter nach dem bekannten pictoribus atque poetis in den Palmzweig verwandelt, und daß dieser kurz abschneidende Ausspruch in diplomatischen Untersuchungen, besonders in den Zeiten des Mittelalters anwendbar sey? Er muß es ihm vielmehr 5) zur eignen Prüfung und Ueberlegung empfehlen, ob die einmal angenommene Lieblingsidee, daß der Palmzweig ein Symbol der Gerichtsbarkeit von der kaiserlichen oberstrichterlichen Gewalt an, bis herab zur Schuldisciplin der Dechanten und Scholastiker, sey, als diplomatisch gewiß behauptet werden könne, und ob nicht vielmehr 6) die Palme, da sie nach den von dem Hn. Vf. angeführten Siegeln, vorzüglich auf den Siegeln der geistlichen Prälaten, und besonders

aber

aber der Pröbste vorkommt, so wie der Creuzzepter als ein religiöses Symbol angenommen, und in der Deutung desselben auf das zweyte Symbol, auf das Evangelienbuch in der linken Hand zugleich Rücksicht genommen werden müße? Die Symbole, der wahre Zepter in der R. und die Kugel oder das Schwerdt in der L. in den Siegeln der Kaiser u. Könige; die Fahne in der R. und das Wappenschild in der L. in den Siegeln der weltlichen Reichsfürsten; des bischöflichen Stabs in der R. und des Evangelienbuchs in der L. in den Siegeln der Erz- und Bischöfe legen wenigstens diese Bemerkung sehr nahe an die Hand.

Allemal ist es auffallend, daß der Palmzweig gerade in den Siegeln der Pröbste am häufigsten vorkommt. Zu den Siegeln welche der Herr Verf. gesammelt und zum Theil in Kupfer vorgelegt hat, kann der Recensent das Siegel der ehemaligen Probstey zu Frauenbreitungen hinzusetzen, das er mit der Originalurkunde vor sich hat. Es hängt an einem von dem Probst Friedrich an Cuntzen Hein über den Knollnhof im Jahre 1473 am Petritage ausgestellten Lehenbriefe, ist oval, und stellt den Probst stehend in der R. mit einer Palme und in der L. mit dem Evangelienbuche vor, mit der Umschrift: S. Prepositi in Regis Breitingen.

Der Recensent hat sich nur an den Hauptgegenstand in dieser kleinen gelehrten Schrift, an die Palme und an die Bedeutung derselben gehalten, und weiß es dem Herrn Verf. herzlichen Dank, daß er diese Sache zur Sprache gebracht, und dadurch Gelegenheit zu weiteren Nachforschungen gegeben hat, wenn er auch nicht ganz einstimmig mit ihm, denken kann.

Dtz.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Geographische, naturhistorische und technologische Beschreibung des souverainen Herzogthums Schlesien, von Joh. Ad. Val. Weigel, evangel. lutherischem Prediger ꝛc. VII. Theil. Die Fürstenthü-

thümer Oels, Trachenberg, Neiße und Rattibor. 1803. 13 B. 16 gr. VIII. Theil. Die Fürstenthümer Pleß, Oppeln, der leobschützer Kreis und die freye Standesherrschaft Beuthen. 17 ½ B. gr. 8. Berlin, bey Himburg. 1804. 20 gr.

Siebenter Theil. 1) Das mittelbare Fürstenthum Oels besteht aus dem Oels-Bernstädter, und Oels-Trebnitzer Kreis, und hatte 1800, 81946 Menschen in 35 □ Meilen, 56 lutherische und 16 katholische Kirchen, die erstern unter einem herzoglichen Konsistorium und Superintendenten, mit 12 untergeordneten Senioren oder Inspektoren. Im ersten Kreis sind 5 Städte und 150 Dörfer, und darunter 6 Kolonien. Die Stadt Oels selbst hat ein vom Herzog Sylvius Friedrich gestiftetes Prediger-Witwenhaus, worin 8 Prediger- und Schullehrer-Witwen freye Wohnung, Holz und andere Wohlthaten genießen. An der lutherischen Schloß- und Pfarr-Kirche stehn 5 Prediger. Das 1594 gestiftete Seminarium ist nun in Verbindung mit der gelehrten Schule zu einer Bürgerschule umgeschaffen. Damit ist auch größtentheils die große Kospothische Stiftung von 150000 Gulden verbunden. Es sind hier eine herzogl. Regierung, Konsistorium, Kammer, und ein Landes-Hofgericht und 417 Privathäuser. In dem Schlosse ist, ausser verschiedenen Kunst- und Natursammlungen, auch die erkaufte Bibliothek des Prinzen Ferdinand von Braunschweig aufgestellt. Die Appellationen gehen von hier an die Oberamts-Regierung zu Breslau, so wie das Land in Ansehung der Steuern und der Kontribution unter der dasigen Kriegs- und Domainen-Kammer steht. Dieser Kreis enthält außer Oels noch die Städte Bernstadt, Juliusburg, Medzibor, wo jährlich gegen 500 Eimer Wein gebaut werden, und Hundsfeld, das dem Vinzenzstift in Breslau gehört, aber seit 1790 eine lutherische Kirche hat. Im Trebnitzer Kreis liegen die Städte Trebnitz, dem daselbst befindlichen, und 1203 von dem Gemahl der h. Hedwig gestifteten Cisterzienser fürstl. Jungfernstift gehörig, welches 68 Ortschaften besitzt und Stroppen. Unter den 155 Dörfern und Höfen dieses Kreises ist nicht ein herzogliches. Zu diesem Fürstenthum gehört übrigens noch das davon abgesonderte und zum Kreutzburger Kreis gerechnete Konstädter Ländel. Im Lande sind noch drey mineralische Quellen.

2) Das

2) Das mittelbare Fürstenthum Trachenberg, ein Theil des Militsch-Trachenberger Kreises, hat 16 □ Meilen und (1800) 34666 Menschen, halb Protestanten, halb Katholiken, 2 Städte, Trachenberg und Prausnitz, und 47 Dörfer, und gehört seit 1802 dem Gen. Lieut. Grafen von Hatzfeld. Die fürstl. Regierung steht unter der O. A. Regierung zu Breßlau; Steuern und Kontributionen aber gehören zu dem steuerräthl. Glogauer Departement in Wohlau.

3) Das mittelbare Fürstenthum Neiße, treibt mehr Ackerbau als Fabriken, gehört dem Bischof von Breßlau, unter preußischer und böhmischer Oberherrschaft; jenes beträgt 30, dieses 17 □ Meilen (wie also kann der preußische Antheil beynahe ⅔ betragen? eine von beyden Angaben ist also falsch.) Im ersten lebten 1800, 66919 Menschen, über 19000 weniger als 1791 (der Verf. bekennt selbst seine Bedenklichkeit über die Verschiedenheit der aus dem schlesischen Provinzialblättern genommenen Bevölkerungs-Angaben.) Das Land steht unter der O. A. Regierung zu Brieg, und der Kriegs- und Domainenkammer zu Breßlau, hat nur 3 lutherische Kirchen, und wird in den Neißer und Grottgauer Kreis getheilt. Die Stadt Neiße ist der Sitz der fürstbischöfl. Regierung; doch ist die Friedrichsstadt königlich; sie hat außer mehreren kathol. Kirchen zwey wohl dotirte Stifter, und einen königl. Zoll- und Accisedirektion, die sich über andere Kreise erstreckt; die Lutheraner halten ihren Gottesdienst auf dem Rathhause; die zwey andern Städte dieses Kreises sind Patschkau und Ziegenhals. Der angegebnen Dörfer sind 187. Von dem böhmischen Antheil werden bloß genennt 5 Städte, 65 Dörfer und 8 Mühlen. Zu dem Grottgauer Kreis gehören die Städte Grottgau, Ottmachau und Wansen. Nach Büsching ist in Ottmachau der Sitz der königlichen Regierung; hier aber bloß eines Justizamtes.

4) Das unmittelbare Fürstenthum Rattibor, von höchstens 18 □ Meilen und nicht ganz 50000 Menschen, hat nur 2 lutherische Kirchen, und eben die äußere Verfassung wie Neiße, und enthält 3 Städte, Rattibor, Riebnik, und Sohrau, das Cisterzienser Kloster Rauden, und 5 Kolonien mitgerechnet, 143 Dörfer. Die Hauptstadt hat außer der Stiftskirche noch 3 katholische und eine lutherische Kirchen und 3 Klöster. Unter den Dörfern haben wir auch nicht eins bemerkt, das königlich wäre.

VIII. Theil. 1) Das mittelbare Fürstenthum Pleß, seit 1767 einer Linie des Hauses Anhalt-Köthen gehörig, wird von der aus Teschen kommenden Weichsel durchströmt, und enthält in 25 □ Meilen 58000 Menschen, in 2 Städten, 2 Marktflecken und 95 Dörfern, wovon aber nur 56 fürstlich sind. Die Zahl der Katholiken übersteigt die Zahl der Protestanten bey weitem. In Pleß ist eine lutherische, von einem Grafen von Promnitz 1743 erbaute, Kirche, die von standesherrlichen Einkünften unterhalten wird. Seit einigen Jahren wird an einem Kanale gearbeitet, durch welchen die Klodnitz bis zu ihrer Ausmündung schiffbar gemacht wird. Er ist einer der ersten Deutschlandes, und wird am Ende dieses Jahrs (1804) gänzlich beendiget werden, und im Frühjahr 1805 soll der Anfang mit Verschiffung der Kohlen aus den Kohlengruben und der übrigen Produkte und Fabrikate Oberschlesiens gemacht werden. Die erste Navigation geht unter der Oberfläche der Heide durch einen gewölbten Stollen fort. In ganz preußisch Schlesien sind hier die größten Waldungen, sie sollen 80000 □ Morgen betragen. Daher sind nicht weniger als 48 Hohe Oefen, 10 Luppenfeuer, 112 Frischfeuer und 11 Zainhämmer, im Lande; auch werden Kanonen und Ammunition gegossen. Zur Königshulder Kleineisen- und Stahlwaaren-Fabrik hat Friedrich Wilhelm 70000 Thlr. geschenkt. Das unmittelbare Fürstenthum Oppeln enthält 139 □ Meilen und wird jetzt in 8 landräthliche Kreise getheilt, die 1800 von 244037 Menschen bewohnt waren, davon die Lutheraner 11, die Katholiken 218 Kirchen und 12 Klöster haben. Seit 1799 stehen alle Oberschlesische protestantische Kirchen unter 3 Inspektionen, zu Neustadt in Oppeln, Karlsruh und Pleß. Die acht Kreisstädte, von denen die Kreise dieses Fürstenthums den Namen haben, sind Oppeln, Falkenberg, Neustadt, (bey der 1779 geschehenen österreichischen Einäscherung dieser Stadt wird, vermuthlich aus Schonung, nicht erwähnt, daß sie nach bereits unterzeichneten Friedenspräliminarien geschah) Kosel (mit einem Herrnhuter-Etablissement, Gnadenfeld, mit dem eine Erziehungs-Anstalt verbunden ist) Groß-Strehlitz, Tost, Lublinitz, und Rosenberg. Sie sind, bis auf Neustadt, alle mediat, und gehören adelichen und gräflichen Familien.

2) Der leobschützer Kreis, enthält die Theile der Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau und des Markgraf-

thums

thums Mährens, die 1742 an Preußen abgetreten worden sind, beträgt 20 □ Meilen, in denen 1800, nicht ganz 69000 Menschen lebten. Die Civil- und Finanzverfassung ist wie bey den andern oberschlesischen Fürstenthümern. Lutheraner verhalten sich zu den Katholiken wie 1 zu 10. Es gehört dieser Kreis bekanntlich dem Fürsten von Lichtenstein, und enthält 4 Städte 6 Marktflecken und 128 Dörfer, darunter 4 Kolonien sind. Die Kreisstadt Leobschütz hat ein 1752 gestiftetes und 1802 erweitertes Gymnasium, woran 6 Professoren stehen; aber auch eine lutherische Kirche und Schule, und ist der Sitz der lichtensteinschen Regierung. Die fürstl. Kammergüter dieses Landes sind theils zergliedert an die Unterthanen verkauft, theils auf Erbpacht ausgethan worden; doch ist die Konfirmation einiger Zergliederungen noch nicht erfolgt.

3) Die Standesherrschaft Benthen, liefert viele Steinkohlen und Eisenerze, Bley und Galmey. Bey dem Dorfe Charzow ist 1802 eine neu errichtete königliche Eisenhütte, die Königshütte genannt, in Betrieb gekommen, die aus 2 hohen Oefen besteht, die mit abgeschwefelten Steinkohlen betrieben werden. Sie ist das erste Werk in den preußischen Staaten, und, wie der Verf. versichert, in Deutschland, das mit Dampfmaschinen, statt der Wasserräder, für das Gebläse betrieben wird (unsers Wissens ist es schon früher im Mansfeldischen geschehen.) Die Oefen liefern wöchentlich 1000 Cent. Roheisen. Sie enthält in 10 □ Meilen 18693 Menschen, und ist seit 1697 ein Majorat der gräflichen Familie Henkel von Donnersmark. In der ganzen Herrschaft haben die Lutheraner eine einzige Kirche zu Tarnowitz, der zweyten Stadt der Herrschaft. Der dasige von 400 Bergleuten betriebene Bergbau wirft jetzt jährlich gegen 1500 Mark Silber, 10000 Cnt. Bley und 4000 Cent. Glätte ab. Um die Wasser zu gewältigen, bedient man sich der Feuermaschinen. Zum Gutmachen der Erze hat man 1786 eine Meile von Tarnowitz eine Schmelzhütte, und einen Kalkofen erbaut, und die ganze Anlage Friedrichshütte genannt. Zur Herrschaft gehören noch 1 Marktflecken, 66 Dörfer und 8 Kolonien.

Gl.

Geographie und Statistik von West- Süd- und Neu-Ostpreußen. Nebst einer kurzen Geschichte des Königreichs Polen bis zu dessen Zertheilung. Bearbeitet und herausgegeben von A. C. von Holsche, Kgl. Pr. Geheimen Justizrath und Regierungs-Direktor zu Bialystok. Nebst einer Charte von West- Süd- und Neu-Ostpreußen. Zweyter Band. Berlin, bey Maurer. 1804. 578 S. gr. 8. 2 Rthl. 16 gr.

Die Geschichte Polens, mit welcher dieser Band anfängt, nimmt, ob sie gleich nur einen Zeitraum von etwas über 200 Jahre enthält, doch den vierten Theil des Bandes ein, und ist für ein statistisches Handbuch offenbar zu ausführlich; und doch vermißt Rec. ungern alle die Ursachen, welche auf das allmählige Sinken und die endliche Auflösung des polnischen Reichs den wirksamsten Einfluß hatten; diese mußten stärker hervorgehoben und genauer entwickelt werden. Dafür ließ man zuviel von den Königswahlstreitigkeiten und von Kriegen; auch fällt der Verf. bey Erzählung kriegerischer Vorfälle bisweilen in den gewöhnlichen Zeitungsstyl.

Der größte Theil dieses Bandes beschäfftigt sich mit Südpreußen. Die Gränzen des Landes sind zu allgemein angegeben worden; mit Recht erwartete man in dieser Beschreibung eine speciellere Angabe derselben; aber der Verf. verweiset den Leser auf Sotzmanns Handbuch zum Gebrauch der neuen Generalkarte von Ost- West- Süd- und Neuostpreußen. Der Flächeninhalt von ganz Südpreußen — Neu-Schlesien zu 41 □ Meilen berechnet, mit eingeschlossen — wird zu 999½ □ M. angenommen. Dann folgt die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit von Südpreußen und der Produkte. Der Verf. führt in Ansehung der Abnahme der Fruchtbarkeit und der Getreide-Ausfuhr besonders über Danzig bessere Gründe an, als einige Statistiker angegeben haben. Daß der Verf. die Ursachen der geringern Benutzung der natürlichen Beschaffenheit des Bodens bemerkt, ist zu loben; nur gehören die weitläuftigen Vorschläge, wie so Manches abzuändern ist, nicht in dieses Werk, das eben dadurch unnöthiger Weise zu stark geworden ist. Nachdem

dem der Verf. von den verschiedenen Klassen der Einwohner überhaupt kurz gehandelt hat: so redet er dann noch besonders vom Adel, von der Geistlichkeit, von den Bürgern und Bauern, und giebt alle adeliche Güter in jedem Departement und Kreise nebst dem ungefähren Werth derselben an. Es befinden sich in Südpreußen und Neu-Schlesien 3390 adeliche Güter, deren Werth auf 78,148,634 Thlr. geschätzt werden; doch sind die großen Herrschaften, wenn sie aus mehrern Gütern, und die Güter, wenn sie aus mehrern Vorwerken und Dörfern bestehen, nur für eins gerechnet worden. Die kirchliche Verfassung wird hinreichend beschrieben. In dem Abschnitt von den Städten und ihrer Beschaffenheit werden die Städte in den 3 Departements nach den steuerräthlichen Inspektionen in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Der Verf. hätte wohl gethan, wenn er bey den Städten, welche einen deutschen und polnischen Namen haben, immer beyde bemerkt hätte, theils um sie, wenn nur der eine bekannt war, in seinem Werke auffinden zu können; theils auch zum bessern Gebrauche der beyliegenden und anderer Karten, in welchen etwa ein anderer Name, als dem Leser bekannt ist, vorkommt. So findet sich in seiner Beschreibung der polnische Name Karge; auf der beyliegenden Karte aber der deutsche Name Unruhstadt. Von mehreren Städten — deren es überhaupt 235 in Südpreußen giebt — sind gute Nachrichten gegeben worden. In dem Abschnitt vom platten Lande ist der Verf. viel zu weitläuftig in Ansehung der Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes der Bauern. Mehrere Tabellen zeigen den Bevölkerungszustand Südpreußens im J. 1800 an; die Bevölkerung der ganzen Provinz belief sich auf 1,348,071 Menschen. In dem Abschnitt von Meliorationen läßt sich der Verfasser wieder auf die Vorschläge zur Einführung der Erbpacht und Vereinzelung der Domänenämter zu weitläuftig ein.

Ei.

Neuestes Staats- Zeitungs- Reise- Post- und Handlungslexikon oder geographisch- historisch- statistisches Handbuch von allen fünf Theilen der Erde — verfaßt von P. A. Winkopp, Kurfürstlich- Erz-

kanzlerischem Hofkammerrath. Erster Band A bis D. Leipzig, bey v. Kleefeld. 1804. 81 B. 4. 5 Rh.

Der Verf. scheint Anfangs nur die Absicht gehabt zu haben, ein geographisch-statistisches Handbuch herauszugeben; und darauf richtete er auch wahrscheinlich bey Sammlung der Artikel seine ganze Aufmerksamkeit; aber nach und nach wurden aus den bekannten Wörterbüchern auch solche Artikel, die dem Zeitungsleser zur Belehrung nothwendig sind, oder dem Vf. in Rücksicht auf die Handlung interessant zu seyn schienen, mit aufgenommen, und nun änderte er den Titel in Staats-Zeitungs-Reise-Post- und Handlungslexikon und der erste Titel wurde nachgesetzt. Aber bey einem auch nur flüchtigen Durchblättern wird man bald finden, daß, obgleich der Vf. nach der Vorrede dieses Werk nicht für Statistiker und Geographen, sondern vorzüglich für diejenigen Leser geschrieben hat, welche sich beym Zeitungslesen und bey etwa vorkommenden Geschäfften (!! wie unbestimmt! und was kann nicht Alles dahin gerechnet werden, und wie viel hat nicht wirklich der Verf. nun hineingebracht, das man hier gar nicht sucht!) Raths erholen wollen, diese Leser oft, gar zu oft ohne Rath bleiben werden. Denn in dieser Rücksicht fehlt eine zu große Menge solcher Artikel, welche in den Zeitungen häufig vorkommen, sie mögen die Schiffarth, Handlung oder das Kriegswesen betreffen. So sind von den verschiedenen Arten der Schiffe und Fahrzeuge äußerst wenige angeführt, oder die Artikel sind unvollständig; wieviel müßte z. B. zur Erklärung des Artikels Anker nicht noch hinzukommen! Eben das ist in Ansehung der Handlungsgegenstände zu bemerken, wovon viele wichtige Artikel gar nicht vorkommen; obgleich, da sonst keine Handlungswaare erwähnt wird, und das mit Recht, sich doch S. 270 das Wort Arak eingeschlichen hat. Auf der andern Seite ist es als Handbuch zu weitläuftig; denn da es nach der Vorrede vorzüglich für Zeitungsleser bestimmt ist; wozu war es da z. B. nöthig, beynahe alle Dörfer, wenigstens in den Preußischen Staaten und in einigen andern, von welchen man schon Dorfgeographieen hat, anzuführen, da diese höchst selten in den Zeitungen vorkommen, auch von den meisten nichts Merkwürdiges gesagt werden konnte. Gehörten überhaupt auch wohl in ein geographisches

Hand-

Handbuch die Dörfer hineln, wenn nicht besondere Merkwürdigkeiten ihre Erwähnung erforderten — aber selbst in dieser Rücksicht ist eine Menge Dörfer, davon Rec. eine lange Reihe aufzählen könnte, übergangen. Endlich möchte Rec. fragen: wie ist's möglich, daß der Verf. auf diese Weise sein Versprechen, in höchstens 15 Alphabeten dies Werk zusammenzufassen, werde erfüllen können, da diese 4 Buchstaben schon beynahe 14 Alphabete ausmachen. Besser hätte also der Verf. gethan, wenn er bey seinem ersten Plan geblieben wäre, und nur ein historisch-statistisch-geographisches Wörterbuch geliefert; aber auch stets darauf Rücksicht genommen hätte, daß es nur ein Handbuch seyn sollte, in dem eine Menge unwichtiger Artikel fehlen darf. Bey allem dem muß Rec. dem Verf. das Lob ertheilen, daß er manche Materien zweckmäßig abgehandelt, und soweit seine Quellen reichten, auch treu aus ihnen geschöpft hat — wenn diese nur immer ihm rein und ungetrübt geflossen wären. Auch die neusten Begebenheiten hat er mit berührt; doch zuweilen sich zu weitläuftig ins Detail eingelassen. Zu bedauern aber ist's, daß bey den statistischen Angaben z. B. in Ansehung der Bevölkerung, nicht immer die neuesten bemerkt worden sind. Daß in einem so weitläufigen Werke nicht viele Unrichtigkeiten vorkommen sollten, ist eben so unvermeidlich, als verzeihlich; aber dieser giebt es doch in Wahrheit hier zu viele, und manche Artikel verdienten ganz umgearbeitet zu werden. Einiges hat der Verf. selbst schon in den Zusätzen verbessert, in welchen er auch die neuesten Veränderungen in Deutschland, soweit sie die schon früher abgedruckten Artikel betreffen, nachgeholt hat.

Mm.

Gelehrtengeschichte.

Ueber C. F. Neanderg Leben und Schriften. Eine Skizze von C. E. C. Freyin von der Recke, geb. von Medem. Berlin, bey Frölich. 1804. 146 S. kl. 8. 10 gr.

Wenn der Mann, welchem dieses Denkmal gesetzt worden ist, auch weit weniger gekannt und geachtet gewesen wäre: so würde

 sein

sein Name durch die Freundinn, welche ihm das Denkmal stifte, gewinnen müssen. Aber eins ist des andern werth. Nicht bloß in Kurland, sondern auch im Auslande war Neander als ein Mann von reifen Kenntnissen und von dem edelsten Charakter geschätzt. Frau von der Recke schildert ihn hier vorzüglich als Volkslehrer, Freund und Familienvater, und in allen diesen Verhältnissen war er ehrwürdig und liebenswürdig. Er hat in seiner Gegend, ohne Geräusch in anspruchsloser Thätigkeit, in die Köpfe Licht und in die Herzen Wärme gebracht, und hatte das Glück, die Wirkungen selber zu erleben, indem er über ein halbes Jahrhundert Prediger gewesen war. Ein hoher Grad von gewissenhafter Rechtschaffenheit war es, daß er die ihm angebotene Adjunktion seines Sohnes so lange verbat, bis man überzeugt seyn konnte, daß man dem Sohne nicht um des Vaters, sondern um sein selbst willen dieses Anerbieten mache. Wir wollen einige von seinen hier mitgetheilten Grundsätzen abschreiben. S. 80. »Laßt uns zufrieden seyn mit dem, was das Bedürfniß des Fortschreitens in unserer geistigen Kultur ruhig und ohne Zudringlichkeit herbeygeführt hat. Die Wahrheit, daß das Wesen der Religion in reiner Pflichterfüllung, und nicht in äußern Gebräuchen besteht, ist nach und nach bey uns Grundsatz geworden und hat die Ueberzeugung herbeygeführt, daß schon hier auf Erden durch Ausübung eine ächte anspruchlose Tugend, ein Reich des Friedens hergestellt werden kann. Ob wir oder andere das ausführen, was uns gut scheint, darauf kommt es nicht an; genug wenn wir nach unserer besten Ueberzeugung handeln.« S. 92 f. »Daß Religion von den mehresten Menschen als ein vom handelnden Leben abgerissenes Stück betrachtet und nur von Zeit zu Zeit zum Gebrauch hervorgesucht wird — dieß war dem menschenfreundlichen Weisen ein eben so schmerzhafter Gedanke, als der: daß Menschen von großen schönen Anlagen sich mit Bruchstücken von Tugenden begnügen, die ohne Zusammenhang den Charakter nicht veredeln, dem Gemüth die innere Ruhe und Zufriedenheit geben können. Ein solches Wetterleuchten des bessern Ichs in uns täuscht uns über unsern innern Werth; und wir sind Thoren, wenn wir uns für tugendhaft und vernünftig halten, weil wir einzelner guter und rechter Handlungen fähig sind.« S. 94. f. »Wenn man laut über anerkannte Schwächen, Fehler und Laster anderer sprach, sagte er mit edler Würde: Nicht das laute Rügen der menschlichen Irrthümer, Schwächen und Laster wird diese vermindern, geschwei-

se denn ausrotten. Das Bestreben jedes Einzelnen, es in seiner Stelle besser zu machen, sey der Vortheil, den wir aus den Verirrungen anderer ziehen.« Man sieht übrigens aus den Zeitangaben, daß im Meuselschen gelehrten Teutschland der Geburtsort und das Geburtsjahr des sel. Neanders unrecht angegeben sind. Er ward nämlich im Pastorate Ekau 1724 den 26 Dec. geboren. Gestorben ist er den 21 Jul. 1802.

Nach dem Vorberichte des Herausgebers, (welcher, wie wir vernehmen, der durch seine Urania berühmte Hr. Tiedge ist) hat Fr. von der Recke diese kleine Schrift unter anhaltenden körperlichen Leiden geschrieben. Um so verdienstlicher ist das Geschenk, welches sie allen Freunden ächter Weisheit und Tugend damit gemacht hat.

Es ist zu bedauern, daß diese interessante Schrift durch mehrere Druckfehler entstellt ist. Wir sind ersucht worden, folgende anzuzeigen. S. 77 Z. 17 von oben, statt Geheimniß, Gleichniß S. 78. Z. 4. v. o., statt Hahn Huhn; S. 117. Z. 14. v. o., statt 2000, 1000.; S. 131. Z. 14. v. o. statt, die hier mitgetheilten Auszüge, u. s. w., »den hier noch »mitgetheilten Auszug eines Briefes der ältesten Tochter un»sers Neanders lesen; sie schrieb mir diesen Brief nach dem »letzten harten Schlage, der diese Familie traf.«

Hb.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Verzeichniss der Kurfürstl. Sächsischen Antikengallerie in Dresden. Dresden, bey Walther. 1803. 72 S. 8.

Dieses Büchelchen ist ein kurzer Auszug aus der bekannten Beschreibung dieser Gallerie von Lipsius (Dresden 1798. 4.) Dieser Auszug befindet sich schon bey den Kupfern zu erwähnter Beschreibung, die als Supplement zu le Plat im vergangenen Jahre (1803) herauskamen. Da das Folioformat bey Besuchung dieser Gallerie nicht bequem ist: so hat man durch

einen neuen Abdruck in kleinerm Formate vermuthlich dieser Unbequemlichkeit abhelfen wollen. Die Vorrede scheint vom Verleger gemacht zu seyn.

Rh.

Die Trojanerinnen, ein Trauerspiel des L. Annäus Seneca, übersetzt, mit einer Einleitung über das Wesen dieser Tragödie und kritischen Anmerkungen begleitet von Franz Horn, D. der Philos. Nebst dem lat. Text. Penig, bey Dienemann. 1803. LII u. 168 S. 8. 20 gr.

Schon in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Thyestes suchte der Vf. zu zeigen, daß eine metrische Uebersetzung für die dramatischen Werke des Seneca nicht tauge, weil sich in einer solchen die Prosa desselben am deutlichsten offenbaren werde, und nicht selten gerade das verloren gehe, was sie uns allein interessant und bedeutend mache. Er sagt daher auch von den Trojanerinnen: »Ist gleich das gegenwärtige Trauerspiel das vorzüglichste unsers Autors; hat es gleich sehr gelungene Stellen voll Würde und Pathos: so ist es doch keinesweges ein poetisches Werk, und nur ein solches soll und muß in der Versart des Originals übersetzt werden.« Wir wollen darüber nicht mit dem Verf. rechten, wiewohl wir nicht ganz seiner Meinung seyn können. Opitz übersetzte die Trojanerinnen metrisch. Was ihm nicht ganz gelang, könnte doch andern gelingen. In der Einleitung analysirt der Verf. umständlich und streng dieses Stück. Voran folgendes allgemeine Urtheil: »Ich räume sehr willig ein, daß das gegenwärtige Werk, so bald man sich nur der Ansprüche begiebt, die man an ein ächt poetisches Trauerspiel machen darf, einen mannichfaltigern Genuß gewähre, als irgend ein andres von unserm Autor. Wirklich scheint es, als habe er hier seine ganze Kraft angewandt, um dieses Werk mit allen Eigenschaften auszustatten, die ihm die Würde des Gegenstandes zu erfordern schien. Seinen vollen Pathos, wo selbst auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft die Worte dem Wohlklange gemäß, geordnet sind; sinnreiche Sprüche, die durch die antithetische Wendung, die er ihnen zu geben weiß, an-

ziehend genug werden; Deklamationen, die, wenn auch nicht immer feurig und energisch, doch immer glänzend sind, ja sogar Situationen, die sich durch ihre charakteristische Bedeutung dem Auge bestimmt darstellen — Alles das finden wir hier versammelt, um die Tragödie zu bilden, die freylich dadurch allein nicht gebildet werden konnte. Dieses Ziel ist verfehlt worden; aber auch das Verfehlte kann interessant werden, wenn es die Kraft verräth, mit der das Ziel erstrebt werden sollte, und diese findet sich hier wirklich in größerm Maaße, als in irgend einem andern Senecaischen Trauerspiel, und deßhalb räume auch ich ihm den ersten Rang unter allen ein, die uns die Röm. Bühne hinterlassen hat.« Wir wissen nicht, ob dem Verf. eine sehr geistreiche Critik der Tragödien des Seneca von Jacobs in den Charakteren der vornehmsten Dichter 4ten Bandes 2tes St. wo jedoch nur Einiges über die Trojanerinnen vorkommt, bekannt worden ist.

Die Uebersetzung würde vielen Stoff zu Erinnerungen darbieten, wenn wir sie ganz durchgehen wollten. Wir bleiben nur bey dem Anfang stehen: Quiscunque regno fidit »Wer noch seinem Reiche traut« noch ist überflüßig, et magna potens dominatur aula »und als ein gewaltiger Herrscher »im weiten Fürstenhause prunkt.« Der letzte Ausdruck ist verfehlt, und giebt einen ganz andern Begriff als dominatur: und in dem großen Pallast mächtig herrscht. Nec leves metuit deos »nicht scheuen will (scheut) die leicht beweglichen Götter.« Vielleicht besser: den Unbestand der Götter. Animumque rebus credulum laetis dedit »mit gläubigem (leichtgläubigem) Sinn der Freude noch sich hingiebt« quam fragili loco starent superbi »wie gebrechlich der Stand der Großen sey.« Man sagt wohl, ein gebrechlicher Mensch; aber nicht: ein gebrechlicher Stand. Besser: Wie unsicher der Boden, auf welchem die Großen stehen. En alta muri decora congesti jacent Tectis adustis »Verzehrt von Flammen »liegt der hohe Schmuck der Mauern bey den verbrannten »Dächern« Wir glauben, Seneca will sagen: die hoch aufgethürmten Thürme der Stadtmauern sind zusammengestürzt und die Häuser der Stadt eingeäschert. Nec coelum patet Undante fumo, nube ceu densa obsitus, Ater favilla squallet Iliaca dies. »Der wallende Rauch umgiebt des Himmels »Glanz mit dichter Wolke, und der Tag verhüllt sich schwarz »mit Trojas Asche.« Warum nicht treuer; der Himmel ist

ver-

verhüllt vom wogenden Rauch; Wie mit einer dichten Wolke verschlossen schwärzt sich der Tag mit Ilischer Asche. Stat avidus irae victor et lentum Ilium metitur oculis, ac decem tandem serus ignoscit annis. »Stetig steht er da, der Sieger, und betrachtet das langsam vergehende Ilium, ihn reut »nicht mehr der zehen Jahre Arbeit.« Avidus irae ist nicht ganz ausgedrückt; »das langsam vergehende« ist nicht deutlich für das langen Widerstand leistende. Metitur oculis, welches ein malerisches Bild des Siegers giebt, der den weiten Umfang und Inhalt der Stadt gierig mit den Augen mißt, und, was es an Beute einbringen wird, überschlägt, ist beym Uebersetzer so gut wie verloren gegangen, so wie auch der Ausdruck: er verzeihe den zehn Jahren. Nachdurstig steht der Sieger da, und mißt das zaudernde Ilium mit den Augen, und verzeiht endlich den zehn Jahren. Horret afflictam quoque »Noch »schaudert ihn vor der trauernden Stadt.« Der Sinn ist: die Stadt ist ihm noch in ihrer Niederlage furchtbar. Testor, teque *tectorem* Phrygum, Quem Troja toto conditum regno *tegit*, Tuosque manes quo *stetit stante* Ilion, Et vos meorum liberûm *magni* greges, Umbrae *minores*. »Dich Schützer Phrygiens, den Trojas Reich bedeckt, und deine Manen du, des Stehen Ilium stehen hieß, und euch ihr Schaaren kleinerer Schatten meiner andern Kinder.« Zu matt, und ohne durchaus Rücksicht auf die Antithesen zu nehmen: Dich rufe ich zum Zeugen an, der Phrygien mit seiner Herrscher-Macht deckte, den Troja mit den Ruinen seines ganzen Reiches deckt, und die Manen von dir, der, weil er stand, auch Ilium stehend erhielt, und euch, meiner Kinder große Schaaren, kleinere Schatten! Quod penitus actum cum recepisset libens, Ensis senili siccus e jugulo rediit. »Willig empfing der König ihn, der ganz hindurchdrang, und »am Nacken blutlos wiederkehrte.« Der Feind stieß das Schwerdt dem Priamus in die Kehle, und zog es dann wieder aus derselben zurück. Es kehrte nicht am Nacken zurück! Priamus flamma indiget Ardente Troja. »Priamus hat »keine Flammen, nur Troja verzehrt das Feuer.« Während Troja in Flammen steht, entbehrt er der Flamme.

Die angehängten Anmerkungen enthalten theils historische, mythologische, geographische Erläuterungen, größtentheils aus Opitz; theils ästhetische Bemerkungen über einzelne Stellen des Stücks.

Ch.

Ab-

Abhandlung veranlaſst durch eine Todtenfeyer in der ſehr ehrwürdigen Loge zur Einigkeit in Frankfurth am Main. (ohne Anzeige des Druckorts, und der Iahrzahl) 41 S. 4. nebſt zwey Kupf. und einer Schluſsvignette.

Obgleich Leßing in ſeiner Schrifft: Wie die Alten den Tod gebildet, und Herder in ſeinem vortrefflichen Nachtrage dazu, der ſich in ſeinen zerſtreuten Blättern, und in der Auswahl der beſten zerſtreuten proſaiſchen Aufſätze der Deutſchen (gleich zu Anfange des dritten Bandes) befindet, dieſe Idee ziemlich erſchöpft haben: ſo läßt ſich doch gegenwärtige Schrift, noch als ein kleiner Beytrag, und als Anwendung auf den Tod eines Freundes, recht gut leſen.

Das Bild eines Jünglings, oder vielmehr eines Genius, der in ruhiger Stellung, mit geſenktem, trübem Blicke, die Fackel des Lebens über einem Leichname auslöſcht, hat etwas ſo Sanftes und Beruhigendes, daß wir durch das Verweilen bey dieſer geiſtreichen Allegorie der alten Kunſt, die durch den Tod eines Freundes geſtörte Ruhe einigermaaßen wieder gewinnen können.

Die Griechen und Römer dachten ſich aber den Tod nicht immer unter ſo gefälligen Bildern, und kannten die Schreckniſſe deſſelben wohl, wie dieſes die verſchiedenen Ideen, die uns Dichter und Künſtler davon hinterlaſſen haben, zu erkennen geben. Die meiſten dieſer einzelnen Züge hat Horaz in folgendem kraftvollen Gemälde vereinigt:

Divesne, priſco natus ab Inacho,
Nil intereſt, an pauper et infima
De gente ſub divo moreris
Victima nil miſerantis orci.

Omnes eodem cogimur; omnium
Verſatur urna, ſerius ocius
Sors exitura, et nos in aeternum
Exilium impoſitura cymbae.

Wenn indeſſen die Griechen ein hohes ernſtes Schickſal, dem der Menſch unterworfen ſey, glaubten: ſo läugneten ſie damit keinesweges den Einfluß der Handlungen des Menſchen auf ſein glücklicheres oder härteres Loos, auf ſeinen ſpätern oder frühern Tod; und wenn ſie ſagen: daß die Kерες

die

die nähern Veranlassungen des Todes seyn: so denken sie sich wohl nicht immer die Parzen darunter; sondern vielleicht oft die Laster und Vergehungen, wodurch die Menschen ihr Ende beschleunigen; wenigstens dachte sich dieses Rec., wenn er in dem Alten die κῆρας τε καὶ ἄτας den ἀρεταῖς entgegen gesetzt fand, weil die Folgen von gewissen Vergehungen mehrentheils schrecklich und unvermeidlich sind. Dieses paßt auch sehr gut zu den Bildern, deren sich griechische und römische Künstler auf Grabmälern bedienten; z. B. ein Vogel, der einem Knaben die Brust zerhackt, (Gorii Inscript. T. I. p. 230) ein Vogel, der der Schlange entgegen fliegt (ibid. T. II. p. 316) u. s. w.

Aber freylich die Ruhe im Grabe, das Ende aller Mühseligkeiten, auszudrücken, dazu wählte man das oben erwähnte Bild des Genius mit gesenkter Fackel. Indessen der schöpferische Geist der Griechen brachte auch noch mehrere Bilder hervor, worinnen immer die Dichter vorangiengen und die Künstler folgten. Z. B. die Aehnlichkeit, welche man zwischen einem Todten und Schlafenden fand, veranlaßte, daß man beyde zu Brüdern machte und ihnen die Nacht zur Mutter gab. Diese Idee wurde von Künstlern häufig benutzt, wie noch viele erhaltene Kunstwerke bezeugen. Dieser Gedanke an die Ruhe im Grabe, welchen Griechen und Römer auch oft in ihren Aufschriften noch deutlicher ausdrückten, wurde durch den Schmetterling, den man dem Genius beygesellte, tröstender; und auch dieser Trost wurde veredelt, indem man das Bild der Psyche mit Schmetterlingsflügeln, den Genius umarmend darstellte.

Die Abbildungen von zwey Reliefs, welche man bey Velletri fand, und die hier beygefügt sind, wird man für diesen Zweck sehr passend finden. Aber die Anmerkung, daß Velletri in der Campagna Romana, oder dem jetzigen Kirchenstaate, liegt, daß es bey den alten Römern Velitrae hieß, daß Augusts Vorfahren, und er selbst auf einem Landhause nicht weit davon erzogen wurden rc. fällt hier auf und scheint ganz überflüßig zu seyn.

Das erste Relief stellt den Genius, nachdenkend auf die erlöschende Fackel gestützt vor. Der Grund, worauf er steht, ist umwässert (wahrscheinlich Lethe's Strom), Psyche überschwebt ihn; die Schale oder Muschel, womit sie tranken, entfällt ihr.

Auf

Auf dem zweyten Relief lehnt sich der Genius schlafend an ein Grabmal, seine Fackel ist gesenkt, die Füße sind übereinander geschlagen, und eine Schlange umwindet die Urne, welche die Asche des Verstorbenen enthält. —

Diese Schlange, welche sich um die Urne windet, für ein Symbol der Leiden zu halten, wie hier der Verf. annimmt, giebt nach der Art, wie diese Sache hier erklärt wird, keine gute und passende Idee. Denn wenn man sie bey den Eumeniden oder Furien findet: so sind sie, wie der Verf. auch selbst sagt, das Bild von den Foltern eines bösen Gewissens, und so könnte dieses Bild also nur auf verstorbene Bösewichter anwendbar seyn. — Da aber die Schlange, wenn sie mit ihren Zähnen ihr eigenes Ende faßt, und also einen Kreis bildet, als ein Bild der Ewigkeit, die Verbindung des gegenwärtigen Lebens mit dem künftigen ausdrückt; könnte hier die das Haupt empor hebende Schlange, nicht das Ende dieser Verbindung andeuten und bloß die Fortdauer in der Ewigkeit anzeigen sollen?

Rh.

Erziehungsschriften.

Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. Zweytes Bändchen, von J. W. Ausfeld, Erzieher zu Schnepfenthal. Mit einem Titelkupfer. Schnepfenthal. 1803. 17½ B. 8. 1 Rt.

Einige geographische, historische und moralische Gegenstände für gute und fleißige Kinder, gesammelt von einem Freunde derselben. Ein Weihnachtsgeschenk. Leipzig, bey Gräff. 1804. Mit einer Karte und einem Kupferblatt. 15 B. 8. 16 gr.

Herr Ausfeld, ehemaliger Pflegesohn und nunmehriger Gehülfe Hrn. Salzmanns, begleitete mit seiner Gattinn einige bisherige Zöglinge aus Schnepfenthal nach Neuwied zurück, und beschreibt hier die Hin- und Herreise in dem Ton der vormaligen Salzmannischen Reisebeschreibungen. Es ist ein Reise-

setagebuch mit Bemerkung aller der Kleinigkeiten, die einem Reisenden aufzustoßen pflegen, und nur für ihn selbst oder für Personen von seiner Bekanntschaft einiges Interesse haben können. Allenthalben, auf Landstraßen, Feld und Gärten sehen und greifen die kleinen Reisenden nach Pflanzen und Kräutern, die sie zur Vermehrung ihrer Kräutersammlung sorgfältig aufbewahren, zum Beweis, mit welcher Vorliebe die Kräuterkenntniß in Schnepfenthal getrieben wird. Das Lesenswürdigste im Buch ist die Beschreibung der in der Gegend von Neuwied gefundenen römischen Alterthümer. Der Verf. besah nicht nur die in dem dasigen Schlosse aufbewahrte Sammlung der ausgegrabenen Stücke, sondern auch die, zum Theil leider! wieder zugeschütteten Ruinen einer römischen Stadt und Festung bey dem Dorfe Niederbiber. In der erstern fand er einen, in dem Innern eines römischen Badehauses aufgefundenen, aus breiten Backsteinen zusammengesetzten Pfeiler, mit der Inschrift: Cohors IIII. Vindelicorum, einige große Stücke von einem eignen, verhärteten Gusse, mit welchem die Mauern und besonders die gewölbten Deckmauern der unterirdischen Behältnisse und Kanäle dick bekleidet gewesen waren; verschiedene unversehrte irdene Gefäße, wovon die von braunrother Farbe die feinsten waren — Näpfe, Krüge, Töpfchen und Lampen; metallene Armringe, mehrere große Nadeln zum weiblichen Haarschmuck, eine kleine Glocke, ein blechernes Geschirr einem Präsentirteller ähnlich, fingerlange Nadeln aus Bein und Horn, ein römisches Schwerd, Schlüssel, ein gläsernes Näpfchen, eine ziemlich starke Glasscheibe, die zu einem Damenspiel nach dem Bade gedient zu haben scheint; ein Stück einer Wachstafel nebst darzu gehörigem Griffel, eine 1½ Fuß hohe Bildsäule von Bronze, auf einem viereckigen Fußgestell, im J. 246 nach Chr. Geb. aufgestellt; die Bildsäule selbst scheint den Genius der dasigen Stadt vorgestellt zu haben. Auf dem Platze selbst bemerkte man die Grundmauer einer römischen Festung, die einen Platz von 840 rheinl. Fuß in der Länge, und von 631 F. in der Breite einschließt, und die Ruinen einer Stadt, die sein Führer für das alte Gesonia hielt, Ueberreste einer römischen Landstraße, einer Schanze, der von Drusus gezogenen militärischen Linie, und einer steinernen Rheinbrücke rc. Das kleine niedliche Reisekärtchen, das dem Buche beygelegt ist, sollte doch billig mit den Minuten des Längen- und Breiten-Grades bezeichnet seyn, der ihre Gränzen einschließt.

Nr.

Nr. 2. Niemand wird leicht errathen können, was er in dieser Schrift zu erwarten hat. Sie besteht aus zwey Abtheilungen, deren jede ihr eignes Titelblatt, besondere Zueignungsschrift und besondere Seitenzahlen hat. Die erste enthält eine kurze geographische und historische Beschreibung von Schleswig und Jütland. Sie enthält nichts Neues, und ist ganz aus Niemann, Baden und Büsching genommen, außer daß der Verf. über die Ausfuhren roher Produkte zum Nachtheil inländischer Manufakturen, insbesondere über den Verfall der Hauptstadt Schleswig, ohngeachtet des dermalen daselbst befindlichen Hofes, klagt, und dagegen den zunehmenden Wohlstand von Flensburg rühmt. Beynahe ist diese Beschreibung von 10 Bogen für Leserinnen, für die der Verf. geschrieben zu haben scheint, etwas zu umständlich. Dem Buche ist eine Charte über die Postwege in Dänemark, Schleswig und Holstein beygegeben, so gezeichnet, als wenn Helsingör und Aarhaus, Kopenhagen und Horsens auf einem Kontinente lägen. Was muß aber dabey für ein erster Meridian angenommen worden seyn? Die Längengrade werden westwärts gezählt, und der erste fällt in den Meridian von Soroe. Bey Beschreibung der Insel Helgoland und des dasigen Feuerthurms, vergißt der Verf. zu erwähnen, daß letzterer von der Stadt Hamburg unterhalten wird. Ein andres Kupferblatt stellt den 1801 auf dem Hestenberg in Schleswig errichteten Telegraphen vor, und ist mit einer dazu gehörigen Beschreibung begleitet. Der Verf. verdient dafür Dank, da die Einrichtung desselben ganz von dem englischen und französischen Telegraphen verschieden ist. Sein Erfinder ist der Generaladjutant Fisker. Es sollen derselben bis Kopenhagen, 24 errichtet seyn; wovon aber außer dem Schleswiger nur der zu Korsör, Nyborg und Schrogor unterhalten werden. Die zwente Abtheilung scheint von einer frühern Ausgabe, aus Mangel des Absatzes zurückgeblieben, und nun dem ersten Theile dieses Weihnachtsgeschenks, unter einem allgemeinen Titel beygefügt zu seyn, und enthält einige Weisheitsregeln zur Bildung des Herzens und der Sitten. Sie sind, wie alle Sittenregeln, gut und wahr; sind aber übrigens weder sententiös noch eindringend genug gesagt, um das jugendliche Herz besonders anzugreifen. Die Rubriken derselben sind Religion, Selbstkenntniß, Menschenkenntniß, Menschenliebe, Reichthum, Ehre, Mäßigkeit, Gesundheit und Leben,

ben, Keuschheit und Ehrbarkeit, Aufrichtigkeit, Wohlthätigkeit; Gefälligkeit und Dankbarkeit, Demuth und Bescheidenheit, Haß und Zorn, Eitelkeit, Eigensinn, Scherze, Zeitverderb, Untreue, Ungehorsam und Unordnung, Vergnügen und Traurigkeit, Friedfertigkeit.

Vater Traumann. Ein Lesebuch zunächst für Bürgerschulen; auch bey dem Privat-Unterrichte brauchbar. Seitenstück zu Thiemens Gutmann. Von Jakob Glatz. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1803. 17 Bog. 8. 18 Kr.

Franz Grünbergs Abendunterhaltungen mit seinen kleinen Kindern über die Erde, Natur und Menschen. Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandlung. 1803. Erster Band. 24 Bogen. 8. 1 Rk.

Herr Glatz, ein sehr fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, protestirt sehr in der Vorrede, daß man sein Buch nicht gegen seine Absicht beurtheilen möge. Es soll kein Buch zum Unterricht, oder ein Lehrbuch; sondern ein Lesebuch seyn, und Aufsätze enthalten, die von dem Leseschüler zur Uebung, laut, richtig und rein, und mit dem gehörigen Ausdrucke gelesen werden sollen. Die Aufsätze sollen eines leichten, verständlichen, und zugleich nützlichen lehrreichen Inhaltes seyn, doch nicht so, daß durch die nöthigen Erklärungen derselben das Lesen unterbrochen und aufgehalten werde; es soll, ohne trockne moralische Lehren, durch gute Eindrücke das Herz bessern, und zur Tugend und Religiosität geneigt machen. Was er dabey über den Nachtheil des unterlassenen Religionsunterrichts in dem kindlichen Alter sagt, darin hat er unsern vollkommenen Beyfall; religiöse Gefühle können in der Seele des Kindes nicht früh genug geweckt werden, wenn sie einst ein Bestandtheil des jugendlichen und männlichen Charakters werden sollen. Und mit Vergnügen haben wir bemerkt, daß die meisten Aufsätze,

aus

aus denen dieses Lesebuch besteht, auf Beförderung der Menschenliebe, Wohlthätigkeit, gemeinnütziger Thätigkeit und des Vertrauens auf eine Vorsehung abzwecken, und nicht leicht wird ein lesendes Kind bey seinem lehrreichen Inhalt Anlaß finden, eine größere Verdeutlichung zu verlangen. Der Held des Buchs Traumann ist ein edler Menschenfreund im ganzen Sinne des Wortes, und die 52 Abschnitte, aus denen das Buch besteht, enthalten meistens Scenen aus seinem wohlthätigen und häuslichen Leben; und wo dieses zu neuen Dichtungen nicht mehr hinreicht, werden die übrigen mit mündlichen und schriftlichen, zum Vorlesen bestimmten, naturhistorischen Lektionen, ausgefüllt, die deßwegen auch zum Theil mit lateinischen Lettern gedruckt sind. Daß er die Schuljugend gliederweise mit Trommeln und Fahnen, und Feldgeräthschaften ausziehen läßt, um ein wüstes Feld zu bearbeiten, muß man ihm als einem bisherigen Schnepfenthaler Lehrer verzeihen.

Der Inhalt der Abendunterhaltungen ist in der ersten Hälfte sehr unschuldig und unerheblich, und enthält wenig Nahrung für Verstand und Herz, Reisebeschreibungen ohne Erwähnung der Merkwürdigkeiten der durchreisten Orte, und ohne Nutzanwendungen für das Leben. In der Folge wird das Buch etwas unterhaltender und lehrreicher. Einige Lebensbeschreibungen machen die Folgen jugendlicher Fehler anschaulich. Den Schluß macht eine ziemlich deutliche und vollständige Beschreibung der verschiednen Klassen des Thierreichs, freylich Dinge, die schon in hundert ähnlichen Büchern eben so gut gesagt worden sind; aber doch dem, der dieses Buch brauchen will, eine nützliche Wiederholung gewähren. Wir hatten einige nicht ganz richtige Stellen angestrichen; wollen aber diese Recension durch deren Anzeige nicht weitläuftig machen. Beym Druck hätte viele Raumverschwendung verhütet werden können.

Erzählungen zum Nutzen und Vergnügen für junge Kinder. Nebst einem Anhange von Fabeln und Liedern. Von M. C. Köhnke. Berlin, bey Frölich. 1803. 20 Bog. 8. 20 gr.

Diese neue Kompilation für lesende Kinder besteht aus sechs Abschnitten: 1) kleine belehrende Vorfälle und Gespräche, nebst Beschreibung einzelner Gegenstände aus der Naturgeschichte — dahin gehören die meisten Aufsätze; allein Kutschen und Frachtwagen, Bett, Sofa und Stuhl, Thurm- und Taschenuhr, Buchdrucker, verjüngter Maaßstab, Erdglobus und Landcharten u. a. können doch wohl nicht zur Naturgeschichte gezogen werden. Daher hätte die Ueberschrift heißen sollen: aus der Natur - und Kunstgeschichte. Uebrigens sind der Aufsätze dieses Abschnittes 40, größtentheils ganz befriedigend ausgeführt. 2) 6 kleine Geschichten. 3) Zwölf Sprüchwörter in Erzählungen dargestellt. Das neunte: Lügen haben kurze Beine, hat wohl der Verf. selbst vorher erfunden; uns war es unbekannt. 4) Das Hamburger Waisengrün. So wird ein jährliches Fest für die Hamburger Waisenkinder genannt, woran ganz Hamburg Theil nehmen soll. Die Kinder ziehen vom Waisenhause aus, unter Begleitung ihrer Lehrer und deren Frauen, mit Gesang durch die Stadt, zum Steinthor hinaus auf einen grünen Platz, wo sie mit Weißbrod, Bier und Milch bewirthet werden, und im Freyen herum springen; derjenige Knabe aber, der die Ehre hat, den Kapitain zu machen, nebst den Lehrern, in einem nahen Hause ein prächtiges Mittagsmahl genießt; reiche Hamburger sollen an diesem Tage auf diesem allgemeinen Versammlungsplatz fürstlich traktiren. Ist es aber wohl schicklich, daß die Waisenkinder, an einem Festtag, der ihnen für das ganze Jahr zur Freude und Erholung bestimmt ist, zu dem demüthigenden Almosenbetteln auf den Gassen angehalten werden? 5) Zehn Fabeln in Prosa und Versen. 6) Dreyzehn ausgewählte Gedichte und Lieder zum Lesen und Auswendiglernen. Wir glauben, daß das Buch in Kinderstuben, die noch nicht mit ähnlichen Sammlungen angefüllt sind, mit gutem Nutzen gebraucht werden könne.

Gl.

Handlungswissenschaft.

Der praktische Buchhalter, oder gründliche Anweisung zum doppelten italiänischen Buchhalten, dem Kaufmanne, Buchhalter und Lehrer gewidmet. Mit allen nothwendigen kaufmännischen Erläuterungen begleitet von *Johann Heinrich Bahlsen*, Lehrer der Handlungswissenschaft in Lüneburg. Hannover, gedruckt bey Pockwitz Wittwe. 1803. 32½ Bog. gr. 4. 3 Rg. 8 gr.

Mit dem Motto: Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.

Die Handlungswissenschaft war unter allen Zweigen der Literatur, noch vor einem Dezennio, dasjenige Fach, welches am allerwenigsten mit Schriften von mittlerm und schlechtem Gehalte überladen wurde, und die kleine Anzahl seiner Autoren bestand beynahe durchgängig aus gelehrten, ganz sachkundigen Männern, welche viele schätzbare Produkte lieferten: wem sind wohl die Namen Büsch, Gerhardt, Ebeling, Brodhagen, Berghaus ꝛc. und ihre Werke unbekannt? allein dieses goldne Zeitalter ist vorbey, und leider! das bleyerne eingetreten. Jetzo werden wir in jeder Messe, mit einer Menge Lehrbücher des Buchhaltens, der kaufmännischen Arithmetik, der Waaren-, Wechsel- oder Münzkunde ꝛc. so überschwemmt, daß kein andres Fach der Literatur etwas voraus hat. Besonders ist das Buchhalten ein sehr fruchtbarer Zweig geworden; dessen Früchte aber meistens nur zum Staate dienen, und zum Gebrauch nicht tauglich sind. Daß jeder Kaufmann, er sey noch so klein, eine Art von Buchhaltung führen müsse, leidet keinen Widerspruch; wie er aber seine Bücher zu halten habe, dieses ist die große Frage, über welche es so unzählige Antworten giebt, wo bey jeder gesagt wird, sie sey allein geschickt das große Problem zu lösen; aber gewöhnlich findet man daß sie nur taugt, einzelne Fälle zu erörtern, das Ganze aber unberührt läßt. Rec. selbst Autor in der kaufmännischen Lite-

Literatur, ist durch lange Erfahrung überzeugt worden, daß alle Lehrbücher des einfachen und doppelten Buchhaltens, sie heißen auch wie sie wollen, nur wenigen Nutzen in Praxis stiften, und zu nichts dienen, als höchstens Anfängern einige Regeln an die Hand zu geben, aus welchen sie eine oberflächliche Kenntniß der Handlungsbücher überhaupt erlangen. Wer aber glaubt, er könne nach irgend einem dieser Lehrbücher seine Handlung wirklich führen, der irrt gar sehr, und wird bald das Gegentheil erfahren. Die Schuld davon liegt nicht in dem Buchhalten selbst, sondern in der Anweisung dazu. Warum? wir haben noch immer kein ganz vollständiges zu der Praxis taugliches Lehrbuch, und können auch nach der Natur der Sache kein solches haben. Denn das Buchhalten ist schlechterdings keine Sache, die sich in gewisse allgemein anwendbare Regeln zwingen läßt. Ein jeder, der Bücher zu führen hat, muß sich das System dazu selbst nach Maaßgabe seiner Geschäffte bilden, und zur Erlernung dieser in der That leichten Wissenschaft, ist eigene Praxis die beste Schule. Man untersuche nur alle unsre Lehrbücher über das doppelte Buchhalten, und man wird bald finden, daß alle ihre Geschäffte, die sie als Muster aufführen, ängstlich gesucht sind, um ja nicht auf Etwas zu stoßen, wo ihr System nicht zureichen würde. Gewöhnlich enthalten sie nichts als simpeln Ein- und Verkauf von Waaren, wo freylich Alles nach dem gewöhnlichen Schlendrian geht; allein welche Menge von mehr zusammengesetzten und verwickelten Geschäfften fallen nicht vor, die gar nicht erwähnt werden; z. B. Assecuranzen, Kompagnie-Unternehmungen, Wechsel-Reiterey und Wechsel-Proteste rc. auch lassen sich alle diese Vorfälle gar nicht wohl in das System des doppelten Buchhaltens bringen. Das einfache Buchhalten ist gleicher Mangelhaftigkeit unterworfen und öfters noch unsicherer. Die ganze Basis des Buchhaltens beruht unwidersprechlich darauf, daß man zu jeder Zeit aus den Büchern ersehen kann, wie man sowohl mit sich selbst, (d. h. in Ansehung des Ab- und Zunehmens des anfänglichen Fonds) als auch mit Andern steht. Dieser Zweck kann ohne die allemal weitläuftige Methode der doppelten Eintragung recht gut durch ein simples Memorial und Hauptbuch erreicht werden; wozu nützt eigentlich das Journal, die Hauptstütze des doppelten Buchhaltens? Aber selbst über die Führung dieser wenigen Bücher, so einfach sie auch seyn mag, läßt sich keine allgemeinen

gel-

geltende Regel geben, weil jede Handlung etwas Eignes hat, und auch in Ansehung des Eintragens etwas Besondres erfordert. Eigne Uebung und praktische Erfahrung ist zu der ganzen Buchhalterey der beste Lehrmeister; wer nur einige Kenntniß der Handlungswissenschaft hat, dem wird es ohne alles Lehrbuch gar nicht schwer fallen, die Bücher jeder Handlung zu führen.

Diesen Voreingang fand Rec. für sehr nöthig voranzuschicken, weil er der beste Kommentar zur Beurtheilung gegenwärtiger Schrift ist. Vor einiger Zeit eröffnete der bekannte Jones mit seiner englischen Buchhalterey eine ganz neue Scene, und erhob sein System mit dem prahlhaftesten Egoismus über alle andre. Gar bald fand er in Deutschland eine Menge Nachahmer und Verbesserer; allein es ist längst bewiesen, daß die ganze Sache nichts als ein lächerliches Phantom ist, wodurch manchen Buchhändlern Gelegenheit zu einer fruchtbaren Spekulation gegeben ward. Jeder Kaufmann lacht darüber, und bedauert sein für dieses unnütze Buch weggegebene Geld. Zu gleicher Zeit erschienen auch mehrere Lehrbücher über die alte, doppelte und einfache Buchhaltung, in welchen diese Methoden gegen die neue englische vertheidigt, und Verbesserungen derselben gezeigt wurden. Gegenwärtige Schrift gehört unter diese Anzahl, und enthält eine Apologie und ein Lehrbuch des doppelten italiänischen Buchhaltens. Der Verf. ist bescheiden genug, seine Methode nicht für neu oder vollständiger als die alte zu erklären, und hieran thut er auch sehr wohl; denn dieses Lehrbuch kommt um keinen Schritt weiter oder näher, als die unzähligen andern Schriften dieser Art gekommen sind. Das doppelte Buchhalten wird völlig nach dem nämlichen Systeme vorgetragen wie es Helwig, Berghaus, Magelsen ꝛc. vortrugen; bloß einige Abänderungen oder vielmehr Zusätze sind durch das Lagerbuch gemacht worden; im Ganzen aber ist diese Vermehrung unbedeutend. Dieses ist mit kurzen Worten der ganze Inhalt erzählt, und es bleibt nichts übrig, als die Ausführung dieses Plans, den Zweck und muthmaaßlichen Nutzen dieses Buchs zu betrachten.

Der Verf. ist ein alter Kaufmann, der lange Zeit Buchhalter war, und hier das System giebt, nach welchem er sowohl seine eignen, als auch die Bücher verschiedener Kom-

toire führte. Man kann ihm keinesweges praktische Bekanntschaft seines Gegenstandes, noch weniger die Fertigkeit Geschäffte einzutragen absprechen; allein wenn auch Alles, was Rec. im Vorbericht sagte, gar nicht gegründet wäre: so würde dennoch dieses Lehrbuch schwerlich unter diejenigen zu zählen seyn, welche wahren Nutzen stiften können. Wenigstens steht es den wohlgerathenen Schriften von Gerhardt und Berghaus unendlich nach. Es fehlt dem Verf. die Gabe der gründlichen Darstellung der ersten Lehrsätze, und zugleich die logische Ordnung im Vortrage. Er geht zu schnell und unvorbereitet von Einem auf das Andere. Z. B. die Erläuterung des Buchhaltens hebt also an: „Die „italiänische Buchführung wird darum die doppelte genannt, „weil die Geschäffte des Kaufmanns im italiänischen Styl, „nämlich in der Verbindung des **Debitoris** mit dem Credi„tor gebracht, jede Conto im Hauptbuche seinen Debet und „Credit hat." Wie unvollständig und matt ist diese Definition! Die Geschäffte selbst sind in der That ziemlich ausgebreitet; aber sie gehen nur auf Material-Waaren; besser wäre es gewesen, wenn sie auch auf andre Artikel wären ausgedehnt worden. Mit der Erzählung von der Erfindung des Buchhaltens, kann man am wenigsten zufrieden seyn, diese ist sehr fehlerhaft. Z. B. es wird gesagt, daß im **spanischen Successions-Kriege die Kunst des Buchhaltens nach Hamburg sey gebracht worden.** Wie so? Vermuthlich meint der Verf. die Regierung des Herzogs von Alba, wo aus Antwerpen, Brüssel, ꝛc. viele Kaufleute auswanderten; besonders nach Amsterdam. Auch die Meinung, als wären die Aegypter die Erfinder dieser Wissenschaft, ist viel zu sehr Hypothese, da wir überhaupt wenig Kenntniß vom Handel der Alten haben.

Der Styl des Verf. ist durchgängig sehr inkorrekt. Indessen enthält dieses Buch eine Menge Aufgaben zur Uebung im Rechnen, welche Anfängern sehr nützlich seyn können, und in dieser Absicht kann es empfohlen werden; allein als Lehrbuch des Buchhaltens steht es in geringem Range. Denn auch die besten Schriften dieser Art kann Rec. nicht für ganz zweckmäßig erklären.

Neu-

Neuerfundene deutſche Buchhalterey. Ein Gegenſtück zu Jones neuerfundenen engliſchen Buchhaltung, oder Verſuch, die bisherige einfache und doppelte Methode des kaufmänniſchen Buchhaltens auf die zweckmäßigſte Art mit einander zu verbinden, und auf das einfachſte, leichteſte und ſicherſte Syſtem zurückzuführen, von S. G. Meisner. Breslau, gedruckt bey Graß und Barth, und im Selbſtverlage des Verfaſſers. 1803. 17 Bog. 4. 3 Rt. 4 gr.

Es war leicht zu erwarten, daß die Erſcheinung der bekannten engliſchen Buchhaltung von Jones bald Nachahmer und Widerſprecher finden würde; denn man ergreift jetzo jede Gelegenheit etwas ſchreiben zu können, ſehr begierig. Es iſt ſchon erwieſen, daß jenes Syſtem zur wahren Anwendung ganz untauglich iſt; beſonders kann die Führung des Hauptbuchs in keiner Handlung von nur einiger Beträchtlichkeit eingeführt werden, wegen der großen Menge Linien, wozu ganz außerordentlich breites Papier nöthig iſt, und die im Ganzen zu gar nichts nutzen, mehrerer ſonderbaren Eigenheiten nicht zu gedenken. Mit dieſer Schrift ſucht der Verf. die Methode des Jones ſo zu ſimpliſiciren, daß ſie ganz allgemein anwendbar ſeyn ſoll. Er behält zu dieſem Behufe die Geſchäffte, welche in der neuen Sommerſchen Ausgabe des Jones zum Schema dienen, bey, und vermehrt ſie mit einigen neuen Zuſätzen. Er trägt alle dieſe Geſchäffte auf dreyerley Art in das Memorial und Hauptbuch ein. 1) Nach der gewöhnlichen doppelten Buchhaltung. 2) Nach Jones Manier. 3) Nach ſeinem eignen Syſteme, oder nach der deutſchen Buchhalterey. Durch die Vergleichung dieſer verſchiedenen Methoden ſucht er die Vorzüglichkeit der ſeinigen zu beweiſen. Man muß dem Verf. zwar Recht geben, wenn er behauptet, daß die gewöhnliche doppelte Buchhaltung eben ſo wenig allgemein anwendbar, als das verworrene Syſtem des Jones ſey; allein obgleich hiervon Rec. auch aus eigner Erfahrung überzeugt iſt: ſo bleibt dieſe doppelte Methode immer eine Erfindung, die dem menſchlichen Verſtande Ehre macht, und die des Jones kommt in keine Vergleichung mit

ihr. Und wer die Hauptgrundsätze derselben inne hat, dem wird es gewiß sehr leicht werden, sich in jedes andre System einzustudiren. Besonders wird es gar nicht schwer halten, sogleich diese jetzige deutsche Buchhalterey zu erlernen; denn solche ist weiter nichts, als Eine gewöhnliche doppelte Buchhaltung nach allen ihren Grundsätzen, nur in soweit etwas vereinfacht, daß kein eigentliches Journal geführt; sondern jedes Geschäfft aus dem Memorial (oder den übrigen Nebenbüchern) sogleich in das Hauptbuch eingetragen wird. Mit einem Worte, eine doppelte Buchhalterey in etwas einfachrer, aber nicht ganz neumodischer Kleidung; denn schon längst halten viele angesehene Handlungen gar kein Journal; sondern tragen, ohne sich in diese Weitläuftigkeit einzulassen, sofort jede Partite aus dem Memorial, in das Hauptbuch über, wobey gar kein todter Konto statt findet. Rec. hat diese Methode schon vor 20 Jahren durch eigne Erfahrung sehr bewährt gefunden, und jetzo ist sie beynahe allgemein eingeführt, so daß der Verf. nichts Neues darstellt. Was nun durch Weglassung des Journals an Raum abgeht, sucht dieser deutsche Buchhalter dadurch zu ersetzen, daß er die Geschäffte im Memorial nach doppelter Art einträgt; wodurch er aber mehr Weitläuftigkeit als vorher verursacht. Das Uebertragen in das Hauptbuch ist völlig nach der alten Art. Es ist zwar schwer, treffende Proben aus dergleichen Schriften anzuführen; allein wir wollen nur eine Partite darstellen, und man wird unser Urtheil sogleich gegründet finden. Z. B. Bey dem Ein- und Verkauf der Waaren, verfährt der Verf. also: 1) Johann Eckert empfängt 300 Pf. Koffe à 13 Gr. diese kommen in das Memorial auf zwey Seiten. Auf der einen heißt es: „Johann Eckert allhier Debet, empfieng „von uns 300 Pf. Kaffe à 13 Gr. 162 Thlr. 12 Gr.," und auf der andern Seite steht: „Kaffee Konto Kredit für ne„benstehende 300 Pf. Kaffee 162 Thlr. 12 Gr." Nun wird wie gewöhnlich im Hauptbuche, Eckert für Kaffee Konto debitirt, und dieser an Eckert kreditirt. Nach der doppelten Buchhaltung ist dieses die gewöhnliche Partite.

Per Johann Eckert
An Kaffee Konto.

2) Man kauft Waaren ein: auf der einen Seite steht „Wilhelm Flügel in Zeitz Kredit empfiengen von ihm 21¾

„Centner

„Centner Leim à 13½ Thlr. macht 293 Thlr. 15 Gr., und „auf der andern Seite General-Waaren Konto Debet für „nebenstehenden Leim 293 Thlr. 15 Gr." Völlig die Partite.

Per General-Waaren Konto
An Wilhelm Flügel.

Auf diese Art ist jedes Geschäfft doppelt notirt. Dadurch ist zwar das Journal erspart; aber die Mühe selbst gar nicht verringert, sondern vermehrt worden; denn im Journal konnte man durch zwey einfache Partiten den ganzen monatlichen Ein- und Verkauf anzeigen, wozu man nach des Verf. Methode eben so viel einzelne Partiten machen muß, als einzelne Geschäffte waren. Im Hauptbuche und bey dem Abschlusse bleibt ohnedem Alles bey der alten Verfassung. Rec. kann sich daher nicht überzeugen, daß diese deutsche Buchhalterey wirkliche Vorzüge vor der gewöhnlichen italiänischen haben sollte; sondern sie ist und bleibt nichts als eine eben nicht wohl ausgeführte Nachahmung oder vielmehr mißgerathene Verbesserung dieser letzten. Zugleich kann er nicht umhin den Wunsch zu äußern, daß nunmehr keine Anweisung zum Buchhalten sobald erscheinen möchte; wir besitzen ihrer bereits zum größten Ueberfluß, und die meisten sind in der That Makulatur. Gegenwärtige Schrift gehört zwar nicht unter diese Zahl; allein unter die wahrhaft guten Werke ist sie auch nicht zu zählen.

Dm.

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomisch-veterinärische Hefte, von *J. Riem* und *Gottl. Siegm. Reutter.* Nebst Zeichnungen von *J. A. Heine.* Leipzig, bey Voss. 1801. *Sechstes Heft.* 172 Seit. und 9 Kupfert. gr. 4. *Siebentes Heft.* 1801. 78 Seit. und 4 Kupfert. Beyde 6 Rg. 20 gr. *Achtes und letztes Heft.* 1802. mit vollständigem Register über alle

8 Hefte. 82 Seit. und 8 Kupfert. 3 Rt. 4 ℋ.

Heft VI. Auch mit dem Titel: Oekonomisch-veterinärischer Unterricht über die Zucht, Wartung und Stände der Bienen, oder das Vollständigste der Bienenzucht, von J Riem, in Verbindung mit den Pastoren Staudtmeister und Rerzig herausgegeben. Der Herausgeber, dessen Verdienste als Bienenschriftsteller schon allgemein anerkannt sind, fährt fort, auch die Oekonomie der Insekten, die zu den häuslichen gehören, nach dem schon bekannten Plane zu liefern. Zuerst wird von der Pflege der Bienen und den mancherley Arbeiten des Bienenvaters nach den Monaten gehandelt. Dann werden die Behältnisse, Körbe, Kästen und Klotzbeuten, und die Bienenbehältnisse beschrieben. Hierauf folgt die Naturgeschichte. Gegen den Stich der Bienen ist, soviel Rec. weiß, Kali, besonders das Reiben mit Salmiakgeist, das beste Mittel. Unter die Feinde derselben gehören vielleicht, außer den Störchen und den Kröten, noch die Hornissen. Des Herrn von Ehrenfels Plan und Einladung zu Errichtung einer vaterländischen Bienengesellschaft durch Aktien ist hier ausführlich abgedruckt. Die vierte Abtheilung enthält die Krankheiten der Bienen. Außer der Vorbeugung der schädlichen Einflüsse und Erwähnung der schädlichen Gewächse ist nur die Faulbrut genannt. Wie reich und spitzfindig sind hier nicht andere Bienenschriftsteller, von welchen hierin einer den andern auf Treu und Glauben kopirt! Die vermischten Gegenstände und nützlichen Vorschläge handeln zuletzt von den Regeln beym Ankauf und Beschneiden, beym Auslassen des Honigs und Wachses, vom Verfertigen des Meths und Honigessigs, von den Ursachen der Sterblichkeit der Bienen in den Sommermonaten, von der Form des Zellenbaues, von Anpflanzung der zuträglichen Gewächse, vom Versetzen oder der Transplantation, und von dem schädlichen Nachtfalter, der Bienenmotte. Diese Gegenstände sind sämmtlich durch Abbildungen vortrefflich erläutert.

Heft VII. Auch mit dem Titel: Oekonom. veterinär. Unterricht über die Zucht, Wartung und Hütten der Seidenraupen, oder das Vollständigste des Sei-

Seidenbaues, von J. Riem, und C. H. Nicolai, Pastor zu Lohmen bey Pirna. In einem Nachtrag wird „das „Vollständigste" in das Vorzüglichste umgeändert. Zuerst von den Maulbeerbäumen; dann von den Seidenraupen, ihrer Ausbrütung, Lager, Häutung, Wartung u. a. Im §. 31. folgt die Beschreibung ihrer Krankheiten, der sogenannten gelben Sucht, Schwinden, Geschwulst und Faulspinnen. Hierauf werden die für die Seidenraupen nöthigen Spinnhütten beschrieben. Endlich von Erlangung des Seidenraupensaamens und Zubereitung der Seide, und von den Vortheilen des Seidenbaues.

Heft VIII. Auch mit dem Titel: **Oekonom. veterinär. Unterricht über die Zucht, Wartung und Stallung der Hunde, von J. Riem und C. H. Nicolai.** Abth. I. Von den Hunden überhaupt, ihrer Beschaffenheit und den Arten. Von der Thiergattung, worunter der Hund gehört. Abth. II. Vom Gebrauche und Nutzen der Hunde. Von Jagdhunden, von den Arten derselben, von Erziehung junger Hunde. Abth. III Von der ordentlichen Fütterung und Behandlung. Hier kommen allerley sehr empirische Rathschläge vor, die aus Jester genommen sind. Rec. muß gestehen, daß, so sehr das Werk im Ganzen einen sehr vorzüglichen Rang behauptet, und zu den wenigen veterinärischen und ökonomischen gehört, die für die Wissenschaft Gewinn sind, dieser letzte Theil überhaupt am schlechtesten ausgefallen ist. Denn kann wohl Jemand, der mehr ist, als bloßer Weidmann, sich einen rationellen Zweck dabey denken? denn es heißt, man soll der Hündinn nach dem Säugen Purgirpillen geben, man soll den Jagdhunden zweymal jährlich Pillen aus Spiesglas, Schwefel und Wegedornsyrup, und zwar eine von sieben Quäntchen, geben, und den Hunden zur Jagdzeit Schwefel mit grünem Gemüse; man soll in der Raude einen Absud der weißen Nieseswurz zum Waschen anwenden, zu welchem eine Messerspitze voll rohen Spiesglanz gesetzt ist; man soll gegen die Hitze Salpeter, und hilft dieser nicht, ein halbes Quäntchen gequetschten Hanfsamen geben? Abth. IV. Krankheiten der Hunde. Hier heißt es, der Hund habe seine Ausdünstung durch die Zunge. Hundeseuche. Raude. Rotz. Daß der Rotz in vielen Fällen ein Symptom der Hundeseuche ist, davon ist Rec. überzeugt. Hier wird Jester's

gehackter Hasenbalg in Brey zu geben erwähnt. Des alten Paullini cynographia curiosa enthält wirklich zuweilen bessere Sachen, als Jester. Der Abschnitt von der Tollwuth würde besser gerathen seyn, wenn Roserus Abhandlung benutzt wäre. Das Kapitel von den Kennzeichen der Wuth ist unbefriedigend. Ohne Grund ist es, wenn das allzuheiße Futter unter die Veranlassungen zur Wuth, und nebenbey noch zur Lungensucht, Raude und Kraftlosigkeit, gerechnet wird; desgleichen, daß man den ersten Wurf einer Hündinn ersäufen soll, weil solche Hunde leicht wüthig werden. Abth. V. Von dem Aufenthalt und den Ställen der Hunde. Ställe und Hundehütten sind, zum Gebrauch für Fürstliche Personen, auf den Kupfertafeln abgebildet. Abth. VI. Von der Abstammung der Hunde, in einem Stammbaum, nach Büffon und nach Daubenton. Dieser füllt zwanzig Seiten. Hierauf folgen des Prof. Reutter's des ält. gründliche Bemerkungen über die Hundeseuche, wobey bemerkt wird, daß die Einimpfung der Kuhpocken gegen diese Krankheit nichts helfe, da mehrere Hunde nach der Einimpfung sehr krank geworden, und zum Theil krepirt seyen. Der Ausdruck der Ausdünstung durch die Zunge, ist hier berichtigt. Drey zu diesem Hefte gehörige Kupfer, liefern Plane zu herrschaftlichen Gebäuden auf dem Lande.

Mk.

Benjamin, Grafen von Rumford, kleine Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts. Nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. Weimar, im Landes-Industrie-Komtoir. 1803. Dritter Band. 436 Seiten. 8. Mit Kupf. 2 Rg. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Ueber Küchen, Feuerheerde und Küchen-Geräthe, nebst Beobachtungen über die verschiedenen Theile der Kochkunst, und Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

serung. Aus dem Englischen des Grafen Benjamin von Rumford. Mit Kupf.

Was Rec. über den Geist der hier fortgesetzten Sammlung der Rumfordischen Schriften, bey der Anzeige der zwey ersten Bände (N. A. D. Bibl. Anh. zum 29. bis 68. Bande Abth. II. S. 767 fg.) gesagt hat, gilt auch von diesem dritten Bande in seinem ganzen Umfange, und eben so unverändert bleibt auch sein Urtheil über die Uebersetzung und ihren Werth. Die Abhandlungen dieses dritten Bandes schließen sich an die, des zweyten Bandes an. Dort handelte der Verf. von der Natur und Behandlung der Feuershitze, und von der Fortpflanzung der Wärme in flüssigen und verschiedenen andern Substanzen, mit häufigen Winken auf die praktische Geltendmachung seiner Grundsätze; ausführlicher und mehr ins Einzelne gehend, lehrt er aber hier seine vorausgeschickten Erfahrungen, und die aus ihnen abgeleiteten theoretischen Sätze auf die Art und Weise selbst anwenden, wie Feuerhitze in ökonomischer Hinsicht am vortheilhaftesten benutzt werden kann, und wählt vorzüglich den Gebrauch derselben, der in Küchen und bey Bereitung der Speisen statt findet, zum Gegenstand seiner Belehrungen. Die Natur dieser Untersuchungen bringt es mit sich, daß sie ins Einzelne gehen müssen, und es fällt von selbst in die Augen, daß ohne eine sorgfältige Behandlung jeder auch an sich noch so unbedeutend scheinenden Seite der Vorschläge, die der Verf. thut, weder die Künstler und Handwerker die Verfertigung der von ihm angegebenen Geräthschaften mit Erfolg vor die Hand nehmen könnten, noch auch übrigens die Geltendmachung der angegebenen Einrichtungen gegen das Mißlingen — und also die wahrhaft gute Sache gegen Verkennung und Bezweiflung ihrer Wahrheit — gesichert seyn würde. Allein eben dieses Detail, was dem Verf. für seinen Zweck nothwendig wurde, — und was ohne eine Menge Figuren, die theils auf 13 beygefügten Kupfertafeln, theils in dem Text des Buches selbst, zur Erläuterung mit vorgelegt sind, größtentheils unverständlich wird, hindert Rec., dem Verf. so zu folgen, wie er bey den ersten zwey Bänden in Darlegung des Inhalts der einzelnen Aufsätze that; er muß sich mit einer allgemeinen Anzeige begnügen,

gen, so leid es ihm auch thut, das Eigenthümliche der Ideen des Verf. nicht etwas näher bezeichnen zu können!

Die Hauptabsicht des Werks ist (so giebt sie der Verf. S. 25 selbst an), zur Erbauung der Feuerheerde und Verfertigung der Küchen-Geräthe solche Anweisungen zu geben, welche auch diejenigen verstehen können, die in philosophischen Untersuchungen nicht bewandert sind, oder sonst nicht Muße genug haben, die Grundsätze der vorgeschlagenen Verbesserungen wissenschaftlich zu untersuchen. (I. Kap.) Hauptfehler der gewöhnlichen Küchen ist, — daß die Feuerheerde offen und nicht eingeschlossen sind; daher hat eine sehr große Verschwendung von Hitze statt! Das Arbeiten bey diesen offenen Feuern muß der Gesundheit der dabey beschäfftigten Personen selbst nachtheilig werden, und ihre Bauart macht es zugleich auch sehr schwer, das Rauchen zu verhindern. Aus dieser Angabe der Fehler entspringen als die vorzüglichsten Vorschriften: geschlossene Feuerheerde für jeden Topf, Kessel und Kasserole; eigne Gitter und Rost für den Brennstoff und besondre Aschenkammern und Aschengruben; genau passende Thüren für diese; Schieber, um den Zug der Luft nach dem Feuerheerd zu vermindern oder zu vermehren; ein besondrer Rauchkanal für einen jeden Feuerheerd mit einem Dämpfer; — ferner: runde Gestalt der beweglichen Küchengeschirre, längliche Vierecke für die befestigten oder unbeweglichen: (beyläufig bemerkt der Verf., daß die Böden der Küchengeschirre sehr dünne seyn sollten, weil dünne Böden weit weniger von der Wirkung des Feuers angegriffen würden.) Eigne Deckel für jedes Geschirr, die so eingerichtet sind, daß sie die Hitze eingeschlossen halten; daher sie insbesondre doppelt seyn sollten. Neben diesen wesentlichern Einrichtungen ist aber auch die schickliche Vertheilung der einzelnen Geschirre und Werkzeuge in der Küche von nicht geringer Wichtigkeit, um das Kochgeschäfft zu erleichtern, welches einen ordentlichen Plan zur Einrichtung einer Küche voraussetzt. Der Verf. hat selbst in verschiedenen öffentlichen sowohl als Privathäusern mehrere Küchen nach seinen Ideen angelegt, und beschreibt (Kap. II.) ausführlich die Einrichtung derselben, die viel Lehrreiches aufstellt. Minder interessant ist für Deutschland dasjenige, was er (Kap. III.) von den Mängeln der englischen Küchen

sagt,

sagt, da ihre Einrichtung in jeder Rücksicht von der der deutschen Küchen merklich abweicht. Allein desto anwendbarer die Beschreibung bequemer Oefen für eine arme Familie, und eben so und aus demselben Grunde, auch allgemeiner interessant die Angabe einer Vereinigung von drey oder vier kleinen Oefen, die mit Einem Feuer geheitzt werden. — Von der Einrichtung der Küchen überhaupt geht der Verf. (Kap. IV) zu der Angabe einer neuen Erfindung von Bratröhren, welchen er, neben der Erreichung seines Hauptzwecks, Feuerersparung, auch bessere Bereitung des Bratens beymißt, als sie bey dem Braten am Spieß statt findet. Die Einrichtung jener vom Verf. vorgeschlagenen Bratröhren hat viel Aehnliches mit denen, welche in Thüringen fast durchaus üblich sind, und welche der Verf. nicht gekannt zu haben scheint; nur ist bey den Rumfordischen mehr für Feuersparung gesorgt. Bratröhren, in welchen zugleich gekocht werden kann. Auch solche kennt Rec. aus eigner ökonomischen Erfahrung. Alles, was der Vf. im Allgemeinen über diese ökonomischen Vorrichtungen sagt, begleitet er (Kap. V.) mit umständlichen Anleitungen für die Handwerker, dergleichen Röhren zu verfertigen. Dann kömmt der Verf. nochmals (Cap. VI.) zu den im Vorhergehenden gedachten kleinen eisernen Oefen zurück, und lehrt, um für ihren Gebrauch zum Kochen den gewünschten Zweck wirklich zu erreichen, mehrere Vortheile, die bey ihrer Behandlung statt finden. Er trifft zugleich, indem er die Versuche mit Kochen in diesen Oefen erzählt, auf die Erfahrung, daß das Kochen in eingeschlossenen Feuerheerden weniger Saft aus dem Fleische ziehe, folglich die Suppen minder schmackhaft werden lasse, desto saftiger und schmackhafter aber das Fleisch erhalte. Im folgenden (VII.) Kapitel handelt der Verf. von den Formen der Kessel, Kasserole und Pfannen und von ihrem Material. In Ansehung der Gesundheit giebt er nächst dem eisernen, dem irdenen Geschirre den Vorzug; warnt aber vor schädlichen Glasuren. Auch die Einrichtung ihrer Deckel wird nicht übergangen. — Einer merkwürdigen Erscheinung erwähnt der Verf. — daß nämlich zwey verschiedene Metalle an demselben Geschirre in Berührung mit einander gebracht, sich schneller abnützen, als zwey Platten desselben Metalls. Insbesondere wird dieß bey Verbindung des Kupfers mit dem Eisen bemerklich. Diese zerstörende Einwirkung des einen Metalls auf das andere nennt der Verf. die galvanische Wirkung. — Die Frage, wie die Deckel

der Kasserole einzurichten sind, um die Hitze, die von den kochenden Flüssigkeiten durch den Dampf entfliehet, an einen bestimmten Ort zu leiten, und zu nützlichen Zwecken verwenden zu können — leitet den Verf. (Kap. VIII.) auf die Betrachtung des Kochens im Dampfe überhaupt, und dieser fügt er die Beschreibung der Vorrichtungen bey, die zu diesem Zwecke bey Kesseln, Kasserolen, Schüsseln u. s. w. nöthig sind. Das IX. Kapitel beschäfftigt sich mit einem Universal-Küchenkessel für arme Familien, — mit einem tragbaren Heerde zu einem solchen Kessel, und mit seiner Anwendung zu einem Ofen, der die Luft eines Zimmers erwärmt, ohne doch das Zimmer so zu heitzen, daß die Wärme der Gesundheit nachtheilig werden könne. Das X. bis XII. Kapitel umfaßt die Nachrichten von mehrern andern Oefen, Feuerheerden und dazu passenden Kasserolen, unter andern tragbaren Küchenheerden, die zu verschiedenen Küchenarbeiten sehr bequem sind. Auch Theekessel, die bey diesen tragbaren Oefen mit Vortheil gebraucht werden können, sind hier angegeben und beschrieben. Ein anderer Lieblingsgegenstand des Verf. vereinigt sich mit den Untersuchungen, welchen sich die Aufsätze dieser Sammlung vorzugsweise widmen, im XIII. Kap. und fortgesetzt im XIV. Kapitel. — Jener Lieblingsgegenstand ist — Fürsorge für die Armen. Der Verf. fordert Menschen, die es vermögen, auf, die Armen, die aus Büchern keinen Unterricht schöpfen können, über Grundsätze der Haushaltungskunst und Sparsamkeit zu belehren, und empfiehlt dann die, den Bedürfnissen der Armen angemessenen Geräthe; unter andern die von dem bayrischen Militär angenommenen Kochvorrichtungen, die von den zwischen Bayern und Tyrol Handeltreibenden und hieher herumziehenden Familien entlehnt sind, und zu welchen der Verf. Verbesserungen vorschlägt. — Ein Theil der hier aufgestellten Vorschläge betrifft Veranstaltungen, die in größern öffentlichen Küchen, vorzüglich auch in solchen, die zur Zubereitung der Speisen für die Armen bestimmt sind, statt finden können. Am Schlusse des Ganzen, (im XV. Kapitel) giebt der Verf. in einer Art von Zugabe, noch Nachrichten von verschiedenen Erfindungen, die neuerlich in den Küchen des königlichen Instituts in London und des Heriots Hospitals in Edinburg, in Ansehung einer vervollkommnetern Einrichtung der Küchen selbst und der darinnen statt findenden Vorrichtungen, gemacht worden sind.

So

So viel Rec. auch einzelne Gegenstände, mit welchen sich der Verf. beschäfftigt, übergehen mußte: so hofft er doch, wird auch in dem, was er aufstellte, die Reichhaltigkeit der hier gesammelten Aufsätze nicht verkannt werden können, und diese sich, auch ohne, daß Rec. sich über ihre Vorzüge umständlicher verbreite, dem lernbegierigen Publikum von selbst empfehlen.

Am.

Agrikola (,) oder faßliche Darstellung des Neuesten und Gemeinnützigsten aus der gesammten Landwirthschaft. Von J. L. G. Leopold, Pastor zu Leimbach in der Grafschaft Hohnstein, der Churfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle Mitgliede. Erster Band. Vom Futterbaue. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1803. 497 S. 8. 1 Rh. 8 Gr.

Dieses ist der Haupttitel eines Werkes, das zu 2 Zeitpunkten erschienen ist, und in 2 Abtheilungen folgenden Titel führt: Agrikola (,) oder Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft (,) aus langjähriger Erfahrung herausgegeben von Leopold rc. 1. B. 1. Abtheilung. Enthält den Bau der natürlichen Wiese. Hannover rc. 1803. 201 S. 8. 12 Gr. Desgleichen: 1. B. 2. Abth. mit dem ersten Titel und dem Inhalte, der weiter unten folgen wird, auch in fortlaufenden Seitenzahlen bis S. 497. 20 Gr. Der Verf., Herr Leopold, ist sowohl durch sein Handbuch der Landwirthschaft, als auch einen solchen Kalender und ein ökonomisches Handwörterbuch, endlich das Taschenbuch für Verwalter, den Landwirthen bekannt; und wir gehen deswegen mit dem Ausrufe ihn an: schon wieder eine landwirthschaftliche Schrift! Kann denn noch ein Agrikola hervortreten, der anders aussieht, als seine Vorgänger? und für welche Gattung Leser — was der Verf. nicht sagt — hat er sein Buch bestimmt? denn unter einem simpeln Lehrbuche und unter einem ausführlichen Handbuche, ist doch wohl ein Unterschied? Doch soll es dem Anscheine nach mehr für angehende Landwirthe dienen?

Hier anders hätte es sonst vollständiger und systematischer aufgeführt werden müssen; zumal der Verf. auch nicht unbekannt mit der ökonomischen Litteratur ist. So dachte Recensent und nicht ohne Grund, als ihm der Titel des Buchs in die Augen fiel. Indeß reuet es ihn nicht, dasselbe gelesen zu haben; und nur zu wünschen ist es, daß das ein ganzer Agrikolo wäre; daher will auch Recensent seine Meinung frey äußern, damit der Verf. es beherzige, und man von den künftigen Bänden sagen dürfe: Jeder, der ein Landwirth von Profession ist, und seine Landwirthschaft in hellem Lichte, mit kluger Wahl, nach richtigen Grundsätzen führen will, der könne das Buch besitzen, und gegründete Auskunft über alles, was er nur zu wissen verlangen kann, finden.

Herr Leopold ist kein Anhänger irgend einer ökonomischen Partey; er hat alle Theorien freylich selbst geprüft, anderer Erfahrungen benützt, und aus ihnen, verbunden mit seinen zwanzigjährigen Erfahrungen, Resultate gezogen; um so mehr sollte man erwarten dürfen — und das hoffen wir auch von den künftigen Bänden — daß man von ihm alles Bewährte von allen Vorschlägen und Versuchen, die bis daher gegeben und gemacht worden sind, erfahren könne; zumal er in einem fließenden, unterhaltenden Style so schreibt, daß man ordentlich mit Lust lieset.

In diesem ersten Bande hat er sich nur auf den Futterbau eingeschränkt, davon die erste Abtheilung den Bau der natürlichen Wiese S. 1. – 202 enthält, und dem Hrn. D. Thaer dedicirt ist, die zweyte Abtheilung bis S. 497 aber 1) den Bau der künstlichen Wiese, 2) die besten Hülfsfütterungsgewächse in sich begreift. Eine Art Einleitung ist vorangeschickt, welcher nur Ordnung und der Zusammenhang fehlt, und 8 §§. S. 1 – 27 in sich begreift; sie mag wohl in Eile nachgetragen seyn? Ohne etwas weiters darüber zu sagen, wird dieß jeder Leser von selbst sehen und Manches gar für unnöthig halten. Und was hat Compost hier zu thun, wovon übrigens deutlicher, auch nicht irrig gehandelt werden sollte. Der Engländer ihr Compost ist etwas anders, als es der Verf. erklärt! Die Wiesenbaulehre macht der Verf. also zur ersten Abhandlung seiner Darstellung, weil, wie er S. 28 sagt, die Wiese als die Säugamme unserer Fruchtäcker anzusehen sey, indem sie ihre Gräser, ohne alles Zuthun der Menschen, hervorbringt,

bringt, so; daß wir nur [illegible] und das ärndten dürfen, was den meisten und besten Vorrath giebt, unser Vieh zu ernähren.) »Nur dann, (so sagt der Verf.) wenn wir ihr mehrere und bessere Gräser abgewinnen wollen, ist Fleiß und kluge Anstalt nöthig; und nur dann, wenn wir den Milch- Fleisch- und Wollnutzen erhöhen wollen, ist ein Zusatz von den Erzeugnissen des Fruchtackers nöthig.« Warum wird aber S. 26 die Verfütterung des Afterkorns an Schweine und Milchkühe zur Technologie, und S. 27 der Honig und das Wachs zu Gartenerzeugnissen gerechnet?

Die dem Werke vorgesetzte Inhaltsanzeige zeigt schon die Verhandlungen der ersten und zweyten Abtheilung an sich an, und das Ganze ist in drey Hauptabschnitte — die aber im Texte selbst nicht so vorgesetzt sind — und mehrere Kapitel getheilt. Der erste Abschnitt handelt von dem Wiesenbaue überhaupt, und beschreibt nach einigen sehr nothwendigen und nützlichen Voraussetzungen und Vorerklärungen im 1sten Kapitel die Lage, den Boden, die Wässer, die Benennungen, Begränzung, Lasten und Gerechtsamen einer Wiese. Mit Recht sagt der Verf. S. 15 daß das (wahre) Ruchgras (Anthoxanth. odorat.) nur 1½ Fuß hoch werde, das heißt auf Wiesen, wo man es, oft wegen größerer Gräser kaum sieht; denn auf größern Wuchs in Gärten, und auf stark gedüngten Stellen, darf man beym Wiesenbaue nicht rechnen; und doch ist dieses sowohl als das rispenförmige (A. paniculat.), das [illegible] S. 7 beschreibt, unter andern Gräsern unentbehrlich, um dem Heue einen guten Geruch und Wohlgeschmack zu verschaffen. Recht, daß er das Hundsgras (Dactyl. glomerat.) als schlechtes Gras — das nur für Pferde dient, und sie Kiem und Mauke — wegließ; aber wofür S. 42 die Wegeriche (Plantag. maj. med. und lanceol.) und dabey als Gräser, da diese keine Gräser, sondern Pflanzen, oder Kräuter, und dabey noch Unkräuter, sind? und der Verf. nennt sie doch ein äusserst nützliches Gras! Der Verf. hat S. 72 f. auch von Vermessung nach Quadratruthen geredet, und sogar eine 8 füßige Stockelruthe vorgestellt, doch aber oft nach Scheffeln und nach Arbeit der Pferde gehandelt. Die Größe der Landruthen ist nach □ R. rc. die richtigste bey allen Gelegenheiten, angegeben! — Im 2ten Kapitel

pitel; lehrt er die Behandlung der Wiese durch Reinigen, Düngen, Wässern, Dämmen, und Einfrieden, (Einfriedigung d. i. Einzäunen.) S. 92 hat der Verf. zur Reinigung der Wiesen vom Moose einen Sechpflug, der aus lauter Sechen, an der Zahl 3 bis 5 — Rec. kennt einen mit 7 solcher Sechen — besteht, angeführt, den man weder mit der Wiesenschleppe oder dem Wiesenhobel, (die vom jüngern Riem in seines Vaters neuen Sammlung ökonomischer Schriften 13ten Theil vom J. 1798 S. 224 beschrieben und abgebildet sind, und meistens zur Ebenenung der Maulwurfshaufen angewendet werden) noch weniger mit dem englischen Extirpator verwechselt werden muß, der aus 9, 11 bis 13 gewölbten Schaaren besteht, aber nur zum Unterpflügen der Saaten dient; (m. s. solchen in Thaer's 1. H. neuer Ackergeräthe, und in der Landwirthsch. Zeitung 1804 Nr. 10 gemeinnützig bekannt gemacht,) so wie wir Deutsche einen von 3, 4 und 5 Schaaren haben. (M. s. Riem's Abbildungen in seinem Modellmagazin 2 H. und im Arndtischen Ackersystem 2. Auflage.) Auch über Anwendung des Quell- und Flußwassers zur Wiesenwässerung hat der Verf. S. 121 f. die Meinungen anderer angeführt, und richtig entschieden. Das 3te Kapitel giebt Unterricht von der Benutzung der Wiesen, durch Grünabfüttern, Trocknen des Grases, oder Heugewinnung, und durch Beweidung mit eigenem Viehe. Das 4te Kapitel lehrt die Verwendung des gedörrten Wiesengrases, und zeigt die Lehrmeinungen sowohl, als seine eigene Meinung darüber, die Verrichtungen dabey und den Verbrauch selbst. Hierauf folgt S. 191 f. ein doppelter Anhang. Der erste liefert einen Wiesenkalender, und der andere eine Anzeige verschiedener Bücher, vom Wiesenbaue; worunter freylich manche der besten Schriften fehlen, vorzüglich Riems prakt. ökon. Encyklopädie und die ökon. Monats- und Quartal-Schrift, nebst dessen besonderer Art Wiesenverbesserung v. J. 1787, oder Zugabe zu seiner Anleitung für Wiesenvögte u. s. w. — Warum steht aber auf dem Titelblatte: Darstellung des Neuesten; und S. 199 doch: daß vieles Neue wegbleiben müssen? Die Vorrede (welche eher Nachrede heißen sollte, da sie erst mit der 2ten Abtheilung ausgegeben wurde, und noch obendrein einen Nachtrag vom 10ten August zu der vom 10ten April geschriebenen Vorrede bekam,) sagt zwar S. XII,

XII, daß nicht alles Neue —— in das Buch aufgenommen werden konnte; allein dann hätte der Haupttitel um so mehr geändert werden sollen, als er doch mit der zweyten Abtheilung und der Nachrede zugleich gedruckt worden.

Der zweyte Abschnitt nach S. XX, vielmehr aber 2te Abtheilung, führt wieder seinen Haupttitel: Ersten Bandes zweyte Abtheilung ꝛc. und handelt vom künstlichen Wiesenbaue in 4 Kapiteln. Das erste Kapitel beschreibt die Gewächse einer künstlichen Wiese. Das zweyte handelt von der Anlegung künstlicher Wiesen. Das dritte lehrt die Benutzung derselben durch Grünfüttern, Dörren, Abweiden und die Saamengewinnung. Im vierten Kapitel wird der Einfluß des künstlichen Wiesenbaues in das Ganze einer Landwirthschaft gezeigt. Darauf kommt S. 354 wieder ein doppelter Anhang. Der 1ste von der Vergütung der Kleeanlagen, und der 2te von einigen hieher gehörigen Schriften, jedoch unvollständig.

Der dritte Abschnitt (könnte 3te Abtheilung mit einem Titel vom Wurzelbaue, oder wie S. XXIII heißen?) giebt eine kurzgefaßte Anleitung zum Anbaue der besten Hülfsfütterungsgewächse, besonders für das Rindvieh, in 4 Kapiteln. Das erste enthält einen vollständigen Unterricht vom Erdtoffelnbaue, das andere handelt vom Runkelnbaue, das dritte vom Kohlbaue und das vierte vom Möhrenbaue. Auch hier ist ein doppelter Anhang, der erste über Münchhausen's Hausvater S. 491: und der zweyte enthält S. 497 den Wunsch einer baldigen neuen Auflage dieses Buches. Warum das letztere? Doch um diesen Selbstwunsch einigermaßen zu unterstützen, und den Verf. zur neuen Auflage aufmerksam zu machen, haben wir im Vorhergehenden einigen Tadel eingemischt, und wollen nun auch Einiges zum Lobe sagen. (Erst noch eine Frage: wofür S. 307 der Zusatz: Weißstroh? hat man auch schwarz Stroh?)

Der Ton, in welchem der Verf. spricht, ist der ruhige, bescheidene, in welchem alle diejenigen zu sprechen pflegen, welche ihrer Sache gewiß sind. Wo er der gemeinen Meinung entgegen gehet, da redet er so von der Sache, daß man ihm, wenn es auch auffällt, nicht geradezu wider-

sprechen kann. So wollen, um nur Eines und das Andere z. B. anzuführen, die mehresten Landwirthe, daß man den Klee nicht Früh und Abends abschneiden sollte, wenn er noch bethauet ist; Agrikola aber thut den Vorschlag, allen Klee, der an einem Tage verfüttert werden soll, des Morgens im Thaue zu mähen und sofort heimzufahren und abzuladen. Warum? davon giebt er folgende Gründe an. »Dieser Vorschlag (sagt er) gründe sich auf eine zehnjährige Erfahrung, und auf vielfältige in der Zeit angestellte Beobachtungen. Weit über hundertmal habe ich (so sagt er S. 269) Klee, der bethauet oder beregnet war, mähen sehen, und habe dabey wahrgenommen, daß durch den Sensenhieb und die dadurch entstehende Erschütterung, aller Thau oder Regen, welcher sich auf dem Klee befand, zur Erde herabfiel, und der Klee trocken und schön, lebhaft und grün hinter dem Mäher in Schwaden lag. Solcher Klee, nach Hause gefahren und mäßig dünne ausgebreitet, erhitzt sich dann in 24 Stunden nicht. — — Wir haben aber auch Klee genug mähen sehen, von welchem aller Thau wieder hinweggetrocknet war. Allein wie sah der aus? Alle Blätter waren bläulich grün angelaufen, weil der Thau hineingezogen war.« Bis dahin mag alles für die kleine Wirthschaft eines Agrikola's gut seyn; aber in dem, was er nun sagt, hat er sich nicht genau genug ausgedrückt; »denn (fährt er S. 271 fort) ob man gleich sagt, die Sonne lecke den Thau hinweg, so muß man sich doch dieß nicht so buchstäblich vorstellen; sondern der Thau zieht in die Gewächse hinein, und verbleibet darin.« Das Letzte möchte denn doch wohl nicht im ganzen Umfange richtig seyn; denn es ist ja bekannt, daß die Luft alle Feuchtigkeiten auflöst, und in ihre Zwischenräume aufnimmt, wozu ihr der helle Sonnenschein eine größere Fähigkeit giebt. An Tagen, wo die Luft zur geschwinden Auflösung nicht geschickt ist, mag es seyn, daß sich Feuchtigkeiten in die Körper ziehen; wenn aber die Luft so modificirt ist, daß sie gut auflöset: dann möchte wohl nicht gar viel hineinkommen. So können wir auch darin nicht recht geben, wenn er S. 271 behauptet: »Rindvieh, welches mit trocken gemähetem Klee gefüttert wird, sehe immer trübängig aus, und ist also stets der Furcht der Fäule unterworfen; Pferde mit solchem Klee gefüttert, kranken fast stets am Strengel.« Mit des Recensenten Erfahrung will das nicht übereinkommen, und er muß dem Verf. widersprechen, wenn gleich sein

Agri-

Agricola verlangt, daß man, wenn man widersprechen will, erst mehrjährige Beobachtungen anstelle; denn eben diese mehrjährige Erfahrung stimmt mit der seinigen, weder bey Rindvieh noch bey Pferden, am wenigsten bey Schaafen, welche der Verf. nicht vergessen hat, nicht überein. Eben so verwirft er das Einsalzen des Heues und Grummets beym Einbansen, welches manche nicht unberühmte Oekonomen doch anrathen und gut finden. Seine Gründe lauten schon S. 156 so: »Man wollte dadurch dem Schimmlichtwerden vorbeugen, als auch dem Viehe seine Portion Salz für den Winter gleich mittheilen. (Nichts weniger, man verbessert das Heu dadurch nicht nur; sondern es wird dem Viehe noch dazu gesünder.) Beydes verdient folgende Betrachtung: Heu in solchem Zustande einfahren, daß man ein Schimmlichtwerden befürchtet, kann kein vernünftiger Mann anrathen, kein vernünftiger Landwirth wollen. Es ist auch sehr mißlich, solches Futter gänzlich vor dem Schimmlichtwerden durch das Einsalzen zu verwahren; und wie klein dürfte der Grad der Verderbtheit seyn, wenn es nicht schimmlicht werden sollte? Und welches wäre denn die auf 1 Centner Heu gehörige Pfundezahl Salz, die dem Verderben des Heues gänzlich wehrete? — — Oder man will dem Viehe seine Portion Wintersalz dadurch gleich mit vermachen? — Das ist ein eben so unhaltbarer Grundsatz. Es ist mit dem Heue nicht wie mit den Speisen für die Menschen, welche gesalzen werden müssen, wenn sie genießbar seyn sollen, weil sie gekocht sind. Speisen, die der Mensch roh genießt, als Obst, einiges Wurzelwerk, einige Kräuter, bedürfen auch keines Salzes, um wohlschmeckend zu werden. Aber sagt man, das Vieh bedarf des Salzes zu seiner Gesundheit. Wohl! aber mancher Mensch bedarf zur Erhaltung seiner Gesundheit oft mehrere Lothe Glaubersalz, er nimmt es auch ein oder einige mal ohne großen Widerwillen; aber wie würde es ihm seyn, wenn man es ihm mittelst seiner Speise reichen und ihm also die Speise versalzen wollte? Also giebt man auch dem Viehe, das ihm zugedachte Salz entweder rein zu lecken, welches es sehr gern zu thun pflegt; oder man mischt es ihm unter eine Futter- und Tränkgabe, und verfüttert sein übriges Heu mit nicht mehrerem Salze, als die Natur in die verschiedenen Gräser gelegt hat.« So viel nur zu einer Probe, wie unser Verf. argumentirt. Indessen gilt doch bey allem diesen

das, was wir oben eingeklammert zugesetzt haben; denn ist gesalzenes Heu dem Viehe bey dem Gesundseyn auch angenehm, warum soll man es ihm nicht salzen?

Wir hoffen, daß jeder, der von allen Zweigen und Theilen des Land- und besonders des Wiesenbaues gründliche und vollständige Kenntniß zu haben wünscht, begierig seyn werde, den Agrikola, oder vielmehr dessen Vater: H. Leopold, über alles selbst zu hören, und seine Gründe zu vernehmen. Nur ist zu wünschen, daß das Werk nicht zu theuer werden möchte, da es der Verf. auf 7 bis 8 Bände angelegt hat; doch kann dieses noch etwas helfen, daß jeder Band einen besondern Titel erhalten soll, so, daß man jeden für sich allein kaufen kann oder nicht. Der Verf. wird wirklich ganz leicht und ohne Nachtheil des Ganzen kürzer werden können, wenn er es vermeidet, so große Auszüge einzumischen, wie z. B. mit denen für den gemeinen Landwirth ganz unnöthigen vielen Seiten: über Kartoffelnbau, S. 368-429 aus Bechstein und Leonhardi, Brunner, Cramer, selbst Beevor bis zu Parmentier's Kartoffelschmaus geschehen ist. Sind aber nicht schon simplere Anhäufepflüge als die S. 410 angeführten englischen Pferdehaken vorhanden? Man kennt deren mehrere, z. B. Schubart von Kleefeld's verbesserten Kultivator, in seinen ökonom. kameralistischen Schriften; Riems zweystrichbrettigen Scharwenzelpflug, in seinem Arndtisch-Riemschen Ackersystem und Modellmagazin abgebildet; u. a. m. Müßen wir denn nur zu englischen kostbaren Erfindungen unsere Zuflucht nehmen? Ein gleiches Schicksal widerfährt den Runkelrüben, S. 436-460, wo zur Geschichte derselben Münchhausen, und des Zuckermachens wegen Achard und Görtling, ausgeschrieben werden. Jenes ist eine schon zu sehr abgedroschene Materie, und Letzteres gehört in eine abgesonderte Schrift, deren Aufstellung hier nur für den Verf. das Honorar, für den Käufer aber den Preis des Buches vermehret.

Die Gränzen einer Recension gebieten uns, zu verschweigen, was bey den übrigen Artikeln als entbehrlich anzuführen wäre; und gewiß sollte man selbst am Ende, S. 491-497 nicht suchen, was über Otto von Münchhausen's Hausvater, bis zum Bernhard Steebischen Wiesenbaue, angeführt wird. Bey den künftigen Bänden wünschen

schon alles entübrigt zu seyn, von dergleichen [illegible] reden zu können, oder reden zu müssen.

Auf dreyßigjährige Erfahrung sich gründender praktischer Unterricht der ganzen Landwirthschaft zur Belehrung nicht nur für Anfänger in der Oekonomie sondern auch für unerfahrne Landwirthe. Herausgegeben von C. F. Gaudich. Dritter Band, zweyte und dritte Abtheilung. Leipzig, bey Rein. 1793. 230 S. ausschließlich des Registers über alle 3 Bände. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die 2te Abtheilung handelt von der Schweinzucht, von den Krankheiten der Schweine, von der Federviehzucht, von der Poularderie des Federviehes, von der Bierbrauerey, von der Ziegelbrennerey und von dem Kalk- und Gypsbrennen. Die 3te Abtheilung ist bloß der Branntweinbrennerey gewidmet. Uebrigens ist die ganze Schrift Kompilation und dabey oft schon aus alten Schriften, deren wir doch neuere und bessere haben; z. B. ist Sachtleben längst durch andere übertroffen; und dabey haben die flüchtigen Finger des Verf. manche ganz unschickliche Dinge abgeschrieben, auch solche am unrechten Orte eingeschoben. Wie kommt denn noch in die Kupfertafelerklärung ein 7ter Abschnitt? Daher zeigen wir auch weiter nichts von solcher elenden Kompilation an, als daß Recensent in seinem Exemplar keine Kupfer vorgefunden hat; die aber auch ihm und vielen entbehrlich seyn können, da man sie schon in Sachtlebens Schrift besitzt.

Daß der Verf. mit diesem 3ten Bande seine voluminöse Kompilation beendigt und mit einem Register versehen habe, darf jedoch nicht unangezeigt bleiben.

Fo.

Handbuch der ökonomischen Literatur; oder systematische Anleitung zur Kenntniß der deutschen ökonomischen Schriften, die (welche) sowohl die gesammte

te Land- und Hauswirthschaft, als die mit dersel-ben verbundenen Hülfs- und Nebenwissenschaften angehen; mit Angabe ihres Ladenpreises und (der) Bemerkung ihres Werthes. Von Fr. B. Weber, ordentlichem Prof. der Oekonomie und Kameralwissenschaften zu Frankfurt a. d. O. und Ehrenmitgliede der leipziger ökonom. Societät. Erster Theil. Erster Band. Enthält die allgemeine ökonomische Literatur, und die Literatur des Feld- Wiesen- und Gartenbaues insbesondere. Berlin, bey Frölich. 1803. XXXII und 374 S. gr. 8. Erster Theil. Zweyter Band. Enthält die Literatur der Forstwissenschaft. X und 116 S. 2 Rt.

Endlich liefert der Verf. sein schon vor einigen Jahren im Reichs-Anz., im allgem. liter. Anzeiger, und in den ökonomischen Heften des J. 1801 angekündigtes Handbuch der ökonomischen Literatur dem Publikum. Er ist so bescheiden zu bekennen, daß er Schriften ähnlicher Art benutzt, und vorzüglich Beckmanns ökonomisch-physikalischer Bibliothek Vieles zu verdanken habe. Aus dieser und aus andern Quellen hat er geschöpft, und über 5000 Bücher in einer systematischen, und dem Werke vorgedruckten Ordnung, mühsam zusammengetragen. Nach seinem Plane beabsichtigte er, den Oekonomen, besonders den praktischen (?) ein Handbuch zu liefern, wo sie nicht nur alle deutsche eigentlich ökonomische Schriften, sondern auch solche (doch nur die vornehmsten) die zu den (mit) der Oekonomie verwandten Fächern und Wissenschaften gehören, angezeigt fänden. Auch die Schriften, welche die ökonomische Technologie und Vieharzneykunde betreffen, hat der Verfasser nicht übergangen; entschuldiget sich aber in der Vorrede, da eigentlich jene beyden Gegenstände, nicht zum System der Oekonomie gehörten. Auch der Literatur der gesammten häuslichen Frauenzimmergeschäffte hat der Verf. einen Platz in seinem Werke eingeräumt. Den Werth der Bücher hat er auch durch Zeichen, die er nach dem Jenaer Repertorium erwählt hat, angegeben; so, daß * gut bedeutet;

*+

— mehr gut als schlecht; + schlecht; — mehr schlecht als gut. Diejenigen, welchen ein Zeichen fehlt, sind entweder dem Verf. unbekannt gewesen, oder sie sind gleichgültig. Warum hat er nicht für jede Art ein besonderes Zeichen gewählt? Kann ihm nicht auch ein gutes (welches Rec. mit Beläagen darthun könnte, wenn es weitläuftig werden wollte) unbekannt seyn, das aber der Leser wegen Abwesenheit eines Zeichens für entbehrlich hält?

Da der zweyte Band des 1 Theils den Forstmännern und Freunden der Forstwissenschaft gewidmet ist: so hat der Verf., um diese nicht zum Ankaufe des ganzen Werkes zu nöthigen, ein besonderes Titelblatt noch über dieses beygefügt: Handbibliothek der deutschen forstwissenschaftlichen Literatur; oder systematische Anleitung zur Kenntniß der deutschen Forstschriften, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten u. s. w.

Va.

Der ökonomische Sammler, herausgegeben von F. B. Weber, ordentlichem Professor der Oekonomie &c. zu Frankfurt a. d. O. Sechstes Stück. Mit Kupfern. Leipzig, bey Fleischer. 1803. 214 S. 8. 1 Rt.

Diese Zeitschrift erhält sich in ihrem Werthe. Da so verschiedene daran arbeiten, so fällt es in die Augen, daß die Aufsätze nicht von gleicher Güte seyn können. Dieses gegenwärtige sechste Stück enthält 20 Aufsätze, als: I. Praktische Beobachtungen über die englischen Grasarten, besonders über solche, welche am schicklichsten zu Bestellung und Verbesserung der Wiesen und Weiden u. s. w. sind; von William Curtis &c. Mit ökon. Anmerkungen vom Herausgeber. S. 1. f. Nach der Meinung des Verf. giebt es nur 6 bis höchstens 10 Grasarten, die der Landmann zu kennen brauche; die sechs Grasarten, welche der Leser abgebildet findet und der Verf. empfiehlt, sind: Anthoxantum odoratum, gelbes Ruchgras; Alopecurus pratensis, Wiesenfuchsschwanz; Poa pratensis, Wiesen-Rispengras; Poa trivialis, rauchstänglicheo Rispengras;

 Festu-

Festuca pratensis, gemeiner Wiesenschwingel, Cynosurus cristatus, steifes Kammgras. Diesen hat der Verf. noch 23 Arten hinzugefügt. Die Abbildung der erstern war wohl für diese Schrift entbehrlicher, als sie dadurch im Preise zu erhöhen; zumal sie jeder Oekonom ohnehin in der wohlfeilen Auflage von Mauks Grasbüchlein, Schrebers und Anderer Abbildungen nicht zu gedenken, besitzt; überhaupt aber schon sehr bekannt sind. Wenigstens waren diesfalls 6 Kupfertafeln zu viel. II. Anleitung zum Studium der Oekonomie für Männer, welche dieselbe nur durch Lektüre erlernen können und wollen rc. vom Herausgeber. Die aufgeführten Schriften sind alle zur Erreichung dieses Zweckes geeignet und verdienen des Herausgebers Empfehlung. III. Ueber zwey Hauptverderbnisse unsers Weinbaues. Von J. C. F. Müller. 1) Man kauft, wenn man ein neues Feld des Weinbergs anbauen will, die Fechser von Händlern, und bekommt gute und schlechte, gesunde und ungesunde, anstatt daß man sie selbst erziehen sollte. 2) Man hat immer zu verschiedene Sorten auf einem und eben demselben Berge, und unmöglich können alle gleich gut gerathen. Dem Rec. ist's befremdend, daß Hr. Pastor Löber unterm Namen Müller so Mancherley schreiben, und sich doch ein so großes Ansehen geben mag! IV. Grundsätze meiner Ackerbautheorie. Vom Herrn von Steindel. Für die, welche eben so handeln wollen. V. Asche ein vortrefflicher Dung auf Aeckern und Wiesen. Von K. Glenogt. Wer den Salinen nahe wohnt, befolgt diesen Rath desto gewisser. VI. Bewährte Erfahrungen über verschiedene Mastungsmittel. Von Ebend. Die Mastungsmittel sind unabgerahmte Milch, gelbe Rüben, Kartoffeln, Lein- und Hanfkörner. VII. Vom süßen Kastanien- und Wallnußbaum. VIII. Aepfel und Birnen lange Zeit aufzubewahren. Man belegt den Boden eines Fasses mit Stroh von Fenchelkraut, und legt auf dasselbe behutsam nicht überreife, aber ganz unbeschädigte Aepfel und Birnen, so, daß sie einander nicht berühren. Das Obst wird mit Fenchelstroh bedeckt, und wieder Aepfel oder Birnen darauf gelegt, bis das Faß angefüllt ist. Zuletzt wird noch eine Lage Fenchelstroh und ein hölzerner Deckel darauf gelegt, und das Faß mit Wasser angefüllt und ins Wasser gesetzt; der Deckel aber mit so viel Gewicht beschwert, daß er mit dem Obste unter dem Wasser niedergedrückt bleibe; doch darf die

Last

laß nicht schwerer seyn, weil sonst das Obst würde beschädiget werden. IV. Zucker und Salpeter aus Runkelrüben. Hierüber findet man entscheidendere Angaben im Hannöverschen Magazine, und außerdem in Riem's neuer Sammlung ökonomischer Schriften v. J. 1800 1ste Lieferung S. 115-178. X. Von Verpflanzung junger Bäume. Der Verf. ist auf trockenem Boden für das Verpflanzen im Herbste. XI. Ausführliche Anweisung Kartoffeln aus Saamen zu erziehen. Gelegentlich erinnert der Verfasser, daß er auf den Kartoffelläckern auch zugleich Erbsen erbaue, da er jede Kartoffel zwischen zwey Erbsen legen lasse. XII. Anmerkungen über das Hauen des Zimmerholzes. XIII Etwas über Essig und Prüfung desselben. XIV, Ueber den Zungenkrebs des Rindviehes. XV. Erfahrungen vom weissen Kohlsaamen. XVI. Von rothen Rüben zur Rindviehfütterung. XVII. Erfahrungen von der Fortpflanzung des gemeinen Haarmooses durch Pferde. XIII-XVI verdienen manche Aufmerksamkeit; Num XVII aber gar keine, solche hätte ganz weggelassen werden sollen. Der Herausgeber sollte hierin aufmerksamer seyn! XVIII. Etwas über den Anbau des Honiggrases. Hundert □ Ruthen Acker werden mit 10 bis 12 Pf. Saamen besäet; unter dem Kleesaamen aber 4 oder 5 Pfund auf eine gleiche Fläche. XIX. Kurze landwirthschaftliche Notizen. XX. Anzeigen einiger der neuesten ökonomischen Schriften.

Zw.

Wirthschafts-Erfahrungen in (auf) den Gütern Gusow und Platkow, gesammelt von deren Besitzer (,) dem Grafen von Podewils (.) Dritter Theil. Berlin, in Kommission bey Maurer. 1803. Text 431 S. und Tabellen 71 S. 4. 1 Rh. 12 gr.

Der Herr Graf fährt fort, das Publikum mit einem Werke von eben der Vollständigkeit der vorigen 2 Theile zu beschenken, wobey er es weder an Fleiß, noch an Aufwand auf das Aeußere desselben fehlen läßt. Seine Berechnungen sind mühsam, und wir wünschen, daß er seinen guten Zweck erreichen und sich dadurch belohnt fühlen mag. Freylich kann Rec.

nicht

nicht in allem mit ihm einverstanden seyn, und er wußte z. B. lächeln, als der Verf. Alles zusammenraffte, um den Vorzug der Ochsen vor den Pferden zu bestreiten, und dem Einwande, daß der Ochsendünger von besserer Güte sey, dadurch begegnen wollte: daß, da das Vieh bloß die Maschine wäre, welche das Futter in Mist verwandelte, letzteres allein auf die Beschaffenheit des Düngers wirken, und folglich der Mist von Pferden eben so gut als von den Ochsen seyn müßte, wenn beyde gleich viel Heu bekämen.

Eher kann alles Vorhergehende gelten, als wenn der Vf. sagt, daß er mehr Schaden wie Vortheil von der Stuterey habe, und der Meinung ist, daß der, welcher sie unterhalten wolle, schlechterdings sich auf theure Pferde einrichten müsse, und hierbey versichert, man kaufe den eigenen Bedarf sicher wohlfeiler, als man ihn erziehe, sobald man alle die mancherley Nachtheile, welche die Pferdezucht im Kleinen getrieben auf die übrige Wirthschaft habe, in Anschlag brächte; z. B. Unterhaltungskosten der Bedienten bey Pferden und Ochsen, der Wagen und anderer Geräthschaften.

Fo.

Die Kunst das Leben der in der Oekonomie nützlichen und unentbehrlichen Thiere zu verlängern und sie gesund zu erhalten. Magdeburg, bey Hessenland, 1802. XVI und 384 S. 8. 1 Rh.

Diese Schrift, deren Titel eine Nachahmung des bekannten Hufelandschen Werks ist, gehört zwar nicht unter die schlechtesten Versuche der populären Thierheilkunde; enthält aber bloße, zuweilen flüchtige, Kompilation, bey welcher man gründliche Deduktionen und neue Ansichten nicht erwarten darf. Man findet hier die Zucht, das Mästen, die Krankheiten und Heilung, auch den Nutzen und Schaden, der verschiedenen Hausthiere, die Katzen mit eingeschlossen, des Hausgeflügels und der Seidenwürmer abgehandelt, und zum Beschluß eine Hausapotheke. Manche Abschnitte sind sehr unbefriedigend, z. B. die von den Würmern, von der Tollheit. Von den Feigwarzen der Pferde wird gesagt, daß sie sich ausserhalb der Natur befinden, welches für Rec. unverständlich ist. Zu loben ist es, daß manche Krankheiten, wie Spat, Leist, Fistel, die ohne einen Thierarzt nicht kurirt werden können, hier übergangen sind.

Der Bauer als Vieharzt, oder Arzneybuch für die Krankheiten des Rindviehs, der Schaafe und Schweine, bestehend in einer Sammlung von bewährten und durch vieljährige Erfahrung erprobten Mitteln. Straßburg, bey Silbermann, und Frankfurt am Main, bey Hermann. 1802. 207 S. 8. Schreibpap. 16 gr.

Der Bauer als Pferdearzt — — — nebst zwey Anhängen. I. Ueber die Behandlung des Viehes, das bey einer Ueberschwemmung lange im Wasser ohne Nahrung stund (stand); II. Von den Krankheiten der Hunde. Ebendas. 232 Seit. 20 gr.

Der Verf. unterzeichnet sich in der Vorrede Eyth, Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Strasburg. Jeder, dem es um recht viele Recepte gilt, findet hier volle Befriedigung. Aber was helfen Recepte, wenn die Krankheiten nicht gehörig deducirt, und die Fälle, in welchen sie passen, nicht angegeben sind? Die Einleitung in beyden Schriften von den Thierkrankheiten überhaupt und ihrer Behandlung, ist faßlich und gut. Darauf folgt eine Uebersicht der Arzneymittellehre; und dann ein großer Vorrath von Arzneyvorschriften, eine wahre rudis indigestaque moles, die, wie sie hier steht, mehr Schaden als Nutzen stiftet. Wir wollen dem Verf. nicht absprechen, daß er ein häufig gebrauchter und beliebter Thierarzt ist; aber zu einem gründlichen fehlen ihm die gehörigen Kenntnisse. Man findet hier Mittel gegen die Seuche, ohne nähere Erörterung; Mittel, wenn man die Ursache einer Krankheit nicht erkennen kann, vom giftigen Biß von Spitzmäusen; der Karbunkel wird dem giftigen Stich irgend eines Insekts zugeschrieben. Von der Fistel bey Pferden heißt es, es sind Eicheln oder Geschwulsten, die dem Pferde zwischen dem Hals und Kopf und Ohren wachsen, auch kommen sie öfters an die Füße. Von den Egelschnecken wird gesagt, daß die Schaafe sie mit dem Futter verschlingen, daß diese Schnecken (?) das Bittere lieben, und daher den Gallengängen nachgehen. Der Mohn-

saft wird bey Pferden zu Tropfen und Granen verordnet. Gegen die Läuse wird Kapucinerpulver empfohlen, und darauf noch besonders Sabadillsamen. An einem andern Ort Bibergeilessenz; und dann noch einmal essentia castorei. Die Franzosen des Rindviehs werden eine bloße Fettigkeit genannt. Auch werden Mittel angegeben, daß einem Pferde das Galoppiren nicht schade.

Hülfsbuch für Stadt und Land. Oder: allerley durch Erfahrung bewährte Hausmittel zur Gesundheitspflege der Menschen und des Viehes. Alphabetisch eingerichtet. A — Z. Herausgegeben von Friedrich Wagner, Oberamtmann zu Neustadt. Erfurt, bey Kayser. 1802. 461 S. 8. 1 Rg. 4 gr.

Rec. nahm dieses Buch mit einer sehr geringen Erwartung in die Hand, da alle Versuche von Arzneybüchern für Menschen und Vieh, zumal von Laien gemachte, gescheitert sind, und der Natur der Sache nach scheitern mußten. Er fand aber hier viele brauchbare und nützliche Dinge, hauptsächlich in ökonomischer Hinsicht gesammelt, welche letzte man dem Titel nach hier nicht suchen sollte. Angehende Wirthschafter, zumal auf dem Lande, werden hier manche nützliche Belehrung finden, die sie zuweilen aus Verlegenheiten zu reißen im Stande ist. Ein angehängtes ausführliches Sachregister erhöht die Brauchbarkeit bey Aufsuchung der mancherley wirthschaftlichen, artistischen, diätetischen und medicinischen Vorschriften. Diese letzten sind zwar nicht ausführlich und genügend; aber sie können es, dem Plane nach, nicht seyn. Immer aber wird man manche Regeln, beym Abgang sachverständiger Rathgeber, mit Nutzen gebrauchen können, z. B. bey Zufällen bey Kindern, bey Pocken und Ruhr.

Mk.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in der

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge rc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, rc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern rc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, rc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Neue Verlagsbücher von Peter Waldeck in Münster. Leipziger Ostermesse 1804.

Chateaubriand, F. A., Genius des Christenthums oder Schönheiten der christlichen Religion. Aus dem Franz. übersetzt, und mit berichtigenden Anmerkungen begleitet von Dr. Karl Venturini. 3r und 4r Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. alle 4 Theile 5 Thlr.

Fries, C. J., Abhandlung von der Umkehrung oder eigentlichen Infusion der Gebärmutter. Mit Kupfern. gr. 8. 16 Gr.

Halem, G. A. von, Leben Peters des Großen. 2r Band. gr. 8. Velinpap. 3 Thlr. 16 Gr. Schreibpap. 2 Thlr.

Dessen prosaische Schriften. 2r Band. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Irene, eine Monatsschrift, herausgegeben von G. A. von Halem. Jahrgang 1804. 4 Thlr.

Müller, J. H., Abriß der Länder- und Staatenkunde, besonders von Deutschland; mit beständiger Hinsicht auf die neuesten Veränderungen, und kurzen historischen Notizen. Zum Schul- und Privatgebrauche. 8. 1 Thlr.

Toulongeons, F. E., (Mitgliedes des Nationalinstituts,) Geschichte von Frankreich, seit der Revolution von 1789. Aus zeitverwandten Urkunden und Handschriften der Civil- und Militärarchive. Deutsch herausgegeben von P. A. Petri. gr. 8. 1r und 2r Band. 3 Thlr. 20 Gr.

Stipendien-Lexikon für Sachsen.

Endlich bin ich, nach Jahrelangen anhaltenden Bemühungen im Stande, mein Stipendien-Lexikon für Sachsen,

sen, etwas über 1 Alphabet stark, herauszugeben. Es enthält, möglichst vollständig, alle für Schüler, Studirende und Lehrer, auf Universitäten, Gymnasien, Stadt- und Landschulen, Prediger, und ihre resp. Wittwen, vorhandenen, öffentlichen und Privatstiftungen, Legate und Stipendien, mit genauer Angabe der Stifter, Stiftungsjahre, Kapitalfonds, jährliche Interessen, Administratoren, Kollatoren, und Bedingungen der Perception, in tabellarischer Form. Wer binnen jetzt und Ostern 1805 bey mir subskribirt, erhält das Exemplar um ⅓ wohlfeiler, als es im Laden verkauft werden wird. Die zahlreichen, edlen und patriotisch gesinnten Beförderer meines Unternehmens, denen ich so viele handschriftliche Nachrichten mit und ohne Namen verdanke, erhalten noch überdieß 6 Exempl. statt 5, wenn sie die Güte haben wollen, in ihren Gegenden Subskribenten zu sammeln. Gymnasiasten und Studirende, welche dasselbe zu thun geneigt sind, haben gleiche, auch wohl nach Beschaffenheit der Umstände noch mehrere Vortheile zu erwarten. Herr Buchhändler Köhler allhier, hat den Verlag übernommen. Leipzig, im Jul. 1804.

Johann Daniel Schulze,
Dr. der Philosophie und Lehrer an der Universität.

Der Subskriptionspreis wird 1 Thlr. 8 Gr. betragen, die Erscheinung ist zu Ostern 1805.

K. F. Köhler.

Bey Hemmerde und Schwetschke zu Halle ist erschienen:

Beyträge zur kritischen Geschichte der neuern Philosophie, von A. B. Kaysler. 1r Band. gr. 8.

deren Tendenz der Herr Verf. hiermit selbst ankündigt. Das Absolute der Erkenntniß ist Absolutheit des Seyns, oder das ewige Gesetz des Universums, welches uns ein absolutes Wesen als Seyn offenbaret; aber nicht in seiner wahren Natur erkennen läßt. Diese Erkenntniß ist nicht eine allgemeine sondern individuelle, ist nicht nothwendige Konstruktion; sondern freye Tugend. Das ewige Gesetz des

Uni-

Universums ist, als solches, nur durch ideale Konstruktion erkennbar; diese Konstruktion des Universums aber ist die wahre, philosophische, und in sich selbst evidente Erkenntniß, und die philosophischen Systeme sind nur Bestrebungen, die Vernunfterkenntniß von ihrer Wurzel loszureißen, und sie ermangeln der innern Evidenz in dem Grade, als der Spekulation dieses Losreißen gelingt. Diese Ansicht der Philosophie stellt die angezeigte Schrift auf, welche zugleich eine Kritik der Kantischen, Fichte'schen und Schellingischen Philosophie einleiten soll. Sie ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Signatstern, oder die enthüllten sämmtlichen sieben Grade der mystischen Freymaurerey, nebst dem Orden der Ritter des Lichts. Berlin, bey Schöne. 3ter Theil. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Theil des Signatsterns zeichnet sich von den vorigen dadurch aus, daß er das System der höhern Zinnendorfschen oder schwedischen Grade enthält, welche auf ein geheimes Christenthum, und ein himmlisches Jerusalem auf dieser Erde hinauslaufen. Ferner finden wir in demselben Nachrichten von Stark über das Klerikat der Tempelherren, welche bisher ganz unbekannte Aufschlüsse gewähren. Kurz keine einzige Loge vermag über Maurerey so bündig zu belehren, als dieser dritte Theil des Signatsterns. Er zündet ein Licht an, das den höhern Graden wohl für immer ein Ende machen, und zur ächt englischen und einzigen Maurerey wieder zurück führen dürfte. Alle 3 Theile kosten 3 Thlr. 16 Gr.

Winckelmanns alte Denkmäler der Kunst, 2te mit einem Kupfer vermehrte Auflage, mit 209 auf starkes Schweizerpapier abgedruckten nebst 18 eingedruckten Kupfern. 2 Bände. gr. Fol. so eben die Presse verlassen hat, ist bey Schöne in Berlin, und in allen guten Buchhandlungen zu 29 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Den Liebhabern und Künstlern der alten Kunst die Anschaffung dieses prächtigen und nützlichen Werks zu erleich-

tern, können es diejenigen, so sich unmittelbar an mich wenden, noch zum Subskriptionspreis von 18 Thlr. in Golde erhalten. Briefe und Gelder werden postfrey erbeten.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Inspektor des Kurmärkischen Landschullehrer-Seminariums, Fr. Herzberg, zweyter Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin, ist dem Direktor des Friedrich Wilhelms Gymnasiums, Herrn Ober-Konsistorial- und Ober-Schulrath Hecker in den Direkt. Geschäfften an die Seite gesetzt worden.

Der Diakonus Herr C. G. S. Stöwe in Potsdam, hat an des verstorbenen Junge Stelle, die Inspektion der Potsdamschen Diöcese, sammt dem Pastorate, erhalten.

Der Geh. Hofrath Dr. Gruner, erster Professor der Medicin in Jena, ist auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Schweden, von dem Collegio Medico in Stockholm zum auswärtigen Mitgliede aufgenommen worden.

Der Kalkulator auf der Rathsbibliothek in Leipzig, und Observator der dortigen Sternwarte, Herr C. F. Goldbach, ist in Moskau als Professor der Astronomie mit 1000 Rubeln Gehalt, einem beträchtlichen Reisegelde, freyer Wohnung und Holze, angestellt worden.

Der Professor der Staatswirthschaft zu Heidelberg, Herr L. W. Medicus, geht nach Würzburg, wo er über Forst-, Land- und Bergwerkswissenschaft Vorlesungen halten wird.

Der Hofrath und Professor Thibaut zu Jena, hat einen, mit ansehnlichen Vortheilen verbundnen Antrag nach Halle, als ordentlicher Professor der Rechte zu gehen, abgelehnt, und aufs Neue eine Gehaltsvermehrung erhalten.

Der Herr Ob. Baron von Zach in Gotha, ist Oberhofmeister der verwittweten Herzoginn mit General-Majors-Charakter geworden.

Der

Der, als Dichter nicht unbekannte, Herr Hofsekretair Ratschky in Wien, ist wirklicher Regierungsrath und Direktor der Lottogefälle-Administration geworden.

Herr Professor Pelt zu Kopenhagen, hat die Stelle eines Direktors des Königl. Handels-Instituts und der Fischerey in Altona erhalten.

Der Kandidat der Philologie Herr Lünemann in Göttingen, dessen Descriptio Caucasi ex Strabone von der philosophischen Fakultät den Preis erhielt, ist zum Kollaborator an der dasigen Stadtschule bestellt worden.

Herr Lippert, Diakonus und Rektor zu Erlangen, hat eine außerordentliche theologische Lehrstelle daselbst erhalten.

Der außerordentliche Assessor der Juristenfakultät zu Göttingen, Herr Dr. Heise, ist außerordentlicher Professor der Rechte daselbst geworden.

Der Dr. und ordentliche Professor der Theologie, Herr C. Ch. E. Schmid in Jena, ist von seinem Landesherrn, dem Herrn Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach zum Kirchenrathe ernannt worden.

Der Konsistorialrath Dr. Martini aus Rostock, ist Professor der Reichsgeschichte und orientalischen Literatur, Herr C. A. Fischer aus Dresden, Professor der Kulturgeschichte und der schönen Künste, und Herr Dr. und Professor Niethammer aus Jena, Professor der theologischen Moral in Würzburg geworden.

Herr Reg. Rath und Professor Mertens zu Freyburg im Breisgau, ist zum Revisionsrath für das Breisgau und die Ortenau, und Herr Professor Ruef zum zweyten Apellationsrath ernannt worden.

Der zeitherige Rektor und Professor des Gymnasiums zu Schwäbisch-Hall, Herr Leutwein, ist Stadtpfarrer daselbst geworden.

Der Kurwürtenbergische Kanzleyadvokat Herr Dr. J. F. Zeller, hat die Stelle eines Ober-Amtmanns in Heilbronn erhalten.

Der Kurwürtenbergische Rentkammerrath Herr J. Weckherlin, ist Hof- und Domainenrath mit Sitz und Stimme im Rentkammer-Kollegium geworden.

Der Kurfürstl. Hessische Regierungsrath, Herr B. C. Duysing zu Rinteln, Verfasser eines chronol. Verzeichnisses hessischer Urkunden, ist zum Ober-Appellations-Gerichtsrath befördert worden.

Der Bau-Inspektor und Professor bey der Bauakademie, Herr P. L. Simon, ist Geheim. Ober-Baurath geworden.

Der Kurfürst von Würtenberg hat den Ober-Landes-Regierungsrath Herrn Schübler, mit Beybehaltung seines Postens zum Oberbibliothekar, Studien- und Schulendirektor, und den Ober-Appellationsrath Freyherrn von Ende, zum Vicepräsidenten und wirklichen Geheim. Rathe ernannt.

Todesfälle.

1804.

Am 15ten Jänner starb zu Rostock Demoiselle Wendula Hedwig Möller, Schwester des bekannten Professors und Bibliothekars Möller in Greifswalde, Vorsteherinn einer Pensionsanstalt, Verfasserinn mehrerer in Meusels gel. Deutschl. Th. V. S. 264. aufgeführten Schul- und Flugschriften, 62 Jahre alt.

Am 4ten April zu Schmiedeberg, der dortige zweyte Stadt Direktor Herr C. F. Sinapius, als mittelmäßiger Dichter und Jugendschriftsteller in seinem Vaterlande Schlesien bekannt, im 52sten Lebensjahre. s. Meusel a. a. O. Th. VII. S. 507.

Am 9ten April zu Plauen im kursächsischen Voigtlande, der Forstschreiber und Finanzsekretair Herr C. F. Hangar, 42 Jahre 6 Monate alt. Er hat eine philosophische Schrift „der Sohn der Natur“ herausgegeben.

In Rinteln am 4ten Mai der Professor der Theologie und Prediger, Herr J. C. Kümmel, der Zeit Prorektor, im 71sten Jahre.

Am 5ten Mai der Ober-Appellationsrath, Dr. und Professor G. G. Börner, 72 Jahre alt.

Am 14ten Jun. zu Gotha, Herr C. W. Ettinger, Buchhändler und Herzogl. Kommissionsrath, im 63sten Jahre. Er stiftete die in seinem Verlage erscheinende Gothaische Zeitung gemeinschaftlich mit dem Hofmarschall-Amts-Sekretair Herrn Ewald, gab auch alljährlich das Taschenbuch für alle Stände, und mit dem Herrn Bibliothekar, Rath Reichard, den Gothaischen Hof-Kalender heraus.

An demselben Tage zu Breslau, der Ekklesiastes und Morgenprediger bey dem Hospital zur heil. Dreyfaltigkeit, Herr J. J. Segner, Verfasser biblischer Predigten für Landleute, 65 Jahre alt.

Am 17ten Jun. daselbst der Königl. Preuß. Schulen-Direktionsassessor und Dr. der Theologie an der dortigen Universität, Herr T. Hoffmann, im 47sten Lebensjahre.

Am 20sten Jun. zu Prag der Dr. der Theologie, F. X. Falk, des Cistercienser-Ordens Mitglied, K. K. ordentl. Professor der Dogmatik, 43 Jahre alt. Er hat mehrere theologische und moralische Schriften herausgegeben. Sein Name fehlt in der neuesten Ausgabe von Meusels gelehrtem Deutschlande.

Am 21sten Jun. zu Schmalkalden, Herr J. G. Holzapfel, evangel. lutherischer Inspektor und Oberpfarrer daselbst, 67 Jahre alt. Er hat Erbauungsbücher, ein Gebetbuch und katechetisches Lehrbuch geschrieben.

Am 7ten Julius Herr M. T. Schubart, Dr. der Theologie, Oberpfarrer, Superintendent und Schulinspektor zu Hayn in Kursachsen, im 82sten Lebensjahre. Er hat theologische Disputationen und Predigten drucken lassen.

Am 9ten Jul. zu Hannöverisch-Münden, auf der Rückreise von Zürich nach Göttingen, der dasige ordentliche Professor der Medicin, Herr Cappel, an den Folgen der Lungensucht, als er im Begriff war, dem nach Moskau erhal-

tenen sehr vortheilhaften Rufe zu folgen. Er hat nur das 45ste Lebensjahr erreicht. s. Meusels gel. Deutschl. Th. I. S. 549.

Im Julius zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg, der dortige Prediger Herr J. M. Schwager, 65 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften findet sich in Meusels gel. Deutschl. Th. VII. S. 399 — 402.

Chronik deutscher Universitäten.

Marburg. 1804.

Am 16ten März disputirte Herr F. Tiedemann, der älteste Sohn des im vorigen Jahre verstorbenen verdienten Hofraths Tiedemann: de cordis polypis, und ward Doktor der Medicin. Bereits seit Ostern d. J. hält derselbe medicinische Vorlesungen.

Am 16ten Mai vertheidigte Herr J. J. Kraushaar, seine Inauguraldissertation: de Hydrophobia, und erhielt die höchste Würde in der Medicin.

Am 30sten Jun. disputirte Herr J. F. L. Frank, und ward Doktor der Arzneygelahrtheit. Seine Dissertation handelt: de morbo coxario.

Am 3ten Jun. feyerte die Universität das Geburtsfest des Kurfürsten Wilhelms I., bey welcher Veranlassung der Herr Professor Chr Rommel zu der, von ihm zu haltenden Rede durch ein Programm: de styli quibusdam virtutibus ad orationem ornandam necessariis, einlud.

Jena. 1804.

Am 13ten Julius vertheidigte Herr G. C. F. Wagner, seine Inauguraldissertation: de febris puerperarum indole atque medela, ohne Vorsitz, und erhielt die medicinische Doktorwürde. Das Programm des Herrn Geh. Hofrath

Stark

Stark als Dekan, enthält die fortgesetzte Abhandlung: de oculo humano ejusque effectibus Sect. IV. de oculis in genere.

Am 21sten Julius vertheidigte Herr Dr. P. G. G. Güldenapfel, mit seinem Respondenten, Herrn F. T. Zimmermann, seine Dissertation: pro venia legendi: Iosephi Archaeologi de Sadducaeorum Canone sentent. exhib.

Anzeige kleiner Schriften.

Von einer bernsteinernen Schaumünze auf den König Friedrich II von Preußen. Womit zu der öffentlichen Prüfung der Königl. Friedrichs-Schule — auf den 4ten, 5ten und 6ten April 1804 — einladet, D. H. Hering, Hofprediger, Ober-Konsist. Rath und der Schule Direktor. Breslau. 1804. 2 Bog. 4.

Die, des dazu angewandten Materials wegen, merkwürdige Medaille, von welcher diese Einladungsschrift Nachricht giebt, ward zu Stolpe in Hinterpommern von dem dasigen Kaufmann Spruth, einer, anderthalb Loth schweren, auf Kosten des verstorbenen Kabinets-Minister Grafen von Herzberg geprägten, als Prämie für fleißige Seidenbauer vertheilten Schaumünze, nachgeschnitten, und gedachtem Minister bey seiner Durchreise durch Stolpe, geschenkt. Sie ist niemals weder geprägt, noch radirt worden. Gegenwärtig ziert sie das Kabinet der Friedrichsschule zu Breslau, welches sie die verwittwete Kammerherrinn Freyin von Knobelsdorf auf Zedlitz, geschenkt hat. Sie ist größer als ein harter Thaler, von derselben Dicke, und wiegt nur ¼ Loth.

Einige Worte, den Wohlstand Baierns betreffend. Von Gottlieb Wahrmuth. Straubing, in der von Schmidschen Buchhandlung. 1803. 2¼ Bog. 8. 4 Gr.

In

In dieser kleinen Flugschrift giebt ein sehr wohlmeinend der baierischer Patriot die Mittel an, deren zweckmäßige Anwendung den Flor seines Vaterlands, unter dessen jetzigen guten und weisen Regenten befördern und noch erhöhen könnte. Es sind solches hauptsächlich: weise und sparsame Verwendung der aus dem Verkauf der Klostergüter und dazu gehörigen liegenden Gründe, zu lösenden Summen, Behufs einer verbesserten Jugendbildung und Erziehung, Emporbringung des Ackerbaues, besonders durch, dem dortigen Boden, und etwas wärmerm Klima, adaptirte Anwendung der Thaerschen Principien und in Vorschlag gebrachten Instrumente, bessere Organisation der Reg. und öffentl. Beamten-Posten, u. s. w. Soweit es, ohne das Innere der baierischen Staatsverfassung in seinem minutiösen Detail zu kennen, möglich ist, scheinen die Vorschläge des Verfassers sich sehr zur Ausführung zu qualificiren, und die Erwägung der Oberbehörden, besonders des Kurfürstl. Generalschuldirektoriums zu München, dem er dieses Schriftchen gewidmet hat, zu verdienen.

Bücherverbote.

Schon im Mai d. J. sind die von dem protestantischen Dichter Kosegarten in Verse gebrachte, und neu herausgegebene, zu Berlin gedruckte katholische Legenden, von der Censur zu Wien, als abergläubisch verboten worden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Nachtrag zu dem Aufsatz in dem Intelligenzblatte der N. A. D. Bibl. 88. Bd. S. 275. eine Recension in der Gothaischen gelehrten Zeitung betreffend.

Herr Nicolai hat bereits in dieser Bibliothek (88. Bd. S. 275.) eine in der Gothaischen gelehrten Zeitung (vom J. 1804. 4. St. S. 26) befindliche Recension nach Ver-

dienst

dienst gewürdiget, und besonders die sophistischen Verdrehungen gerügt, wodurch der Verfasser jener Recension die vielen unrichtigen, in einer gewissen Schrift des Herrn Diez zu Güstrow befindlichen Behauptungen zu rechtfertigen gesucht hatte.

Hier ist ein kleiner Nachtrag zu jener Rüge, als Beweis, durch welche schaamlose Verdrehungen jener Recensent, (der, wo nicht Herr Diez selbst, doch mit Herrn Diez sehr kongenialisch ist,) den letztern zu vertheidigen sucht.

Herr Diez hatte in seinem Werke: **die Philosophie und die Philosophen aus dem wahren Gesichtspunkt,** u. s. w. unter andern (S. 41) gesagt:

„Man zeige mit Gründen, entweder daß die **Grundsätze,** „von dem dieser oder jener ausgeht, selbst falsch, oder daß „die **Deduktion** fehlerhaft, oder daß eine entgegengesetzte richtig sey. Wo nichts dergleichen mit Gründen „gezeigt werden kann, ist es ungerecht, die **Anwendung** „selbst als Thorheit zu verschreyen."

Hierüber hatte ich in der A. D. Bibl. (80. Bd. S. 360. 361) die Bemerkung gemacht, daß

„die Folgerung, die Herr Diez hier mache, nicht richtig, „wenigstens gar nicht genau ausgedrückt sey; denn die „**Grundsätze** einer Philosophie und ihre **Deduktion,** „könnten noch ganz richtig, und doch ihre **Anwendung** „unrichtig und thöricht seyn."

Es ist offenbar, daß Herr Diez, in der angeführten Stelle, bey dem Worte: **Deduktion,** sich die Deduktion der **Grundsätze** dachte; und ich werde mich wohl hiebey auf das Urtheil eines jeden unbefangenen Lesers, der jenes Wort versteht, berufen dürfen. Der Zusammenhang leidet auch schlechterdings keine andere Erklärung; und es ist, wie wohl Niemand läugnen wird, der nicht fremd in der Logik ist, eine sehr unrichtige Folgerung, daß, wenn es mit den **Grundsätzen** und **ihrer Deduktion** seine Richtigkeit habe, die **Anwendung** der Grundsätze nicht fehlerhaft seyn könne. Man kann ja die richtigsten Grundsätze auf die schiefste Art anwenden. Der Rec. in der Gothaischen gel. Zeitung hat das Letztere eingesehen; aber seine unrichtige Folgerung dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er sagt:

„Eben

„Eben so lustig ist es, wenn der Rec. seinen Autor wegen „einer Absurdität zurückweiset, die jener ebenfalls erst da„durch schafft, daß er die Deduktion einer Anwendung „mit der Deduktion der Grundsätze verwechselt.“

Hier erfahren wir also, daß Herr Diez unter Deduktion die Deduktion der Anwendung der Grundsätze verstand. Ist das nicht ganz dem Zusammenhange zuwider? und wer hat je von einer Deduktion der Anwendung von Grundsätzen gesprochen? Man deducirt Grundsätze, nicht die Anwendung derselben. Nach der Erklärung des Recensenten in der Gothaischen gelehrten Zeitung müßte man also die Diezische Stelle so lesen:

„Wenn die Grundsätze einer Philosophie wahr sind, und „die Deduktion der Anwendung dieser Grundsätze rich„tig ist: so kann die Anwendung derselben nicht unrich„tig seyn.“

Wenn das Herr Diez hat sagen wollen: so ist er ein Stümper in der Philosophie, der bey denen noch in die Schule gehen sollte, die er zu verachten affektirt.

Hd.

C. F. Cramer in Paris, übersetzt Villers gekrönte Preisschrift über den Einfluß der Reformation ꝛc. ins Deutsche. Der Buchhändler Hoffmann in Hamburg wird die Verdeutschung verlegen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Ein und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Kriegswissenschaft.

Encyclopädie der Kriegswissenschaften etc. Herausgegeben von G. E. Rosenthal. 8r Band, J — Kr. Gotha, bey Ettinger. 1803. 372 S. Die Kupfertafeln von Tab. CXLI — CLX. 4 Rk.

Am weitläuftigsten sind in diesem Bande die Artikel: Ingenieur, Invalide, Kanonen, wovon der letztere allein über die Hälfte dieses Bandes einnimmt, und großentheils wörtlich aus Robins Artillerie abgeschrieben ist. Hätte sich der Verf. die Mühe geben wollen, seine Excerpte überall abzukürzen, welches ohne Schaden der Deutlichkeit hätte geschehen können: so hätte sich der Inhalt dieses Bandes füglich auf den dritten Theil des Raumes zusammenfassen lassen.

Pw.

Die drey Feldzüge der Franzosen gegen die Spanier in den West-Pyrenäen, in den Jahren 1793, 1794 und 1795. Aus dem Französischen des Bürgers B***, von *J. Keßler*, Fürstl. Hessen-Kasselschen Lieutenant und Adjutant des Regiments von Biesenrodt. Nebst einer Karte.

 Leip-

Leipzig, bey Hinrichs. 1804. 208 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Diese Schrift ist, wie aus einer Note zu ersehen, bereits in einer militairischen Zeitschrift erschienen, und hier nur besonders abgedruckt worden.

In der Einleitung schildert der Verf. zuvörderst die Verhältnisse der kriegführenden Mächte zur Zeit des Ausbruchs des Krieges.

Hierauf folgt die Beschreibung der drey Feldzüge in drey Abschnitten, davon jeder in Kapitel eingetheilt ist.

Eine Beschreibung des Kriegstheaters befindet sich an der Spitze des ersten Abschnitts. Hierzu gehört die beygefügte Charte, welche einen Raum von Fontarabia bis nach St. Jean - pie - de - Port umfaßt. Der Leser wird inzwischen eine genauere und vollständigere Charte von den Pyrenäen vor sich nehmen müssen, wenn derselbe die gedachte Beschreibung des Kriegstheaters völlig verstehen will.

Die Hauptresultate, welche sich aus diesem Kriege zu ergeben scheinen, sind folgende:

Anfänglich waren die Spanier den Franzosen ungleich überlegen. Anstatt aber diß Mißverhältniß zu benutzen, begnügten sie sich mit partiellen Unternehmungen, und dehnten sich aus. Es wäre ihnen möglich gewesen, durch zweckmäßige Operationen die Franzosen zurückzudrängen, und darauf den ganzen Landstrich, aus welchem der Feind bey seiner Wiedererscheinung seine Subsistenz ziehn mußte, gänzlich auszuleeren. Hierdurch wäre es den Franzosen, als sie sich verstärkt hatten, unmöglich geworden, schnell vorzudringen. Die Spanier gewannen, selbst bey einer ungünstigen Wendung des Kriegsglücks, Zeit zu neuen Maaßregeln. Dieß ist ein äußerst wichtiger Gewinn. Ueberdem konnten sie es voraussehen, daß die Franzosen sich nicht begnügen würden, ihrer 30000 Mann starken Armee nicht mehr als 8000 Mann (der anfänglichen Stärke der Französischen Armee) entgegenzustellen. Man mußte also den Feind bey Zeiten lähmen, ehe er übermächtig wurde.

Die

Dieser Fall trat ein, sobald die Französische Armee der Spanischen an Anzahl der Combattanten gleich war. Anstatt, wie es zweckmäßig gewesen wäre, sich in den Besitz von St. Jean = Pied de Port zu setzen, und dadurch das Gebürge behaupten zu können, ließen sich die Spanier bis über Fontarabia hinaustreiben, und die entscheidendsten Mittel zu einem Vertheidigungskriege entreissen. Sie dehnten sich nun über ihre Kräfte aus, ermunterten dadurch den Feind zu neuen Unternehmungen, und ließen sich von einer Vertheidigungslinie hinter die andre treiben. Dieß ungefähr, ist der Gang des Krieges, welcher in gegenwärtiger Schrift beschrieben wird. Der militairische Leser wird durch dieselbe eine angenehme Lektüre erhalten; auch hat der Uebersetzer es nicht an Fleiß fehlen lassen. Hin und wieder stößt man zwar auf einige Wortfügungen, Gallicismen, Sprach- und Schreibfehler, welche hätten wegbleiben können. Indeß schadet dieß der Verständlichkeit wenig, und Rec. glaubt deshalb, daß dieses Werk nicht ohne Nutzen werde gelesen werden.

Mh.

Finanz = Kameral = und Policey- wissenschaft.

Philosophische Beyträge zur Staats = und Rechts-Verfassung. Von Rodig, Doktor Juris und Justitiarius. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 94 S. 8. 5 gr.

Diese Beyträge sind dem Kaiser von Rußland Alexander zugeeignet.

Sie enthalten: 1) Grundlage der Staatsverfassungen. 2) Vernunft und Menschlichkeit befehlen, daß die Verfassung der Staaten erblich = monarchisch sey. 3) Vernachläßigungen des Staats gegen die Obern Stände (es soll den jungen Leuten, wenn sie von der Universität kommen, Arbeit gegeben werden). 4) Bemerkungen über zwey Gegenstände aus der Criminal = Justiz. (Vornehme sollen nicht wie Geringe

 bestraft,

bestraft, Todesstrafen zur Abschreckung anderer eingerichtet werden), und 5) natürliches und positives Recht verlangen, daß in allen causis civilibus die Zeugen-Abhörungen praesentibus partibus expedirt werden.

Es heißt: S. 17—20. „Jeder Staat befördert die Ehen; — nicht um zwey sich gegenseitig Liebende beglückt zu sehen; sondern einzig aus der Absicht, die Volksmenge dadurch vermehrt zu sehen. — Anreizungen, Erleichterungen, Begünstigungen sich Verehelichender, sollte kein Staat, wenn es ihm nicht bloß um steuerbare Bürger, sondern um moralisch-gute Menschen zu thun ist, gewähren. — Die zweyte und folgende Ehen sollten auf alle Fälle ganz verboten seyn; es ist sehr nachtheilig für die erste Ehe und für jede eheliche Liebe, wenn beyde Theile befürchten müssen: nach deinem Tode gehört diese ganze Liebe und Zuneigung einer andern Person, und dein Name und Andenken werden nie mehr erwähnt. — Regenten oder Verfassungen, welche die Volksmenge des Landes durch Anreizungen zu Eheverbindungen, Begünstigungen Fremder, um sie ins Land zu ziehen, und Fabriken, Handlung und Gewerbe zu treiben, zu vermehren sich bemühen, opfern das Glück ihrer Unterthanen, um die Landeseinkünfte zu vermehren. Väter des Landes und ihrer Unterthanen können Regenten, die das Brod ihres Landes so ausstreuen, nicht genannt werden; eher noch kluge Haushalter, die sich mit dem ungerechten Mammon Freunde machen. — Wehe dem Staate, in dessen Verfassung und Verwaltung je der Grundsatz aus den Augen verloren wird: Je mehr Menschen, desto geringer ist der Werth derselben. Concurrenz, Ueberfluß verringert den Werth jeder Sache. Menschenüberfluß ist das größte Unglück, das die Menschen betreffen kann.“ — S. 46. u. f. (in den Grundzügen eines neuen Staats): „So weit als sie sich vom Feld- und Gartenbau nähren können, besetze man das Land mit Colonisten, weiter nicht; — durch auswärtigen Handel und Privat-Fabriken (wenn es nicht absolute Nothwendigkeit dem Staate befiehlt), vergifte man das Land nie. Aber vor allen privilegiere man keine Unmenschlichkeiten! Die Natur schenkt uns Reis, Mais und Waizen und saftige Früchte und Blätter, und läßt Wein und Gewürze wachsen von Norden bis Süden. — aber sie thut auch noch mehr,

mehr, sie füttert Thiere mit Kräutern, daß sie Milch und Hönig geben, aber daß das genüge, will sie, und daß wir Menschen bleiben. Das verhüte die Menschheit, daß diese Colonie eine Schlachtbank werde, wo mit dem Blute weidender Rinderheerden oder arbeitsamer Bieber die Erde gedünget werde; das verhüte die Menschheit, daß sich diese friedlichen Bewohner von Fleisch und Blut nähren und an Ermordung unschuldiger, unschädlicher Thiere ihre Gefühle stärken; zu Tiegern müsse keiner erzogen werden, der ein Mensch seyn soll, wer eines Gewinnes oder gar leckern Genusses wegen ruhig das Blut unschuldiger Thiere vergiessen und verzehren kann; der ist kein guter Mensch, und vom Mord eines Thieres zum Mord eines Menschen ist kein grösserer Schritt, als vom Handel mit Waaren zum Menschenhandel. — Zu Zeiten der Noth, auch bey Mangel möge ein nur halb animalisch zu nennender Fisch, wenn es seyn muß, allenfalls erlaubt seyn; aber die Thiere, die mir von ihrem ersten Lebensaugenblick an gedient haben, die mir ihre Kräfte, ihre Wolle, ihre Milch willig dargeboten haben, die vom Abend bis Morgen mit mir unter einem Dache wohnten, die vom Morgen bis Abend an meiner Seite weideten, oder an meiner Hand, nach meinem Willen für mich arbeiteten, die, die dürfen dann nicht noch ermordet und gegessen werden. Das kann kein guter Mensch wollen, das kann kein guter Mensch thun." — S. 76. u. f. (in den Bemerkungen über Gegenstände der Criminaljustiz). „Gänzliches Entziehen aller geistigen Getränke und anderer Reizmittel, so Gewürze und dergl., langes Ausharren im Gefängniß, strenge Behandlung während der Untersuchung, das muß den schuldigen Inquisiten zum Schatten verzehren, und kraft- und geistlos, ihn ergebend, ihn unterwürfig machen; dann erscheine er als bleiche, abgezehrte Gestalt auf dem Gerichtsplatze: so wird er ohne Worte gewaltig zu der Menge sprechen, dieser Anblick wird die Lust zum Verbrechen und den Muth das Leben wegzuwerfen, nehmen. Dann kann immerhin Gnade ertheilt werden, das Bild des Mißethäters auf dem Hochgerichte, bleibt in der Phantasie, stets begleitet von den Schrecken des schul-

schuldigen Verbrecher-Todes. Der Tod im Schlachtfelde, dem ich mit Muth und Kraft entgegen gehe, hat keine Schrecken, gegen Auszehrung, Bleichsucht und Hypochondrie im Kabinette; und nur Sterben, aber nicht der Tod wird gefürchtet."

Ist Herr Doktor Rodig toll, oder ist dieß Alles nur sein Spaß??

Fw.

Einleitung in das Studium der Cameral-Wissenschaften, nebst dem Entwurf eines Systems derselben, von F. B. Weber, Prof. der Cameral-Wissenschaft zu Frankfurt a. d. Oder. Berlin, bey Fröhlich. 1803. 156 S. 8. 12 gr.

Der Verfasser bemüht sich jeder Wissenschaft, woraus das Ganze der Cameralwissenschaften besteht, ihre richtige Gränze anzuweisen, und diese nach denjenigen Linien zu ziehen, welche das praktische Cameralwesen an die Hand giebt.

Das erste bey ihm ist Gewerbskunde; Bergbaukunde aber will er als eine besondere Wissenschaft angesehen haben. Die Jagd als Kunst gehört zur Gymnastik. — Forstwirthschaft zur Landwirthschaft. Die Haushaltungslehre ist keine Gewerbswissenschaft; sondern eine Hülfswissenschaft der Cameralwissenschaften. In Ansehung der Polizey ist der Verf. von denen, welche behaupten, daß sie nur auf Verhütung und Abwendung der Uebel gehe. Der Stand könne kein positives Glück zeugen und befördern, weil Niemand gezwungen werden könne, glücklich zu seyn. Rec. würde lieber sagen, weil jeder vernünftige Mensch von selbst ohne Zwang sein Glück zu erlangen sucht. Dieses Suchen ist aber oft äußerst verkehrt, und kann dann nur durch eine höhere verständigere Gewalt richtig geleitet werden. In diesem allgemeinen Sinn bleibt doch wohl dem Staate das Recht zum Glück zu zwingen, den Vagabunden zum Ansiedlen, den freygegebenen Sklaven zur Sorge für seinen eigenen Unterhalt, rc.

Sehr

Sehr richtig sind S. 64. die Gründe angegeben, warum auf Universitäten selten ökonomische Institute gedeihen; es sollten da nur Collegia für diejenigen gelesen werden, welche die Oekonomie als Hülfswissenschaft lernen wollen. Für eigentliche Oekonomen sollten Akademien auf grossen Landgütern angelegt werden, wie die Forstakademien. — S. 117. wird geklagt, daß die Lehrer von Seiten des Staats zu wenig mit den Kabinetten, Bibliotheken ꝛc., unterstützt würden. Dieß ist wirklich ein sehr gemeiner und grosser Fehler. Das dritte Kapitel enthält die Geschichte der Cameralwissenschaften; das vierte die Literatur derselben. S. 117. wird bemerkt, daß auf den meisten Universitäten die Cameralwissenschaften jetzt vielleicht weit weniger von den Studierenden geachtet und kultivirt würden, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Recensent, dessen Cameralstudien ziemlich in jenen Zeitpunkt fielen 1767, 1768 kann dem Verf. eine sehr gegentheilige Erfahrung mittheilen. Durch die Schriften des vortrefflichen Dr. Schrebers, wurde er im Jahre 1768 bestimmt, nach Leipzig zu reisen, um diesen Lehrer zu hören. Wie groß war sein Erstaunen, als er von ihm vernahm, daß aus Mangel an Zuhörern kein Collegium zu Stande kommen könne! Mit Leidmuth erwiederte er, daß er auf diese Art gleich wieder abreise, weil er bloß seinetwegen gekommen sey. Dieß that die Wirkung, daß der würdige Mann erklärte: wenn das wäre: so würde er lesen, und wenn sich auch keiner mehr fände. Es geschah. Zwar erschienen noch einige Zuhörer; aber solcher, die das Honorar zahlten, mehr nicht, als noch einer, höchstens zwey. Das Geräusch, was nachdem die Fakultät und Cameral-Hohe-Schule machten, war in der That nichts als Geräusch, das in der Nähe nicht blendete, und deswegen wie jede Blendung verschwunden ist. Der Grund der Verachtung liegt tief. Gemeiniglich werden junge Leute zu diesem Studio bestimmt, die in Schulen ihren Kameraden nachgestanden haben. Ihre Aeltern schmeicheln sich aus Unwissenheit, mit der Idee, daß ihr Sohn diese unlateinische Wissenschaft bald lernen werde, und da kommen sie dann zurück, mit schwülstigen Minister-Wissenschaften, die sie erst alle vergessen müssen, wenn sie erst brauchbare Geschäfftsleute werden wollen. Deswegen ist's ganz richtig, man sollte auf Universitäten nur für Dilettanten lesen; wer es weiter treiben will, muß Partikular-Institute besuchen. Jw.

Anleitung zur Kenntniß des öffentlichen Geschäffts-ganges in den Preußischen Staaten. Vom Verfasser des Berlinischen Briefstellers (J. H. Bolte in Berlin). Zweyte Ausgabe. Berlin, bey Himburg. 1804. XVI und 424 S. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Der auf dem Titel des Buchs vermerkte Ausdruck: Zweyte Ausgabe, ist, stricte genommen, unrichtig, weil nur der erste Grundriß zu dem vorliegenden Buche, zum ersten Male als Anhang zu der zweyten Ausgabe des so beliebten Berlinischen Briefstellers, den das Publikum schon längst als eine gemeinnützige Schrift kennt, erschienen ist. Hiervon giebt auch der Verf. in dem Eingange der Vorrede zu der vorliegenden Anleitung ꝛc., Nachricht; es hätte also, welches wir im Voraus erinnern, diese Formel, deren Zweck und Nutzen wir gar nicht einsehen, auf dem Titel völlig wegbleiben, und nur gedachte Vermerkung in der Vorrede, als völlig hinlänglich, stehen bleiben können; ein Umstand, den wir nur beyläufig anführen, da die wirkliche Güte des Buchs, dergleichen Nebenempfehlungen einer zweyten Ausgabe nicht bedarf, auch an sich ein ganz neues, völlig ausgearbeitetes Werk ist, das eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung verdient, deren sich Rec., da er dieß Buch dreymal sorgfältig gelesen und geprüft hat, gegenwärtig zu unterziehen gedenkt.

Eine Anleitung zur Kenntniß und Führung des öffentlichen Geschäfftganges, irgend einer Staatsverfassung zu schreiben, ist schwer, ja fast unmöglich für den, der nicht geradezu in den vorzüglichsten Zweigen der höchsten und hohen Landes-Dikasterien lange und seit vielen Jahren als ein aufmerksamer Geschäfftsmann praktisch gearbeitet, und die wechselseitigen Geschäffte der verschiedenen staatswirthschaftlichen Behörden, gleichsam von unten auf, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Lektüre, Vergleichung der Gesetze und Verordnungen eines Staats, allgemeine und besondere Vorschriften, Instruktionen, Reßort-Reglements u. derg., sind zwar allerdings belehrende, und gewissermaaßen selbst ergänzende Materialien, die ein systematischer Kopf mit Nutzen gebrauchen kann; aber diese sind bey Weitem

nicht das, wozu eine eigene vieljährige Erfahrung und praktische Dienstkenntnisse führen; dergleichen Notizen, analogisch und wie Eins aus der Natur des Andern fließen soll und muß, systematisch zu ordnen und zusammen zu setzen, um alsdann aus dieser Darstellung, den beabsichtigten Zweck: durch Unterricht gemeinnützig zu werden, nach dem Wunsche des Verf. und des Publikums erfüllen zu können. Rec. kennt alle diese Schwierigkeiten, als vieljähriger Schriftsteller und Geschäfftsmann, allzugenau, als daß er nicht in die mannichfaltigen Besorgnisse des rühmlichen und fleißigen Verf. (Herrn Bolte) völlig einstimmen sollte; und so sehr diese Anleitung rc., an einer Seite Aufmunterung und Achtung verdient, so aufrichtig müssen wir gestehen, daß uns die Anzeige dieses Buchs von mehrern Seiten Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die wir gern zu heben gewünscht hätten, wenn die mannichfaltigen Mängel in demselben, uns dazu nicht die Bahn versperrten. Denn dieses Buch, als Compendium in Volks- und Bürgerschulen zum Unterrichte zu gebrauchen, ist viel zu groß, zu ausführlich und zu theuer; auch zu Vorlesungen auf Universitäten zu umständlich und gewissermaaßen nicht methodisch, durch zweckmäßige Unterabtheilungen nicht hinlänglich genug geordnet; und als Lehrbuch für den angehenden Geschäfftsmann und Preuß. Staatsdiener, in vielen Hinsichten zu mangelhaft und unzuverlässig, als daß man mit evidenter Ueberzeugung, sich völlig auf diese Anleitung verlassen könne. Wir bemerken dieses vorläufig und im Allgemeinen, nicht darum, die gute Absicht des Verf. dadurch niederzuschlagen, oder diese mühevolle Arbeit für unnütz oder überflüssig zu erklären; im Gegentheil wollen wir ihm zeigen, was er noch zu thun oder zu leisten hat, wenn er die nächste Ausgabe dieses Buchs erleben möchte. Diese strenge, aber ohne die mindeste Nebenabsicht geleitete Kritik, sind wir dem Publikum, diesem Werke und der Achtung seines ruhmwürdigen Verf. schuldig, damit seine Arbeit dereinst, ihrer wahren Bestimmung: um dieselbe an Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam, — Hoffmann's Repertorium der Preuß. Brandenburgischen Landesgesetze, — Borowsky's Abriß der Cameral- und Finanz-Praxis; — Wöhners Handbuch des Kassen- und Rechnungswesens, u. s. w., reihen zu können, völlig zu entsprechen im Stande sey.

Um dieses anschaulich zu machen, wollen wir zuförderst eine allgemeine Uebersicht von diesem Buche liefern, und demnächst die Bearbeitung der Geschäfftszweige einzeln betrachten:

Der Verf. theilt ganz richtig die Preuß. Staats-Verfassung in zwey Stände, I. S. 3. in den Militairstand, und II. S. 115. in den Civilstand ein. Jener enthält in 11 Hauptunterabtheilungen zuförderst den Preußischen Militair-Etat, dann die Verpflichtung zum Militairdienste, das Kanton-Enrollirungs- und Werbungswesen, die Verpflegung des Militairs, dessen Einquartirungs-Marsch-Servis-Proviant-Fuhr- und Armaturwesen; Gesundheitspflege, Lazarethe, Bildungs- und Erziehungs-Anstalten des Militairs, Waffenübungen, Kadetteninstitute, Militair-Akademien, Ende des Soldatendienstes; Belohnung und Versorgung; Gerichtsstand der Militairpersonen; geistliche und Ehesachen; besondere Rechte und Verbindlichkeiten des Soldaten; Militairkassenwesen, und endlich eine Uebersicht der militairischen Ressorts.

Dieser, der Civilstand dagegen, ist in verschiedene Haupt- und Unterabtheilungen eingetheilt. A. Persönlicher Zustand der Civilpersonen. Adel, höherer und niederer Bürgerstand, Unterthänigkeit, freye Landbewohner, Bauern, Juden. B. Vereinigung der Stadt- und Landbewohner zu Gemeinheiten. Dahin gehören: Dorfgemeinen ꝛc., Stadtgemeinen, Bürger ꝛc., Kämmereywesen ꝛc. — Ständische Vereine, Kreis- und Landstände, Kreisversammlungen und Landtage ꝛc., Staatsverein. Uebersicht der Landesregierung, Kammern, General-Direktorium, Geheimes Staatsministerium. C. Gewerbe und deren Betrieb, unter Aufsicht und Mitwirkung des Staats. Der Verf. rechnet dahin: Gewerbe, welche sich mit Hervorbringung roher Produkte beschäfftigen. Landwirthschaft, Ritterguter, Bauerngüter, Kammergüter, Zins-, Erbzins- und Erbpachtsgüter. Ausser den landwirthschaftlichen Zweigen, werden auch Forst- und Waldkultur; Berg- und Hüttensachen, Benutzung der Gewässer durch Fischerey u. s. w., dahin gerechnet, und dann die Gewerbe betrachtet, welche sich mit der Vor- und Zubereitung der Produkte und Erzeugnisse zum Verbrauch im gemeinen Leben beschäfftigen. Hierauf kommt der Verf. zum

zum Vertrieb der Produkte und Fabrikate durch die Handlung. Diesem zufolge, wird daher a) von der Handlung an und für sich selbst, so wie von ihren verschiedenen Arten, und b) von ihren besondern Handlungsinstituten, auch c) von den Beförderungsmitteln des Handelsverkehrs in einer eigenen Abtheilung gehandelt. Zu letztern zählt der Verf. mit Recht das Bank- Post- und Münzwesen; die Schiffahrt, Wegepolicey, die Oberbehörden des Handlungsstandes und die Handlungsschulen.

D. Von dem Gerichtsstande der Civilpersonen. Den Gerichtshöfen, den besondern Geschäfften der Civilgerichtsbehörden, Vormundschaften und Kuratelen, ist ein eigner Abschnitt gewidmet, wohin auch die Aufnahme von Willenserklärungen, Testamenten, Codicillen und sonstigen Verträgen zu rechnen ist. Zu den

E. besonderen Policey-Anstalten für das Civilwesen, rechnet der Verf. 1) die Kirchen-Policey, mit allen ihren untergehörigen Ressorts und Unterabtheilungen; 2) die Schulpolicey, als gemeine und höhere Schulen und Universitäten, und 3) die Medicinal-Policey, wohin das Ober-Collegium-Medikum, die Aerzte, Chirurgie, Apotheker, Hebammen und die Medicinaltaxe gehören. Außerdem haben

F. die Hülfs- Sicherungs- und Versorgungs-Anstalten, eigentliche landschaftliche Creditsachen, Feuer-Schaden-Assekuranz, Wittwenverpflegungs-, und Armenversorgungs-Anstalten zum Gegenstande.

Am wichtigsten, aber auch zugleich am mangelhaftesten, sind die beyden letzten Zweige der Preußischen Staatswirthschaft behandelt. Denn der Abschnitt

G. Von den Staatseinkünften überhaupt, und die von den Zöllen, Steuern, der Accise, Contribution und dem Stempelregale insbesondere, haben wie der

H. Von dem Kassen- und Rechnungswesen überhaupt, eine Menge Irrthümer, die eine eigene Abhandlung verdienten, wenn wir nicht besorgten, den Raum in der N. a. d. Bibliothek für andere Schrifften dadurch einzuschränken.

Rec. gesteht es gern, daß er, ungeachtet seines 30jährigen, fast ununterbrochenen Studiums der staatswissenschaftlichen

schen Literatur, in deren Fache er gewiß einen ansehnlichen Bücherschatz besitzt, und obgleich er fast eben so lange, als ein Preußischer Geschäfftsmann, bis auf diesen Augenblick, in verschiedenen Zweigen der Staatshaushaltung gearbeitet, er es dennoch nicht übernimmt, über alle Branchen der Preußischen Staatswirthschaft so entschieden zu urtheilen, daß seine Meinungen, die er aufzustellen im Stande ist, überall als evident und infallible angesehen werden müssen. Entfernt von aller anmaaßlichen Eigenliebe, wird er vielmehr nur solche Gegenstände berühren, von welchen er, durch vieljährige Erfahrungen überzeugt ist, daß seine Bemerkungen den Sachen angemessen, überall nur richtig und reine Wahrheit sind; alles Uebrige wird er gleichsam nur im Vorbeygehen vermerken, und es andern Sachkennern und Lesern, zur Selbstentscheidung überlassen. In der Hinsicht wollen wir nunmehr, zur Berichtigung einzelner Punkte übergehen, weil es zu weit führen würde, wenn wir das Ganze, auch nur in den Hauptabschnitten, zergliedern und beurtheilen wollten.

Daß der Verf. in der Darstellung der Preuß. Staatsverfassung überhaupt, allgemein bekannte Principe substituiret, und dabey die Grundsätze des Preußischen Landrechts anwendet, gereichet seinem Buche zum wesentlichen Vortheile, indem dadurch überall gewissermaaßen der liberale Geist der Gesetzgebung sichtbar wird, und das Ganze in seiner Form, eine systematische Ordnung gewinnt; ungleich zweckmäßiger, und für den wirklichen Gebrauch des Buchs weit vortheilhafter, würde es aber gewesen seyn, wäre die Anleitung und ihre Kapitel in §phen eingetheilt worden.

Doch dieß bey Seite gesetzt, wollen wir nur erinnern, daß bey dem Abschnitt: *Militairstand*, sowohl, als bey dem des Civilstandes Vieles vorkommt, daß einer beträchtlichen Revision bedürfe; damit wir aber nicht zu ausführlich werden, wollen wir mit der letzten Hälfte des Buchs anfangen, und auch darin nur einige wenige Gegenstände ausheben:

S. 317. wird ganz richtig vermerkt, „Die Einkünfte (der Kirchen und Pfarreyen) „des Jahres, werden in der „Kurmark von Michaelis zu Michaelis; nach gemeinen „Rechten aber von Johannis zu Johannis gerechnet.“ —

Letz-

Letzteres ist unrichtig und am wenigsten auf andere Preußische Staaten, zumal die westseits der Weser anwendbar. So wird z. B. im Clevschen und Märkschen das Rechnungs-Jahr der meisten piorum corporum auf Martini (den 11. Nov.), andre auf das Kalender-Jahr, noch andere, nach der Landesherrlichen Vorschrift, auf die Trinitatis-Periode, d. i., vom 1. Juny bis 31. May gesetzt. In den Erbfürstenthümern Münster und Paderborn, die eben so wenig, wie die andern Entschädigungs-Provinzen, deren Besitznahme am 3. August 1802. geschah, gar nicht mal berührt sind, ist der Terminus a quo et ad quem der Rechnungstage, meistens von Jakobi (den 25. July); doch auch bey vielen Martini; dieß ist auch der Fall im Mindenschen und Ravensbergschen.

S. 325. werden unter die geistlichen Stifter des Herzogthums Cleve, auch noch einige gezählt, die notorisch, durch den Lüneviller Frieden an Frankreich abgetreten wurden. Gesetzt, der Verf. habe seine Handschrift vor dieser Epoche fertig zum Drucke abgeliefert, ohne diesen darunter abzuändern; so fehlen darin das ehemals große Collegiat-Stift zu Xanten, das 1 Probst, 1 Dechant, 1 Scholaster, 42 Canonici, 21 Vikarien, 1 Pfarrer, 1 Kapellan und 5 Küster; Capitulum Canonicorum zu Cleve dagegen, 1 Dechant, 11 Canonici und 13 Vikarien hatte. Seit dem 7. May 1803, sind diese Stifter, wie die von Cranenburg (welches ehemals zu Zifflich, einem Dorfe ¾ Stunden nördlich von Cranenburg eingepfarrt war), und Wissel, nebst allen Klöstern und frey weltlichen Stiftern, am linken Rheinufer, an den Folgen des französisch-römischen Konkordats gestorben, und ihr Nachlaß, den fromme Einfalt ihrer Vorfahren, wie ein gemeinnütziger Haushalt oft zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht hatte, von den Französischen Receveuren und andern geistlichen Säckelträgern, in die sogenannte National- und Privat-Tasche begraben worden.

S. 333 f. fehlen eine Menge Klöster, die eine undankbare Weitläuftigkeit erzeugen würden, wenn wir bloß dieselben, die uns bekannt sind, ergänzen wollten. So ist z. B. im Cleveschen fast keine einzige Stadt, in welcher nicht ein oder mehrere Klöster vorhanden wären. Cleve, Cranenburg, Gennep, Goch, Sonsbeck, Büderich, Xanten, Calcar, Uedem, Griethausen, Huissen, Emmerich, Rees, Marienboom, Wesel,

sel, Duisburg, und anderwärts, geben davon hinlängliche Beweise; und doch werden a. a. O. in den Cleve-Märkischen Provinzen nur 3 Klöster, nämlich: Neukloster bey Asperden, (nämlich ½ Stunde von Goch und 2 südwärts von Cleve), Düssern bey Duisburg und Schledenhorst (im Buche steht irrig Schlendendorn), bey Rees namhaft gemacht. — Am häufigsten zeigen sich die Irrthümer

S. 384. ffg. — Daselbst heißt es: der Leibzoll sey von allen Schutz-Juden, und von denen, die zur Frankfurter (an der Oder) Messe reisen, aufgehoben. Dieß ist zwar richtig; nur nicht von denen, die aus den Meklenburgischen und andern Staaten in die unsrigen, ausser der M..zeit einwandern. Zur Zeit der Messe müssen sich aber fremde Juden, nach einer neuen Verordnung, die Rec. nicht bey der Hand hat, bey dem Magistrate ihres Wohnorts zuvor melden, vollgültige Pässe auswirken, und sich mit diesen, bey dem Eintritt in unsere Staaten, legitimiren. Vielleicht kann ein Federstrich auch hierin eine Aenderung treffen.

S. 385. in der Mitte, heißt es: „Auch muß der neue „Kornzoll in der Neumark erlegt werden." — (Richtig, nur mit dem Zusatze, daß dieses Gesetz nicht auf die Neumark allein; sondern auf alle Provinzen paßt, aus welchen Korn oder Getraide, jeder Art, aus einer andern Provinz eingeführet und sogar auch nach erhoben wird, wenn der Passant, der aus der Neumark in eine andere Provinz Getraide führet, sich nicht durch einen Zollzettel legitimiren kann, daß er den neuen Korn-Zoll schon bezahlt habe). —

Ebendaselbst weiter unten: „Den Landständen in der „Kur- und Neumark, steht die Zollfreyheit in beyden Pro„vinzen wechselsweise zu;" — (Wahr, und dennoch giebt es verschiedene Pommersche Edelleute, die aus Ursachen, welche nicht hieher gehören, durch Processe ihre Zollfreyheiten verloren haben. Allein in der Regel ist jeder Edelmann, auch nicht adliche Rittergüterbesitzer, was von ihrem landwirthschaftlichen Vertriebe an Getraide, Vieh, Wolle ꝛc. gewonnen, und zum feilen Verkaufe auf die Märkte gebracht wird, gegen Vorzeigung eines, mit ihrem Petschaft bedruckten Passes, auf allen Zollämtern frey; nur muß der Versender, so viel Zollstädte seine Fuhren ꝛc. berühren, Abschriften des Original-Passes beyfügen, damit jedes Zollamt

die

die Freyschreibung der passirenden Sachen, dadurch dechargiren kann).

S. 386. ist die, nach dem allegirten Gesetze vom 1. Jan. 1724. erwähnte Zollfreyheit der Landleute nicht so allgemein, wie hier geschiehet; sondern nur individuell zu verstehen. (Denn da in der Regel jeder Bauer, sowohl den Zoll von Pferden, als von Waaren, die er zur Versilberung zum Markte bringt, entrichten muß: so sind nur solche von Entrichtung dieser Abgaben frey, welche entweder in eines Ortes Zolldistrict liegen, oder durch besondere Gerechtsamen davon gesetzlich eximiret worden. In Ansehung des directen Transito durch Schlesien nach den Marken Brandenburg, hat es sogar nach der Kabinets-Ordre vom 6. März 1796, bey der bisherigen Verfassung sein Bewenden).

S. 387. leidet die Zollfreyheit auf Pässe, einen erheblichen Zusatz. (Es hätte dabey bemerkt werden sollen, daß dergleichen Einfuhre, nur auf glaubhafte, vom hohen Chef des Accise- und Zollwesens unterschriebenen Pässen, diese Freyheit statt habe; sonst aber auf keinem Fall, weil darüber vorher die Concession bey der hohen Behörde nachgesucht und ausgewirkt werden muß).

S. 389. Linie 4. von unten, findet, in Ansehung der neuen Wagen, das Gesetz vom 4. April 1721, einen Zusatz: (Nach einer neuern Verordnung, die Rec, nicht bey der Hand hat, müssen, so viel wir uns erinnern, neue Wagen am Absendungsorte taxiret, und von diesem Werthe pro Thlr. 4 Pf. erlegt werden. Selbst sogar die Vorspanns-Pferde sollen nicht Zollfrey gehen. Inzwischen wird der Zoll von neuen Wagen nur einmal, und zwar da bezahlt, wo er fabricirt worden. Jedoch müssen die Pferde auf allen Zöllen, und sobald es Lohn-Pferde sind, mit einem Rückzoll vom 1 Gr. pro Stück verzollt werden; mit eigenen Pferden, wird nur 8 Pf. von jedem entrichtet).

S. 390. Lin. 12 sq., scheint es das Ansehn zu gewinnen, als wenn die Zollinhaber, in Kraft einer Pachtverbindlichkeit, für die Verbesserung und in Standhaltung der Wege, aus eigenen Mitteln zu sorgen hätten! (Da es aber nur äußerst seltene Fälle sind, daß Zölle in den Preußischen Staaten in Pacht gegeben werden: so ist dieß nicht im Allgemeinen angenommen, noch weniger die Proprietärs-Verbindlichkeit

der

der Wegebesserung als Grundsatz aufgestellt, welcher nur bey Privat-Zöllen Anwendung findet. Ueberhaupt genommen, scheint der Verf. die Wege-Policey und Cameral-Wege-Verbesserungs-Behörde, mit dem eigentlichen Zollwesen zu verwechseln, welches so wenig in den alten als neuen Königl. Provinzen statt findet. Auch in Frankreich bekümmert sich das Douanen- oder Zollwesen um die Beschaffenheit der Wege und Heerstraßen nicht; dieß ist Gegenstand des Passage-Geld-Erhebungsamts, oder vielmehr des Staats, der freylich wohl in Zeitungen und Proklamationen die Land- und Heerstraßen anlegen, und die alten oder bisherigen ausbessern läßt; aber an die Wege selbst, zumal an die, in den neuen Departements, nicht das Mindeste verwendet, auch ganz und gar nicht darauf achtet: ob der Passagier, der mehrjährigen Klagen ungeachtet, für seine 6 Decimen oder 4 Preußische Gr., die er von jeden 5 Kilometern oder 2 Stunden Weges von einer Chaise mit 2 Pferden bespannt, erlegt, den Hals bricht, oder sonst Schaden bekömmt, den die oft äußerst schlechten Wege verursachen, das gilt gleich viel).

Ebendaselbst Zeile 16 sq., ist der Ausdruck wegen der Zoll-Defraudation zwar richtig; es hätte indessen dabey erinnert werden sollen, daß doch Ausnahmen statt finden: z. B., wenn der Passant mit zollpflichtigen Waaren, Sachen rc., des Nachts bey einem Zollamte passirt, und der Zollempfänger nicht zu ermuntern wäre: so braucht der Reisende, auf die Zollabfertigung nicht zu warten; sondern kann weiter fahren, und den an jenem Orte vorbey gefahrenen Zoll, in dem nächst zu passirenden Zollamte entrichten. Jener erhobene Zoll, wird alsdann in die Rubrik: **bezahlter Nachzoll** geworfen, wovon, wenn das Rechnungsjahr zu Ende ist, der letztere Empfänger gewiße Procente für sich zu genießen hat. Das heißt doch wahrlich **Billigkeit der Gesetze**, die in manchen andern Staaten durchaus nicht Statt findet. Denn wenn in dem jetzigen Frankreich ein fremder Reisende, der weder die Sprache, noch die Einrichtung und Verfassung des jetzigen Douanenwesens kennt, des Nachts bey einer Zollstätte, und zwar gleich nach Sonnenuntergang ankömmt: so muß er, wenn er einen Einfuhrzollzettel von Waaren, die der Tarif, oder die Gesetze erlauben, lösen, oder den bereits in Händen habenden, bey dem jetzigen Büreau recognosciren oder attestiren lassen muß, bis zum andern Morgen

an

an dieser Zollstätte liegen bleiben, und darf seine Reise nicht fortsetzen. Will er sich dieser gesetzlichen Vorschrift nicht unterwerfen, und weiter reisen: so arretiren ihn schon 5 Schritte vom Büreau die Commissen oder bewaffneten Diener der Douanerie; bringen ihn sofort, als gesetzliche Form, des Nachts zum nächsten Friedensrichter — dieser mag nun 1 oder 2 Stunden davon entfernt wohnen, oder in der Nähe seyn, gilt gleich viel; — diesem wird der Reisende als ein Widerspenstiger und vorsetzlicher Defraudant denuncirt; diesem kommt, im gegenwärtigen Falle, keine gesetzliche Einrede zu gute, und er wird, nach dem Code de Douane, in aller Kürze, zur Stelle, zu einer Strafe von 500 Francs, Ersetzung der Kosten, Confiscation der Waaren, Fuhrgeschirre und Pferde, und zu einem personellen Arreste am Orte des Friedensrichters, oder sogar bisweilen in der Stadt, wo der Ober-Zoll-Direktor wohnt, nolens volens ohne die mindeste Widerrede verdammt; der Gegenstand des zu entrichtenden Zollertrags, mag 1 Franc oder darüber betragen, ist gleich viel. Hat er sogar noch Waaren bey sich, die nicht eingeführt werden dürfen, sey es auch nur ein Taschenmesser von Englischer Fabrik: so wird er als ein Marodeur behandelt, und kommt in Eisenfesseln auf 10 bis 20 Jahre. Kann dieß Verfahren auch Billigkeit der Gesetze genannt werden??)

S. 392. Lin. 5. von oben, heißt es: „Von Lohnpferden, wenn sie auch ledig — gehen, muß, ohne Ausnahme, „der Zoll entrichtet werden." — Das ist nicht ganz richtig. (Z. B. zu Lohnpferden gehören auch Extrapostpferde, die ebenfalls von Erlegung des Zolls nicht frey sind; wenn sie aber ledig zurückkommen, alsdann zollen sie nicht wieder).

Ebendaselbst Linie 10. bemerkt der Verf., in Gefolge älterer Verordnungen, daß von eigenen Pferden nur dann der Zoll entrichtet würde, wenn ein Kaufmann rc., seine Waaren zum Verkaufe transportire. (Dieß ist aber so zu verstehen, daß wenn der Eigenthümer mehrere Pferde vor dem Wagen hätte, und er nur höchstens 1 Centner schwer zahlbare Waaren geladen: so braucht er nicht alle Pferde zu verzollen; sondern es wird in allen Preuß. Zollstätten angenommen, daß, da dieser Centner Waare, auf eine weite Entfernung nicht bequemlich getragen werden könne, ein

 Pferd

Pferd dazu gebraucht werden müsse, welches sodann verzollt wird; die übrigen aber davon befreyt bleiben).

In dem Abschnitt Accise, S. 392 ffg., finden sich nicht weniger eine Menge Unrichtigkeiten. Ungeachtet sich fast bey einem jeden Punkte nothwendige Ergänzungen aufdrängen, haben wir doch der Kürze wegen, nur die erheblichsten Gegenstände ausgehoben:

S. 394. Lin. 5, gehört noch zur Nachschuß-Accise folgende Bemerkung: Wenn alle mögliche einführbare Kaufmanns-Waaren, durch Passirzettel sich legitimiren können, auch die Consumtions- und Handlungs-Accise davon berichtiget worden: so werden die, auf dem Passirzettel vermerkten Waaren, loco consumtionis — jedoch nur in accisbaren Städten — nach dem, im Tarif von 1787 bestimmten Werthe angeschlagen, und von dieser Summe, von jedem Thaler 4 Pf. als Nachschuß-Accise entrichtet. Es versteht sich jedoch dabey von selbst, daß dieß nur der Fall bey Materialwaaren ist, wobey dennoch Ausnahmen statt finden. Z. B. Salze, weisser Zucker 2c., geben gar keinen Nachschuß. So haben auch Bier, Branntewein, Essig, Herings, Caffee 2c., noch besondere Sätze, die, ob sie schon versteuert worden, dennoch loco consumtionis, eine Nachschuß-Accise entrichten müssen. Von dieser Nachschuß-Accise wird aber die sonst übliche Uebertragungs-Accise nicht bezahlt, die im Allgemeinen bloß individuell ist, und von der wirklich schon bezahlten Accise-Summe, sogar noch pro Thlr. 1, 1½, 2 bis 3 Gr. fordert. Dieser Uebertrag findet indessen nur statt, wenn der Ertrag der bezahlten Accise-Gefälle 12 Gr. und drüber ist; unter diesem Werthe, fällt das Uebertrags-Quantum gänzlich weg.

S. 397. Lin. 15. Bey dem Accise freyen Eingange alter gebrauchter Sachen, hätte vermerkt werden sollen: daß zwar alte gebrauchte Sachen frey von einer Abgabe sind, welche sich in allen übrigen Fällen gesetzlich anzumaaßen, berechtigt ist. Hierunter gehören aber keine gebrauchten Betten, wobey angenommen wird, daß der Landmann, welcher in eine accisbare Stadt zieht, oder ein Fremder, der aus andern Ländern und Provinzen, ohne besondre Königl. Gnadenbezeugungen und Exemtionen in die Preuß. Staaten einwandert, keine Bettfedern 2c., unmöglich versteuert haben kann

kann. Diese, wie mehr andere Artikel der Art, welche wir der Kürze wegen, nicht berühren wollen, müssen die tarifmäßige Accise, jedoch nach einer von den Accise-Officianten darüber zuvor aufgenommenen Taxe, womit der Inhaber zufrieden seyn kann, gerade, als wenn es neue Betten wären, vom Thlr. 9 Pf. entrichten.

Ebend. Lin. 11, von unten ff., heißt es: „Eben — die Accise-Freyheit — gilt von Erbschaftssachen, sie mögen aus der Fremde, oder vom Lande kommen.“ — (Dieß ist nicht richtig und findet dabey manche Ausnahme statt. So dürfen z. B. Spiegel, Porzellain, Kanten oder Spitzen, alt oder neu, gebraucht oder als Lager und Kaufmanns-Waare betrachtet, selbst in Erbschaftsfällen, aus der Fremde in die Königl. Staaten, nordostwärts der Weser, nicht einmal eingeführet, geschweige Tarifmäßig versteuert werden. Will in solchen Fällen der Erbnehmer, benannte Gegenstände, als Königl. Unterthan, in seine Heimath führen, oder sich als ein Beruf- oder Nahrung treibendes Individuum in den Preuß. Staaten niederlassen: so muß zuvor bey dem General-Accise- und Zoll-Departement, um einen Paß nachgesuchet, und dabey die Qualität und Quantität genau angezeigt werden. Erfolgt hierauf die Genehmigung, die gemeiniglich mit einer festgesetzt werdenden Abgabe von 25 bis 50 Procent vom angegebenen Werthe, nebst der Uebertragungs-Accise, dem Impost und den Tarifmäßigen Zollgefällen begleitet wird: so müssen alsdann die einzuführenden Erbschaftssachen nach einem, dem Erbnehmer der äußersten Gränze des Preuß. Staats zunächst gelegenen Accise-Amt, welches derselbe namhaft machen muß, hingeschafft werden. Dieses Accise-Amt erhält alsdann von Berlin aus Nachricht davon, und die Gefälle werden demnächst, nach vorher gegangener Revision der Angabe, vorschriftsmäßig vom Erbnehmer entrichtet).

S. 398. Lin. 8, (vermißt man bey der Accisefreyheit von Baumaterialien, das gesetzlich-praktische Verfahren, daß allemal der Ueberfluß von dem, zum nothwendig gewordenen neuen Bau erforderlichen, und deshalb frey geschriebenen Holze, vom Accise-Rendanten jedesmal pflichtmäßig taxirt werden müsse, damit sowohl davon die Accise, als der Impost entrichtet werden könne. Der Eigenthümer mag es selbst verbrauchen, oder verkaufen, gilt gleich viel. Dieß ist auch von allen andern Materialien zu verstehen, die zum Bau

 frey

frey geschrieben waren, und nachher dazu nicht alle verbraucht wurden).

S. 401. Lin. 7. von oben, leidet die Marktfreyheit gewissermaßen eine Einschränkung. (Z. B. der Krämer muß von allen Consumtions-Artikeln, die zu Markte gebracht werden, als Wein, Brannteweln, Heringe, Obst, Mehl, Seife rc., wenn sie auch gleich auf Passirzettel eingehen, dennoch eine Nachschuß-Accise entrichten, durchgängig vom Thlr. 2 Pf. Von Brannteweln und Heringen, nach besondern Sätzen, ungleich mehr. Sind keine Passirscheine dabey: so ist von allen eingeführten Gegenständen, so gar auch die volle Consumtions-Accise zu bezahlen. Alle inländische Fabrikwaaren, worunter man sowohl Ellen als kurze Waaren versteht, geben, sowohl auf den Märkten, als bey andern Versendungen in die Städte, durchaus nichts).

Ebend. Lin. 15 von oben sq., wird gesagt: „Ausser den Jahrmärkten giebt sie — die Accise — der Verkäufer, auf den Jahrmärkten aber der Käufer.“ — (Ersteres ist richtig, letzteres aber nicht. Auf den Jahrmärkten müssen beyde handelnde Individuen die Handlungs-Accise gemeinschaftlich abführen, und zwar zu den 9 Pfeng. vom Thlr., der Verkäufer 6 Pf., und der Ankäufer die Hälfte, nämlich 3 Pfennige).

S. 403. Lin. 17. von oben, sollen die Passirscheine — beym Ausgange im Thore — gesiegelt werden. (In der Preuß. Verfassung und in den Königl. Accise-Ordnungen ist dieß nicht der Fall, weil nur die, auf dem Passirscheine vermerkten Sachen, nicht aber die Passirzettel selbst gestempelt, oder versiegelt werden. In Frankreich ist diese Maasregel wegen Besiegelung der Acquits des payements in einigen Fällen anwendbar, wie Rec., der ihrer mehrere gehabt hat, aus eigener Erfahrung weiß. Ausser daß alsdann der Receveur, der Contrôlleur und der Sekretair vom Büreau, alle drey dergleichen Lösungsscheine unterschreiben, vermerkt der Provinzial-Officier der Douanerie, auf dem Rücken des gedachten Acquits die Specialgarantie, daß es mit der inwärts vermerkten Abgabe und Gütern seine Richtigkeit habe, mithin die Grenz-Büreaux der Mühe überhoben seyn könnten, die aufgehobenen Sachen und Gegenstände, die sonst gemeiniglich, trotz aller in der besten Ordnung erfindlichen [illegible] Scheine

Scheine und Plombage, von den Beamten wieder von neuem visitirt zu werden pflegen, ohne weitere Ansicht passiren zu lassen. Dergleichen Ausnahmen vom Gesetze, widerfahren jedoch keinen andern Personen, als solchen, die vom Französischen Gouvernemente dazu ausdrücklich ernannt worden.

S. 405. Lin. 9. von oben: In der Regel werden die Sachen der Reisenden im Quartier besichtiget, und wenn sich Accisebare Waaren dabey finden, auf dem Thorzettel vermerkt, folglich darnach auf dem Accisamte versteuert. (Und doch giebt es Fälle, wo der Kaufmann auf den Messen und Jahrmärkten, seine bey sich führenden Sachen, nicht im Quartier desselben, sondern auf dem Packhofe — und wo dergleichen Anstalten fehlen, auf dem Accisamte revidiren lassen kann.) Eben so wenig, wie diese Branchen der Preuß. Staatshaushaltung, so gründlich, wie sie es verdienten, und vollständig bearbeitet worden, eben so wenig ist die

S. 412. sq. gelieferte historische Entwickelung von dem Ursprunge der Landesabgaben und Gefälle hinlänglich und mit gehöriger Sachkenntniß ausgeführet. Wem ist nicht die mosaische Erzählung von der frühen Einführung bestimmter Abgaben bey den Hebräern, und die Nachrichten, die Thucydides, Plato, Aristoteles, und Andere vom griechischen Zeitalter; wie nicht weniger Cicero, Tacitus und fast alle lateinischen Schriftsteller des Alterthums von der Staatshaushaltung der Römer liefern, hinlänglich bekannt? Freylich hatten die nördlichen Staaten von Europa, im frühesten Zustande ihrer aufkeimenden Kultur, wie sie in einen Staatsverein zu treten anfingen, Manches untereinander gemein, was zur Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Oekonomie dienen, welches vom Verf. hier namhaft gemacht wird; allein die Nachrichten, die sich deshalb aus dem Mittelalter erhalten haben, führen doch im Ganzen zu ganz andern Resultaten, wenigstens zu solchen, die in mancher Rücksicht, eine ganz andere Gestalt gewinnen, als worauf hier aufmerksam gemacht wird. Der Verf. wird bey eigenem Nachspüren historischer Fakta, von der Wahrheit dieser Bemerkung überzeugt werden.

Des zweyten Haupt-Abschnitts 8tes oder 9tes Kapitel, S. 417 — 424. vom Kassen- und Rechnungswesen überhaupt ist besonders [illegible]; und ob gleich im Allgemeinen die Hauptsachen [illegible] darin angebracht

bracht sind: so hätte doch im Wesentlichen, von dieser wesentlichen Einrichtung, worauf im Ganzen das Gebäude der Preußischen Staatshaushaltung beruht, mit zweckmäßiger Umständlichkeit gehandelt werden sollen. Dieser Kürze ungeachtet, sind dennoch manche Unrichtigkeiten mit aufgenommen, die Berichtigung verdienen. So wird z. B. S. 419. z. unt. bemerkt, daß die Kassen-Kuratoren bey den Landes-Kollegien, gemeiniglich aus den Land- und Steuer-Räthen beständen. Das ist aber bey den meisten Provinzial-Kollegien nicht der Fall. Bey den Kriegs- und Domänen-Kammern sind es, in der Regel, der Kammer-Direktor, einer der ältesten Kriegsräthe, und der Dirigens der Rechnungs-Kammer; bey den Regierungen aber, bestehen die Kassen-Kuratoren aus dem Regierungs-Direktor, einem Regierungs-Rathe, oder wenn nur einer der Räthe aus dem Kollegio vom Präsidenten perpetuell dazu ernannt worden: so wird, unter Zuziehung eines Kalkulatoris, der älteste expedirende Regierungs-Sekretär dazu genommen, welches Personal alle Monate, die Kassen an einem gewissen, dazu bestimmten Tage aufnehmen, die Bücher, Papiere und vorhandenen Gelder, als Bestände nachsehen, unter einander vergleichen und revidiren, auch demnächst darüber, in dem besonders dazu geeigneten Protokollbuche, ein, von ihnen sämmtlich und dem Kassenrendanten unterschriebenes Protokoll aufnehmen muß, worin der wahre Befund der Sache genau und pünktlich vermerkt wird. — In Absicht der Rechnungs-Revisionsbehörden, vermißt man nicht weniger Vollständigkeit. Wann und in welchen Fällen die jährlichen Administrations- und Kassen-Rechnungen bloß von den Landes-Kollegien revidiret und quittiret, oder zur Superrevision und Decharge an die Ober-Rechnungskammer (der Verf. schreibt nach der alten Art: Rechenkammer, s. S. 424.) eingesandt werden müssen, ist nicht erwähnt. Dieses hätte aus dem Wöhner, der das Wesentlichste aller, das Rechnungswesen betreffenden Verordnungen gesammelt und geliefert hat, extrahiret werden können, falls sich der Verf. keine Mühe hätte geben wollen, das nov. Corp. Const. March. seit 1768 bis 1801. darüber nachzuschlagen.

Aus dieser Darstellung der, gegen einige Mängel der vorliegenden Anleitung ausgehobenen Bemerkungen, werden unsere Leser und selbst der Herr Verf. abnehmen, wie sehr

wir

wir bemüht gewesen sind, der Aufforderung zu genügen, die S. X. der Vorrede an die Sachkenner und Geschäftsmänner gerichtet worden. Wir haben, als Referent auf die umfassendste Art, womit Rec. alle seine Berufs- und Geschäftspflichten verrichtet, einen Theil der Unzuverlässigkeiten und Irrthümer berührt, und nach unserer Einsicht und Erfahrung, das Mangelhafte ergänzt. Möchten doch unsere Bemerkungen dem Verf. und seinem Buche dereinst nützlich werden! Nur auf einen Punkt müssen wir den Verf. zurück führen: das Manuscript zur nächsten verbesserten Ausgabe dieses Buchs, doch solchen Männern zur Ansicht und gefälligen Beurtheilung mitzutheilen und vorzulegen, denen es wahrlich darum zu thun ist, dem Verf., seinem Buche, dem Publiko und den Staatswissenschaften, durch Sachkenntniß, Einsicht und Erfahrung nützlich zu werden.

X.

Technologie.

Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen. Nach J. Leupold und andern Schriftstellern bearbeitet, von C. G. H. Kunze. Dritten Bandes Erste Abtheilung. Mit IX Kupfertafeln. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1802. 264 S. 8. 2 Rk. 12 gr.

Die zwey frühern Bände dieses Werks, sind in unserer Bibliothek, in deren mit dem 68sten Bande geschlossene Abtheilung sie eigentlich gehört hätten, durch Verschuldung des Rec., der ihre Beurtheilung übernommen hatte, noch nicht angezeigt. Wir glauben daher diese Anzeige mit der des neuesten Bandes noch verbinden zu müssen. — Der erste erschien (mit 9 Kpft.) 1796., 744 S.; der zweyte (mit 6 Kpft.) 1797, 349 S. — Ihr Verf. geht (laut der Vorrede) von der Idee aus, daß eine vollständige Maschinensammlung ein wahres Bedürfniß der Zeit sey. „Denn, sagt er, die Erfindungskraft der Menschen, hat sehr viele Maschinen zusammengesetzt, und dieses erzeugte eine ungeheure Menge Bü-

„cher, welche dem, der einigermaaßen mit der Zeit fortschrei„ten will, große Kosten verursachen, diese Kosten" (man bemerke hier, wie der Verf. interpungirt) „denke ich durch ge„genwärtige Sammlung zu mindern, indem ich, so viel „möglich, alle Maschinen zu sammeln gedenke, daß schlechte „hier keinen breiten Raum bekommen werden, darf ich nicht „erst sagen." Ohne näher zu untersuchen, in wieferne die von dem Verf. sich gedachten Bedürfniße und Zwecke sich rechtfertigen, wendet sich Rec. mit der vollsten Ueberzeugung, zu der Behauptung, daß der Verf. weder genugthuend überdacht habe, was er, selbst nach seinen Zwecken, leisten wolle und solle, noch auch auf einige Weise hinlänglich geprüft habe, ob seine Kräfte leisten könnten, was er zu leisten sich vorsetzte? Es kann unsern Lesern nicht entgangen seyn, daß der Verf. schon in der Vorrede vergaß, was er auf dem Titel ankündigte. Dieser verspricht die Aufstellung der gemeinnützigsten Maschinen: zufolge der Vorrede will der Verf. alle Maschinen sammeln; ja selbst die schlechten sind nicht ausgeschlossen; nur sollen sie keinen breiten Raum bekommen! schlechte und die gemeinnützigsten Maschinen! wie paßt dieses zusammen? Bey der Frage: in welcher Ordnung er die Maschinen darstellen wolle? die der Verf. wohl sehr früh sich vorlegen mußte, nachdem er einmal die Idee seines Unternehmens gefaßt hatte, hat er die Vortheile ganz aus der Acht gelassen, die die Zusammenstellung der Maschinen, nach den verschiedenen, ihnen eigenthümlichen Zwecken, in praktischer Hinsicht gehabt haben, und die Reichhaltigkeit der Ansichten, die eine hiernach geordnete Aufzählung der zu demselben Zweck hinarbeitenden Erfindungen mit sich geführt haben würde. Die Eintheilung in einfache Werkzeuge der Bewegung, die zwar auch an sich zu mehrfachen Zwecken benützt werden können, vorzüglich jedoch in ihrer Verbindung unter einander zu einzelnen bestimmten Zwecken, wichtig werden, und in zusammengesetzte, oder Maschinen, welche durch diese Verbindung mehrerer einfachen Bewegungs-Werkzeuge entstehen, würde die Hauptklassen der darzustellenden Erfindungen haben bestimmen können, und die letztere Klasse würde ihre Unterabtheilung in den Zwecken gefunden haben, welche durch die Maschinen erreicht werden sollen. Statt dessen hat der Verf. einen wahren ordo confusionis gewählt, indem er erst die einfachen Werkzeuge der Bewegung, je nachdem sie vorzüglich bey einer Maschine sich

gel-

gestens machten: Hebel, Keil, schiefe Fläche zc., zur Grundlage der Eintheilung nimmt; dann in einer besondern Abtheilung die Mühlen aufzählt — und endlich die Maschinen, die er in die, daß jene Weise bestimmte Fächer nicht einreihen konnte, nach den bewegenden Kräften: Feuer, Luft, Dampf u. s. w., ordnet. Aus diesen verschiedenen Eintheilungsgründen, denen der Verf., wie wir weiter unten sehen werden, keineswegs treu blieb, mußte nothwendig der Erfolg hervorgehen, daß mehrere Maschinen eben so gut unter das eine, als unter das andere Fach gehören, und daß man folglich, ehe das ganze Werk mit einem Register geschlossen ist, nicht weiß, wo man sie suchen soll. Allein schlimmer, als diese Anordnung, aus welcher doch endlich der angehängte Leitfaden helfen kann, ist die gänzliche Vermischung von Maschinen, Instrumenten und Geräthschaften. Zwar verspricht der Verf. nur Darstellung der ersteren. Im Werke selbst geht aber Alles im bunten Gemisch durcheinander und sein eigner Begriff von Maschine, die nach Theil I. S. 19 ein Werkzeug ist, wodurch wir Bewegungen hervorbringen, paßt auf eine große Menge von hier beschriebenen Gegenständen durchaus nicht. Wer sucht z. B. nach diesem Begriffe die Ge-[illegible], die Probiröfen, die Schmelzöfen, Dächer unter den Maschinen? Wer glaubt das cartesianische Teufelchen hier aufgestellt zu finden? Doch, selbst Mittel, Körper gegen das Feuer zu schützen, Akens, Polhems, Glasers Feueranstriche, stehen mitten unter den Maschinen! Nach welcher Logik? Soviel ist bey der ersten Ansicht freylich einleuchtend, daß der unvollständige Begriff, den der Verf. von einer Maschine annimmt, ihm unmöglich aus dem Gedränge helfen konnte, ohnerachtet er ihn jedoch vor manchen Verirrungen billig hätte schützen müssen, wenn er ihn gehörig festgehalten hätte. — Der Verf. macht auf Originalität keinen Anspruch; er will nur fleißig zusammengetragen haben. Ob das nun gleich eine sehr mäßige Foderung wäre, daß er wenigstens die Hauptbegriffe und Lehrsätze, die auf seinen Zweck sich beziehen, auf eigne Weise entwickelt und dadurch gewissermaßen seinen Beruf zur Arbeit dokumentirt hätte: so gereicht es ihm doch gewiß um so mehr zum Vorwurf, wenn er den ersten besten Schriftsteller wählte, und ohne die mindeste Prüfung nachschrieb, was er fand, je weniger es ihm an bessern Führern, als er gewählt zu haben scheint, fehlen konnte. Wenn der Verf. die Maschine ein Werkzeug nennt,

wodurch wir Bewegungen hervorbringen: so fehlt diesem Begriff die höchst nothwendige Bestimmung, ob die Hervorbringung dieser Bewegungen letzter Zweck, oder nur nächster Zweck oder Mittel ist, um andere Zwecke zu erreichen. Daß bey sehr vielen Maschinen die hervorgebrachte Bewegung nur Mittel sey, fällt von selbst in die Augen. So bewegt sich die Säge, um Holz, Stein, das übrigens ruhig an seiner Stelle bleibt, zu trennen; die Büchse treibt die Kugel fort, um die Scheibe zu durchbohren, nicht um sie zu bewegen u. s. w. Wollte man auch hier in der Wirkung noch eine Bewegung finden: so würde es doch nicht ohne Spitzfündigkeit geschehen können. Selbst aber da, wo die Maschine eine Bewegung in Erreichung ihres letzten Zwecks hervorbringt, ist darum diese Bewegung nicht der letzte Zweck selbst. So bewegt z. B. die Getraide-Mühle das Korn, aber nicht um es zu bewegen, sondern um es zu zermalmen; die Schleif- und Poliermaschine bewegt den glättenden, und zuweilen auch den zu glättenden Gegenstand, um ihn zu ebenen u. s. w. — Es gehört also nothwendig in den Begriff hinein, daß wir mit dem Werkzeuge, das wir Maschine nennen, mittelst bewegender Kräfte, gewisse Veränderungen bey andern Körpern (darunter also die Bewegungen begriffen sind) hervorbringen. — Aber auch diese Veränderungen haben ihren bestimmten Charakter. Niemand, ausser dem Verf., nennt in wissenschaftlicher Sprache, einen Schmelztiegel, eine Branntweinblase, einen Blitzableiter, eine Maschine; alle bringen jedoch Veränderungen hervor. Der Unterschied dieser Geräthschaften und Verrichtungen, wie man sie zu nennen pflegt, von eigentlichen Maschinen, beruht darauf, daß es chemische und im allgemeinen Sinn sogenannte physische Veränderungen sind, die die erstern bewirken; die letztern beschränken sich auf mechanische. Auch dahin würde daher Rec. den Begriff einer Maschine bestimmen; ob er gleich gestehen muß, daß der Sprachgebrauch hier zuweilen abweicht, und auch Werkzeuge, die nicht bloß mechanische Veränderungen in den Körpern wirken, Maschinen nennt — z. B.: Elektrisir-Maschinen. Es würde sich über die Unzulänglichkeit des vom Verf. seiner Arbeit zum Grund gelegten Begriffs, so wie über die Verschiedenheit von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften rc., leicht noch mehr sagen lassen, wenn sich nicht Rec. des Zwecks seiner Anzeige erinnern müßte, die keiner vollständigen Erörterung

dieses Gegenstandes offen stehen kann. Er geht daher noch zu einigen Beyspielen über, die die Behauptung, daß der Verf. nicht mit gehöriger Prüfung seiner Kräfte, dieser Arbeit sich unterzog, weiter rechtfertigen werden. So findet man in den allgemeinen Vorerinnerungen unter den bewegenden Kräften zwar des Feuers, aber nicht der Dämpfe gedacht; ohngeachtet die erste Abtheilung des dritten Bandes von nichts, als Dampf-Maschinen handelt, also die Wichtigkeit jener bewegenden Kraft vom Verf. nicht verkannt wird. — Die Lehren vom Widerstande, Th. I. S. 14. 15, vom Ruhepunkt und von der Ruhe, S. 21. sind sehr mangelhaft und unvollständig dargestellt. — Eine nicht geringe Undeutlichkeit macht es, daß der Verf. S. 20. gleichförmige Geschwindigkeiten gleich nennt. — Dieselben Gesetze, die dort abgehandelt werden, sind S. 24. vollständiger wiederholt und besser ausgedrückt. — S. 81. heißt es: „Man kann die Räder überhaupt in zwey Theile (welche Art sich auszudrücken!) abtheilen: 1) in Stirnräder, 2) in Kammräder oder in Kronräder.“ Gleich acht Zeilen weiter erklärt der Verf. die Getriebe gleichfalls für eine Art Räder. Warum nahm er sie gleichwohl nicht in jene Eintheilung auf? — warum die Treträder nicht, die in der Folge gleichfalls vorkommen? — S. 82. „Durch eine geringe Zusammensetzung der Räder und Getriebe läßt sich eben das ausrichten, was eine große Menge verbundener Hebel ausrichten kann.“ — Wer spricht so? — S. 90. beschreibt der Verf. einen Kahn mit einem Tretrade, und berechnet, unter der Voraussetzung, daß ein Mensch von einem Centner Gewicht, (sollte Kraft heissen; denn der Mensch wirkt ja beym Treten in den einzelnen Momenten nicht mit seinem ganzen Gewichte auf einen und eben denselben Punkt; er wirkt in anderer Rücksicht auch wiederum nicht mit seinem Gewichte allein!) mit dieser Maschine 40 Centner heben könne. Davon zieht er aber willkührlich für die Friction 10 Centner ab, und meint nun weiter: jeder einzelne Zahn müsse folglich eine Last von 30 Centnern tragen, indem die Last jedesmal nur um einen Zahn gehoben und durch diesen gehalten werde. Wenn sich der Verf. gefragt hätte, welcher Zahn eigentlich diese vermeintliche Last tragen solle, ob der Zahn des Stirnrades, oder des Getriebes: so würde ihm hoffentlich von selbst eingeleuchtet seyn, daß die Last, die er von einem Zahn tragen läßt, zwischen den verschiedenen Theilen der Maschine ver-

theile

Theile sey, und daß mithin seine Behauptung, der Zahn müsse stark genug seyn, um eine Last von 30 Centnern zu tragen, sich nicht aus jenen Voraussetzungen ableite.

Die bisherigen Beyspiele, mögen genug seyn, und Rec. benützt den ihm übrigen Raum, um noch etwas über den Inhalt der vor uns liegenden Theile sagen zu können. Der erste Theil enthält nach einer Einleitung von den mechanischen Grundlehren, die verschiedenen Arten der Hebel und Wagen, Hebemaschinen, Wägmaschinen, Rad und Getriebe, Krahne, Wegemesser, Schwungrad, Schwengel, Storchschnabel, (wie dieser seine Stelle hier erhalten konnte, ist schwer zu begreifen) Walzen, Wagen, Schleifen, und andre mit Wagen oder Walzen in Verwandtschaft stehende Maschinen; die verschiedenen Haspel und Maschinen, die vorzüglich auf dem Haspel beruhen; Flaschenzüge, Keil-, Schrauben und Winden, Rammen. — Dann folgen Mühlen: 1) Wassermühlen, unter welchen, nach einer Darstellung der einzelnen Arten, die Stampfmühlen, Schnupftobak-, Graupen-, Perlgraupen-, Gewürz-, Lohe-, Pulver-, Papier-, Walk-, Schneide-, Schleif-, Bohr- und Häckselmühlen in der hier angegebenen Ordnung eigene Unterabtheilungen ausmachen. Bey den Trockenanstalten der Pulvermühlen, (denn bis in diese einzelne technologische Rücksichten verliert sich das Werk.) kömmt sogar eine Methode, mit Wasserdämpfen Pulver zu trocknen, vor. Auch die Pulverproben werden abgehandelt. (In einem Schauplatze der Maschinen?) 2) Windmühlen, 3) Handmühlen, 4) Tretmühlen, 5) Thiermühlen, 6) Wagenmühlen. — An die Mühlen schließen sich Maschinen, welche durch Gewichte bewegt werden. Gewundene Federn, und zwar: (wir können uns nicht versagen, hier das Detail der einzelnen Abtheilungen einzurücken, um noch eine Probe der Logik des Verf. zu geben.) Maschinen zur Bestimmung der Kraft der Federn, Materie der Federn, Maschine zum Ebnen der Federn, — zum Aufwinden der Federn, — zum Härten der Federn. Julien le Roy Uhr. (Eine solche Zusammenstellung würde in einem Lexikon unter dem Hauptwort: Feder, allenfalls passen; allein in einem systematischen Werke?) — Gravesand's und Leupolds Maschinen zur Untersuchung des Falls der Körper. — Nunmehr trifft die Reihe das Feuer; allein nicht bloß als bewegende Kraft, sondern Gegenstände, bey welchen über-

haupt

haupt das Feuer vorkömmt, werden hier als Maschinen aufgeführt. Daher mehrere Arten von Stubenöfen, Brennöfen, Probiröfen, Saigerheerde, Schmelzöfen, Backöfen, Destillieröfen; daher ferner sogar Mittel zum Feuerlöschen und das Holz unverbrennlich zu machen, und von eigentlichen Maschinen, verschiedene Maschinen zum Heben der Wasser, Amontons Feuermühle, und Leupolds Feuerrad, mit Kempelens und Klipsteins Dampfmaschinen, wovon die beyden letzten erstlich in die erste Abtheilung des dritten Bandes gehört hätten. — Mit der auf Feuer, folgenden Rubrik: Luft, hat es dieselbe Bewandniß, Luftpumpen, Compressatoren, Windbüchsen, Herons Brunnen, Guerikens Halbkugeln, Cartesianische Teufel, Taucher-Glocken-Maschinen, die auf den Wetterwechsel sich beziehen, und Gorcy Maschine zur Wiederherstellung der Respiration bey Asphyxien; stehen hier in eben so seltsamer als brüderlicher Nachbarschaft. Zwischen die Compressatoren und Windbüchsen ist eine Darstellung der Eigenschaften der Luft eingeschoben!!

Der zweyte Band stellt nun weiter Maschinen, Instrumente, Vorrichtungen, die sich auf die Luft und ihre Eigenschaften beziehen, auf, unter folgenden speciellen Rubriken: 1) Das Barometer. 2) Thermometer. 3) Manometer. 4) Hygrometer. 5) Hyetometer. 6) Ptenoskope. 7) Anemometer. 8) Atmosphärische Elektrometer. (1). Bis hieher findet man, wenn von Consequenz in Berücksichtigung der Haupteintheilungsgründe abgesehen wird, doch etwas von Methode in der Stellung der einzelnen Gegenstände. Nun aber folgen die magnetische Materie, in sofern sie als ein Gegenstand der meteorologischen Beobachtung angesehen wird; Branders Declinatorium, Herrmanns meteorologisches Observatorium, des Herausgebers eigner Vorschlag zu einem solchen Observatorium, (keine Bereicherung der Erfindungen!). Apparate zur Erforschung der Luftelektricität, die Wetterharfe. — Dann kömmt es an die Elektrisirmaschinen, und unter dieser Hauptrubrik sind Elektrophore; Condensatoren; Mittel, die Wirkungen der elektrischen Maschinen zu verbessern — Amalgamen, Mussivgold, — Elektrometer, (bey welchen der Verf. auch auf die von ihm so genannten atmosphärischen Elektrometer zurück kömmt, und Zusätze zu ihnen giebt) [illegible], Auslader, Isolatorium, elektrische Lampen, mit eingereiht. Endlich macht die Rubrik: Blitzableiter, den Beschluß.

Der

Der dritte Theil enthält in seiner ersten Abtheilung, die Darstellung der Dampfmaschinen, und diejenigen Vorrichtungen, die darauf Bezug haben. Auch hier herrscht in der Ordnung der einzelnen beschriebenen Gegenstände mehr System, als im ersten Band.

Die Beschreibungen der Maschinen und ihre bildlichen Darstellungen auf den Kupfertafeln sind von sehr ungleichem Gehalte an Deutlichkeit, Ausführlichkeit und Richtigkeit, je nachdem das Original war, das der Verf. benutzte. In den Rechnungen, die hier und da über Verhältnisse und Kräfte der Maschinen eingeschaltet, und die gleichfalls ganz aus den Quellen des Verf. entlehnt scheinen, haben sich hier und da Unrichtigkeiten eingeschlichen. Ob nun diese Arbeit die Wünsche befriedigen kann, welche man von einer Sammlung gemeinnütziger Maschinen hegen möchte, hat Rec. nach demjenigen, was er bisher angegeben hat, noch besonders zu beantworten, wohl nicht mehr nöthig.

Am.

Hand- und Hülfsbuch für angehende Kaufleute, Manufakturisten, Fabrikanten und deren Zöglinge. Nach den neuesten Staaten-Veränderungen; herausgegeben von J. P. Schellenberg. Gotha, bey Ettinger. 1803. 462 S. 8. 2 Mk.

Nach der Unterschrift der Vorrede ist der Verfasser dieses Hand- und Hülfsbuchs, Lehrer der Handlungswissenschaften bey einem Erziehungsinstitute zu Gros-Lafser zwischen Braunschweig und Hildesheim. Er glaubte durch die Herausgabe desselben zur Belehrung der oben genannten Behörden, vorzüglich wegen der vielen in unsern Tagen vorgefallenen politischen Veränderungen, beytragen zu können. Eine schwere Krankheit verhinderte ihn indeß seinen Plan vollständig auszuführen, und er will noch einen Nachtrag liefern, der die Naturgeschichte der in- und ausländischen Handlungsartikel, eine Anweisung zur kaufmännischen Rechnung und dergl. m., enthalten soll.

Die vorliegende Schrift, die dem König von Preußen, dem Kaiser von Rußland und dem Großkonsul Bonaparte dedicirt ist, beschäfftigt sich im ersten Abschnitte mit der Beschreibung der Münzen, der Gewichte, der Maaße und anderer merkantilischen Gegenstände, so wie die alphabetische Ordnung der Handelsplätze und Länder solches mit sich führet. Als Quellen sind die Werke von Gerhard, Hahn, Buse u. s. w. genannt. Zugleich sind einige allgemeine statistische Nachrichten beygebracht, die, der Vorrede nach, theils aus Gaspari's geographischen Werken, theils aus Reisebeschreibungen entlehnt sind. Im ersten Abschnitte wird im Allgemeinen vom Ursprunge des Geldes und der Münzen, von der Eintheilung derselben, von der Berechnung derselben nach Schrot und Korn, von Wechselbriefen, von Wechselkurszetteln gehandelt; und im dritten und vierten Abschnitt, wird eine tabellarische Uebersicht der üblichsten Zahlungsmünzen nach ihrem innern Werth und des Handelsgewichts, Längen-, Getraide und Weinmaaßes in den vornehmsten europäischen Handels- und Manufakturstädten geliefert.

Der Fleiß des Verf. bey Ausarbeitung dieses Werks, ist nicht zu verkennen, und verdient solches als ein brauchbares Nachschlagebuch empfohlen zu werden.

Md.

Der technologische Jugendfreund, oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben, von B. H. Blasche. Erster Theil. Mit vielen Kupfern. Frankfurt a. Mayn, bey Wilmans. 1804. XIV und 224 S. kl. 8. 1 Rthl. 18 Kr.

Dieses Buch, dessen erster Theil vor uns liegt, soll für Lehrer und Schüler ein Hülfsmittel beym Unterricht in der Technologie werden. Jene sollen sich aus demselben vorbereiten, wenn sie ihre Untergebenen in die Werkstätte der Handwerker und Künstler führen; diesen soll es zur Wiederholung nach dem Anschauen der Gegenstände und zugleich zu einem Muster dienen, wie man schriftliche Aufsätze über Materien,

die

die Gewerbskunde betreffen, abzufassen habe. Dieß sind die beabsichtigten Zwecke dieses Bilderbuchs, und der Beschreibung. Der Verf. handelt vom Ausstopfer, Insektensammler, Tischler, Glaser, Drechsler und Buchbinder. Von den vier letzten gewerbtreibenden Ständen, sind jedesmal zwey Kupfertafeln, davon die erste die Werkstätte mit den Beschäfftigungen, die zweyte die Werkzeuge darstellt. Vom Ausstopfer ist nur eine Kupfertafel, die seine Werkstatt enthält; vom Insektensammler sind gleichfalls zwey Tafeln vorhanden. Auf der einen sieht man zwey Sammler, deren einer mit der Schmetterlingsklappe Jagd macht, und der andere mit der Laterne Raupen aufsucht. Die zweyte Tafel stellt den Apparat des Sammlers vor. (Wie kömmt aber der Insektensammler überhaupt in dieses technologische Büchlein?). Die Beschreibung enthält eine aufs erste Kupfer sich beziehende Einleitung, die Darstellung der Materialien, die zu jedem Gewerbe nothwendig sind, und Kunstverrichtungen selbst. Beym Insektensammler ist natürlich kein Material angezeigt. Wir fanden die erläuternde Beschreibung deutlich und genau abgefaßt. Der Verf. hat selbst auf neuere Vorschläge Rücksicht genommen, unter andern beym Insektensammler, wo er die Nadeln erwähnt, die, wenn wir nicht irren, kürzlich im Reichsanzeiger zu diesem Behuf vorgeschlagen wurden, und die statt des Knopfs eine Spitze haben; daher mit einer doppelten Spitze versehen sind. Die sogenannten Handwerksgebräuche, Zahl der Lehrjahre, u. dergl. m., sind für jetzt nicht in den Plan gehörig; sondern sollen in der Folge in einem Supplementbande nachgeliefert werden.

Das Unternehmen scheint uns, nach diesem Theile zu urtheilen, zu weitaussehend. Der Lehrer bedarf gleich ein mehrere Gewerbe enthaltendes technologisches Werk zur Vorbereitung; der Schüler aber kann nur wenige Gewerbe kennen lernen, wenn nach dieser Umständlichkeit fortgefahren wird. Wie lange müßte dann auf Schulen ein Cursus in der Technologie dauern, zu deren Unterricht man wöchentlich nur eine, höchst selten zwey Lehrstunden anzulegen pflegt? Eben dieß gilt beym häuslichen Unterricht. Man denke sich nur die Mannichfaltigkeit der Gewerbe, und man behilft sich bis jetzt, um eine Uebersicht derselben zu erhalten, am besten, wenn man dem Schüler dasjenige vorträgt, was Junker im dritten Theil des Handbuchs der gemeinnützigsten Kenntnisse

u. s.

u. s. w., oder Funke im zweyten Bande des Lehrbuchs für Bürgerschulen darüber gesagt haben.

Of.

Magazin zur Beförderung der Industrie — nach schriftlichen Aufsätzen und den besten in- und ausländischen Werken bearbeitet, von einer Gesellschaft sachkundiger Männer. Mit Kupfern. Leipzig, im Industrie-Komtoir. (Ohne Jahrzahl, aber 1804.) Zweyten Bandes erste bis vierte Lieferung. 128 S. 4. 2 Rthlr.

Da der Endzweck dieses Magazins bereits im LXXXIX. Bande der N. A. D. B. S. 249. näher angezeigt ist: so hält Rec. die bloße Anzeige der Herausgabe dieses zweyten Bandes für hinreichend, um diese Zeitschrift bey der fortdauernden Gemeinnützigkeit des Inhalts zur Durchsicht zu empfehlen.

1. Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen für Fabriken, Künstler u. s. w. Herausgegeben von C. L. Seebaß und F. G. Baumgärtner, in Verbindung mit mehrern Sachverständigen. Vierter Band. Erstes bis viertes Stück. Mit vielen Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. (Ohne Jahrszahl, aber 1804.) 257 S. 4. Das Heft 1 Rthlr.

2. Historisch-technologischer Schauplatz aller merkwürdigen Erfindungen und ihrer mannichfaltigen Benutzung. Zur Belehrung und Unterhaltung dargestellt von J. G. Grohmann. Ersten Bandes vierte Abtheilung. Mit 6 kolorirten Kpfrn. Leipzig, bey Richter. 1804. 44 S. 4. 1 Rthlr. 8 gr.

Das Urtheil, welches Rec. bey Anzeige der vorhergehenden Bände von Nr. 1. im 8ten Hefte des 2. St. des LXXXIX. Bande der N. D. B. über die Gemeinnützigkeit dieses Magazins gefällt hat, wird durch die vorliegenden Stücke des vierten Bandes bestätigt. Die Reichhaltigkeit des Inhalts erlaubt keine ausführliche Darstellung desselben in diesen Blättern, da überdem jedem Bande ein ausführliches Sach- und Namenregister angehängt wird.

Die drey ersten Abtheilungen von Nr. 2. sind im 3ten Heft des 1. St. des LXXXVI. Bandes der N. D. B. ausführlich beurtheilt, worauf Rec. sich jetzt bey Anzeige der 4ten Abtheilung beziehen will, da noch dieselben gerügten Unvollkommenheiten des Werks statt finden. Man findet in diesem Heft eines technologischen Schauplatzes Aufsätze über den Vogelfang, das Ballspiel und die Schwimmkunst, so wie die eigentlichen technischen Artikel, die Verfertigung des Schießpulvers, der Uhren und der Sägen, sowohl in historischer als technologischer Rücksicht äußerst dürftig dargestellt sind.

Mb.

Haushaltungswissenschaft.

C. F. Erhardt's, Markgräfl. Badenschen Berg-Raths, auf Chemie und Erfahrung gegründete praktische Anleitung zur Erzielung schmackhafter, gesunder und haltbarer Weine. Karlsruhe, bey Macklot. 1803. Mit 4 Kupfern. 168 S. 8. 16 gr.

Unter der Menge Schriften, die seit einigen Jahren über die Weinpflege, sowohl in Rücksicht der Behandlung auf dem Lande als auch im Keller, erschienen sind, ist gegenwärtige nicht unter die schlechten zu rechnen, da die Grundsätze aus der Chemie hergenommen, und durch Erfahrungen bestätiget worden. Nur ist immer zu bedauern, daß in mancher Gegend, z. B. in Sachsen, zu wenig Gebrauch davon gemacht werden kann, da der Weinbau theils nicht genügliche Unter-

stützung

[...] genießet, theils zu wenig Weinbergspfleger vorhanden sind, die, ohne die Weinhändler, sich selbst mit der Behandlung der Weine abgeben, oder dieses nach erprobten Erfahrungen thun können, weil sie zu schüchtern, oder oft unvermögend sind, sich den nöthigen Apparat an Maschinen und Gefäßen anzuschaffen. Und wollte es auch Jemand wagen: so würde das Vorurtheil, daß der Wein aller Veredlung ohngeachtet, doch Landwein sey, die Unternehmung nicht unterstützen; obschon die Ausländer uns durch ähnliche Behandlung nur junge und also rohe Weine zuschicken, wie gegenwärtige Schrift uns sehr deutlich lehret.

Der Verf. räth mit Recht an, bey der Weinlese die beßern und reifern Sorten besonders zu lesen und zu keltern, und nicht alle Trauben unter einander zu werfen; allein dieses ist, wie er es haben will, nur bey kleinen Weinbergen möglich, sonst wäre es, noch bey dem, was oben angeführt worden, zu kostspielig. Die Trogpresse, die er, S. 81 beschreibet, und mit einem genauen Riße erläutert, ist der Einfachheit wegen allerdings zu empfehlen, und da man mehrere anlegen kann, wegen des Sortirens der homogenen Trauben, anwendbarer, als unsere größern Pressen; nur scheint sie wegen des Antreibens der Keile, welches die Maschine zu sehr erschüttert, öfterer Ausbesserungen unterworfen zu seyn. Der größte Vortheil dabey ist, daß nicht so, wie bey unsern gewöhnlichen Pressen, die Roppen und Kerne durch das Verraspen und Verhauen zerhauen werden dürfen, welches dem Weine allerdings einen herben und bittern Geschmack beybringt. Nun schlägt er besondere Gährbottige vor, und erläutert sie ebenfalls durch eine Zeichnung. Auch diese sind anwendbar; obschon eben so gut der Wein eher trinkbar dadurch gemacht werden kann, wenn man, statt dieser Bottige solche Kuffen anwendet, die oben, anstatt des Spundes, mit einer ovalen großen Oeffnung versehen sind, welche mit einem durchlöcherten Deckel versehen ist, wodurch der getretene Most mit den Trestern zur Gährung hinein geschüttet wird. Die Beschreibung befindet sich S. 98. Die Gährung soll nach S. 24, 101 und 105 durch aufgekochten Traubenmost, oder aufgewärmte Beeren beschleuniget werden. Anwendbar ist dieses wohl; aber nicht nothwendig; besser ist es, wenn es, in zu kalten Kellern, durch die von Fabroni vorgeschlagenen Zugöfen geschiehet; doch

doch darf im Mostkeller kein alter Wein befindlich seyn.

Fast zu weitläuftig werden S. 49 ff. Generalregeln über das Verfahren mit den Trauben von der Vorlese, von der Mittellese und von der Nachlese gegeben. — Die Widerlegung des bisherigen Verfahrens, (S. 60 ff.) daß man die Trauben gleich tritt und keltert, und den Wein ungegohren in die Fäßer thut, und ihn darinne gähren läßt, oder daß man ihn über seinen Trestern kurz oder lang gähren läßet; oder daß man Gegohrnes und Ungegohrnes zusammenmischt und gähren läßt, enthält viel Wahres und Lehrreiches; man kann aber doch dem Verf. nicht allenthalben Recht geben. S. 62 behauptet er, daß der obere Theil des Mostes im Faße zuerst gähre. S. 63 soll der Most, wenn er auf den Trestern abgegohren und ins Faß gebracht wird, noch einmal gähren, welches der Erfahrung widerspricht. Darinnen hat er ganz Recht, (S. 129.) daß man sich des englischen Weinregulators bedienen sollte, statt die Fäßer mit Moste zu lang offen stehen zu lassen. Die Schönungen des Weins verwirft er mit Recht, weil der Wein dadurch allezeit an seiner Stärke verliert; besonders wenn sie durch Hausenblase geschiehet, und schlägt dazu (S. 133) fein gemachte Kiesel- und Quarzsteine, mit gereinigtem feuerbeständigen alkalischen Salze aus dem Gewächsreiche vermischt vor. Das letztere sich selbst zu bereiten, so soll man nach S. 136, die ausgepreßten Weinhefer trocken werden lassen, sie im Backofen zu Asche brennen, und das Salz daraus fertigen, welches Nachahmung verdienet. Die im Magazin zur Beförderung der Industrie, 2ten Hefte Nr. 4, vorgeschlagene Methode, mit glühenden Feuersteinen verwirft er, S. 137, mit Recht; eher daß sie unvergohrnem Moste geschwindere Gährung geben; aber alte Weine werden sie schädlich in frische Gährung setzen.

Der erste Anhang enthält das Verfahren und die Resultate mit herrschaftlichen Weinen im Herbste 1801, und der zweyte dasselbe mit des Verf. eigener Weinlese. Der dritte Anhang hat ein alphabetisches Verzeichniß aller Namen der Trauben, welches noch sehr unvollständig ist und auch — wie der Verf. selbst sagt — noch bleiben wird, so lange keine allgemeine Charakteristik mit festgesetzten Benennungen der Arten ausgearbeitet wird.

An

Anweisung zum Tabacksbau für Oekonomen, nebst einer Einleitung über die Frage: Ist es nützlich oder schädlich, wenn der Tabacksbau in Sachsen allgemein wird. Meißen, bey Erbstein. 1803. XXII. Einleitung, 182 S. 8. 12 gr.

Da Rec. 36 Jahre den Tabacksbau im Ganzen mit Vortheile getrieben hat: so kann man ihm wohl aufs Wort glauben, wenn er versichert, daß der Verf. nichts Hauptsächliches übergangen habe, was zu einer glücklichen Tabackskultur erforderlich sey. Rec. will nicht den Inhalt der sämmtlichen, sondern nur der wichtigsten Kapitel anzeigen, um dadurch die Wichtigkeit des Buchs zu beurkunden; den Leser, der weder Tabak bauet, noch bauen will, wird der ganze Inhalt wenig interessiren; dem Oekonomen aber, welcher dergleichen Bau zu unternehmen gewillet ist, und noch keine Kenntniß davon hat, dem rathen wir, dieses Buch zu kaufen und mit Fleiß zu studiren; er kann dann versichert seyn, daß er durch kein falsches Verfahren in Schaden gesetzt werden wird.

Da wir in so langer Zeit Erfahrungen gesammlet haben, welche dem Verf. und den Lesern unbekannt seyn mögen: so wollen wir solche hier zugleich mittheilen; vielleicht hält der Verf. sie für wichtig genug, in einer anderweiten Auflage, welche das Buch so sehr verdient, Gebrauch davon zu machen. Kap. III. von Wartung der Pflanzen im Mistbeete. S. 42 sagt der Verf.: „So lang die Pflanzen noch klein sind, kann man mit dem Gießen nicht leicht Schaden thun; aber wohl kann man große Niederlagen unter ihnen anrichten, wenn sie größer sind und man zuviel gießet; sie fangen an zu faulen und ganze Beete verderben total.“ Dieses Uebel hat oft eine andre Ursache. Z. B. wenn wegen kalter Witterung die Mistbeete zu lang zugedeckt bleiben müssen: so zeigt sich diese Krankheit der Pflanzen auch, ohne daß zu vieles Gießen die Ursache davon sey; kommt man ihnen nun nicht zu Hülfe: so entsteht Schimmel oder Moder, und die Pflanzen sind verloren. Die Kur derselben ist indessen ganz leicht: man darf nur nach Verhältniß des Uebels feinen, aber scharfen Sand über sie sieben: so wird die zu viele Nässe absorbirt, der Schimmel vergeht, und die Pflanzen erholen sich bald. Kap.

XIV. S. 147, wird gelehrt, wie man es verhüten soll, daß der Taback in den Bunden, ehe er angereihet wird, sich nicht erhitze. Dem Sinne nach scheint es, daß der Verf. es zuträglich halte, wenn der Taback zur Zeit, da er vom Felde kommt, wenigstens nach 24 Stunden, gleich angerichtet werde; und daß die Bunde nur im Nothfalle, wenn nicht Zeit dazu ist und nicht Menschen genug vorhanden sind, mit den Spitzen in die Höhe gestellt werden sollen, um das Erhitzen zu verhüten. Meine Erfahrung hat mich etwas Bessers gelehrt, und ich wünsche, daß es allen Tacksbauern bekannt werden möge, sie werden ihrem Tabacke eine Güte, noch ehe er trocken wird, dadurch verschaffen, die er kaum durch 4 — 6 Jahre Alter erlangen kann. Wenn nämlich der Taback in Bunden vom Felde kömmt: dann lasse ich ihn auf einen reinlichen Boden tragen, daselbst die Bunde aufbinden, und die Blätter in eine lange Reihe dicht neben einander mit den Spitzen in die Höhe setzen; hier geräth der Taback in eine gelinde Gährung; von Zeit zu Zeit untersucht man diese Scheiben, ob die Blätter durchaus, oder größtentheils, gleichförmig Citronengelb geworden sind; oder ob der Anschein da ist, daß er sich zu sehr erhitzen wolle. Findet man das Letztere: so müssen die Scheiben umgesetzt und gelüftet werden. Ist der erste Fall da, so werden nun die Anreiher auf beyden Seiten der Scheibe angestellt, um die egal gelben Blätter anzureihen; die noch nicht ganz gelben legen sie bey Seite, aus welchen nachher eine kleinere Scheibe gemacht wird, bis sie ganz gelb geworden sind. Es ist dem, der die Erfahrung nicht gemacht hat, unglaublich, wie sehr der Land-Taback an Güte und eben so, wie der nach Klappmeyers Methode getrocknete Klee, welche wohl von jener entlehnt seyn kann, gewinnt; öffnet man ein solches Behältniß, in welchem der Taback auf diese Art fermentirt: so empfindet man einen so angenehmen Geruch, als wenn mit dem feinsten Räucherpulver geräuchert wäre. Die kleine Mühe, die der Pflanzer davon hat, wird durch die Güte des Tabacks reichlich vergolten.

Ich glaube es auch zweckmäßig zu seyn, hier noch eine Erfahrung anzubringen, welche manchem Pflanzer nützlich seyn kann. Der Taback nämlich, welcher auf sandartigem Boden gebauet wird, ist ursprünglich feiner, als der auf schwerem Acker erzielet wird; oft war ich in dem letzten Falle;

um

um ihm nun das rohe Wesen zu nehmen, und ihn dem feinsten auf dem Sande erbaueten Tabacke gleich zubringen: so ließ ich ihn, nachdem er auf vorbeschriebene Art fermentiret hatte und angereifet war, zwischen zwey Reihen Stangen im Freyen zum Trocknen aufhängen; wenn er nur erst abgewelkt ist: so schadet ihm kein Frost; aber durch häufige Regen verliert er etwas am Gewichte, welches jedoch die Güte ersetzet.

Im 17. Kap. handelt der Verf. vom Nachwuchse, dessen Aerndte u. s. w. Wer den Tabacksbau gründlich verstehet, und nicht sowohl auf den einfachen Gewinn, sondern auf die wichtigern Folgen, die er durch einen sehr reichlichen Korn-Ertrag hat, siehet, der wird gewiß auf den Nachwuchs Verzicht leisten. Der Nachwuchs treibt viele Blätter, und diese saugen das Feld aus, so, daß eine reichliche Düngung erfordert wird, wenn das Land nach dem Tabacke gute Aerndten geben soll. Nach meiner Erfahrung ist der Nachwuchs nicht so viel werth, als der Dünger, welcher erfordert wird, dem Acker die Kräfte zu ersetzen, welche ihm der Nachwuchs, den man auch mit Recht Geitz nennt, entzogen hat; den Schaden, den der üble Geruch des Nachwuchses dem fabricirten Tabacke bringt, übergehe ich, weil das nicht zur Kultur des Tabacks gehört. Ich wünsche, daß jeder Tabackspflanzer meiner Erfahrung folgen möge; er wird finden, daß der Gewinn aus seinem erbaueten Tabacke das Wenigste sey, was ihm die Folgen der Pflanzung einbringen, wenn er diesen Zweig der Landwirthschaft nach richtigen Grundsätzen behandelt. Da durch die Vorbereitung des Ackers und durch das Behacken der Pflanzen, das Feld nicht allein sehr locker gemacht; sondern auch von Unkraut gereinigt wird: so folgt schon hieraus, daß der Pflanzer wünschen wird, alle seine Felder in solchen guten Stand zu setzen; von selbst muß er daher darauf fallen, seine Plantage jährlich auf ein anderes Ackerstück zu bringen, um sein Feld nach gerade zum Gartenlande zu erheben. Um wenigstens ein Jahre nach dem Tabacke ohne fernere Düngung, reichliche Aerndten zu erhalten, darf er nur meinem geprüften Rathe folgen; nämlich: sogleich als der Taback abgeblattet ist, lasse ich die Stangen mit der Sichel in kleine Stücke, von etwa 2—4 Zoll, bis dicht an die Wurzel zerschneiden, und sofort den ganzen Acker mit dem Ruhrhaken in die Quere ackern, das

mit er gleich geegget werden könne. Der Taback kömmt zeitig genug vom Felde, so, daß der Acker noch mit Weizen oder Korn vortheilhaft besäet werden kann; daher lasse ich gleich, nachdem die quere Furche eingeegget ist, ihn zur Saat bestellen. Wegen der vielen und großen Wurzelstücke hat der Acker zwar kein gefälliges Ansehen; aber das hindert an einer reichlichen Aerndte nicht; und da der Acker, indem die Wurzeln und zerschnittenen Stangen allmählig faulen, und dem Acker eine vegetabilische Düngung geben: so wird er dadurch in den Stand gesetzt, eine lange Reihe von Jahren reichliche Früchte zu liefern. Mein Verfahren ist folgendes: Nach Taback säete ich 1) Weizen, 2) dann Korn, auf welches im Frühjahre zeitig rother Klee gesäet wird. 3) Klee-Nutzung, 4) Korn, 5) Gerste, 6) Erbsen oder Wicken, 7) Korn, 8) Hafer. In 36 Jahren ist mir dieser Fruchtwechsel nicht ein Mal fehl geschlagen, und die beste Kornärndte ist dem besten Ertrag aus der Brache nah gleich gewesen. S. 144 redet der Verf. zwar auch vom Zerschneiden der Strünke, wenn sie schlecht sind, oder der Taback mittelmäßig gerathen ist; aber ich versichre, daß, je stärker und markiger die Staude ist, desto leichter läßt sie sich zerschneiden. Ob noch ein wichtiger Gebrauch davon gemacht werden könne, daran zweifle ich. Man hat zwar versucht, Potasche daraus zu verfertigen; auch ich habe den Versuch damit gemacht. Könnte man dieses Geschäfft im Großen und mit Nachdruck treiben: so könnte es allerdings wichtig seyn; immer aber wird die Anwendung zur Düngung, nach meiner Angabe, die wichtigste Benutzung seyn. Kap. 23. S. 174 handelt der Verf. von den Saamenstauden und der Einsammlung des Tabacksaamens. Es ist besonders, dasjenige zu merken und nachzuahmen, was er zu Erhaltung guten Saamens von einigen Pflanzern sagt; welche hierzu einige Stauden in die Gärten pflanzen. Es wird dadurch eine doppelte Absicht erreicht: erstlich, kann der Saamen, wegen des frühen Pflanzens, recht reif werden, und dann hindern so die Saamenstauden nicht, daß die Aecker mit Korn oder Weizen zeitig genug bestellt werden können.

Wer der Verf. eigentlich ist, und ob er ebenderselbe sey, der 1796. das Schriftchen: Praktische Anweisung zur Verbesserung des inländischen Tabacksbaues, Weißenfels, bey Severin, auf 48 S. stark, herausgab, hat Rec. nicht

nicht erfahren; es thut auch nichts zur Sache, da das Buch gut ist, und keinen der berüchtigten Schmierer, sondern einen Praktiker verräth.

Wg.

Abhandlung von der Düngung und der zweckmäßigen Behandlung derselben. Zum Gebrauche für alle Oekonomen, entworfen von J. C. Fischer, der Philosophie Prof. in Jena. Göttingen, bey Röwer. 1803. 160 S. 8. 12 gr.

Der Verf. hat in allem Recht, was er in der Vorrede über Veranlassung seines Werks anführt; und seine Schrift ist auch ohnstreitig unter allen, über die Anwendung der neuen chymischen Abhandlungen, die deutlichste und vollständigste; wiewohl man immer Leser voraussetzen muß, die mit der neuen Naturlehre und auch mit Mineralogie und Chymie bekannt seyn müssen. Aber man sieht dem Ganzen doch an, daß es dem Verf. noch an Praxis mangle; z. B. wenn, nach S. 145, der Dünger nicht eher in die Furchen des Feldes untergebracht werden soll, als bis das Feld ein Paar Mal umgestürzt worden wäre, und er dann zeigt, wie dieser am leichtesten und mit dem geringsten Verluste der wesentlichsten Bestandtheile in (unter) die Erde gebracht werden solle, daß man die größten Vortheile daraus zu erwarten habe. Der Dünger soll nämlich jederzeit, nachdem die Ställe davon gereiniget sind, auf das zu düngende Feld in einen Haufen gesetzt, und ein Paar Zolle mit Erde bedeckt werden. Dieser Haufen soll hierauf zuförderst (wohl beym dritten Pflügen?) auf drey andere, an jedem Ende des zu bestellenden und nun zu besäenden Stücks in Einen, und in der Mitte in Einen, zu fahren seyn. Hiernächst solle beym Pflügen der Mist etwa 5 bis 8 Zoll tief und so unter die Erde gebracht werden, daß bey jeder gepflügten Furche derselbe von den drey Haufen, mittelst nöthiger Werkzeuge, in selbige eingetragen, und alsdenn von der Erde der darauf folgenden gepflügten Furche überdeckt würde. Dieß soll die Art des Engländers Parkinson seyn. Haben wir Deutsche denn keine bessern und unkost-

fleißigern Methoden? Allerdings, wir lassen den Acker auch von Unkräutern reinigen, alsdann den auf einige, solcher Haufen gebrachten Dünger auseinander bringen und ohne so große Kosten egal zerstreuen; alsdann etliche Male durch den Pflug mit dem Erdreiche vermengen, um nicht zeilenweise, wie nach Parkinsons Art, sondern überall gleichschöne Früchte zu bekommen.

Eben so kann man über den Brand im Getraide nicht so ganz eins mit dem Verf. seyn; und seine Mittel wider diesen Brand sind wohl aus der Abhandlung: die beste Schrift vom Brand im Weizen 2c. genommen? die in neuern Zeiten noch weit mehr vervollkommnet worden.

Alle übrige Kapitel dieser Abhandlung haben dem Rec. ganz wohl gefallen, und darunter besonders das vierte und siebente: von den eigentlichen und uneigentlichen Düngungsmitteln; mit denen wir die neue Auflage, von Bährens System der künstlichen und natürlichen Düngmittel, zu verbinden empfehlen.

Sehr wohl hat der Verf. gethan, daß er die zur Verbesserung des Landes angewendete Düngung mit Mineralien unterscheidet; und unsere Leser wissen es, wie oft wir dagegen eiferten, wenn man Mineralien den Namen: Dünger, beylegte. Diese sollten — wie auch die neuen Chymiker es wollen — niemals Dünger benennt werden. Nur den organischen Körpern, welche die Nahrung der Pflanzen sind, sobald sie vorher durch Fäulung zersetzt worden, kommt dieser Name zu.

Es haben hierbey die praktischen Oekonomen bey den, vom Verf. vorzüglichsten aus der neuern Chymie abgeleiteten Regeln, daß sie ungefähr solche sind, welche sie bisher entweder beobachtet, oder auch für richtig hielten, aber viele davon nur nicht im Großen auszuführen seyen; warum? Dieß kann durch Menge von Mühe, viele Zeit und oft bedenklichen Kosten erklärt werden. Bey der Praxis erwartet man auch nicht das so viel vorkommende: Vermuthlich und Wahrscheinlich; was doch oft wiederholt wird. Hier muß man sagen können: das ist, das kann nach meiner vielfachen, nicht bloß einmaligen Erfahrung, so und so unternommen werden. Der praktische Oekonom fordert jetzt, bey den vielen kompilatorischen Schriften, endlich einmal

voll=

vollkommen bearbeitete. Das Mißtrauen gegen dergleichen gelehrte Compilationen ist aufs höchste gestiegen; wie dieß auch aus allen Recensionen, in unserer Bibliothek sowohl, als in der Allgem. Liter. Zeit., und der Leipziger Lit. Zeitung, über Toschy's (auch Duchaine genannt) und Gaudichs voluminöse ökonomische Compilirungen, an Tag gelegt wird. Und wie oft gehen solche Compilatoren mit ihrer übertriebenen Vorliebe fürs Neue allzuweit. Dieß sollte man sich niemals gegen Praktiker gestatten.

Der Verf. hat auch das Einweichen des Getraides (S. 76) empfohlen. Eine Sache, die grossen und kleinen Güterbesitzern nicht genug empfohlen werden kann; man sollte niemals etwas an der dabey vorkommenden Mühe sich gereuen lassen, welche durch die Freude: seine Früchte rein, egal und bald aufgehen zu sehen, vergolten wird. Ohnehin sind nicht alle Jahre so regnerisch, daß sie vom baldigen Säen abhalten.

Die Abhandlung, über Untersuchung der Erdarten, dürfte durch Andreä's Schrift: Von Hannöverschen Erdarten am besten ergänzt, und letztere dazu zur Hand zu nehmen unentbehrlich werden.

Der Verf. mag wohl besonders über des Mergels Kraft — nicht sowohl zum immediaten Dünger, als vielmehr zum Auflösen des noch rückständigen Düngers in der Erde, und dessen bessere Wirkung bey neuer Mistung — nicht genug Erfahrung haben. Er will dem ungebrannten Mergel (S. 112) wenige Vortheile zugeben; und doch leistet er mehr, wie der gebrannte, wenn er nur gehörig ein Jahr lang verwittert hat; als welches Jahrelange Warten, eigentlich das Brennen, oder vielmehr Calciniren ersetzt; so, wie der im Backofen getrocknete Leinsaamen, auch in kurzer Zeit dem siebenjährigen gleich gebracht werden kann. Eigentlich aber bedarf nur der Thon des Brennens zum sogenannten Dünger; und wer hierüber Anweisung verlangt, kann es von F. G. Förster in Riems ökonomischen Quartalschrift vom Jahr 1788, 26 Q. S. 117 f., antreffen, und so auch einige Nachrichten darüber im Reichsanzeiger 1803, Nr. 222, finden.

Beschrei-

Beschreibung eines Verfahrens, wie Landwirthe ihr Getraide auf eine leichte Weise vom Saamen des Unkrauts reinigen können. Nebst einer Abbildung der hierzu erforderlichen Maschine, von J. C. Riemann. Mit 1. Kupfer. Leipzig, bey G. Fleischer d. jüng. 1803. Text 48 S. und Kupfererklärung 4 S. 4. 16 gr.

Herr Riemann hat das hier geleistet, was man von einer bey uns ebenfalls gewöhnlichen Maschine zu verbessern wünschen kann. Sie besteht aus einem schief liegenden gegitterten von länglichen viereckten Drathsiebe, wie sie ungefähr bey Leinfegen zum Reinigen des Leinsaamens angewendet werden. Aus einem oberhalb dem Siebe angebrachten Kasten läuft die zu reinigende Frucht herab, und unter dem Gitter ist ein Rädchen mit Däumlingen, durch welche ein elastischer Stab an das Sieb anschlägt, und so die Arbeit von Zeit zu Zeit durch Bewegung befördert. Auch ist die Einrichtung hiebey so gemacht, daß das Sieb, wenn es nöthig wird, mehr oder wenigeren schiefen Fall bekommen kann.

Mehrere Verbesserungen wird Jeder, der sie nutzen will, im Werke selbst mit Vergnügen lesen.

Oekonomisch - kameralistische Schriften (,) von G. Brieger, Königl. Preuß. Domänen - Intendanten, der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam Mitgl. rc. Großentheils prakt. Inhalts. Erste Sammlung. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1803. 206 S. gr. 8. 1 Rf.

Der Verf. fährt fort, sich um das ökonomische Publikum verdient zu machen, und die gegenwärtige Schrift kann als ein Beleg unsers Urtheils angesehen werden. Sie zerfällt in folgende Abtheilungen: I Berechnung des Hutungs-Bedarfs mit Bezug auf Kameral - Principia (en). Es wird hier auf solche Gegenden gesehen, wo man separate Hutungen und Waideplätze noch für die Wirthschaft für nöthig hält, und auch bey der niedrigen Stufe, worauf die

Oeko-

Oekonomie noch steht, wirklich haben muß. II. Bestim-
stimmung, wie viel (es) Nutzvieh auf einem Land-
gute gehalten werden kann. Der Verf. gibt einige Metho-
den an, um dieses zu erfahren, und beurtheilt dieselben mit
Einsicht. Nur die Berechnungen können nicht immer richtig
z. B. gehört die Beylage A mit einer Tabelle übers Stroh-
erzeugniß hieher, in welcher das Rückerhalten des Schütt-
und Wirrstrohes von 1 Schock Sommergetraide nicht so
richtig, als es seyn sollte, angegeben ist. III. Ueber
fehlerhafte Verhältnisse zwischen dem Ertrage eines
Landgutes und dem wirthschaftlichen Aufwande.
Der Verf. nimmt zur Norm ein Landgut in Südpreußen,
und macht, nach Rec. Einsicht, richtige Bemerkungen darü-
ber. Hierzu gehören die Beylagen B und C. IV. In wel-
chem Verhältnisse müssen die Wiesen zum Ackerbaue
eines Gutes stehen? Diese schon oft aufgeworfene Fra-
ge wird hier zwar kurz, aber nach richtigen Principien beant-
wortet. Aber was ist das für ein geringer Ertrag von 180
QR. guter zweyschüriger Wiesen zu 18 Centner? V.
Vergleichung einer und derselben Wirthschaft, wenn
sie, in Betreff der Gespannarbeit, entweder mit eige-
nem Zugviehe, oder mit Frohndiensten betrieben
wird. Da bessere Ackerarbeit und bessere Ackereinrich-
mente einen bessern Ertrag gewähren, als wenn das Ge-
gentheil statt findet: so schließt hieraus der Verf. mit Recht,
daß bey der Ackerbestellung durch eigene Züge mehr Korn
ertrag angenommen und sicherer gewonnen werden kann,
als bey der Ackerbestellung durch Frohndienste. Hierzu
gehören die Beylagen D—G, und muß dieser Aufsatz mit
Nr. III. in Verbindung betrachtet werden. Aber 24 Mor-
gen zu 180 QR. für tägliche Pflugarbeit zweyer Pferde,
kann so wenig als 15 Düngerfuhren auf eine Tagearbeit,
wo es auf Entfernung der Felder ankommt, als Richtschnur
festgesetzt werden? VI. Versuch einer Darstellung der
Landwirthschaft bey den Römern. 1) Von der Zube-
reitung des wilden Landes zum Kornbaue. Diese geschah
von den Römern, wie bey uns. 2) Von der Verschieden-
heit des Bodens und Bearbeitung des urbaren Bodens.
a) Ackergeräthe. Der Römische Pflug kam unserm Ha-
kenpfluge, in Absicht auf die Bauart, sehr nahe. Die
Gestalt der Egge (crates) läßt sich nicht mit Gewißheit be-
stimmen. b) Bestellung des Feldes. Die Römer be-
stell-

hielten ihre Felder nach richtigen Grundsätzen, und die Ruhe derselben hielten sie nicht für nöthig. c) Einsaat. Nach Varro I. 44, soll guter Acker dick besäet werden; Columella aber II. 9, behauptet richtig *) das Gegentheil. d) Getraidearten. Man säete Weizen, Dinkel, Gerste, Hafer, (welcher im Herbste gesäet ward, Colum. II. 11,) gemeinen Hirsen, Panicum, (wahrscheinlich des Linne's panicum italicum) Lupinus, (wahrscheinlich lupinus albus L. Wolfsbohnen) Phaseolus, läßt sich auch nicht gewiß bestimmen; und so noch viele andre.

Ob die Römer den Roggen gekannt haben, ist ungewiß. Doch der Verf. glaubt solches, und hält des Plinius secale, dafür. e) Präparation des Saamens. Die Römer verwarfen dieselbe nicht. f) Pflege der Saat. Die Saaten wurden behackt und gejätet. 4) Vom Dünger. Der vegetabilische war der gewöhnlichste. Auch war bey ihnen die Düngung mit Asche, Urin und untergeackerten grünen Lupinen gebräuchlich. 5) Getraide-Aerndte und 6) Wiesenbau. Die Römer verstanden beyde sehr wohl. 7) Viehzucht. In diesem weitläuftigen Abschnitte wird gehandelt: von der Rindviehzucht, Pferdezucht, Esel-, Maulesel- und Maulthierzucht; Schaafzucht, Ziegenzucht, Schweinezucht, Hundezucht; denn in den ökonomischen Schriften der Römer erhielten die Hunde auch einen Platz: Federviehzucht, insonderheit von Hühnern, Tauben, Krammetsvögeln, (die einen Zweig der Landwirthschaft ausmachten) Pfauen, (deren man nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zur Speise sich bediente), Gänsen und Enten; von den Haselmäusen, (mus citellus,) die den Römern eine Leckerspeise waren; von der Wildzucht, Teichwirthschaft und Bienenzucht; Alles keiner Auszeichnung werth. 8) Weinbau. Ist umständlich, bis zur Bewürzung der Weine abgehandelt; eben so ist des Rohrweins, Strohweins, Lauerweins und Weinmeths gedacht, und der Einträglichkeit des Weinbaues nach Columella, Cato und Varro. Ein Stock trug (S. 177) zu Cerveteri über 2000 Trauben. 9) Baumzucht. Auf den Oelbaum wendeten die Römer vorzüglich vielen Fleiß. Den Cytisus, ein Staudengewächs; wir sollen es noch nicht mit Gewißheit kennen, denn Schreber halte es für eine Lucerne, und zwar Medicago arborea; Rec. glaubt aber, daß entweder Cytis. labur-,

*) S. Curtius Uebersetzung im 1. Bde. S. 124. f.

iburnum, oder Cytis. nigricans gemeint sey, weil man in zum Viehfutter anwendete und die Blüthen für Bienen ut hielt., 10) Küchengärtnerey. Auch verschiedene Küchengewächse, welche Columella aufführet, lassen sich nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen; z. B. Ulpicum, Ocymum . a. m. Bey diesem wohlgerathenen Aufsatze, von welchem er Verf. bescheiden urtheilt, und ihn einen Versuch nennt, at er den Varro, Columella, Palladius, Virgil und Plinius als Quellen benutzt und daraus geschöpft. Uebrigens ist diese Abhandlung keine neue; sondern schon in des Verf. Magazin für Oekonomie befindlich, jedoch hier vollständiger. VII. Theorie und Praxis der Kalkdüngung. Auch hier ist Rec. mit dem Verf. größtentheils einverstanden; z. B. daß der gemahlne rohe Kalk auf die Vegetation wirkt, daß das Löschen des gebrannten Kalkes mit Erde besser sey, als mit Wasser u. s. w. Indessen ist diese Abhandlung auch nicht neu, sondern 1796 in seinem Taschenbuche abgedruckt.

So sehr wir nun noch des Verf. guten Erfahrung und Prüfung seiner Gegenstände das Wort reden; so wünschen wir zugleich auch, daß er sich nicht so sonderbarer ungewöhnlicher Redensarten, so wie sprachwidriger Ausdrücke, überlassen möge: z. B. durchlegen statt durchgehen, gerückrichtiget werden, u. a. m.

VI.

Wirthschaftliches Taschenbuch, herausgegeben von Leupert. Zweyter Jahrgang. Breslau, bey Barth d. jüng. 1804. 286 S. 8. 1 Rg. 4 R. Geheft.

Rec. hat sich durch seine Beurtheilung des ersten Jahrgangs dieses Taschenbuchs bey den Verf. den Ruhm erworben, daß er sein Buch zweckmäßig und unpartheyisch beurtheilt habe; so wie unsere Bibliothek überhaupt bey ihm den Ruhm der Unpartheylichkeit hat. Andere kritische Schriften haben sein Taschenbuch viel heftiger und härter, und, wie er sagt, so gar grob getadelt, wegen des bittern Tons über Herrn Dr. Thaers Einleitung, welcher darin herrscht. Rec. hat diesen bittern

bittern Ton in seiner Recension auch nicht gebilligt; sondern den Vf. nur zu überzeugen gesucht, daß er darin viel zu weit gehe, wenn er das Thaersche Werk für ein ganz unnützes Buch erkläre, da es doch von so vielen verständigen Oekonomen für nützlich und brauchbar gehalten werde. Der Vf. entschuldigt sich in der Vorrede zu diesem 2ten Jahrgange über den bittern Ton gegen Herrn Dr. Thaer, und meint, daß dieser Ton zwar in Rücksicht seiner Person ein falscher Ton sey; in sofern aber Patriotismus für die deutsche Landwirthschaft die Veranlassung gewesen, sey es der rechte Ton. Allein aus Patriotismus für sein Vaterland kann man wohl dreist und freymüthig gegen andre reden, das Gute was man darin findet, in seinem vollen Lichte darstellen, und den Tadel anderer mit Gründen widerlegen, welches der Verf. im ersten Jahrgange auch zum Theil recht gut gethan hat. Nur darf man aus Patriotismus nicht ungerecht gegen andere seyn, das Gute derselben nicht verkennen und nicht schimpfen. Daher hätte der Verf. das Thaersche Werk nicht für ein „ganz unnützes Buch ausgeben müssen, welches Widersprüche, Unwahrheiten, schiefe Gedanken, Perioden von Sinn und Unsinn, mit alten Wahrheiten untermischt enthält, und mit bekannten Eigenheiten, die keinen Nutzen haben, ausgespickt ist." Hier hat also der Patriotismus, welcher sonst sehr zu loben ist, den Verf. zu weit geführt.

Dieser zweyte Jahrgang enthält 4 Abhandlungen. 1) Die Dismembration oder Zergliederung eines großen adlichen Gutes unter mehrere größtentheils Bauern, die für das, ihnen zugetheilte Grund-Eigenthum entweder ein Kaufpretium entrichten, oder auf ewige Zeiten bestimmte Zinsen zahlen müssen. Es ist in unserer Bibliothek über diese Zertheilung der größern Güter in kleinere Bd. LIX. 1. St. S. 237 schon ausführlich geredet und die Gründe dafür und dawider angeführet worden. Der Verf. dieses Taschenbuchs ist auch für diese Zertheilung der größern Landgüter, und zeigt mit vieler Sachkenntniß, was für einen Einfluß sie in seinem Vaterlande Schlesien 1) auf die Landökonomie des Landes, 2) auf die Population, 3) auf den vorhandenen Grad der Industrie der Landbewohner, 4) auf die Manufakturen, 5) auf den Handel, 6) auf die Unterthanen, 7) auf die Herrschaft, 8) auf den Adel, als besondern Stand; 9) auf den Produktenabsatz, 10) auf das Creditsystem, 11) auf die Finanzen des Staats und

12) auf

(4) auf den Staat selbst haben könne. Der Verf. sucht die Haupteinwendung gegen die Dismembration, nämlich den Verlust an den Schäfereyen, welche wir in unserm Lande nicht entbehren können, dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er zeigt: wie die ganze Schäferey eines Gutes den frey gewordenen, Grundeigenthum erhaltenen Unterthanen unter gewissen Modifikationen übergeben werden kann; wobey eher Gewinn als Verlust an der Wolle zu hoffen sey. Der Unterthan soll bey dieser Einrichtung die Hälfte der Brache zur Hütung für die Schaafe, und die andere Hälfte zum Futterbau für die Stallfütterung benutzen. Indessen sieht Rec. bey diesem Vorschlage nicht recht ein, wie eine solche Vertheilung der Ackerstücke möglich ist, daß ein jeder Unterthan seinen Theil für sich hat, und ihn nach seinem Wohlgefallen benutzen kann, und wie bey dieser Einrichtung eine große Schäferey nach eines jeden Unterthans Brache hinkommen soll, ohne besäete Acker zu berühren. Sollte aber der herrschaftliche Acker in der Gemeinheit der Unterthanen verbleiben, so daß ein Theil der Brache, worauf die Schäferey weiden soll, immer beysammen läge: so würde der Hauptvortheil der Dismembration für die Unterthanen wegfallen. Denn schwerlich kann ein Gut so vermessen werden, daß selbst bey der Dreyfelderwirthschaft die Schaafe nach der Brache aller 3 Felder hinkommen können, ohne die Unterthanen an einer guten Kultur ihrer Ackerstücke zu hindern.

S. 112. wo der Verf. zeigen will, daß das landschaftliche Credit-System in Schlesien durch die Dismembration der adelichen Güter nicht leide, fragt er: behält der Gutsbesitzer bey einer dismembrirten Verpachtung das, für die Generalgarantie haftende unbewegliche Vermögen in Händen? und beantwortet diese Frage geradehin mit Ja. Allein auf einem Gute, wo der Acker der Herrschaft von dem Acker der Unterthanen noch nicht separirt worden, wird der herrschaftliche Acker schwerlich so zergliedert werden können, daß er nicht mit dem Acker, den die Unterthanen vorher schon besessen haben, vermischt werden sollte. Und in diesem Falle würde es denn doch an Gränzstreitigkeiten nicht fehlen, wenn die ehemalige Gränze des adlichen Gutes einmal wieder ausgemittelt werden sollte. Es erhellet aus dem Aufsatze des Verf. nicht recht deutlich, ob er das zergliederte adliche Gut den schon auf dem Gute wohnenden Ackerwirthen mit verpachten, oder lan-

ter neue Unterthanen darauf ansetzen will, die bisher noch keinen Acker gehabt hatten. Und wo sollte im letztern Falle das Kapital zur Aufbauung der neuen Wohnungen und Wirthschaftsgebäude herkommen, wenn die neuen Unterthanen sich nicht selbst aufbauen können? Auch im erstern Falle müßten ja auch die alten Unterthanen, ihre Scheunen und Ställe vergrößern, weil sie sich doch schwerlich in den herrschaftl. Scheunen mit einander vertragen würden, wenn alles Korn dort eingefahren werden sollte. Die Dismembration könnte um dieser Ursachen willen, der Landschaft wegen des Kreditsystems doch wohl einige Bedenklichkeiten verursachen.

II. Ueber die Gemeinheitstheilung. Der Verf. redet hier nicht von der Theilung der in Gemeinschaft liegenden Ackerstücke; sondern bloß von den gemeinschaftlichen Hutungsrevieren. Er hält hierbey mit Recht das Grundeigenthum eines jeden Interessenten für das richtigste Theilungsprinzip, und rechnet den Antheil eines jeden Interessenten an dem Hutungsrevier nach folgendem Verhältniß aus: So wie sich verhält die Summe der Morgen des gesammten Grundeigenthums zu der Summe der Morgen des zu theilenden Hutungsreviers, so verhält sich die Summe der Morgen des Eigenthums eines jeden Gutes zu der Summe der Morgen des zu erhaltenden Antheils an dem Hutungsreviere. Es werden hier auch die Verhältnisse angegeben, wornach in noch mehrern andern Fällen, die bey der Theilung der Hutungsplätze vorkommen, die Antheile zu berechnen sind. Die Fälle sind mit vielem Scharfsinne berechnet; welches man aber im Buche selbst nachlesen muß. In einem Anhange wird die Frage beantwortet: wie ein Gutsherr, der sein Behutungsrecht auf den Feldern der Gemeinde fahren läßt, von der Gemeinde zu entschädigen ist, und wobey solche Grundsätze angegeben sind, bey welchen keiner von beyden Theilen Schaden leiden kann.

III. Die Dreyfelderwirthschaft ohne Brache. Der Vf. vertheidigt die Dreyfelderwirthschaft, wenn dabey die Brache mit Futterkräutern bestellt und Stallfütterung eingeführt wird. Bey dieser Wirthschaftsart ist, wie Rec. selbst glaubt, eben so großer Vortheil zu gewinnen, als bey jedem andern Wirthschaftssysteme, weil bey jedem derselben, wenn es eingeführt wird, in den ersten Jahren immer erst Ausfälle im Ertrage zu erdulden sind, die nicht ein jeder Oekonom ertragen kann. Der Dünger wird im Herbste auf die Hälfte der Brache ge-

ehren und untergestürzt, und im Frühjahr mit Kartoffeln oder Erbsen und Wicken bestellt, die das Unkraut vertilgen, wodurch eine sechsjährige Fruchtfolge entsteht, bey welcher alles beym Alten bleibt; aber doch die Brache nach und nach gänzlich aufhört und der Nutzen groß ist. An dem Orte, wo Rec. wohnt, ist diese gute Bewirthschaftungsart schon längst eingeführt; nur mit dem Unterschiede, daß, da die Stallfütterung hier Schwierigkeiten findet, der sechste Theil des Feldes zur Weide fürs Zugvieh liegen bleibt. Die Schaafzucht findet hierbey keine Schwierigkeit, weil die herrschaftl. Schäferey nun erst im Herbste den 1sten Nov. auf das Feld der Unterthanen kommen darf, und im Frühjahr nur bis zum 1sten März, wo also die Hutung auf dem Klee weder den Schaafen noch dem Klee schädlich wird.

IV. Erfahrungen und Vorschläge. Viel richtiges Raisonnement über Witterung, Boden, Klima und Verschiedenheit der Erdarten, wovon der gute oder schlechte Erfolg des Landbaues abhängt. — Nicht der Boden, dessen Bestandtheile auf der ganzen Erde einerley sind, sondern das Klima giebt die Gesetze an, nach welchen man die Produktion der Früchte vornehmen muß. Die größte Kunst des Landmanns besteht in der Wissenschaft, seinen Acker durch Reizungs- und Lockerungsmittel recht empfänglich für den Einfluß des vorhandenen Klima's und der damit verknüpften Witterung zu machen. Daher kann uns Deutschen die englische Landwirthschaft zu keinem Modell dienen; sondern jede Nation muß ihren eigenen Weg zur Vervollkommung der Landwirthschaft gehen. — Klima, das Lokale und die Staatsverfassung bestimmen die Oekonomie eines Landes. — Am Ende erklärt der Vf. wie er die im ersten Jahrgange seines Taschenbuchs vorgetragene sehr übertriebene Widerlegung der Thaerschen Einleitung verstanden wissen will. Und mit dieser Erklärung kann ein jeder Liebhaber der engl. Wirthschaft zufrieden seyn.

Der Verf. braucht die Präposition wegen immer mit dem Dativ; alle guten deutschen Schriftsteller brauchen sie aber mit einem Genitiv, und wir wünschen daher, daß der Verf. dieß künftig abändern möchte.

Z.

Materialien zu einem mit der Natur übereinstimmenden System der Landwirthschaft. Erster Theil. Theorie der vollkommenen Säeart (,) Mängel u. Gebrechen der englischen Landwirthschaft für Deutschland (,) von C. F. Werner. Penig, bey Dienemann. 1803. 222 S. 8. 18 gr.

Der Verf. mag, nach dem Werkchen zu urtheilen, gute ökonomische Kenntnisse besitzen; aber in demselben herrscht nicht die beste Ordnung, daher unnöthige Wiederholungen unvermeidlich gewesen sind. Oft schreibt er affektirt und wird dunkel, ja scheint sich wohl gar zu widersprechen; z. B. S. 219: »die späte Herbstsaat kann sich nicht bestauden«; und auf der folgenden Seite heißt es: »Im Gegentheil mit (bey) »der Herbstsaat bestaudet sich gemeiniglich die spätere Saat besser als die frühzeitige.« Die Berechnungen hat Rec. nicht durchgegangen und kann daher nicht für ihre arithmetische Richtigkeit stehen; nur S. 174 nahm er sich die Mühe nachzurechnen, wo eine Zirkelfläche von 3 Zollen im Diameter zu 6¾ □ Zoll angegeben wird, da doch solche 7 Zoll enthält, oder noch genauer 7065. Die Urtheile des Verfassers: über die englische Landwirthschaft, sind größtentheils richtig, und die deutschen Vertheidiger derselben werden von ihm, welches wir zu seinem Ruhme erwähnen, mit Schonung behandelt. Papier und Druck sind gut; nur ist letzterer überaus weitläuftig, und z. B. die ganze 78ste Seite könnte füglich ungefähr nur in 6 Zeilen bestehen. Wozu also auch noch diese Verschwendung des Papiers? Wer über des Verf. Materialien gern schärfere Lauge lesen will, der kann sie in Thaers und Beneke's Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, im Jahrgange 1803 finden; so scharf hat solche jedoch der Vf. eben nicht verdient; denn wir wissen, daß derselbe länger Praktikus von großen Wirthschaften ist, als seine Beurtheiler; z. B. war er viele Jahre Oekonomie-Inspektor der fürstl. Schönburg-Waldenburgschen Güter, die er, da er auf Procente gesetzt war, ungemein verbesserte; überdieß schaffte er sich in der Folge Eigenthum an, und jetzt ist er gräfl. Lynarscher Amtsinspektor der Güter und Herrschaft Vetschau u. s. w.

Fo.

Praktisches Handbuch für Landwirthe — —; von P. von Blankensee. Zweyter Theil, zweyter Band. Berlin, bey Oehmigke d. J. 1804. XVI und 424 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Wir haben den ersten Theil von 392 Seiten, und des zweyten Theils 1. Band (Stück?) von 151 S. bereits *) angezeigt. Nach dem Titelblatte sollte es ein Band werden, da es doch nur ein Stück gegen den wirklichen ersten Theil ausmacht. Hier ist denn nun das zweyte Stück, das den zweyten Band vollständig macht; aber dieß Stück ist so voluminös, daß es für sich allein einen ganzen Band ausmacht. Kein Wunder der Ungleichheit, da der Verf. einen Streit mit H. Karon unternimmt, der unseelig werden kann. Der Verf. hätte wirklich besser gethan, wenn er diesem eine besonders betitelte Schrift gewidmet hätte, damit diejenigen seiner Leser, welche nicht Vergnügen an dergleichen Zank haben, solchen nicht mit dem Handbuche — das hierdurch kein Hand-, sondern Streitbuch wird — bezahlen müssen!

In der Vorrede bekennt H. v. B. selbst, daß er etwas Unnöthiges unternommen gehabt, den H. D. Thaer widerlegt zu haben; weil dieser auch selbst in seinen Annalen bezeugt, es sey der von ihm im Anhange zum 1 Theil seines Buches: über englische Landwirthschaft, befindliche Aufsatz, des von ihm angegriffenen und den Mecklenburgern empfohlnen Fruchtwechsels, sehr unvollkommen und flüchtig, weil er ihn bey heftigen Kopfschmerzen auf dem Bette diktirt gehabt, und obgleich die wesentlichen Grundsätze von ihm immer noch als richtig anerkannt würden, so hätte er doch damals die Verhältnisse in Holstein und Mecklenburg noch nicht genug gekannt gehabt, daher das, was er über den Uebergang zur Wechselwirthschaft gesagt hätte, gar nichts tauge. Ueber das Uebrige lese man bey H. Th. oder auch bey H. v. B. nach; denn Letzterer wärmt es hier weitläuftig genug auf. Gewiß ist aber des H. Thaer's Bekenntniß für das Publikum von großem Gewichte, und H. v. Blankensee ist hierauf denn auch so billig, eine gleiche Fehlerbekennung abzulegen, indem er sagt: »hätte ich

*) M. s. Unsre neue Bibl. B. LXXV. S. 241 f. und LXXVIII B. S. 533 f.

»dies Bekenntniß nur ahnden können, ich würde in der »Vorrede des ersten Theils des H. Thaer's Widersprüche »nicht angemerkt haben.« Hieraus sieht der Vf. wie gut es ist, oftmals ein wenig warten zu können, bis man erst erfährt ob Jemand Irrthümer behauptet, oder sie wieder zurück ruft? So würde das Publikum seinen eben so unnöthigen Streit nicht dort, und hier, über H. Karbe, jetzt wiederholt in diesem 2ten Theile, 2. B., haben bezahlen müssen.

Von den Meinungen über Landwirthschaft, sagt der Verf. S. VIII. daß sie ewig im Streite blieben; und doch führt er seine Meinung bey, die wohl sein ökonomisches Glaubensbekenntniß zu seyn scheint: darauf wir uns hier so wenig, als auf seinen unseligen Streit mit H. Karbe einlassen können; und das um so weniger, da schon in unserer Bibl. B. LXXXIII H. Karbes Schrift so beurtheilt ist, daß H. v. B. zufriedener, als H. K. seyn kann.

Manches ist im Werke sowohl, als in der solches rechtfertigenden Vorrede unverständlich z. B. S. VI. letzten Orts heißt es: »Wozu würde so viele Medicin seyn, wenn alle Körper egal organisirt wären?« Warum mistet man denn aber doch nun den Stall des Augias in den Officinen aus? Wegen der vielen Körper gewiß nicht; sondern weil die so vielen Medikamente sicher unnöthig sind! Wenn nur erst die Aerzte egal dächten, dann! — Nun mache man die Anwendung auf S. IX f. Hierbey müssen wir vom Buche selbst, statt Recension, des Verf. eigene Worte (S. XIII) entlehnen; denn er sagt so: »Für gelehrte, reiche »und industriöse Wirthe schrieb ich eigentlich nicht u. s. w.« Das glauben wir; und da er kurz vorher von ordinairen Landwirthen spricht: so mags denn für diese Praktiker empfohlen bleiben. Wenn es dieser Klasse von Lesern nur wohlfeil genug ist; sonst würde sich der Verleger immer doch wieder an jene Klasse der gelehrten, reichen und industriösen Wirthe halten müssen. Und wirklich — so dachten wir wenigstens — sollten die industriösen Landwirthe in der Klasse der Ordinären sich befinden; je häufiger, desto besser unter diesen seyn!

Drollig ists endlich, wenn der Verf. S. XV recensirt: keine unter den Schriftstellern, (wohl ökonomischen?) die dienlich

lich seyn können, — sagt der Verf. — verdienen ein großer (es) Lob als Hr. Thaer, Hr. von Engel, Hr. von Wolf. Und doch warnt er in demselben Augenblicke gegen ersten: nicht alle seine Vorschläge zu befolgen; wie es der würdige Mann selbst zugestehe. — Worin besteht denn nun das Lobenswerthe? »Seine Sätze sind nach einem neuen Plane entworfen — man findet unzählige Anweisungen zu Verbesserungen — er hat sich nur zu sehr in sein System verliebt — die neuen nützlichen Entdeckungen — sind in ein weitschweifiges Raisonnement eingetheilt.« Ich dächte, unsere Leser haben an solchem Lobe schon genug, und merken leicht, was der Verf. damit will. Was folgt, mögen die Hn. von Wolf und von Engel sich desto mehr zur Ehre rechnen, da über von Thaers Rücken zu ihnen hinauf gestiegen wird.

Dieß statt [illegible], und nun folge bloß die Anzeige des Sachinhalts für die ordinären Landwirthe. Dieser Sachinhalt ist nicht voran, noch nachgesetzt, und so verwickelt, daß wir des Verf. Worte gegen H. Thaer darüber sehr anwendbar finden. Nämlich: es enthält (mutatis mutandis) ein weitschweifiges Raisonnement, das die lesen mögen, die gern so etwas gegen Kaerbes Wechselwirthschaft, und diese selbst — (denn sie steckt beynahe so ganz darin, als voluminös Hr. v. B. Beantwortungen sind, indem er mit den Lesern sogar auf Burg in den Spreewald und bis auf sein eigenes Gut ohnfern Klostow, reiset, so wie es in der Einleitung gar von der Ostsee bis zum Rheine gieng) — lesen wollen. Ein jeder wird so satt daran bekommen, wie wir; zumal der Verf. nach S. III hierin Wort gehalten: Wiederholung ein und derselben Sache vorzubringen. Ob er überhaupt auch, seine S. XIII angegebene Absicht bey Schreibung seines praktischen Handbuches, den Landwirthen in der Neumark eine wo möglich bessere Wirthschaft zu empfehlen, in dieser Art erreichen werde, bezweifeln wir eben so sehr, als daß er solche irgend in einem Auslande erfüllt sehen wird.

Ob H. v. Blankensee uns nun nicht auch einen Band seines Handbuches (von einem Theile wollen wir nicht reden) über des H. Herzogs von Holstein-Beck angenehmen, und das ökonomische Publikum mehr vergnügenden Kommentar des Kaerbeschen Werks, (in welchem sich aufgeklärt

härte praktische Landwirthe kaum satt lesen können, statt daß man bey jedem Satze, den man in H. v. B. anfängt zu lesen, schon gern bald am Ende seyn möchte,) gleichförmig mit Kontroversen ausfüllen werde, ist wohl weniger zu bezweifeln. H. Karbe kann aber indessen mit einem solchen Verfechter sich entschädigt halten, und den H. v. Blankensee — — unbeantwortet lassen; sonst wird das Geschrey der Dreyfelderwirthe, welche von Alters her die große Partey sind, die wenigen Wechselwirthe bald bis zur Taubheit überschreyen. Doch gut, daß H. v. B. schon jetzt zuweilen und wiederholt (S. 65) über Manches sich entschuldigt; aber zugleich hinzusetzt: weil er weder Einsicht noch Kenntniß in einer solchen Wirthschaft habe; wobey er ihm selbst über das Wort: circa, (S. 97) eine circa (beynahe?) 4 Zeilen große Note entgegen setzt. Und so verlängert er auch die Bogenzahl durch die leeren Räume über und unter den vielen Abschnitten. Und wofür die Randglosse S. 194. über Rumfordsche Suppe zur Vergleichung mit der Viehsuppe? Freunde, laßt uns von nun an jeden alt oder neu wirthschaften, wie er will, und erwartet bis 9 oder 12 Jahre um sind: dann sage ein Jeder dem andern aufrichtig, was er gewonnen? und was also am besten sey? Dieß wäre sicher besser, als sich mit solcher Art Bücherrödeley abzugeben; denn S. 405, sogar mit der Bibel bey solch artigem Streite zu spaßen, ist doch so unverzeihlich, als den ganzen Streit bis zu 412 S. stark auszudehnen. Wie froh war Recensent, als er hier das Ende davon und dann von S. 413 bis 424, als dem Ende des Werkes, eine Abhandlung, über die Schaafzucht, antraf, die aber entbehrlich und allzukurz, ausgefallen ist, so, daß sie eher die 412 S. der Streitschrift hätte einnehmen können. Zu weitschweifig ist der Vf. aber wieder, in der ökonomischen Botanik. Denn darin mag er herzlich schlecht bewandert seyn, weil er uns S. 418 eine Art Filzgras in beynahe 7 Zeilen deutlich machen will, und doch es unkenntlich darlegt; mit zwey Worten könnte er sie kenntlich machen, wenn er den Linnéischen Namen irgend einen Botaniker hätte zusetzen lassen wollen. Diese kurze Schaafabhandlung hätte also füglich aus dieser Streitschrift — denn nichts anders ist dieser 2. Th. 2. B. — weggelassen, und in sein eigentliches praktisches Handbuch aufgenommen werden sollen; der Streitschrift selbst aber hätte er ein besonderes Bändchen widmen mögen; denn sie hält für den

Un-

lawerth des Buches nicht schadlos! Praktische Landwirthe empfehlen dem Verf. für künftig, einer solchen Streitschrift nicht den Titel seines Handbuches, sondern einen solchen, der gleich wissen läßt, was im Werke selbst ist, zu geben; so wie es jener durchlauchtigste ökonomische Autor von Holstein-Beck auch gemacht hat. Wie hätte sich das geschickt, wenn dieser auf seinen Kommentar setzen wollen: des Versuchs über die Schaafzucht, zweyten Bandes, erster Theil? Doch es glaubt wohl H. v. B. S. 424 zum Schlusse selbst: er verdiene keinen Tadel, daß er die Bemerkungen über die Schäfereyen — als einen Anhang seinen ökonomischen Aufsätzen (seinem praktischen Handbuche?) hier beyfüge. Allerdings verdient er keinen Tadel der letztern wegen; aber daß er die Streitschrift (die er im Eingange der Vorrede eine Recension benennet, deren er doch keine in seinem Handbuche zu liefern versprach, jenen Aufsätzen (dem Handbuche) einverleibte, verdient er solchen desto mehr! denn wer wird Recensionen von 412 Seiten machen? und wer wird sie lesen.

Noch wiederholte der Verf. in der Vorrede die Verheißung in seinem praktischen Handbuch. S. VI. daß er unter manchem Nützlichen auch die Krankheiten der vierfüßigen Thiere, und die Mittel sie zu heben angegeben habe; jedoch ohne zu sagen in welchem Bande und Theile oder Stücke dieß geschehen sey. Diese Wiederholung konnte er für sich behalten, so wie er selbst diese Arbeit jetzt — da die praktische Vieharzneykunst größere Fortschritte wie die seine gemacht hat — dergleichen Bearbeitung den Thierärzten überlassen sollen, damit keine Irrthümer — (wie es von vielen ökon. Schriftstellern geschiehet, die der Sache nicht gewachsen sind) — verbreitet würden. Denn welcher große Irrthum ists im 1 Th. S. 255 vom Milzbrande, daß er äußers ansteckend sey; das ist ja gerade die wahre Rindviehspest! (M. s. Preißschriften der Chursächs. ökon. Soc. über diese Pest S. 43 f. wo es ausdrücklich in der Frenzelschen Schrift, welche mit allem Rechte den ganzen Preis davon trug, heißt: »Sie — die Milzseuche — befällt bloß einzelne Stücke, einzelne Ställe, oder einzelne Heerden; steckt nie auch nicht durch Einimpfung an, und pflanzt sich also auch nicht auf andere Thiere fort; sondern beschränkt sich ganz allein auf diejenigen, welche den Gele-

 gen.

genheitsursachen ausgesetzt gewesen sind: denn gut verhaltene und gut gewartete Thiere sind ihr nie unterworfen; daher werden die Thiere mehrere Male in ihrem Leben damit befallen.« (Welches bey der Rindviehpest nie statt findet!)

Wg.

Vermischte Schriften.

Versuch eines Lehrbuchs der Katechetik. Eine Preisschrift von Heinrich Mücke, Pfarrer zu Schoßnitz. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. Breslau, bey Barth. 1802. 414 S. 8. 1 Rt. 8 R.

Dieser Versuch eines Lehrbuchs der Katechetik verdient gerühmt zu werden, und flößt Achtung für den Verf. ein, der sehr bescheiden ihn nur einen Versuch nennt. Er ist, wie der Titel auch schon ausweiset, eine Preisschrift, und verdankt in sofern sein Daseyn einer Preisaufgabe des Fürstbischofs von Breslau, Hrn. Joseph Christian, Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, den der Verf. etwas auffallend sprachwidrig »Hochzugebietender Fürstbischoff« nennt, anstatt Hochgebietender. Uebrigens aber ist sein Versuch sehr gut geschrieben; der Preis ist demselben zuerkannt worden, und Recensent glaubt versichern zu können, daß er auch wirklich ihn verdient hat. Er darf immer manchem andern Versuche dieser Art sich getrost zur Seite stellen. Denn so wie jeder derselben seine eigene Mängel hat: so hat auch jeder derselben seine eigene Vorzüge. Nimmt man aber noch hierzu, daß der gegenwärtige eine Erscheinung an dem katholischen Kirchenhimmel ist: so leuchtet er vollends in seiner Art als ein Stern der ersten Größe. Eine kurze Inhaltsanzeige wird zu erkennen geben, was der Verf. zu leisten versucht hat. Die Einleitung enthält allgemeine Bemerkungen über die Katechetik in fünf Kapiteln. Kap. I. Definition und Zweck der Katechetik. Kap. II. Von dem Nutzen der Katechetik. Kap. III. Kurzer Ueberblick der Geschichte der Katechetik. Kap. IV. Ueber die Sokratische Methode zu katechisiren, und zwar, §. 1.

Was

Was Sokratik sey, und worin das Eigenthümliche der Sokratischen Art zu philosophieren bestehe. §. 2. Worin die katechetische Methode jener ähnlich sey, und worin sie von ihr abweiche. §. 3. Was der Katechet von ihr annehmen, und in die Katechetik übertragen könne. Kap. V. Prinzipien aus denen die Regeln der Katechetik hier abgeleitet werden sollen. Die Abhandlung selbst zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung soll in 4 Kap. die Regeln angeben, die sich auf die Bildung des Verstandes beziehen. Kap. I. Wie der Katechet die Kinder der Verstandesbildung empfänglich machen soll. (Dieß ist wohl nicht ganz richtig ausgedrückt. Es sollte vielmehr heißen; wie man die Kinder zu der Verstandesbildung, deren sie empfänglich sind, vorbereiten soll. Denn die Empfänglichkeit an sich wird schon vorausgesetzt. Die Katechetik kann sie nicht mittheilen, sondern bloß bearbeiten.) §. 1. Wie der Katechet den Kindern den Religionsunterricht angenehm machen soll. §. 2. Wie sich der Katechet der Aufmerksamkeit der Kinder versichern kann. §. 3. Wie der Katechet den Kindern ihre Furchtsamkeit benehmen, und Zutrauen einflößen kann. §. 4. Wie er die Kinder im Denken üben soll. §. 5. Mittel den Kindern die Fertigkeit zu verschaffen, sich gut und richtig auszudrücken. Kap. II. Von dem katechetischen Vortrage. §. 1. Von den Fragen und ihren Eigenschaften. §. 2. Nähere Anweisung, wie die Fragen gebildet werden müssen. §. 3. Wie sich der Katechet in Ansehung der Antworten zu verhalten habe. §. 4. Wie und wodurch er seinem Vortrage Abwechselung, Leben und Anmuth geben kann. §. 5. Fortsetzung. §. 6. Wie der Katechet einen guten Vortrag sich eigen machen könne. Kap. III. Regeln, die sich auf die eigentliche Bildung des Verstandes beziehen. §. 1. Wie der Katechet Anschauungen veranstalten kann. §. 2. Wie er, vermittelst dieser, Begriffe vorbringen kann. §. 3. Wie er Begriffe ablocken, ergänzen, berichtigen u. versinnlichen soll. §. 4. Wie er vermittelst der Begriffe Urtheile hervorbringen soll. Kap. IV. Fortsetzung der Regeln für die Bildung des Verstandes. §. 1. Muß der Katechet alle dogmatische Wahrheiten vortragen, und welche? §. 2. Wie muß er sie behandeln? §. 3. Erinnerungen in Ansehung der Geheimnisse und Einwürfe. Die zweyte Abtheilung soll die Regeln angeben, die sich auf die Bildung des Herzens beziehen. Der Verf. läßt sie bis zu Ende in XI Kapiteln fortlaufen. Kap. I. Wie und womit kann der Katechet die moralische Bildung seiner Zöglinge anfangen? §. 1.

Wie

Wie der Katechet die Kinder dem Herzen nach kennen lernen kann. §. 2. Wie er die moralische Bildung seiner Zöglinge einleiten und vorbereiten soll. Kap. II. Wie der Katechet durch Gefühlsvermögen die moralische Bildung seiner Zöglinge befördern kann. §. 1. Wie Gefühle veredelt werden. §. 2. Wie der Katechet angenehme Gefühle zum Vortheile der Moralität benutzen kann. §. 3. Von den unangenehmen Gefühlen und ihrer Benutzung. §. 4. Von den vermischten Gefühlen. Kap. III. Wie der Katechet den Glückseligkeitstrieb als Beförderungsmittel der Sittlichkeit benutzen soll. §. 1. Ob er dieses Triebes zu einem Beförderungsmittel der Moralität sich bedienen kann. §. 2. Wie er in Hinsicht auf Pflicht und Tugend benutzt werden müsse. §. 3. Wie in Hinsicht auf die Leidenschaften und Laster. Kap. IV. Wie der Katechet das Gesetz der praktischen Vernunft geltend machen soll. §. 1. Wie soll er es darstellen? §. 2 Wie demselben Befolgung verschaffen? Kap. V. Wie der Katechet das Sittengesetz als christliches Sittengesetz im Sinne und Geiste Jesu darstellen soll. §. 1. Wie er es als ein göttliches Gesetz darstellen soll. §. 2. Wie er zu dem Ende die Lehre von Gott vortragen muß. Kap. VI. Praktische Regeln für die moralische Bildung der Jugend. Kap. VII. Fortsetzung, und wie der Katechet insbesondere die hervorgebrachten guten Gesinnungen befestigen soll. §. 1. Wie er die eigene Ueberzeugung der Kinder befördern soll. §. 2. Wie er die durch eigene Ueberzeugung hervorgebrachten guten Gesinnungen befestigen soll. Kap. VIII. Fortsetzung der praktischen Regeln, und wie der Katechet für die Zukunft und für die Dienstjahre sich der Moralität seiner Schüler versichern kann. Kap. IX. Regeln für einige individuelle Fälle. §. 1. Von der Behutsamkeit des Katecheten bey gewissen Lehrsätzen. §. 2. Von der Vorsicht des Katecheten bey Erklärung des sechsten Gebots. §. 3. Fortsetzung, ob man die Kinder über die Entstehung des Menschen belehren müsse. (Vorzüglich lesens- und beherzigenswerth.) Kap. X. Regeln für einzelne besondere Arten der Katechese. §. 1. Wie ein Lese- oder Schreibebuch katechetisch zu erklären sey. §. 2. Von der katechetischen Wiederholung einer Predigt. §. 3. Von dem Examen der Verlobten. (Ein seltener, sonst vielleicht nirgends, als in der Gegend des Verfassers üblicher Gebrauch; der es aber vielleicht verdiente, allgemeiner zu seyn.) Kap. XI. Ueber den Gebrauch der Lehrbücher, und die Bildung der Schullehrer. §. 1. Wie der

Ka-

Katechet die Lehrbücher, die ihm zum Leitfaden angewiesen sind, gebrauchen soll. §. 2. Wie der Katechet die Schullehrer zu guten Katecheten bilden kann. — Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige daß die Materialien nicht zum besten geordnet sind. Denn alle diese XI Kap. können doch unmöglich zur zweyten Abtheilung gerechnet werden, da diese, der Anzeige nach, bloß von den Regeln handeln soll, die auf die Bildung des Herzens sich beziehen. Der Verf. hätte also lieber noch eine dritte oder vierte Abtheilung machen sollen, unter welche die Kapitel zu bringen waren, die zu dieser nicht gehören. Die zweyte Abtheilung selbst aber hätte wieder in eine zweyfache Abtheilung zerlegt werden sollen. Die erste nämlich mußte handeln von der Bildung des Gefühlsvermögens, oder von der Benutzung desselben für die Moralität; die zweyte von der Bildung des Begehrungsvermögens; und diese wieder 1) von der Bildung des sinnlichen Begehrungsvermögens; 2) von der Bildung des vernünftigen Willens, oder von der vernünftigen Willensbestimmung durch moralische Gesetze und Motive. Aber auch in der ersten Abtheilung steht Manches nicht am rechten Orte. Z. E. Kap. I. §. 4. gehörte erst in das dritte Kapitel. Ueberhaupt aber hätten die Vorbereitungsregeln mit den Regeln für Verstandesbildung nicht unter einen gemeinschaftlichen Titel, sondern in einen besondern Abschnitt gebracht werden sollen, weil sie nicht bloß die Verstandesbildung, sondern eben so nahe auch die Herzensbildung angehn, und also nicht bloß dem Einzelnen, sondern dem Ganzen zur Grundlage und zur Vorbereitung dienen sollen. — In Ansehung des Glückseeligkeitsprincips giebt der Verf. S. 269 die ganz richtige Regel: »bediene dich des Glück»seligkeitstriebes dazu, dem höchsten Moralprincipe eine desto »geneigtere Aufnahme zu verschaffen.« — Desto mehr hingegen versieht er es darin, daß er Glückseligkeit bloß als ein Gut der Sinnlichkeit, und den Trieb darnach bloß als einen Sinnentrieb der schwachen menschlichen Natur betrachtet. So verhält sich aber die Sache keinesweges; sondern Glückseligkeit oder Wohlseyn und Seeligkeit ist auch zugleich ein nothwendiger Vernunftzweck, ein nothwendiger Zweck des vernünftigen Willens. Denn auch selbst Gott, als das höchste Vernunftwesen, folglich auch jedes andere reine Vernunftwesen, folglich auch der Mensch als Vernunftwesen betrachtet, muß ja nothwendig selig seyn wollen, muß also nothwendig auf jeder Stufe seines Daseyns Wohlseyn verlangen und mit-

mithin nothwendig es sich zum Zwecke setzen. Was nun aber ein wesentlicher Vernunftzweck, oder ein wesentlicher Zweck des Menschen und der Menschheit ist: das ist auch sicherlich ein Vernunftgesetz, oder ein nothwendiger Gegenstand desselben. Ja, auch selbst das Kantische oberste Sittengesetz: handele so, daß du wollen könnest, ꝛc. beruhet ja offenbar darauf, ob die Vernunft Etwas wollen kann; folglich darauf, ob Etwas einem wesentlichen Zwecke des vernünftigen Willens gemäß, oder demselben nicht gemäß ist. Was also einem wesentlichen Vernunftzwecke entspricht; das muß auch nothwendig das Vernunftgesetz gebieten, und so wie dieses unstreitig Pflicht ist: so ist jenes unstreitig an sich gut. Was Pflicht ist, das ist auch gut; und was gut ist; das ist auch Pflicht; so wie es im Gegentheil durchaus unmöglich ist, daß irgend etwas Pflicht seyn kann, was seiner Natur nach nothwendig schädlich und verderblich, das heißt, für irgend einen wesentlichen Zweck der Menschheit an sich selbst zernichtend ist. Denn so Etwas zu wollen, würde unvernünftig seyn. Das oberste Vernunft- und Sittengesetz gebietet aber durchaus: denke und handle jederzeit vernünftig. — Aber der Mensch weiß nicht immer oder kann doch wenigstens, besonders im Tumulte der Leidenschaften, nicht immer richtig beurtheilen, was vernünftig und also Pflicht, oder an sich gut und nützlich ist. Er muß also sich, seine Meinung und sein Gutdünken, seinen Trieb und seine Neigung schlechterdings dem Gesetze unterwerfen, welches ein für allemal darüber für ihn schon entschieden hat. Also auch das Gesetz: strebe nach wahrer Glückseligkeit, oder, wie Kant sagt, strebe nach dem wahren höchsten Gute, führt am Ende geradehin zu dem unstreitig allgemeingültigen höchsten Sittengesetze: denke und handele jederzeit vernünftig. Beydes ist eins; beydes im Grunde ganz dasselbe. Denn es ist nicht möglich, das eine zu befolgen, indem man dem andern entgegenhandelt. Eben so gewiß aber ist es auch: wo es keinen Vernunftzweck giebt, da giebt es auch kein Vernunftgesetz. Folglich ist es eben so unmöglich, dieses zu befolgen, ohne jenen wirklich sich zum Ziele zu setzen, als es unmöglich ist, irgend ein Vernunftgesetz richtig zu bestimmen, wenn man nicht über den Vernunftzweck mit sich einig ist, worauf jenes sich bezieht, und ohne welchen es nicht seyn kann, weil es sonst als völlig grundlos, als völlig leer erscheinen würde. Kurz, ein Vernunftgesetz, ohne einen Vernunftzweck, worauf es sich bezieht, läßt schlech-

terdings sich gar nicht denken. — Wenn übrigens der Vf., wie er in der Vorrede sagt, glaubte, in diesem Versuche eines Lehrbuchs der Katechetik vorzüglich auf den Zustand der Katechese in seinem Vaterlande und auf die Bedürfnisse derer, für welche es zunächst bestimmt ist, Rücksicht nehmen zu müssen: so hat er ganz Recht. Wer kann und wird ihn deßhalb tadeln? Denn für diejenigen, die schon weiter sind, wird zwar die Brauchbarkeit seines Lehrbuchs hierdurch vermindert; erhöhet hingegen für diejenigen, für welche es zunächst bestimmt ist. — Es ist nur zu wünschen, daß es überall in der Katholischen Kirche die Aufnahme finden möge, die es zu finden verdient.

Wd.

Magazin der Polizey, Justiz und innern Staatswirthschaft überhaupt. Herausgegeben von K. J. Hofheim. Ersten Bandes erstes bis drittes Heft. Hamburg und Mainz, bey Vollmer. 1804. 278 S. 8. der halbe Jahrgang in 6 Heften 2 Rg.

Der Verleger dieses neuen Magazins glaubt, daß in Ansehung der Polizey, Justiz und innern Staatswirthschaft, so wohl in wissenschaftlicher als praktischer Hinsicht, noch bey weitem nicht das geleistet wird, was eigentlich nach der Wichtigkeit dieser Gegenstände geleistet werden sollte. Nach seiner Meinung ist »ein Depot erforderlich, was zur Auswechselung und Hinterlegung der Erfahrungen, abgemachten Meinungen und Fortschritte in diesen Wissenschaften dienen kann.« Dieß ist daher die Veranlassung zur Herausgabe dieses Magazins, wovon sich die vorliegenden drey Hefte vorzüglich mit Gegenständen befassen, die die Policey betreffen, wie z. E. über das Begraben der Scheintodten, über das Hausiren, über Viehseuchen, über das Auseisen u. dergl. m.

Rec. hält zwar jene Erklärung des Verlegers zu allgemein ausgedrückt, und bloß zur Empfehlung dieses Magazins gesagt; glaubt indeß daß diese neue Zeitschrift vorzüglich dadurch einen gewissen Werth erhalten konnte, wenn sie sich, wie in den vorliegenden Heften geschieht, besonders mit Gegenständen der gemeinen oder niedern Policey beschäfftigen würde,

be, die gewöhnlich wegen ihres geringen Interesse für den Leser nicht so ausführlich behandelt werden, wie die Wichtigkeit der Sache es erfordert. In dieser Hinsicht zeichnet sich im 2ten Heft der Aufsatz: Sicherheits- und Vorsichtsmaaßregeln gegen die durch das Ausbrechen des Eises und durch die daher entstehenden Ueberschwemmungen veranlaßten Gefahren und Unglücksfälle, vorzüglich aus.

Preußisch-Brandenburgische Miscellen. Erster Jahrgang 1804. Ersten Quartals Erstes und zweytes Heft. Berlin, bey Schmidt. 254 S. 8. das Heft 12 gr.

Nach der Ankündigung werden von dieser neuen Zeitschrift, welche für den ganzen Preußischen Staat, und für die gesammte preußische Nation das seyn soll, was die Provincialzeitschriften den einzelnen Theilen der Monarchie sind; vierteljährig zwey Hefte von 6 – 8 Bogen erscheinen. Sie werden theils allgemeine Aufsätze und Abhandlungen, die die Geschichte, Statistik, Naturgeschichte, Oekonomie u. s. w. des preußischen Staats betreffen, theils einzelne Nachrichten, die sich auf Vorfälle und Thatsachen dieses Staats beziehen, enthalten.

Nach diesem Zweck sind auch die Aufsätze und Nachrichten der vorliegenden zwey Hefte geordnet, worunter Rec. nichts bemerkt hat, was sich zu einer besondern Heraushebung eignen sollte. Rec. zweifelt indeß, nach den zwey Heften zu urtheilen, daß diese preußische Miscellen den Beyfall erhalten werden, welcher ihren ältern Schwestern, den englischen und französischen Miscellen, zu Theil geworden ist.

Mb.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Johann Friedrich Kühn in Posen ist erschienen:

Ackermann, Dr. J. C. H., Winke zur Verbesserung öffentlicher Brunnen- und Badeanstalten, mit 1. Vignette, gr. 8. 14 Gr.

— Winke zur Verbesserung der Bildungs-Anstalten für Aerzte, Wundärzte und Hebammen, gr. 8. 18 Gr.

Beyde Werke sind als lehrreiche Produkte eines mit scharfsinnigem Forschungsgeiste und ungemeiner Belesenheit arbeitenden Verfassers durch kritisch anzeigende Institute rühmlichst empfohlen worden, daß mithin der Verleger sich um so füglicher des Versuchs entheben kann, seine eben angeführten zwey Verlagsartikel durch Lobpreisungen erst noch den ächtes Wissen schätzenden Aerzten empfehlen zu wollen.

Gerlach, G. B., Philosophie, Gesetzgebung und Aesthetik in ihren jetzigen Verhältnissen zur sittlichen und ästhetischen Kultur der Deutschen, eine Preisschrift, gekrönt von der literarischen Gesellschaft der Humanität in Berlin, mit einem allegorischen Kupfer, 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Schrift hat dadurch, daß sie von einer respektabeln Gesellschaft gewürdigt und mit dem Accessit belegt worden, eine große Empfehlung vor sich, und da der Verf. darin Kants Verdienste in Hinsicht der sittlichen und ästhetischen Bildung besonders und faßlich für Jedermann gewürdigt hat: so werden die zahlreichen Verehrer und Anhänger des unsterblichen Philosophen, die gerne etwas zu seinem Lobe hören, um desto mehr Geistesgenuß bey diesem Buche finden.

Gerstäcker, W., Versuch einer gemeinschaftlichen Deduktion des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des menschlichen Wissens, 2te verbesserte Aufl. gr. 8. 14 Gr.

Die über diese philosophisch-wichtige Schrift bisher erschienenen Recensionen haben ihr wegen Gründlichkeit der eben so neuen als scharfsinnigen Bemerkungen das größte Lob einstimmig beygelegt. Der achtungswürdige Tiefrunk erklärt den Inhalt als sehr reichhaltig, für den Freund des tiefen Nachdenkens — man vergleiche seine Recension dieser Schrift in den Erfurter gelehrten Anzeigen, welche den Grundsätzen dieses Instituts gemäß, mit seinem Namen unterzeichnet ist. — Auf diese Empfehlung von sachkundigen Kennern beziehe ich mich, indem ich hier die 2te Ausgabe, die keineswegs neu gedruckt ist, sondern durch Veränderung der Verlagshandlung veranlaßt ward, den Freunden der Philosophie und philosophischen Rechtslehre anzeige.

Bey Hemmerde und Schwetschke in Halle ist erschienen:

Handbuch der pathologischen Anatomie, von Dr. J. G. Voigtel. 1r und 2r Band, gr. 8.

Wir glauben dieses Werk als das vollständigste in diesem Fache um so eher empfehlen zu dürfen, da der verstorbene G. R. Mekel selbst dessen Herausgabe billigte, die Revision davon übernahm, und mehrere schätzbare Beyträge dem Herrn Verf. dazu lieferte. Es ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verbesserungen.

Im XCI. Bde. 2. St. S. 377. Zeile 15. von unten, im Titel: st. Löpfner l. Höpfner.